

ELISABETH HUTTER

ESKAPADE UND BEHERRSCHUNG

KRISEN VON ABENTEUER UND MÄNNLICHKEIT
IN DER DEUTSCHEN KOLONIALLITERATUR



BRILL | FINK

Eskapade und Beherrschung

Philologie des Abenteuers

Herausgegeben von

Susanne Gösde, Martin von Koppenfels

Wissenschaftlicher Beirat

Julika Griem
Florian Mehlretter
Mireille Schnyder

BAND 7

Elisabeth Hutter

Eskapade und Beherrschung

*Krisen von Abenteuer und Männlichkeit in der
deutschen Kolonialliteratur*



BRILL | FINK

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) im Rahmen der FOR 2568 „Philologie des Abenteurers“ an der Ludwig-Maximilians-Universität München (391968079) und gefördert aus dem LMU Open Access Fonds.

Umschlagabbildung: Titelblatt von *Kolonie und Heimat in Wort und Bild*, IV. Jahrgang, Nr. 1, 25. September 1910.



Dies ist ein Open-Access-Titel, der unter den Bedingungen der CC BY-ND 4.0-Lizenz veröffentlicht wird. Diese erlaubt die Nutzung, Verbreitung und Vervielfältigung in allen Medien, sofern keine Veränderungen vorgenommen werden und der/die ursprüngliche(n) Autor(en) und die Originalpublikation angegeben werden.

Weitere Informationen und den vollständigen Lizenztext finden Sie unter <https://creativecommons.org/licenses/by-nd/4.0/>

Die Bedingungen der CC-Lizenz gelten nur für das Originalmaterial. Die Verwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet durch eine Quellenangabe) wie Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

DOI: <https://doi.org/10.30965/9783846768426>

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Dissertation an der Universität Konstanz, Referenten: Prof. Dr. Albrecht Koschorke, Prof. Dr. Susanne Lüdemann, Prof. Dr. Juliane Vogel. Tag der mündlichen Prüfung: 19.10.2022

© 2024 bei der Autorin. Verlegt durch Brill Fink, Wollmarktstraße 115, D-33098 Paderborn, ein Imprint der Brill-Gruppe (Koninklijke Brill NV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA; Brill Asia Pte Ltd, Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland; Brill Österreich GmbH, Wien, Österreich) Koninklijke Brill NV umfasst die Imprints Brill, Brill Nijhoff, Brill Schöningh, Brill Fink, Brill mentis, Brill Wageningen Academic, Vandenhoeck & Ruprecht, Böhlau und V&R unipress.

www.brill.com

Brill Fink behält sich das Recht vor, die Veröffentlichung vor unbefugter Nutzung zu schützen und die Verbreitung durch Sonderdrucke, anerkannte Fotokopien, Mikroformausgaben, Nachdrucke, Übersetzungen und sekundäre Informationsquellen, wie z.B. Abstraktions- und Indexierungsdienste einschließlich Datenbanken, zu genehmigen.

Anträge auf kommerzielle Verwertung, Verwendung von Teilen der Veröffentlichung und/oder Übersetzungen sind an Brill Fink zu richten.

Einbandgestaltung: Evelyn Ziegler, München
Herstellung: Brill Deutschland GmbH, Paderborn

ISSN 2628-5215

ISBN 978-3-7705-6842-0 (paperback)

ISBN 978-3-8467-6842-6 (e-book)

Meinen Eltern

Inhalt

1. Einleitung: Krisen von Abenteuer und Männlichkeit um 1900	1
1.1 Das Abenteuer als erzählerische Herausforderung in der Kolonialliteratur	1
1.2 Postkoloniale Perspektiven auf koloniale Literatur: Forschungsstand	16
1.3 Theoretisch-methodische Vorüberlegungen	26
1.3.1 <i>Hilflose Hegemonie? Zur Untersuchung kolonialer Männlichkeit</i>	26
1.3.2 <i>Methodische Überlegungen zu Kolonialromanen als Unterhaltungsliteratur</i>	40
1.3.3 <i>Vorgehen und Textauswahl</i>	53
2. Vom Erleben und Erzählen eines Abenteuers:	
Literaturgeschichtliche Perspektiven	59
2.1 Bedeutungswandlungen des literarischen Abenteuerbegriffs . . .	63
2.1.1 <i>âventiure, waz ist daz? Höfisches Abenteuererzählen</i>	63
2.1.2 <i>Zwischen Risikokalkül und Unvernunft: kaufmännische Abenteuer und Robinsonaden</i>	67
2.2 Zur literaturtheoretischen Abwertung und Popularisierung des Abenteuers	75
2.2.1 <i>Ungereimt und verstiegen: Kritik am Abenteuerroman</i>	75
2.2.2 <i>Abenteuer und Unterhaltung</i>	84
2.3 Abenteuer(-Literatur) im Zeitalter des Imperialismus	91
2.3.1 <i>Die Sehnsucht nach intensivem Erleben: Affinitäten zwischen Abenteuer und Kolonialismus</i>	91
2.3.2 <i>Von Cooper bis May: Elemente des modernen Abenteuerromans</i>	96
3. Anachronistische Abenteuer: Koloniales Rittertum und moderne Bewährung	115
3.1 Die Ritter der Schutztruppe: Zur Formung eines kolonialen Abenteuers	118
3.1.1 <i>Das Schema des höfischen Abenteuererzählens</i>	118
3.1.2 <i>Anleihen an âventiure-Elemente im Kolonialroman Afrikanischer Lorbeer</i>	124

3.2	Exkurs: Der Mythos Carl Peters – Inszenierung und Instrumentalisierung eines wilhelminischen Skandals	135
3.2.1	<i>Gewalt am Kilimandscharo und ihre Skandalisierung</i>	136
3.2.2	<i>Perspektiven auf den Kolonialskandal um Carl Peters</i>	143
3.3	Koloniale Männlichkeit zwischen Bewährung und Hilflosigkeit ..	146
3.3.1	<i>Die literarische Umschreibung des kolonialen Abenteuers</i> ..	147
3.3.2	<i>Moderner Minnedienst zwischen Herrschaft, Erotik und Hilflosigkeit</i>	155
3.4	Im Dickicht der Geschichten	165
3.4.1	<i>Prekär werdende Abenteurer in der Heimat</i>	165
3.4.2	<i>Resouveränisierte Männlichkeit</i>	168
4.	Arbeit statt Abenteurer: Der Fetisch der Mitte im kolonialen Siedlungsroman	173
4.1	Das Ringen um die Mitte: der mittelmäßige Held des kolonialen Alltags	175
4.1.1	<i>Intermediäre Herrschaft in der Kolonie</i>	175
4.1.2	<i>Arbeit und mittelmäßiges Heldentum</i>	180
4.2	Die Lust am Dienst: masochistische Inversionen kolonialer Herrschaft	191
4.2.1	<i>Die Erotisierung des Dienens</i>	192
4.2.2	<i>Ohnmacht und Schuldgefühle: kolonialer Masochismus</i>	197
4.3	Der ‚Schritt vom Wege‘: Denormalisierung ins Abenteuer	200
4.3.1	<i>Die Sehnsucht nach sexueller Transgression und das weibliche Abenteuer</i>	200
4.3.2	<i>Krise im kolonialen Paradies</i>	203
4.3.3	<i>Das (Un-)Heil des Abenteurers</i>	205
4.4	Abenteurer zwischen Unterhaltung, Belehrung und Autofiktion ..	211
4.4.1	<i>„ein wirklich afrikanischer Roman“: versuchte Monetarisierung kolonialer Erlebnisse auf dem Buchmarkt nach 1918</i>	211
4.4.2	<i>Autofiktion und Abenteurer in den Togo-Erinnerungen</i>	215
5.	Hilfloses Heldentum in der kolonialen Kriegsliteratur	223
5.1	Die abenteuerliche Aneignung der Fremde	228
5.1.1	<i>Dem Abenteuer entgegen: Die Fahrt nach Südwest</i>	228
5.1.2	<i>Die Fremde als Heimat</i>	234
5.1.3	<i>Kollektive Identitätsstiftung in der Schutztruppe</i>	241
5.2	Frustration und Resouveränisierung im Krieg	244
5.2.1	<i>„Durch die Welt ich wandern muss“: Desillusion, Heimweh und die Abkehr vom Abenteurer</i>	244

5.2.2	<i>Auf der Suche nach soldatischer Handlungsmacht</i>	253
5.2.3	<i>Going native und Genozid</i>	257
5.3	Heroisierung zwischen Authentizität und Ideologisierung	264
5.3.1	<i>Täter, Opfer, Helden: Zur Heroisierung der Schutztruppe</i> ...	264
5.3.2	<i>„Ästhetisch doppelte Buchführung“: Dissonanz der Erzählstimmen</i>	273
6.	„In jedem gesunden Jungen steckt ein Robinson“: Die Pfadfinder und das koloniale Abenteuer	285
6.1	Pfadfinder des tüchtigen Lebens: Ein Erziehungskonzept und seine kolonialen Wurzeln	288
6.1.1	<i>Spurenlesen in Krieg und Frieden</i>	288
6.1.2	<i>Das Abenteuer (vor-)lesen und (nach-)spielen</i>	293
6.1.3	<i>Lehrbuch für den „richtigen Lebenspfad“: das deutsche Pfadfinderbuch</i>	300
6.2	Das literarische Abenteuer in der Pfadfinderpädagogik	309
6.2.1	<i>„Piff-Paff-Puff“: Zur Rezeption des Pfadfinderbuchs</i>	309
6.2.2	<i>Parzival als kolonialer Pionier und nationaler Held: Der Ritterspiegel</i>	317
6.3	„Wir sind hier nicht in einem Indianerbuch“: das koloniale Abenteuer im Pfadfinderroman	322
6.3.1	<i>Vom Greenhorn zum Grünhorn: Populäre Abenteuer motive in der Literarisierung des Kolonialkriegs</i>	323
6.3.2	<i>Wider die Hilflosigkeit: Peter Moors Fahrt nach Südwest als Intertext</i>	334
7.	Abgesang auf das Abenteuer: Koloniale Transgressionen in der Fremdenlegion	339
7.1	Die Fremdenlegion als Schatten des Kolonialdiensts: Abenteuersemantiken in der populären Legionärliteratur	340
7.1.1	<i>Antilegionspropaganda in populärer Erzählliteratur</i>	342
7.1.2	<i>Zur Persistenz des Legionärsabenteuers im Heftchenroman</i>	348
7.2	Von der Unerreichbarkeit des exotischen Abenteuers: Ernst Jüngers <i>Afrikanische Spiele</i>	351
7.2.1	<i>Der Traum vom afrikanischen Abenteuer</i>	352
7.2.2	<i>Transgressionsversuche im Lektüredickicht</i>	357
7.2.3	<i>Spiel und Niederlage</i>	365
8.	Fazit: Abenteuer und Krise in populären Kolonialerzählungen um 1900	375

Literaturverzeichnis 391

Siglenverzeichnis 425

Dank 427

Einleitung: Krisen von Abenteuer und Männlichkeit um 1900

1.1 Das Abenteuer als erzählerische Herausforderung in der Kolonialliteratur

Der Kriegsmann als Schreiberlein.

St. Bureaukturatus hat mit echter deutscher Gründlichkeit auch in Afrika Einzug gehalten und belastet unsere Kriegsmänner drüben mit einer Fülle von Schreibarbeit. Major Dominik, der sich soeben erst wieder durch Niederwerfung des Maka-Aufstands in ersterer Eigenschaft bewährt hat, gibt seinem Protest gegen die Herabwürdigung zum Skribifax durch obiges Bild ebenso drastischen wie humorvollen Ausdruck.¹

Mit diesen Worten ist die Fotografie auf dem Umschlag dieses Buches untertitelt, welche im Jahr 1910 ein Titelblatt der kolonialen Wochenschrift *Kolonie und Heimat* illustrierte. Zu sehen ist auf dem Bild Hans Dominik, Major der Kaiserlichen Schutztruppe in Kamerun, der, gekleidet in die typische Uniform mit Hut und ausgestattet mit einer Aktentasche und einem Sonnenschirm, auf einem gesattelten und gezäumten Rind sitzt. Die Bildunterschrift gibt prägnante Auskunft darüber, dass ein hochrangiger Offizier in der zunehmenden Bürokratisierung der Kolonialherrschaft eine Gefahr für seine soldatische Ehre als „Kriegsmann“ sieht, insofern er mit der Aktenarbeit nur noch mittels geschriebener Worte und Paragraphen und nicht mehr durch selbstbestimmte Taten und Kampfkraft agieren darf.

Die von Dominik gewählte Inszenierung seiner Person löst beim Betrachten eine Irritation aus. Diese lässt sich besser einordnen, wenn man sich vergegenwärtigt, was auf dem Bild *nicht* abgebildet ist. Scurril mutet der Offizier auf der Kuh nämlich vor allem deshalb an, weil hier ein Bruch mit der tradierten Darstellung von kolonialen Akteuren und ihrem Wirken in der exotischen Fremde ersichtlich wird. Abgebildet ist weder ein auf einem Pferd reitender Abenteuerer, der gegen scheinbar wilde Indigene kämpft, noch ein jederzeit

¹ Bildunterschrift auf der Titelseite von *Kolonie und Heimat in Wort und Bild. Unabhängige koloniale Wochenschrift. Organ des Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft*. IV. Jahrgang, Nr. 1, 25. September 1910.

zum Kampf bereiter moderner Soldat, der zur Eroberung auszieht. Stattdessen zeigt sich der Offizier als Karikatur des kolonialen Männlichkeitsideals: Ausgestattet ist er nicht mit einer Waffe, sondern mit einem Sonnenschirm und einer Aktentasche, die den Einzug von zivilisatorischen Annehmlichkeiten und Schreibtischarbeit versinnbildlichen. Der „Skribifax“ bändigt auch kein wildes Pferd, wie es Abenteurer tun, sondern sitzt auf einer harmlos wirkenden Kuh, die die bäuerliche Bearbeitung des kolonialen Raums anstelle des Durchreitens wilder, kontingenter Weiten der exotischen Fremde symbolisiert. Statt wagemutiger Aktion und dynamischer Tatkraft vermittelt das Foto somit den Eindruck der statischen, administrativ geregelten und landwirtschaftlich begleiteten Besiedlung.

Mit dieser Bildsprache rekurriert das Foto auf eine vermeintliche Selbstverständlichkeit, nämlich die Einheit von Kolonialismus und Abenteuer. Die Vorstellung, dass die koloniale Eroberung fremder Länder abenteuerlich ist, scheint so unzweifelhaft, dass sie bislang wenig thematisiert oder hinterfragt wurde. Stattdessen wurde gerade dem Hochimperialismus der Jahrhundertwende ein regelrechter „cult of adventure“² attestiert. Die Inszenierung des Majors als „Schreiberlein“ hingegen bietet einen ersten Anhaltspunkt dafür, dass soldatische Selbstbehauptung und transgressive Abenteuer im kolonialen Diskurs zugunsten einer Betonung von regelhafter Besiedlungsarbeit problematisiert wurden. Dass ein ranghoher Offizier gegen diese veränderte Bewertung wiederum protestiert, zeugt von einem Spannungsverhältnis zwischen dem beanspruchten Recht auf individuelle Eskapade und der gleichzeitigen Pflicht zur kolonialen Beherrschung, welches im Umgang mit dem Abenteuer ausgehandelt wird. Der Versuch, in den Kolonien nach und nach eine stabile Herrschaft zu entwickeln, bringt die alte Vorstellung von der exotischen Fremde als Raum der regressiven Selbstentfaltung männlicher Individualisten ins Wanken. Diese Beobachtung wird im Folgenden zum Anlass genommen, die Rolle, die das Abenteuer innerhalb literarischer Kolonialfantasien spielt, erstmals genauer zu bestimmen.

Die kollektive Imagination der Fremde als Raum für Abenteuer findet sich bereits früh in Berichten von Reisen nach Afrika, Asien oder Amerika, in denen häufig die vollkommene Andersartigkeit der außereuropäischen Fremde herausgestellt und sie damit gleichsam als „exotic ,elsewhere“³ also als Projektionsfläche für die Sehnsucht nach Exotik, Wildnis und Freiheit

2 Green, Martin: *The Adventurous Male. Chapters in the History of the White Male Mind*. University Park: Pennsylvania State Univ. Press 1993, S. 26.

3 Bruzelius, Margaret: *Romancing the Novel. Adventure from Scott to Sebald*. Lewisburg: Bucknell Univ. Press 2007, S. 40.

entwickelt wurde.⁴ In dieser Sehnsucht kristallisierten sich all jene Bedürfnisse, die in der gesicherten Ordnung des heimatlichen Alltags, strukturiert durch Arbeit, Familie, christliche Moral und Standeszugehörigkeit, keinen Platz fanden und nicht vorgesehen waren. Kurz gesagt wurde die Fremde somit zur Sphäre des Abenteuers.

In einer der wenigen theoretischen Auseinandersetzungen mit dem Abenteuer, Georg Simmels lebensphilosophisch ausgerichteten Aufsatz *Philosophie des Abenteuers* (1910), wird als charakteristisch für das Abenteuer benannt, „daß es aus dem Zusammenhange des Lebens herausfällt.“⁵ So qualifiziert sich die Fremde insofern paradigmatisch als Abenteuererraum, als in ihr die Regeln des eigenen Lebens kaum Geltung beanspruchen. Um ein Abenteuer zu erleben, tritt man dieser modernen Interpretation des Begriffs zufolge aus der gewohnten Ordnung des Lebens heraus und begibt sich in Gefilde, in denen man frei und selbstbestimmt agieren kann und in denen Unvorhersehbares geschieht. Wenngleich sich der Begriff ‚Abenteuer‘ nicht durch analytische Schärfe auszeichnet, lässt sich doch grundlegend festhalten, dass das Narrativ des Abenteuers eine grenzüberschreitende Bewegung eines identifizierbaren Helden beinhaltet, eine Erkundung des (meist fremden) Raums, die von Unvorhersehbarkeit und Kontingenz geprägt ist, während derer der Held in riskante Gefahrensituationen gerät. Diese sind meist als einzelne, abgeschlossene Episoden gestaltet, in denen der Abenteurer eine oder mehrere Prüfungen als Bewährungsproben meistern muss.⁶

Dabei sind es vor allem die grenzüberschreitende Bewegung und die Durchdringung und Beherrschung eines Raumes, in dem eigenwilliges bis rücksichtsloses Verhalten erprobt werden kann, die das Abenteuer als einen

4 Vgl. als Überblick Kiening, Christian: *Das wilde Subjekt. Kleine Poetik der Neuen Welt*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2006.

5 Simmel, Georg: *Philosophie des Abenteuers*. In: ders.: *Gesamtausgabe*. Hrsg. von Otthein Rammstedt. Bd. 12: *Aufsätze und Abhandlungen 1909–1918*, Bd. 1. Hrsg. von Rüdiger Kramme und Angela Rammstedt. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2001, S. 97–110, S. 97.

6 Zu dieser basalen Definition des Abenteuers vgl. Koppenfels, Martin von: *Wissenschaftliches Programm der Forschungsgruppe. DFG-Forschungsgruppe „Philologie des Abenteuers“ (FOR 2568)*, Ludwig-Maximilians-Universität München. München 2018. <https://www.abenteuer.fak13.uni-muenchen.de/forschungsgruppe/wissenschaftliches-programm/wissenschaftliches-programm.pdf> (15.10.2023), S. 4, sowie Teuber, Bernhard: *Yvain, der Löwenritter – Die Geburt des Abenteurers in der mittelalterlichen Erzählliteratur*. In: *Glücksritter. Risiko und Erzählstruktur*. Hrsg. von Wolfram Ette u. Bernhard Teuber. Paderborn: Fink 2021, S. 1–26, S. 8–9. Vgl. ähnlich auch bei Eming, Jutta u. Ralf Schlechtweg-Jahn: *Einführung: Das Abenteuer als Narrativ*. In: *Aventiure und Eskapade. Narrative des Abenteuerlichen vom Mittelalter zur Moderne*. Hrsg. von Jutta Eming u. Ralf Schlechtweg-Jahn. Göttingen: V&R unipress 2017, S. 7–33, S. 22.

paradigmatischen Erlebnis- und Erzählmodus des Imperialismus erscheinen lassen. Die koloniale Fremde wurde zur Zeit des europäischen Hochimperialismus zu einer Chiffre, über die ein vitalisierendes Erlebnis, eine Befreiung aus der einengenden bürgerlichen Werteordnung sowie Regression imaginiert werden konnten.⁷ Für dieses Begehren nach Macht, sexueller Befriedigung oder Anerkennung bietet sich das Abenteuer als Erlebnisform an, weil es darin legitim ist, eigenmächtig zu handeln, Grenzen zu überschreiten und so dem Wunsch nach Außerordentlichkeit nachzugehen.⁸ Zugleich bleibt das Abenteuer durch sein gezieltes Heraustreten aus der Ordnung immer auf ebendiese Ordnung bezogen, von der es sich löst und abgrenzt, deren Normen aber dennoch die Grundlage der im Abenteuer angestrebten Bewährung des Individuums bilden und die zugleich die Bedingungen des Wiedereintritts in die Ordnung nach bestandenen Abenteuern stellen. Gerade für den Imperialismus, der für sich beansprucht, fremde Erdteile zu kolonisieren und dort eine neue politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Ordnung zu etablieren, ist dieses widersprüchliche Verhältnis zur eigenen Ordnung im Modus des Abenteurers bemerkenswert. Wie sowohl das Abenteuer per se als auch der Zusammenhang zwischen Abenteuer und Ordnung im Zeitalter des deutschen Imperialismus (1884–1919) verhandelt wurden, wird in dieser Studie anhand des Genres der deutschsprachigen Kolonalliteratur untersucht.

Es handelt sich beim Abenteuer um einen originär literarischen Grundbegriff, der seinen Wortursprung im Mittelalter hat und seither sowohl ein Erlebnis als auch die Erzählung von diesem Erlebnis meint,⁹ sodass eine Untersuchung des Abenteurers immer auch dessen narrative Formung berücksichtigen muss. Auch wenn diese doppelte Semantik im hier gewählten Untersuchungszeitraum, der Zeit um 1900, eher in Richtung des Erlebnischarakters des Abenteurers tendiert, lässt sich dennoch konstatieren, dass in der jeweiligen historischen Variation des Erzählmusters zeitgenössische Ängste,

7 Für den britischen Imperialismus des 19. und 20. Jahrhunderts hat dies etwa Patrick Brantlinger gezeigt, vgl. Brantlinger, Patrick: *Rule of Darkness. British Literature and Imperialism, 1830–1914*. Ithaca: Cornell Univ. Press 1988. Thomas Schwarz hat die Verbindung von Exotismus und vitalisierender Regression anhand des expressionistischen Erzählwerks Robert Müllers untersucht, siehe Schwarz, Thomas: *Robert Müllers Tropen. Ein Reiseführer in den imperialen Exotismus*. Heidelberg: Synchron 2006.

8 Vgl. zu den Triebkräften, die das Abenteuer bedingen, die Beiträge in Hutter, Elisabeth, Nathalie Schuler u. a. (Hrsg.): *Triebökonomien des Abenteurers*. Paderborn: Fink 2021.

9 So kann man bereits bei Jacob Grimm nachlesen, dass der Begriff der *aventure* neben dem „ursprünglichen sinn von ereignis [...] zugleich den einer darstellung und erzählung des vorfalls“ habe. Siehe dazu Grimm, Jacob: *Frau Aventure klopft an Beneckes thür*. In: ders.: *Kleinere Schriften. 1. Reden und Abhandlungen*. Reprogr. Nachdr. der Ausg. Berlin 1864. Hildesheim: Olms 1965, S. 83–112, S. 85–86 sowie die Ausführungen in Kapitel 2.1.1.

Befindlichkeiten und Sehnsüchte verhandelt werden, und zwar gerade weil das Abenteuer untrennbar mit der Ordnung verbunden ist, von der es sich abgrenzt.¹⁰

Während die überseeische Fremde schon lange vor ihrer tatsächlichen Kolonisierung ein beliebter Gegenstand zahlreicher deutschsprachiger Abenteuerromane des 18. und 19. Jahrhunderts war, führte die Annexion erster „Schutzgebiete“¹¹ in Ostafrika im Jahr 1884 dazu, dass die exotistischen Fantasien nun auch auf tatsächlich unter deutscher Fremdherrschaft stehende Gebiete gerichtet werden und diese kolonisierten Gebiete zugleich in das Bewusstsein der Leserinnen und Leser rücken konnten. Der wilhelminische Kolonialismus des 19. Jahrhunderts bedeutete somit einen enormen Schub für die deutsche Abenteuerliteratur und prägte dieses Genre maßgeblich.

Das deutsche Kaiserreich trat bekanntlich als Nachzügler in die Riege der europäischen Kolonialmächte ein. Zunächst größtenteils privatwirtschaftlich organisiert und auf ökonomischen Gewinn ausgerichtet, begann erst in den 1890er Jahren der Aufbau einer staatlich organisierten Kolonialverwaltung mit militärischen und zivilen Stationen, dort ansässigen kolonialen Beamten und einer Schutztruppe, die auch eine zivile Besiedelung ermöglichen sollten. Diese Verzögerung in einem ohnehin schon verspäteten Imperialismus sorgte dafür, dass die tatsächliche herrschaftliche Durchdringung der kolonialen Gebiete unstrukturiert erfolgte und daher allenfalls punktuell, zu keinem Zeitpunkt aber flächendeckend gegeben war, wodurch die deutsche Kolonialherrschaft wenig gesichert, geschweige denn souverän war.¹² Damit befand sich die Kolonialherrschaft unter ständigem Legitimationsdruck sowohl nach außen gegenüber den Kolonisierten und den rivalisierenden Kolonialmächten als auch im Inneren gegenüber der deutschen Öffentlichkeit.

10 Vgl. auch Klotz, Volker: *Abenteuer-Romane*. Sue, Dumas, Ferry, Retcliffe, May, Verne. München, Wien: Hanser 1979, S. 18–19.

11 Bei dem Begriff handelt es sich um einen kolonialideologisch aufgeladenen Euphemismus für ein kolonisiertes Gebiet. In dieser Studie werden dieser Begriff und ähnlich euphemistische, gewaltverschleiende Termini durch die Verwendung von einfachen Anführungszeichen als problematisch markiert.

12 Zur schwachen Staatlichkeit und rudimentären „Basislegitimität“ des deutschen Kolonialismus siehe Trotha, Trutz von: Über den Erfolg und die Brüchigkeit der Utopie staatlicher Herrschaft. Herrschaftssoziologische Beobachtungen über den kolonialen und nachkolonialen Staat in Westafrika. In: *Verstaatlichung der Welt? Europäische Staatsmodelle und außereuropäische Machtprozesse*. Hrsg. von Wolfgang Reinhard. München: Oldenbourg 1999, S. 223–251, S. 234. Diese Einschätzung gilt in der Forschung als Konsens, vgl. auch Conrad, Sebastian: *Deutsche Kolonialgeschichte*. München: Beck 2008, S. 43, sowie für Ostafrika Pesek, Michael: *Koloniale Herrschaft in Deutsch-Ostafrika. Expeditionen, Militär und Verwaltung seit 1880*. Frankfurt a. M.: Campus 2005.

Dieser fragilen kolonialen Herrschaftssituation und dem zeitweise kritischen Kolonialdiskurs zum Trotz war der Kolonialismus hinsichtlich seiner phantasmatischen Ausgestaltung in Literatur, Kunst und anderen Medien des Kaiserreichs so präsent, dass sich mit der Kolonialliteratur ein neues, eigenständiges Genre entwickelte. Es handelt sich dabei um ein relativ heterogenes Genre, das im engeren Sinn in der Zeit des wilhelminischen Kolonialismus (1884-1919) insbesondere Prosa – die hier im Fokus stehen wird –, in weitaus geringerem Ausmaß auch Gedichte und Dramen sowie Reiseberichte und Memoiren umfasst und sich durch das übergreifende Thema des deutschen Kolonialbesitzes kennzeichnet.¹³ Deutlich stärker als die bisherige exotistische Abenteuerliteratur des 19. Jahrhunderts konzentrieren sich Kolonialromane auf kolonisierte Gebiete als Schauplätze ihrer Handlung, die geprägt ist von deutschen Figuren in Auseinandersetzung mit den von ihnen kolonisierten Menschen. Dabei war es für die Autorinnen und Autoren keine notwendige Bedingung, die kolonisierten Gebiete, über die sie schrieben, aus eigener Anschauung zu kennen: Für manche, wie Frieda von Bülow oder Hans Grimm, trifft das zu, andere hingegen, wie Gustav Frenssen, griffen für ihre Romanproduktion lediglich auf Reiseberichte und andere Quellen zurück.

Charakteristisch für das Genre ist außerdem, dass es stark auf zeitgenössisch aktuelle politische und wirtschaftliche Entwicklungen im Kaiserreich und seiner Kolonialadministration Bezug nahm.¹⁴ Hierbei ist für die deutsche Kolonialliteratur eine deutliche Prägung durch die ideologische Programmatik des Imperialismus und den damit verbundenen Machtanspruch zu konstatieren.¹⁵ Gerade weil die meisten Kolonialromane eindeutig kolonialaffirmativ ausgerichtet sind, d. h. die Legitimität der Kolonisierung und die moralische und zivilisatorische Überlegenheit der deutschen Protagonisten ins Zentrum rücken, sind sie sehr aufschlussreich hinsichtlich der formulierten Rollenerwartungen an die Protagonisten.¹⁶ Darüber hinaus handelt es sich bei der

13 Vgl. Hermes, Stefan: Kolonialliteratur. In: Handbuch Postkolonialismus und Literatur. Hrsg. von Dirk Göttsche, Axel Dunker u. Gabriele Dürbeck. Stuttgart: Metzler 2017, S. 260–267, S. 260.

14 Vgl. auch Warmbold, Joachim: „Ein Stückchen neudeutsche Erd'...“. Deutsche Kolonialliteratur: Aspekte ihrer Geschichte, Eigenart und Wirkung, dargestellt am Beispiel Afrikas. Frankfurt a. M.: Haag + Herchen 1982, S. 200.

15 Vgl. Gutjahr, Ortrud u. Stefan Hermes: Maskeraden des (Post-)Kolonialismus. Eine Einleitung. In: Maskeraden des (Post-)Kolonialismus. Verschattete Repräsentationen ‚der Anderen‘ in der deutschsprachigen Literatur und im Film. Hrsg. von Ortrud Gutjahr u. Stefan Hermes. Würzburg: Königshausen & Neumann 2011, S. 7–16, S. 7.

16 Zur propagandistischen Komponente der Kolonialliteratur vgl. Struck, Wolfgang: Die Eroberung der Phantasie. Kolonialismus, Literatur und Film zwischen deutschem Kaiserreich und Weimarer Republik. Göttingen: V & R Unipress 2010, S. 13–14, sowie

Kolonialliteratur größtenteils um populäre Unterhaltungsliteratur, die darauf abzielte, ein Massenpublikum zu erreichen.¹⁷ Damit war sie so erfolgreich, dass Kolonialromane auch noch lange nach dem eigentlichen Kolonialismus in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus publiziert und teilweise noch in der Nachkriegszeit rezipiert wurden. Die kolonialaffirmative Tendenz der Romane und ihre massenhafte Verbreitung legen nahe, dass sie die Implementierung und Perpetuierung von Kolonialfantasien bei ihrer Leserschaft entscheidend prägten. Dazu trug auch bei, dass die Kolonialliteratur als Teil des größeren Kolonialdiskurses auf bestehendes soziokulturelles Wissen rekurrierte, dieses aktualisierte und mitgestaltete.¹⁸ Dies gilt auch für die gesellschaftliche Bewertung des Abenteurers, die in der Kolonialliteratur thematisiert wird.

Mit der fortschreitenden Kolonisierung außereuropäischer Gebiete wird auch in der literarischen Imagination der nun kolonisierten Fremde ein Wandel sichtbar. Denn mit der sich verstetigenden Beanspruchung der Kolonien als Herrschafts- und Siedlungsraum widerspricht das Abenteuer als kolonialem Aktions- und Erzählmuster sukzessive dem neuen Selbstverständnis des ordnungsstiftenden deutschen Siedlungskolonialismus und verändert die Erwartungen, die an die koloniale Männlichkeit gestellt wurden. Somit ist diese Studie der literarischen Auseinandersetzung mit diesem zwiespältigen Verhältnis männlicher Kolonialakteure zum Abenteuer in deutschsprachigen Kolonialromanen um 1900 von heute weitgehend in Vergessenheit geratenen Autoren wie Richard Küas, Gustav Frenssen und Alfred Funke gewidmet. Ihr Ziel ist es, die Bedeutung der Erzählform des Abenteurers und den damit verbundenen Handlungsformen für das Genre der Kolonialliteratur zu untersuchen und daran zunächst ein Spannungsfeld genauer auszuloten, das sich zwischen der scheinbaren Ubiquität des Abenteurers in kolonialen Erzähltexten und seiner gleichzeitigen erzählerischen Problematisierung entwickelt. Gerade weil die Kolonialliteratur als nahezu paradigmatisches Genre für das Erzählen kolonialer Abenteuer erscheint, wurde diese Abenteuerlichkeit in

Warmbold, J.: „Ein Stückchen neudeutsche Erd“, S. 278–279. Die „politisch-erzieherische Rolle“ der Kolonialliteratur betont auch Benninghoff-Lühl, Sibylle: *Deutsche Kolonialromane, 1884–1914, in ihrem Entstehungs- und Wirkungszusammenhang*. Bremen: Übersee-Museum Bremen 1983, S. 1.

17 Vgl. auch Hermes, S.: *Kolonialliteratur*, S. 260.

18 Zur Rolle der Kolonialliteratur innerhalb des Kolonialdiskurses vgl. auch Brehl, Medardus: *Diskursereignis ‚Herero-Aufstand‘. Konstruktion, Strategien der Authentifizierung, Sinnzuschreibung*. In: *Deutsche Sprache und Kolonialismus. Aspekte der nationalen Kommunikation 1884–1919*. Hrsg. von Ingo H. Warnke. Berlin, New York: De Gruyter 2009, S. 168–172.

der bisherigen Forschung bislang unhinterfragt vorausgesetzt oder zumindest nicht explizit thematisiert.¹⁹ Um diesem Erkenntnisinteresse nachzugehen, werden anhand der ausgewählten Romane verschiedene Topoi, Narrative und Figuren des Abenteuers und des Abenteuerlichen näher bestimmt, indem danach gefragt wird, wie und warum das Abenteuer thematisiert und dargestellt wird. Für eine literaturhistorisch orientierte Perspektive ist darüber hinaus zu klären, wie in den Kolonialromanen auf tradierte Abenteuerkonzeptionen anderer Epochen und Genres Bezug genommen wird und wie sich die Kolonalliteratur damit zur deutschsprachigen Abenteuertradition des 19. Jahrhundert, aber auch zu literarischen Strömungen wie dem Realismus und Genres wie der Heimatliteratur positioniert.

Dabei geht es nicht darum, zu eruieren, ob die hier untersuchten Romane als Abenteuerromane zu bezeichnen sind oder nicht. In der literarischen Verarbeitung des Abenteuers ist das spezifische Genre des Abenteuerromans eher als Sonderform zu sehen, die um 1900 weit verbreitet ist. Der Regelfall ist indes eher, dass auch in Erzähltexten, die nicht als Abenteuerromane gesehen werden können, mehr oder weniger stark auf Narrative des Abenteuers oder des Abenteuerlichen zurückgegriffen wird.²⁰ Insofern gilt es zu fragen, wie mit Abenteuernarrativen – verstanden als „Kleinerzählungen“,²¹ die auch in einem nicht weiter abenteuerlichen Erzählkontext stehen können – umgegangen wird und wie und warum sie in kolonialer Literatur umgesetzt, umgeschrieben oder abgelehnt werden.

Im Zentrum des Interesses steht dafür die Figur des kolonialen Protagonisten: Als Repräsentant und ausführende Instanz einer kolonialen Ordnung wird über diesen Akteur ein Ideal kolonialer Herrschaft verhandelt, das wiederum in einem widersprüchlichen Verhältnis zum Abenteuer steht. Denn nach der bereits zitierten Simmel'schen Einschätzung fällt das Abenteuer als Eskapade aus der Ordnung des Alltags heraus und steht ihr durch seine Außergewöhnlichkeit diametral entgegen. Wenn koloniale Protagonisten als Akteure eines Abenteuers inszeniert werden, lässt sich daran anknüpfend die Frage stellen,

19 So findet sich beispielsweise im *Handbuch Postkolonialismus und Literatur* (2017) die nicht weiter differenzierte Feststellung, dass die Kolonalliteratur „an das Genre des Abenteuerromans à la James Fenimore Cooper, Friedrich Gerstäcker, Robert Louis Stevenson oder Karl May anschließt“, siehe Hermes, S.: Kolonalliteratur, S. 261.

20 Gerade weil auch grundsätzlich nichtabenteuerliche Erzähltexte einzelne abenteuerliche Narrative enthalten können, greift die von Sibylle Benninghoff-Lühl vorgenommene Einteilung der Kolonalliteratur in Abenteuerromane, Feldzugsberichte und Siedlungsromane zu kurz. Siehe dazu Benninghoff-Lühl, S.: Deutsche Kolonialromane. Zum Abenteuer als Narrativ vgl. Eming, J. u. R. Schlechtweg-Jahn: Einleitung, S. 20–21.

21 Eming, J. u. R. Schlechtweg-Jahn: Einleitung, S. 21.

wie sich der Abenteurer zur bestehenden Ordnung, aus der er sich im Zuge des Abenteuers hinausbewegt, verhält und was das Abenteuer über bestehende Rollenerwartungen an männliche Kolonialakteure preisgibt.

Als transgressiver Akt ist das Erleben von Abenteuern spezifisch männlich konnotiert, weshalb auch ‚abenteuernde‘ Helden in Kolonialromanen überwiegend männlich sind. Hinzu kommt, dass Imaginationen des Kolonialen oftmals durchdrungen sind von sexualisierten Vorstellungen von Eroberung, Penetration und Unterwerfung der Fremde, die als ‚dunkler Kontinent‘ oder als undurchdringlicher Urwald erotisiert wurde, was die Frage nach den Bedingungen eines kolonialen Abenteurers an die Frage nach männlicher Macht und Potenz koppelt.²² Gefragt wird deshalb auch, wie mit dem Tat kraft, Selbstbestimmtheit und Bewährung verheißenden Abenteuer, aber auch in Abgrenzung davon, das Selbstverständnis dieser kolonialen Akteure verhandelt wird, um den Zusammenhang zwischen dem Abenteuer und weißer, kolonialer Männlichkeit näher zu bestimmen.

Insofern das Abenteuer um 1900 sowohl eine ästhetische Abwertung erfährt als auch mit einem sich neu entwickelnden Rollenverständnis kolonialer Akteure konfliktiert, wird es, so die Ausgangshypothese dieser Untersuchung, in der deutschsprachigen Kolonialliteratur der Jahrhundertwende zu einer erzählerischen Herausforderung. Gezeigt wird deshalb, dass das Abenteuer im literarischen Kolonialdiskurs keineswegs unkritisch und rein affirmativ aufgegriffen wird, sondern stattdessen auf verschiedene Weise problematisiert wird.

Zunächst ist diese problematisch werdende Bezugnahme auf das Abenteuer auf eine sukzessive literaturtheoretische Abwertung der abenteuerlichen Ästhetik und Handlungsstruktur zurückzuführen, die sich seit Ende des 18. Jahrhunderts abzeichnete (vgl. Kap. 2.2.). Im Zuge dieser Abwertung wurde das Abenteuer als Erzählform immer weiter aus der ambitionierten Erzählliteratur verdrängt, weil es sich der Meinung von Literaturtheoretikern zufolge durch die maßlose Anhäufung von unwahrscheinlichen Begebenheiten und reißerischen Episoden auszeichne. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde das Abenteuer, das in Form des exotistischen Abenteuerromans als eigenständiges Genre der Populärliteratur prosperierte, zunehmend mit

22 Vgl. auch Zantop, Susanne: *Colonial Fantasies. Conquest, Family, and Nation in Pre-colonial Germany, 1770–1870*. Durham: Duke Univ. Press 1997, S. 2, und McClintock, Anne: *Imperial Leather. Race, Gender and Sexuality in the Colonial Contest*. New York: Routledge 1995, S. 1–4.

Sittenwidrigkeit und Trivialität assoziiert. So werden beispielsweise in einem zentralen Werk des deutschen Realismus, Wilhelm Raabes *Stopfkuchen* (1891), die Erzählungen derjenigen, die „dreist in die Welt hinaus und nach Afrika laufen“, als „triviale[] Abenteuerhistorien“²³ abgetan. Einerseits tat der Vorwurf der ästhetischen Wertlosigkeit und der ethischen Fragwürdigkeit der Beliebtheit von Abenteuerliteratur als zeitgenössisch sehr populärem und massenhaft verbreitetem Genre keinen maßgeblichen Abbruch. Andererseits wird im Folgenden anhand ausgewählter Kolonialromane gezeigt, dass selbst im Feld der populären Unterhaltungsliteratur eine distanziertere Bezugnahme auf das Abenteuer sichtbar wird.

Zu dieser literaturästhetischen Problematisierung um die Jahrhundertwende gesellte sich noch ein weiterer Aspekt, der das Abenteuer für die Kolonialliteratur zu einer Herausforderung machte, nämlich eine außerliterarische Verschiebung in der Bewertung des kolonialen Abenteuers als Handlungs- und Erlebnisform für deutsche Kolonisten. Während insbesondere die Romane aus der Frühphase der deutschen Kolonisation stark von abenteuerlichen Handlungssequenzen geprägt sind, zeichnet sich mit der zunehmenden Konsolidierung kolonialer Macht auch literarisch eine kritischere Bezugnahme auf Abenteuer narrative ab.

Einer gängigen Einteilung zufolge lassen sich für die deutsche Kolonialherrschaft drei Phasen unterscheiden: In der ersten Phase, die mit der kolonialen Besetzung von Gebieten in Ostafrika, Südwestafrika, Kamerun und Togo begann, dominierte in der Öffentlichkeit wie unter den Kolonialisten eine Kolonialeuphorie, die das Interesse an den Kolonien stimulierte. Mit dem Scheitern der privaten Kolonialgesellschaften ab 1890 und mit der sich als komplizierter als angenommen erweisenden dauerhaften Besiedelung sowie der nur geringen wirtschaftlichen Ausbeuten folgte eine etwa 15 Jahre andauernde zweite Phase der Ernüchterung dieser Euphorie und der versuchten Herrschaftssicherung, die schließlich in die militärische Bekämpfung diverser ‚Aufstände‘ mündete. Eine letzte Phase, die mit der Ernennung Bernhard Dernburgs zum Staatssekretär des neu gegründeten Reichskolonialamts einsetzte, war einerseits von Professionalisierung und Reformierung der Kolonialverwaltung, andererseits von einer Neuorientierung der Kolonialpolitik von militärischer Unterdrückung und Ausbeutung hin zu einer mehr auf längerfristige Nutzbarmachung von Ressourcen und menschlicher Arbeitskraft gekennzeichnet.²⁴

23 Raabe, Wilhelm: *Stopfkuchen*. Eine See- und Mordgeschichte. Berlin: Otto Janke 1891, S. 145.

24 Zu den Phasen der Kolonialherrschaft vgl. Conrad, S.: *Deutsche Kolonialgeschichte*, S. 35–37, Baumgart, Winfried: *Die deutsche Kolonialherrschaft in Afrika*. Neue Wege der

In der ersten Phase der Euphorie entstanden mehrheitlich Kolonialromane, die diese Kolonialbegeisterung einerseits aufgriffen, andererseits aber auch aktiv propagieren wollten.²⁵ Ein wesentliches Element der frühen Kolonialliteratur ist daher ein unbefangener Umgang mit der Darstellung von gewaltvoller militärischer Eroberung, aber auch mit der Hervorhebung einzelner Protagonisten als Abenteuerhelden, die in einem noch rechtsfreien, politisch nicht gesicherten Raum frei agieren und ihr Heldentum unter Beweis stellen können. In der zweiten und dritten Phase der versuchten Konsolidierung und schließlich Reformierung der Herrschaft veränderten sich hingegen auch die literarischen Narrationen von der Kolonie. Auffällig häufig sind die Protagonisten in Kolonialromanen dieser Zeit keine Abenteuerer mehr, sondern koloniale Beamte, Kaufleute oder Siedler. Dieser Entwicklung liegt ein Wandel im Selbstbild des deutschen Imperialismus zugrunde. Denn die Kolonien wurden verstärkt nicht mehr nur als Handelsstützpunkte, sondern zunehmend auch als dauerhafter Siedlungsraum, als neues ‚Deutschland unter Palmen‘ verstanden, auch wenn die tatsächliche Herrschaft in den Kolonien vielerorts keineswegs gesichert war. Das neue Selbstbild einer etablierten, gereiften Kolonialmacht wirkte sich auch auf das Ideal des kolonialen Offiziers, Beamten oder Siedlers aus: Gefragt waren nun nicht mehr wagemutige Abenteuerer, sondern Männer, die gewillt waren, sich am Aufbau der staatlichen Kolonialadministration und der Durchsetzung kolonialer Regeln zu beteiligen.

Dieses sich verändernde Selbstbild kolonialer Herrschaft und die darin angelegte Ablehnung des Abenteurers griffen auch viele Kolonialautorinnen und -autoren in ihren Romanen auf. Nichtsdestotrotz wurden auch weiterhin von diesen politischen Rahmenbedingungen größtenteils unbeirrt bleibende koloniale Abenteuerromane geschrieben und auch gelesen, sodass der hier konstatierte Wandel nicht als eindeutiger, zeitlich genau festzulegender Bruch mit früheren Kolonialnarrativen zu verstehen ist, sondern eher als eine Ausdifferenzierung des Genres und der angesprochenen Zielgruppen, im Zuge derer die Autorinnen und Autoren unterschiedlich stark auf die politischen und normativen Veränderungen im kolonialen Diskurs reagierten.

Forschung. In: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 58 (1971), S. 468–481, S. 469–470, sowie ausführlicher Bade, Klaus J.: Das Kaiserreich als Kolonialmacht. Ideologische Projektionen und historische Erfahrungen. In: Die Deutsche Frage im 19. und 20. Jahrhundert. Referate und Diskussionsbeiträge eines Augsburger Symposiums, 23. bis 25. September 1981. Hrsg. von Josef Becker u. Andreas Hillgruber. München: Vögel 1983, S. 91–108, S. 99–104.

25 Zum Einsatz kolonialer Literatur zur Beeinflussung der Leserschaft, insbesondere an Schulen, vgl. Benninghoff-Lühl, S.: Deutsche Kolonialromane, S. 35–50.

Der in Kolonialromanen dominierenden affirmativen Haltung gegenüber der ‚kolonialen Sache‘ und ihrer Rechtmäßigkeit zum Trotz werden darin kolonialpolitische Entscheidungen teilweise durchaus kritisch thematisiert. Kolonialliteratur ist deshalb keineswegs nur als imperialistisches Rekrutierungsmedium oder als triviale Unterhaltung für junge Männer zu verstehen, als die sie in frühen Studien oftmals dargestellt wurde,²⁶ sondern spiegelt präzise das wider, was damals in der gesellschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Kolonialismus kontrovers diskutiert wurde: die Frage danach, wie man ‚richtig‘ kolonisiert, welche Normen für koloniale Akteure zu gelten haben, welche Eigenschaften ein idealer Kolonialbeamter haben muss, um den Herausforderungen in der Fremde gewachsen zu sein, und wie sich dessen Verhalten zu bestehenden Ordnungsvorstellungen der heimatlichen Gesellschaft gestaltet. So wurden beispielsweise die sogenannten ‚Kolonialskandale‘,²⁷ eine Reihe von Fällen kolonialen Machtmissbrauchs durch kaiserliche Beamte, auch in diversen Kolonialromanen herangezogen, um ein neues Idealbild kolonialer Herrschaft zu entwickeln. Vor diesem Hintergrund ist gerade die Verhandlung des Abenteurers als eine der normativen Ordnung zuwiderlaufende Verhaltensform von Interesse.

In den neueren Kolonialromanen, in denen es oftmals um Besiedelungstaktiken, Aktenarbeit und Straßenbau geht, scheint das Abenteuer zunächst jegliche Bedeutung verloren zu haben. Ein von Abenteuer zu Abenteuer schreitender Individualist, der die Weiten des kolonialen Raums durchwandert, kommt als Held für diese Romane häufig nicht mehr in Frage, weil ein Abenteurer nicht in staatlichem Auftrag und unter staatlicher Kontrolle auf einem räumlich begrenzten Posten agiert, sondern einzig daran interessiert ist, sich frei seiner individuellen Selbstverwirklichung zu widmen. Dem Abenteurer haftet in dieser Perspektive etwas „notorisch Unzuverlässiges an, ein Aufbäumen gegen die Sinn-, Rationalitäts- und Kohärenzzumutungen der – modernen – Gesellschaft.“²⁸ Indem die abenteuerliche Eskapade die Vorstellung von individueller Freiheit beinhaltet und das Ziel der Beherrschung unterwandert, steht es also in einem Spannungsverhältnis zu gesellschaftlichen und politischen Rollenerwartungen an koloniale Akteure, die in der Kolonialliteratur verhandelt werden.

26 Vgl. dazu die frühen Arbeiten von Warmbold, J.: „Ein Stückchen neudeutsche Erd“, sowie Benninghoff-Lühl, S.: Deutsche Kolonialromane.

27 Vgl. ausführlicher Kapitel IV in Bösch, Frank: Öffentliche Geheimnisse. Skandale, Politik und Medien in Deutschland und Großbritannien 1880–1914. München: Oldenbourg 2009, S. 225–328.

28 Struck, W.: Die Eroberung der Phantasie, S. 44.

Trotz dieser Problematisierung ist dennoch keine vollkommene Abkehr vom Abenteuer zu konstatieren: So wenig abenteuerlich die sich aufopfernden Kolonialbeamten im Staatsdienst auch zunächst erscheinen, verschwindet doch das Abenteuer nicht gänzlich aus den Romanen, da es, wie gezeigt wird, für das Selbstbild der ‚Kolonialherren‘ eine wichtige Referenz darstellt und im Kern eine Möglichkeit zur Bewährung bietet, die wiederum sehr stark auf die normative Ordnung, der das Abenteuer gegenübersteht, ausgerichtet ist. Untersucht wird daher, wie mittels der Positionierung zum Abenteuer das Selbstverständnis der kolonialen Akteure und damit eine Norm kolonialer Herrschaft literarisch etabliert wird. Dabei erweist sich das Verhältnis zum Abenteuer als gleichsam von Abstoßung und Anziehung geprägt, sodass in den hier betrachteten Romanen ein erzählerisches Ringen um den richtigen Umgang mit dem Abenteuer ersichtlich wird.

Die Romane verhandeln über die jeweilige Literarisierung des Abenteuers in seinen verschiedenen Ausprägungen und Modifikationen, wie sich vor allem männliche Individuen zur kolonialen Herrschaft und Macht, zur bestehenden Ordnung sowie zu gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen und Diskussionen im wilhelminischen Kaiserreich positionieren, in welchem Verhältnis individuelle Freiheit und die übergeordneten Regeln der Gesellschaft stehen und auf welche Weise neue Ordnung und Herrschaft geschaffen und gesichert werden kann. Dafür ist die Form von Abenteuerlichkeit, auf die in den Romanen jeweils zurückgegriffen wird, entscheidend. Im Folgenden wird deshalb untersucht, wie beispielsweise ein Rekurs auf vormoderne Erzählweisen des Abenteuers eine andere Positionierung zur modernen Gesellschaftsordnung vermittelt als eine Bezugnahme auf (proto-)kolonialistische Entdeckungs- und Eroberungserzählungen. Dabei folgen die Textanalysen der These, dass das Abenteuer in den Romanen auf verschiedene Weisen pädagogisiert oder für unterschiedliche, gesellschafts- und kolonialpolitische Zwecke instrumentalisiert wird. Auf diese Weise wird es möglich, das Abenteuer trotz seiner Transgressivität und Nonkonformität so zu domestizieren, dass die bestehende Ordnung meist nur zeitweilig überschritten und schlussendlich wieder affirmiert wird.

Weil das Abenteuer nicht ohne einen Gegenpol, aus dem sich seine Außeralltäglichkeit begründet, auskommt, ermöglicht die Untersuchung des Abenteuers entsprechend auch Rückschlüsse auf die implizite Reflexion der Heimat. Daher basiert diese Studie auf der These, dass das Abenteuer als eine Selbstbeschreibungsformel der Moderne fungiert. Indem nämlich das Abenteuer ein zumindest temporäres Heraustreten aus der heimischen Ordnung vollzieht, wird es möglich, die jeweiligen gesellschaftlichen Werte von einer Position außerhalb dieser Ordnung zu betrachten und zu reflektieren. Mittlerweile

wurde in verschiedenen Studien nachgewiesen, dass die Themen und Probleme, die im Kolonialdiskurs und somit auch in der kolonialen Erzählliteratur verhandelt wurden, aufs Engste mit den gesellschaftlichen und politischen Themen der europäischen Metropole verbunden sind.²⁹ Die Untersuchung kolonialer Erzählungen gibt deshalb mehr Auskunft über die indirekt darin angelegte Verhandlung heimatlicher Probleme als über die tatsächliche Kolonialisierung der überseeischen Gebiete, die ohnehin meist stark idealisiert dargestellt wurde. Versteht man Kolonialliteratur demzufolge als eine Form der kulturellen Selbstverständigung und der Aushandlung gesellschaftlicher und politischer Themen, rückt das moderne Abenteuer in seiner Funktion der erzählerischen Krisenbewältigung in den Fokus.

Über den männlichen Kolonisator als Hauptfigur entwickelt sich die Handlung, in der wiederum das meist spannungsgeladene Verhältnis zwischen Heimat und Kolonie, zwischen Tradition und Moderne sowie zwischen Individuum und kollektiver Ordnung verhandelt wird. Insofern das Abenteuer als spezifisch männliches Handlungsschema konnotiert ist, können insbesondere durch seine Problematisierung Rückschlüsse auf die darin verhandelte Konzeption von Männlichkeit gezogen werden. Zwar macht ein abenteuerliches Handlungsschema eine uneingeschränkte, selbstbewusste *agency* der männlichen Protagonisten erwartbar, doch wurde in der Forschung der letzten Jahre ein gegenläufiger Aspekt in den Vordergrund gerückt, nämlich ein in kolonialen Romanen sowie in Autobiografien, Briefen und anderen Egodokumenten kolonialer Akteure zum Ausdruck gebrachtes Gefühl der Hilflosigkeit.³⁰ Während es insbesondere in der britischen Literatur zahlreiche Beispiele für solche ‚hilflosen Imperialisten‘ gibt,³¹ lässt sich auch für die in dieser Studie unter-

29 Als eine der ersten hat diese Perspektive Birthe Kundrus in den Fokus ihrer Arbeit gestellt, siehe Kundrus, Birthe: *Moderne Imperialisten. Das Kaiserreich im Spiegel seiner Kolonien*. Köln: Böhlau 2003, und neueren Datums Bischoff, Eva: *Kannibale-Werden. Eine postkoloniale Geschichte deutscher Männlichkeit um 1900*. Bielefeld: Transcript 2014, sowie Thanner, Veronika: ‚Tückische Oberflächen‘ und ‚höllische Gestade‘ im Inneren. *Topologien der Gefahr im 19. Jahrhundert*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2016.

30 Vgl. vor allem die Beiträge im Sammelband Reinkowski, Maurus u. Gregor Thum (Hrsg.): *Helpless Imperialists. Imperial Failure, Fear and Radicalization*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2013. Ähnlich argumentierte bereits Trotha, Trutz von: *Koloniale Herrschaft. Zur soziologischen Theorie der Staatsentstehung am Beispiel des „Schutzgebietes Togo“*. Tübingen: Mohr 1994, S. 98.

31 Zu nennen wären hier etwa der berüchtigte Kurtz in Joseph Conrads *Heart of Darkness* oder einige Protagonisten in den Kurzgeschichten Rudyard Kiplings, Somerset Maughams oder George Orwells, die mit der ihnen übertragenen Machtfülle überfordert sind und immer mehr dem Wahnsinn oder der Gewalt – oft auch beidem – verfallen. Einen Überblick bietet Chemmachery, Jaïne: *The Uncanny: Fear and the Supernatural in the Colonial Short Fiction by Rudyard Kipling and Somerset Maugham*. In: *Helpless Imperialists*.

suchten deutschsprachigen Romane vorwegnehmen, dass die männlichen Protagonisten in unterschiedlich starker Ausprägung Schwäche, Scheitern und Überforderung zum Ausdruck bringen, deren Zusammenhang mit dem Abenteuer jedenfalls nicht selbstevident und somit zu präzisieren ist. Um die historiografische Beobachtung eines Gefühls von Schwäche und Unterlegenheit für eine literaturwissenschaftliche Untersuchung kolonialer Erzähltexte fruchtbar zu machen, ist es notwendig, danach zu fragen, welches Interesse mit einer Inszenierung kolonialer Hilflosigkeit im jeweiligen Roman verbunden ist und welche Wirkung eine solchermaßen dargestellte Hilflosigkeit auf die Identität der einzelnen Figuren und insbesondere ihrer Männlichkeit hat. Vor allem aber ist zu klären, in welchen Zusammenhang diese ostentativ zur Schau gestellte Hilflosigkeit mit dem gegensätzlichen Konzept des Selbstermächtigung und Freiheit implizierenden Abenteurers gestellt wird.

Die Romanalysen folgen der Argumentation, dass die zwei gegenläufigen Rhetoriken des abenteuerlichen Aufbruchs im Gegensatz zur hilflosen Hegemonie sich gegenseitig bedingen. Einerseits wird die Schwäche oder Hilflosigkeit der Kolonialakteure als Resultat einer fundamentalen Verunsicherung durch die neuen Idealvorstellungen dargestellt. Indem das Abenteuer problematisiert wird, gleichzeitig aber ein neues Modell kolonialen Agierens noch unklar oder unerreichbar ist, ist es erstmals möglich, männliche Überforderung zu thematisieren. Andererseits erlaubt es die so herausgestellte Hilflosigkeit, die koloniale Ordnung als in einer Krise befindlich zu charakterisieren, für deren Überwindung die Transgression einer abenteuerlichen Bewährungsprobe nötig wird. Wenn das eigentlich außerhalb der Ordnung angesiedelte Abenteuer aber vor allem als ‚Ordnungsgenerator‘ fungiert, heißt das auch, dass das Abenteuer in den hier untersuchten Erzählungen deshalb persistieren kann, weil es grundlegend domestiziert und ideologisch instrumentalisiert wird.

Die Kolonialliteratur partizipiert durch diese Inszenierung einer Rollenverunsicherung an einem Topos des *Fin de Siècle*, nämlich der viel beschworenen Krise der Männlichkeit. Dieser Krisentopos basiert zwar auf sozialgeschichtlich belegbaren Veränderungen in Geschlechterrollen um 1900, interessiert hier aber in erster Linie als Selbstbeschreibung, die in Texten der Jahrhundertwende immer wieder aktualisiert wird. Die darin zum Ausdruck gebrachten Probleme moderner Männlichkeit werden über das Abenteuer in den kolonialen Kontext verlagert, zugleich wird aber die so problematisierte koloniale

Imperial Failure, Fear and Radicalization. Hrsg. von Maurus Reinkowski u. Gregor Thum. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2013, S. 68–91.

Männlichkeit über das Abenteuer als das Andere der Ordnung auch an die Heimat rückgebunden.

1.2 Postkoloniale Perspektiven auf koloniale Literatur: Forschungsstand

Die Beschäftigung mit kolonialer Literatur ist primär im Forschungsfeld der *Postcolonial Studies* angesiedelt. Der Begriff ‚postkolonial‘ ist disziplinar nicht eindeutig zuzuordnen und bezeichnet keine homogene Forschungsrichtung. Es wurde außerdem häufig darauf hingewiesen, dass postkoloniale Studien sich nicht lediglich mit der Erforschung der Machtverhältnisse *nach* den Dekolonisationswellen seit 1945 beschäftigen, zumal mit dem formalen Ende kolonialer Herrschaft nicht zwangsläufig auch koloniale Strukturen an Bedeutung verlieren und zugleich vielerorts neokoloniale Tendenzen sichtbar werden.³² Postkolonialismus stellt vielmehr eine fundamentale „Widerstandsform gegen die koloniale Herrschaft und ihre Konsequenzen“³³ dar, versucht also, kulturtheoretisch ausgerichtete Kritik am Kolonialismus und seinen eurozentrischen Wissensordnungen sowie der von ihm geprägten Herrschaftsformen und hegemonialen Strukturen zu formulieren.³⁴ Dem zugrunde liegt die erstmals von Edward Said prägnant benannte und vom Foucault’schen Diskursbegriff beeinflusste Einsicht, dass der westliche Diskurs über die koloniale Fremde Ausdruck einer hegemonialen Epistemologie ist, in Zuge derer das in Wissenschaft, Kunst und Literatur produzierte Wissen über die Kolonien zugleich die koloniale Machtordnung sichert und stabilisiert.³⁵ Innerhalb dieser Wissensordnung wird ein dichotomisierendes System etabliert, in dem die Kolonisierten jeweils als das entsprechende Gegenteil der Europäer konstruiert werden. Im Rahmen des so etablierten „Stereotypenregime[s]“³⁶ wird es über das sogenannte *Othering*, also Strategien der Alterisierung, möglich, eine Position der Superiorität gegenüber den als negativ dargestellten Kolonisierten

32 Vgl. Loomba, Ania: *Colonialism/Postcolonialism*. 2. Aufl. London, New York: Routledge 2005, S. 12–16. Loomba weist außerdem darauf hin, dass auch der zweite Wortbestandteil, ‚kolonial‘, insofern kritisch zu sehen ist, als damit impliziert wird, dass die politischen und kulturellen Zusammenhänge *vor* der Errichtung kolonialer Machtverhältnisse nicht beachtenswert seien, vgl. Loomba, A.: *Colonialism/Postcolonialism*, S. 20–21.

33 Castro Varela, María do Mar u. Nikita Dhawan: *Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung*, 2., kompl. überarb. Aufl. Bielefeld: Transcript 2015, S. 16.

34 Vgl. Bachmann-Medick, Doris: *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2018, S. 184 f.

35 Vgl. Said, Edward W.: *Orientalism*. London: Penguin 1991, S. 5.

36 Castro Varela, M. u. N. Dhawan: *Postkoloniale Theorie*, S. 99.

einzunehmen.³⁷ Das Reden und Schreiben über den ‚Orient‘ bzw. die jeweilige zu kolonisierende Ethnie stellt sich demnach als Herrschaftsstrategie eines Machtregimes dar, das grundsätzlich auf dieser postulierten Ungleichheit als binärer Opposition fußt. Der Kolonialismus bedient sich einer dualistischen Einteilung in Gut und Böse sowie Hell und Dunkel, durch die die Kolonisierenden als die Erwählten erscheinen, um den Kolonisierten ihre Herrschaft aufzuzwingen. Dieser Dualismus wiederum – und das ist für die vorliegende Untersuchung zentral – bringt nicht nur die Alterität der Kolonisierten diskursiv hervor, sondern auch die Identität der ebenfalls in dieser binären Konstellation befindlichen Kolonisatoren selbst.³⁸

Die Literatur spielt für die Analyse des kolonialen Diskurses eine signifikante Rolle. Indem koloniale Literatur die Ungleichheitsbeziehung zwischen Kolonisatoren und Kolonisierten und all die damit implizierten Wissensbestände über ‚die Anderen‘ aufgreift und immer wieder neu inszeniert, trägt sie zu einer Perpetuierung hegemonialer Machtstrukturen und europäischer Wertvorstellungen bei.³⁹ Eine postkoloniale Lesart versucht, die der Literatur innewohnende Repräsentationsmacht offenzulegen und insistiert zugleich, Literatur viel stärker innerhalb ihres historischen Kontexts zu verorten, weil in literarischen Texten eine Auseinandersetzung mit vielen verschiedenen Diskursen stattfinden kann und die literarische Verarbeitung dieser Kontexte wiederum außerliterarisch rezipiert wird.⁴⁰

In der Germanistik begann die Auseinandersetzung mit kolonialer Literatur eher zögerlich. Als Grund für diese Verzögerung gilt, dass der deutsche Kolonialismus selbst lange als „[z]u spät, zu oberflächlich und zu kurz“⁴¹ verstanden und deswegen als randständig für die deutsche Geschichte erachtet

37 Vgl. Said, E. W.: *Orientalism*, S. 7.

38 Diese wechselseitige Beeinflussung innerhalb des kolonialen Diskurses untersuchte Said in seiner nachfolgenden Studie, vgl. Said, Edward W.: *Culture and Imperialism*. London: Vintage 1994.

39 Zur „Dissemination impliziten kulturellen Wissens“ über die Literatur vgl. auch Gymnich, Marion: ‚Writing Back‘ als Paradigma der postkolonialen Literatur. In: *Kulturelles Wissen und Intertextualität. Theoriekonzeptionen und Fallstudien zur Kontextualisierung von Literatur*. Hrsg. von Marion Gymnich, Birgit Neumann u. Ansgar Nünning. Trier: WVT 2006, S. 71–86, S. 74–75.

40 Vgl. zur Beziehung zwischen Kolonialismus und Literatur Loomba, A.: *Colonialism/Postcolonialism*, S. 62 ff. Zur postkolonialen Erzähltextanalyse vgl. außerdem Birk, Hanne u. Birgit Neumann: *Go-Between: Postkoloniale Erzähltheorie*. In: *Neue Ansätze in der Erzähltheorie*. Hrsg. von Ansgar Nünning. Trier: WVT 2002, S. 115–152, S. 121 ff.

41 Kundrus, Birthe: *Die Kolonien – „Kinder des Gefühls und der Phantasie“*. In: *Phantasiereiche. Zur Kulturgeschichte des deutschen Kolonialismus*. Hrsg. von Birthe Kundrus. Frankfurt a. M.: Campus 2003, S. 7–18, S. 9.

wurde, weshalb die Meinung dominierte, der deutschsprachige Literaturkanon sei weitestgehend frei von kolonialen Einflüssen.⁴² Zwei ideologiekritische Untersuchungen aus den 1980er Jahren bilden die Ausnahme: Joachim Warmbolds frühe Studie, die zentrale Themen und Motive der Kolonialliteratur erfasste und das Genre des Kolonialromans in groben Zügen und in seinem literarhistorischen Kontext verortete, definierte Kolonialliteratur erstmals über ihren „programmatischen Charakter“ als Trägerin „kolonialpolitischer Vorstellungen und Interessen“.⁴³ Dieser Einschätzung folgte auch Sibylle Benninghoff-Lühl, die neben den wiederkehrenden Topoi kolonialer Literatur auch die sozioökonomischen Interessen der Verfasserinnen und Verfasser und die Verwendung der Kolonialromane zur gezielten kolonialpropagandistischen Beeinflussung untersuchte.⁴⁴ Damit wurde erstmals die politische Positionierung und so auch die Relevanz kolonialer Literatur für den kolonialen Diskurs aufgezeigt.

Ausgehend vom Befund, dass der wirtschaftliche Mehrwert der Kolonien marginal war, schlussfolgerte Birthe Kundrus in ihrer kulturhistorischen Studie *Moderne Imperialisten*, dass die Relevanz des deutschen Kolonialismus eher „auf kulturellem Gebiet“ zu suchen sei, nämlich „als Ausdruck von Erwartungen, Sehnsüchten, Enttäuschungen und Befindlichkeiten ihrer Protagonisten und Protagonistinnen.“⁴⁵ Grundlegend ist hier also ein Interesse daran, den Kolonialismus nicht nur als politisches System der Unterdrückung und Ausbeutung fremder Kulturen zu verstehen, sondern auch danach zu fragen, welche kollektiven Sehnsüchte und Fantasien den deutschen Kolonialismus in der Metropole prägten.⁴⁶ Die vorliegende Arbeit beruft sich für die Untersuchung des literarischen Umgangs mit kolonialen Sehnsüchten und

42 Vgl. Dürbeck, Gabriele: Postkoloniale Studien in der Germanistik. Gegenstände, Positionen, Perspektiven. In: Postkoloniale Germanistik. Bestandsaufnahme, theoretische Perspektiven, Lektüren. Hrsg. von Gabriele Dürbeck u. Axel Dunker. Bielefeld: Aisthesis 2014, S. 19–70, S. 24.

43 Warmbold, J.: „Ein Stückchen neudeutsche Erd“, S. 9.

44 Vgl. Benninghoff-Lühl, S.: Deutsche Kolonialromane, S. 25–26.

45 Kundrus, B.: *Moderne Imperialisten*, S. 15. Auf die kulturhistorische Relevanz kollektiver Kolonialphantasien pocht auch der von Kundrus herausgegebene Sammelband mit dem aussagekräftigen Titel *Phantasiereiche*, der den phantasmatischen Kolonialimaginationen gewidmet ist, vgl. Kundrus, Birthe (Hrsg.): *Phantasiereiche. Zur Kulturgeschichte des deutschen Kolonialismus*. Frankfurt a. M.: Campus 2003.

46 Mit ähnlicher Absicht wurde in zahlreichen Studien das Potenzial des deutschen Kolonialismus als Projekt der kollektiven Fantasie und seiner Einschreibung in die kulturelle Sinnstiftung und die kollektive Erinnerung dargelegt, vgl. z. B. van der Heyden, Ulrich (Hrsg.): *Kolonialismus hierzulande. Eine Spurensuche in Deutschland*. Erfurt: Sutton 2007, van der Heyden, Ulrich u. Joachim Zeller (Hrsg.): *Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche*. Berlin: Berlin Edition 2002, sowie Zimmerer, Jürgen (Hrsg.): *Kein Platz*

Ängsten und der dargestellten Rückwirkung auf die heimatliche Kultur deshalb auf kulturhistorisch ausgerichtete Studien wie etwa das mittlerweile zum Standardwerk gewordene *Mit Deutschland um die Welt*⁴⁷ oder den Sammelband *Kolonialismus als Kultur*, in dem Literatur, Medien und Wissenschaft als Träger dieser kulturellen Imaginationen und ihre Bedeutung für „die Entwicklung der kulturellen Moderne“⁴⁸ herausgestellt werden. Dieser Ansatz ist eine wichtige Voraussetzung für die im Folgenden vorgenommene Untersuchung kolonialer Erzähltexte, in der gerade die Verankerung kolonialer Erzählweisen in kulturellen und literarischen Zusammenhängen des Kaiserreichs aufgezeigt werden soll. Statt aber nur die Reaktion der wilhelminischen Kultur auf koloniale Einflüsse aufzuzeigen, werden die folgenden Analysen vielmehr die Verarbeitung kultureller Krisen, gesellschaftlicher Entwicklungen und politischer Prozesse im Kaiserreich innerhalb der kolonialen Literatur herausarbeiten.

Es waren Impulse aus der angloamerikanischen Forschung, die postkoloniale Ansätze in der Germanistik maßgeblich beförderten. Besonders hervorzuheben ist hierfür Susanne Zantops Studie *Colonial Fantasies*, in der sie latente imperiale Imaginationen lange vor der Zeit der deutschen Kolonialexpansion, nämlich bereits seit dem 18. Jahrhundert, nachwies, beispielsweise in Kleists *Verlobung in St. Domingo*.⁴⁹ Hieran zeigt sich eine zentrale Frage der postkolonial orientierten Literaturwissenschaft, nämlich in welchem Verhältnis Literatur und koloniale Ideologie zueinander stehen und welche Rolle die ästhetische Ausarbeitung realitätsnaher Stoffe dafür spielt. Zantops These, dass dem „hegemonic discourse“⁵⁰ auch in der kanonischen Literatur nicht zu entkommen sei – auch dann nicht, wenn versucht werde, diesen zu unterminieren – ist insofern problematisch, als sie kategorisch ausschließt, dass es einen „spezifische[n] ‚Eigensinn‘ des Literarischen“⁵¹ geben könnte,

an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte. Frankfurt a. M.: Campus; bpb 2013.

47 Honold, Alexander u. Klaus R. Scherpe (Hrsg.): *Mit Deutschland um die Welt. Eine Kulturgeschichte des Fremden in der Kolonialzeit*. Stuttgart: Metzler 2004.

48 Honold, Alexander u. Oliver Simons: Einleitung: Kolonialismus als Kultur? In: *Kolonialismus als Kultur. Literatur, Medien, Wissenschaft in der deutschen Gründerzeit des Fremden*. Hrsg. von Alexander Honold u. Oliver Simons. Tübingen: Francke 2002, S. 7–15, S. 11.

49 Zantop, S.: *Colonial Fantasies*. Ähnlich gelagert ist auch Andrea Polascheggs Versuch, den deutschen Orientalismus in der vorkolonialen Literatur des 19. Jahrhunderts offenzulegen, siehe Polaschegg, Andrea: *Der andere Orientalismus. Regeln deutsch-morgenländischer Imagination im 19. Jahrhundert*. Berlin: De Gruyter 2011.

50 Zantop, S.: *Colonial Fantasies*, S. 209.

51 Lubrich, Oliver: Welche Rolle spielt der literarische Text im postkolonialen Diskurs? In: *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen* 157.1 (2005), S. 16–39, S. 20. Eine ähnliche Kritik formuliert auch Uerlings, Herbert: „Ich bin von niedriger

der nicht dem ideologischen Diskurs unterliegt und ‚der Diskurs‘ somit zu einem geschlossenen, beinahe allmächtigen System erhoben wird.⁵² Mit dieser als unausweichlich angesehenen „Komplizenschaft“⁵³ zwischen Literatur und Kolonialismus, die auch heute in vielen postkolonialen Studien unhinterfragt vorausgesetzt wird, geht aber oftmals eine Reduktion der Komplexität in der Textanalyse zugunsten einer Kritik an der ideologischen Verstrickung von Literatur einher. Dies zeigt sich gerade an der bisherigen Betrachtung populärer Kolonialromane, die häufig auf ihre rassistischen und sexistischen Darstellungsweisen und auf die implizite Gewalt reduziert wurden. Das eigentliche Potenzial kolonialliterarischer Texte als Zeugnisse der Verständigung über zeitgenössische Streitthemen, Ängste und kulturelle Wandlungsprozesse wurde so bislang gänzlich ignoriert.

Charakteristisch für die sich mittlerweile etablierte postkoloniale Germanistik ist der Anspruch, verborgene koloniale Denkmuster und Topoi in der Literatur aufzudecken.⁵⁴ Dafür werden die Erzähltexte beispielsweise mittels dem von Said entwickelten Verfahren der kontrapunktischen Lektüre ‚gegen den Strich‘ gelesen.⁵⁵ Diese Lektüren beziehen sich indes größtenteils auf den Kanon der deutschsprachigen Literatur,⁵⁶ wohingegen die eigentliche

Rasse“. (Post-)Kolonialismus und Geschlechterdifferenz in der deutschen Literatur. Köln: Böhlau 2006, S. 15.

- 52 Kritik an dieser Absolutsetzung des Diskurses findet sich auch bei Brehl, M.: Diskursereignis ‚Herero-Aufstand‘, S. 170.
- 53 Vgl. Lubrich, O.: Welche Rolle, S. 21 f.
- 54 Einen Überblick über Themen, Ansätze und Ausrichtung der postkolonialen Germanistik bietet Dürbeck, G.: Postkoloniale Studien.
- 55 Vgl. Said, E. W.: Culture and Imperialism, S. 59–62. Für ein solches kontrapunktisches Vorgehen vgl. z. B. Dunker, Axel: Kontrapunktische Lektüren. Koloniale Strukturen in der deutschsprachigen Literatur des 19. Jahrhunderts. München: Fink 2008.
- 56 Koloniale Spuren und Verstrickungen wurden vor allem bei Heinrich von Kleist, Adalbert Stifter, Wilhelm Raabe, Gottfried Keller, Theodor Fontane und Franz Kafka herausgestellt, vgl. z. B. Dunker, A.: Kontrapunktische Lektüren, Hamann, Christof: Forschungsreisende in Familienjournalen. Vogel, Barth, Old Shatterhand, Hagebuecher. In: Ins Fremde schreiben. Gegenwartsliteratur auf den Spuren historischer und fantastischer Entdeckungsreisen. Hrsg. von Christof Hamann u. Alexander Honold. Göttingen: Wallstein 2009, S. 43–66, Honold, Alexander: Menschenfresser/Hungerkünstler. Kafkas literarische Schaustellungen des Fremden. In: Maskeraden des (Post-)Kolonialismus. Verschattete Repräsentationen ‚der Anderen‘ in der deutschsprachigen Literatur und im Film. Hrsg. von Ortrud Gutjahr u. Stefan Hermes. Würzburg: Königshausen & Neumann 2011, S. 123–148, Zilcosky, John: Kafka's Travels. Exoticism, Colonialism, and the Traffic of Writing. New York: Palgrave 2003, Bay, Hansjörg: Germanistik und (Post-)Kolonialismus. Zur Diskussion um Kleists *Verlobung in St. Domingo*. In: (Post-)Kolonialismus und Deutsche Literatur. Impulse der angloamerikanischen Literatur- und Kulturtheorie. Hrsg. von Axel Dunker. Bielefeld: Aisthesis 2005, S. 69–96.

Kolonialliteratur, also Erzählungen, die tatsächlich konkret im kolonialen Kontext erschienen sind und auf das Geschehen in den Kolonien Bezug nehmen, zunächst eher aus einer kulturhistorisch orientierten Sicht unter dem Aspekt der kulturellen Imagination des Fremden untersucht wurde. Beispielhaft dafür steht der Sammelband *The Imperialist Imagination*, in dem Fallstudien zu Literatur und Kultur im konkreten Kontext des deutschen Kolonialbesitzes und bis zur Nachkriegszeit zusammengestellt sind.⁵⁷ Der Band ist in doppelter Hinsicht für diese Arbeit relevant: Erstens erfassen die darin enthaltenen Beiträge zu Karl May, Frieda von Bülow, Gustav Frenssen und Hans Grimm die wichtigsten Kolonialautoren deutscher Sprache und zweitens prägen die darin formulierten Perspektiven auf die Topoi kolonialer Literatur bis heute die analytische Reflexion über Themen wie Kolonialismus und Nationalismus, Genderbeziehungen und sexuelles Begehren im kolonialen Kontext sowie koloniale Raumimaginationen.

Es entstanden zwischenzeitlich zahlreiche Einzelstudien, von denen einige für die vorliegende Studie besonders relevant sind. Wolfgang Strucks Grundlagenwerk *Die Eroberung der Phantasie* etwa thematisiert das Spannungsfeld zwischen der Sehnsucht nach Regression und Gewalt einerseits und der gleichzeitigen Angst vor den Kolonien als Raum der Gefährdung des Ichs andererseits. Darüber hinaus konstatiert Struck ein wichtiges Merkmal kolonialer Literatur, nämlich ihre Einreihung in einen realistischen Diskurs. Gemeint ist damit nicht, dass die dargestellte Handlung der historischen Wirklichkeit entspricht, sondern dass die Autoren den Anspruch erheben, eine „wohlstrukturierte, erkennbare, darstellbare [...] Wirklichkeit“⁵⁸ zu repräsentieren, etwa in dem sie sich der direkten Bezugnahme auf historisch verbürgte Figuren oder zahlreicher Hinweise auf pseudowissenschaftliche Studien und Selbsterlebtes als „realitätssichernde Effekte“⁵⁹ bedienen. Für die weitere Analyse lässt sich daraus ableiten, dass die kolonialliterarische Realitätserzeugung im erhöhten Maße auf ihren eigenen historischen Kontext rekurriert und dabei einen kolonialen Diskurs einerseits mitprägt, ihn andererseits aber auch immer wieder ideologisch in den literarischen Text einfließen lässt.

Des Weiteren kann sich diese Studie hinsichtlich des hier hergestellten Zusammenhangs zwischen kulturellen Entwicklungen im Kaiserreich und ihren kolonialliterarischen Verarbeitungen auf die Vorarbeit Rolf Parrs stützen. In *Die Fremde als Heimat* zeigt er, wie der koloniale Raum literarisch

57 Friedrichsmeyer, Sara, Sara Lennox u. Susanne Zantop (Hrsg.): *The Imperialist Imagination. German Colonialism and its Legacy*. Ann Arbor: Univ. of Michigan Press 1998.

58 Struck, W.: *Die Eroberung der Phantasie*, S. 14.

59 Ebd., S. 16.

‚verheimatet‘ und damit diskursiv domestiziert wird.⁶⁰ Zudem erläutert er, wie über die Beschreibung der Fremde Kritik an bestehenden gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen im Kaiserreich formuliert wird. Er benennt damit ein kulturkritisches Potenzial kolonialer Erzähltexte, das in den folgenden Romananalysen ebenfalls ausgelotet wird.

Koloniale Gendersignaturen wurden bislang vor allem in anglophonen Studien thematisiert. Ein noch immer einschlägiger Beitrag dazu ist Anne McClintocks *Imperial Leather*, in dem sie als eine der ersten die enge Verbindung von *race*, *class* und *gender* herausstellt und betont, dass die Aushandlung von Geschlechterrollen im Kolonialen Auskunft geben kann über „Western, industrial modernity“.⁶¹ Dieser intersektionale Ansatz bildet die Grundlage für neuere Publikationen zum Thema Gender im Kolonialismus. Während in geschichtswissenschaftlichen Arbeiten insbesondere die Rolle von weiblichen Figuren als Komplizinnen der kolonialen Ausbeutung und Gewalt untersucht wurden,⁶² lag in literaturwissenschaftlichen Studien der Fokus meist auf der stereotypen Darstellung von Geschlechterklischees: Innerhalb der kolonialen Ideologie sind männliche Figuren idealtypisch stark, tapfer und handlungsmächtig, wohingegen Frauen mit den häuslichen Aufgaben betraut sind und im kolonialen Raum die weiße Zivilisation repräsentieren und aufrechterhalten.⁶³ Kolonisierte Figuren gefährden diese ideale Aufteilung, insofern schwarze Frauen weiße Männer sexuell verführen und schwarze Männer entweder als potenzielle Aufständische oder sexuelle Gewalttäter inszeniert werden. Während es selbstverständlich wichtig ist, diese idealtypische Konstellation herauszuarbeiten, wurde oft nicht beachtet, dass diese Stereotypisierung nicht nur als Ausdruck der kolonialen Ideologie, sondern auch

60 Parr, Rolf: *Die Fremde als Heimat. Heimatkunst, Kolonialismus, Expeditionen*. Konstanz: Konstanz Univ. Press 2014.

61 McClintock, A.: *Imperial Leather*, S. 5.

62 Grundlegend z. B. Wildenthal, Lora: *German Women for Empire, 1884–1945*. Durham, London: Duke Univ. Press 2001, sowie Eigler, Friederike: *Engendering German Nationalism. Gender and Race in Frieda von Bülow's Colonial Writings*. In: *The Imperialist Imagination. German Colonialism and its Legacy*. Hrsg. von Sara Friedrichsmeyer, Sara Lennox u. Susanne Zantop. Ann Arbor: Univ. of Michigan Press 1998, S. 69–85, aber auch Bechhaus-Gerst, Marianne, Mechthild Leutner u. Hauke Neddermann (Hrsg.): *Frauen in den deutschen Kolonien*. Berlin: Links 2009 und Dietrich, Anette: *Weißer Weiblichkeit. Konstruktionen von „Rasse“ und Geschlecht im deutschen Kolonialismus*. Bielefeld: Transcript 2007.

63 Insbesondere die Rolle von Weiblichkeit wurde intensiv erforscht, z. B. Eigler, F.: *Engendering German Nationalism*, und Nolden, Thomas: *On Colonial Spaces and Bodies: Hans Grimm's *Geschichten aus Südwestafrika**. In: *The Imperialist Imagination. German Colonialism and its Legacy*. Hrsg. von Sara Friedrichsmeyer, Sara Lennox u. Susanne Zantop. Ann Arbor: Univ. of Michigan Press 1998, S. 125–140.

als wesentlicher Bestandteil populärer Unterhaltungsliteratur zu verstehen ist – ein wirkungsästhetischer Aspekt, der in der bisherigen Forschung unterbeleuchtet geblieben ist. Außerdem wurde vernachlässigt, dass es auch viele literarische Beispiele gibt, in denen diese Ordnung der Geschlechter irritiert oder unterwandert wird und somit die koloniale Herrschaft an sich ins Wanken gerät.

Umgekehrt wird in der vorliegenden Studie versucht, gerade diese Irritation und Verwischung einer idealtypischen Ordnung als das eigentliche Sujet von Kolonialliteratur in den Blick zu nehmen, durch die sich erst die Perspektive auf die in den Texten zahlreich angelegten Topiken der Verunsicherung eröffnet. Damit beschäftigen sich beispielsweise die Beiträge im Band *Helpless Imperialists*, die den Blick auf die Uneindeutigkeiten und Verunsicherungen von kolonialen Geschlechterrollen richten und danach fragen, wie in der Kolonialliteratur Abweichungen vom Stereotyp des starken ‚Kolonialherrn‘ verhandelt werden.⁶⁴ Zu nennen ist außerdem der Sammelband *Maskeraden des (Post-)Kolonialismus*, in dessen Einleitung Ortrud Gutjahr und Stefan Hermes vorschlagen, die von Gender ebenso wie von ‚Rasse‘ durchzogenen Beziehungsgefüge in Kolonialromanen als komplexe Praktiken der Verschattung und Maskierung zu interpretieren, die dem Kaschieren insbesondere männlicher Unsicherheiten dienen sollen.⁶⁵ Beide Forschungsbeiträge erweisen sich als zentrale Vorarbeiten für die folgenden Analysen und werden deshalb noch differenzierter besprochen (vgl. Kap. 1.3.1).

Untersucht wurde des Weiteren die literarische Verarbeitung von psychischer Krankheit und mangelnder Eignung männlicher Kolonialakteure für den Dienst in den Kolonien. Anhand des Phänomens des sogenannten ‚Tropenkollers‘ – einem Begriff für nervliche Schwäche in den Tropen, der eigens für die Erklärung exzessiver Gewaltanwendung durch männliche Kolonisatoren in den Kolonien geprägt wurde – hat sich Stephan Besser mit der

64 Besonders hervorzuheben sind Bischoff, Eva: *Tropenkoller: Male Self-Control and the Loss of Colonial Rule*. In: *Helpless Imperialists. Imperial Failure, Fear and Radicalization*. Hrsg. von Maurus Reinkowski u. Gregor Thum. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2013, S. 117–136 und Maß, Sandra: *Welcome to the Jungle: Imperial Men, „Inner Africa“ and Mental Disorder in Colonial Discourse*. In: *Helpless Imperialists. Imperial Failure, Fear and Radicalization*. Hrsg. von Maurus Reinkowski u. Gregor Thum. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2013, S. 92–116, außerdem Chemmachery, J.: *The Uncanny*, sowie Gutjahr, Ortrud: *Koloniale Maskeraden*. Frieda von Bülow's Romane *Ludwig von Rosen* und *Tropenkoller*. In: *Maskeraden des (Post-)Kolonialismus. Verschattete Repräsentationen ‚der Anderen‘ in der deutschsprachigen Literatur und im Film*. Hrsg. von Ortrud Gutjahr u. Stefan Hermes. Würzburg: Königshausen & Neumann 2011, S. 39–75.

65 Gutjahr, O. u. S. Hermes: *Maskeraden des (Post-)Kolonialismus*.

Vorstellung der Tropen als pathogenem Raum um 1900 beschäftigt.⁶⁶ Auch Eva Bischoff greift in ihrer diskursanalytischen Monografie *Kannibale-Werden* die mit dem Tropenkoller verbundenen Ängste vor Wahnsinn und Effemination als Ausdruck einer in die Krise geratenen Männlichkeit auf.⁶⁷ Für die vorliegende Arbeit wird ihre Studie aber insbesondere dadurch anschlussfähig, dass Bischoff Diskurse der Männlichkeit, wie sie beispielsweise in Egodokumenten deutscher Ausgewanderter oder in Kolonialromanen zum Ausdruck kommen, aus dem kolonialen in den wilhelminischen Kontext überträgt und die diskursiven Wechselbeziehungen herausarbeitet. Eine wichtige Vorarbeit zu prekär werdenden Geschlechterrollen stellt außerdem John K. Noyes' *The mastery of submission* dar, in dem er die Poetik der Herrschaft, Knechtschaft und Unterwerfung in der wilhelminischen und kolonialen Kultur untersucht, die für das in Kapitel 4 untersuchte Verhältnis von Submissionsfantasien und gleichzeitiger Sicherung von Herrschaft grundlegend ist.

Wie die in der Kolonialliteratur aufgegriffenen Themen wie Heimat- und Genderdiskurse sowie Imaginationen von Krankheit und Hilflosigkeit mit dem Abenteuer als narrativer Form ebenso wie erzähltem Erlebnis korrelieren, wurde bislang von der Forschung nicht berücksichtigt. Lediglich in der englischsprachigen Forschungsliteratur finden sich Überlegungen zur Bedeutung des kolonialen Abenteurers. Martin Green beispielsweise betont die Relevanz abenteuerlicher Imaginationen für den britischen Imperialismus: „[T]he adventure tales that formed the light reading of Englishmen for two hundred years and more after *Robinson Crusoe* were, in fact, the energizing myth of English imperialism.“⁶⁸ Patrick Brantlinger untersucht in *Rule of Darkness*, wie in Afrika Abenteuer, die in der heimischen Gesellschaft undenkbar wären, verortet wurden und die damit einhergehende Gewalt zugleich ‚verdunkelt‘ werden konnte.⁶⁹ Joseph Bristow hat außerdem gezeigt, wie in britischer Abenteuerliteratur in der Tradition der Robinsonade, aber auch in afrikanischen Abenteuerromanen wie H. Rider Haggards *King Solomon's Mines* durch die dargestellten Abenteuer eine idealtypische Männlichkeit entwickelt wurde, die besonders für die heranwachsenden männlichen Leser instruktiv sein sollte.⁷⁰ All diesen Studien liegt indes ein Idealbild von Abenteuer

66 Besser, Stephan: Pathographie der Tropen. Literatur, Medizin und Kolonialismus um 1900. Würzburg: Königshausen & Neumann 2013, S. 7.

67 Bischoff, E.: *Kannibale-Werden*, darin vor allem Kapitel 3.

68 Green, Martin: *Dreams of Adventure, Deeds of Empire*. London: Routledge and Kegan Paul 1980, S. 3.

69 Siehe Brantlinger, P.: *Rule of Darkness*.

70 Bristow, Joseph: *Empire Boys. Adventures in a Man's World*. London, New York: Routledge 1991, insbesondere Kapitel 3 und 4.

zugrunde, das anhand der untersuchten Literatur auch nicht in Frage gestellt wird und das Martin Green so beschreibt: „[...] to engage in adventure means to engage in violence [...]. Adventure shows us heroes, men acting with power.“⁷¹ Was Green hier für die britische Kolonialimagination konstatiert, lässt sich außerdem nicht ohne Weiteres auf die deutsche Kolonialliteratur übertragen.

Ähnlich gelagerte Studien zur deutschen Kolonialliteratur gibt es bislang nicht. Stattdessen wurde die Abenteuerlichkeit entweder gar nicht thematisiert oder meist schlicht vorausgesetzt, dass es sich bei deutschsprachigen Kolonialerzählungen um Abenteuerliteratur handle, allein aufgrund der dafür typischen Raumgestaltung sowie der unterstellten eskapistischen Tendenz des Genres. Es lässt sich vermuten, dass diese Annahme auch deshalb nie hinterfragt wurde, weil populäre Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts in der Literaturgeschichtsschreibung oft als das natürliche Refugium des in der elaborierteren Erzählliteratur in Verruf geratenen Abenteuers dargestellt wurde.⁷² Dass indes auch in einem populärliterarischen Genre, dessen Handlung zumeist in der Fremde angesiedelt ist und von der Eroberung und Besiedelung dieser Fremde erzählt, abenteuerliches Handeln nicht selbstverständlich angenommen werden kann und tatsächlich sogar in Frage gestellt wurde, wird im Folgenden gezeigt. Einen ersten Anhaltspunkt hierfür bietet Wolfgang Strucks Feststellung, dass die „Erzählung von der Kolonie [...] auch die Erzählung von der Vertreibung des Abenteurers“⁷³ bedeute. Er weist damit auf den für diese Arbeit zentralen Sachverhalt hin, dass die Ausrichtung des Kolonialismus auf ein Ziel, nämlich die dauerhafte Errichtung einer kolonialen Siedlung und die zumindest in der kolonialen Rhetorik immer wieder formulierte Zivilisierung der scheinbar unzivilisierten Kolonisierten, eine Etablierung von Ordnung impliziert, die dem Abenteuer als gegenläufigem Muster ein Ende setzt.⁷⁴ Diese Beobachtung greift indes insofern zu kurz, da es durchaus ‚Erzählungen von der Kolonie‘ gibt, die abenteuerlich sind. Strucks These wird deshalb zum Anlass genommen, das Verhältnis des Abenteu(r)ers zur kolonialen (Un-)Ordnung genauer zu bestimmen und zu untersuchen, inwieweit auf das Abenteuer rekuriert wird und welche Zwecke damit verfolgt werden.

71 Green, M.: *The Adventurous Male*, S. 4.

72 Zu dieser Position vgl. z. B. Eming, J. u. R. Schlechtweg-Jahn: Einleitung, S. 8 und Koppenfels, Martin von u. Manuel Mühlbacher: Einleitung. In: *Abenteuer. Erzählmuster, Formprinzip, Genre*. Hrsg. von Martin von Koppenfels u. Manuel Mühlbacher. Paderborn: Wilhelm Fink 2019, S. 1–16, S. 3.

73 Struck, W.: *Die Eroberung der Phantasie*, S. 48.

74 Vgl. auch ebd., S. 120–122.

1.3 Theoretisch-methodische Vorüberlegungen

1.3.1 *Hilflose Hegemonie? Zur Untersuchung kolonialer Männlichkeit*

Männlichkeitsforschung und der Begriff der Hegemonic Masculinity

Die moderne Erforschung von Männlichkeit versucht, Männlichkeit in ihrem Konstruktcharakter und ihrer historischen Abhängigkeit von sozialen, politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Faktoren in einem spezifischen zeitlichen Kontext zu verorten.⁷⁵ Aus der Historizität und Relationalität der Kategorie Geschlecht lässt sich ableiten, dass Männlichkeit keineswegs so eindeutig zu definieren ist, wie es bestimmte maskuline Stereotype einer Epoche zu vermitteln versuchen. Der Fokus auf bestimmte Idealvorstellungen von Männlichkeit verschleiert den Blick auf die zu jeder Zeit dagewesene Pluralität und Variabilität von Männlichkeitsentwürfen, die von der Norm abwichen. Daher hat es sich in der neueren Forschung etabliert, Männlichkeit im Plural zu denken, also verschiedene Männlichkeiten in ihrer Gleichzeitigkeit und Widersprüchlichkeit sowie in ihrer diachronen Wandelbarkeit zu betrachten.⁷⁶

Die Tatsache, dass die verschiedenen Männlichkeiten aber nicht gleichberechtigt sind, sondern immer in einem asymmetrischen Machtverhältnis zueinander sowie zu Weiblichkeiten stehen, hat die Soziologin Raewyn Connell mit dem Konzept der *hegemonic masculinity* beschrieben. Bezugnehmend auf Antonio Gramsci, dem zufolge Hegemonie neben staatlichem Zwang auf zivilgesellschaftlichem Konsens beruht,⁷⁷ konstatiert Connell zunächst, dass eine bestimmte Form von Männlichkeit durch die jeweilige gesellschaftliche Dynamik kulturell herausgehoben wird.⁷⁸ Diese Position der Hegemonie erreicht jeweils jene Geschlechterkonfiguration, „which embodies the currently accepted answer to the problem of the legitimacy of patriarchy which guarantees

75 Vgl. Frevert, Ute: Männergeschichte oder die Suche nach dem ‚ersten‘ Geschlecht. In: Was ist Gesellschaftsgeschichte? Positionen, Themen, Analysen. Hans-Ulrich Wehler zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Manfred Hettling, Claudia Huerkamp u. a. München: Beck 1991, S. 31–43, S. 37.

76 Vgl. Erhart, Walter: Das zweite Geschlecht: „Männlichkeit“, interdisziplinär. Ein Forschungsbericht. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL) 30.2 (2005), S. 156–232, S. 161.

77 Gramsci entwickelte seinen Hegemoniebegriff an vielen Stellen der Gefängnishefte, z. B. in Heft 6, vgl. Gramsci, Antonio: Gefängnishefte. Kritische Gesamtausgabe. Bd. 4: Hefte 6 und 7. Hrsg. von Klaus Bochmann, Wolfgang Fritz Haug u. Valentino Gerratana. Hamburg: Argument 2012, S. 783. Vgl. dazu auch Haug, Wolfgang Fritz: Hegemonie. In: Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus. Band 6/1. Hegemonie bis Imperialismus. Hrsg. von Wolfgang Fritz Haug. Hamburg: Argument 2004, Sp. 1–25, Sp. 11–23.

78 Vgl. Connell, R. W.: Masculinities. 2. Aufl. Cambridge: Polity Press 2010, S. 77.

(or is taken to guarantee) the dominant position of men and the subordination of women.“⁷⁹ Mit diesem herrschaftstheoretischen Ansatz soll verdeutlicht werden, dass (männliche) Hegemonie relational, instabil und damit wandelbar ist, dass also die Asymmetrien gesellschaftlich neu ausgehandelt werden können. Wie Connell in einer späteren Revision ihres Konzeptes festhielt, sei die hegemoniale Männlichkeit, auch wenn sie nur von einer Minderheit repräsentiert werde und somit nicht der statistischen Norm entspreche, doch auf jeden Fall als normativ zu verstehen, da sie „the most honored way of being a man“⁸⁰ darstelle, zu der sich alle anderen marginalisierten Männlichkeiten und Weiblichkeiten in Beziehung setzen müssten. Weil nur wenige Männer tatsächlich diese normativ formulierte Hegemonie verkörpern, benennt Connell außerdem eine *complicit masculinity*, die von der hegemonialen, heterosexuellen Männlichkeitsform und der mit ihr einhergehenden Subordination von Frauen profitiert, ohne sich an ihr direkt zu beteiligen oder sie aktiv voranzutreiben, sowie eine *marginalized masculinity*, die der hegemonialen Männlichkeit entgegengestellt wird.⁸¹

Connells Ansatz wurde intensiv diskutiert und massiv kritisiert.⁸² Weil es sich um ein normatives soziologisches Konzept handelt, wurde die Schwierigkeit betont, es analytisch auf konkrete historische Kontexte zu übertragen.⁸³ Sehr vage bleibt in ihren Ausführungen nämlich, wer diese hegemoniale Männlichkeit tatsächlich verkörpert (hat). Aufgrund der herrschaftskritischen Perspektive, die kulturelle Hegemonie neben staatlichem Zwang mitberücksichtigt, ist die Vorstellung einer hegemonialen Männlichkeit für die Untersuchung literarisch erzählter kolonialer Männlichkeiten aber insofern hilfreich, als sie den Blick schärft für das stark dichotomisierte Verhältnis zwischen Kolonisierenden und Kolonisierten im kolonialen Diskursfeld, in

79 Ebd.

80 Connell, R. W. u. James W. Messerschmidt: Hegemonic Masculinity. Rethinking the Concept. In: *Gender & Society* 19.6 (2005), S. 829–859, S. 832.

81 Vgl. Connell, R. W.: *Masculinities*, S. 79–81.

82 Er wurde aber auch weiterentwickelt, z. B. von Dinges, Martin: ‚Hegemoniale Männlichkeit‘ – ein Konzept auf dem Prüfstand. In: *Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute*. Hrsg. von Martin Dinges. Frankfurt a. M.: Campus 2005, S. 7–33, sowie Meuser, Michael: Hegemoniale Männlichkeit – Überlegungen zur Leitkategorie der Men’s Studies. In: *FrauenMännerGeschlechterforschung. State of the Art*. Hrsg. von Brigitte Aulenbacher. Münster: Westfälisches Dampfboot 2006, S. 160–174. Auch Connell selbst setzte sich zusammen mit einem Kollegen mit den häufigsten und zentralen Kritikpunkten intensiv auseinander, um dadurch das Konzept konstruktiv weiterzuentwickeln, vgl. Connell, R. W. u. J. W. Messerschmidt: *Hegemonic Masculinity*.

83 Vgl. z. B. Dinges, M.: ‚Hegemoniale Männlichkeit‘, S. 14–15.

dem insbesondere den Kolonisierten eine marginalisierte Geschlechtsidentität zugeschrieben wird. Aber auch die in diesem Diskurs entwickelte Norm bzw. das Idealbild einer hegemonialen kolonialen Männlichkeit für deutsche Kolonisten, der nur die ‚Besten‘ zu entsprechen vermögen und damit andere marginalisieren, gerät so in den Fokus und kann nun als Teil eines Beziehungsgeflechts zu anderen Formen von Männlichkeit, die sich zur hegemonialen Norm in Relation setzen (müssen), verstanden werden. Darüber hinaus gilt es aber, den erzählerischen Umgang mit einer solchen hegemonialen Norm und mit dieser Selbstwahrnehmung in der Kolonialliteratur anhand der darin bereitgestellten unterschiedlichen Inszenierungen und Zuschreibungen von Männlichkeit in Abgrenzung von anderen Formen von Männlichkeit sowie von Weiblichkeit näher zu bestimmen.

Relevant für diese Arbeit ist das Konzept einer hegemonialen Männlichkeit außerdem aufgrund der zugrunde gelegten Ansicht, dass die Geschlechtsidentität keine gegebene, überzeitliche und unveränderliche Instanz ist, sondern stattdessen von allen Menschen in der ständigen Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Rollenerwartungen und -zuschreibungen performativ ausgehandelt wird. Dieses *doing gender* verdeutlicht zugleich, dass Gender nicht nur auf der individuellen Aneignung einer Identität basiert, sondern die individuelle Performanz maßgeblich von gesellschaftlichen Konventionen geprägt und damit niemals vollkommen unabhängig ist.⁸⁴

Die literaturwissenschaftliche Männlichkeitsforschung geht, basierend auf der Annahme, dass die „unhintergehbare[] Sprachlichkeit des menschlichen Weltzugangs“⁸⁵ narrativ organisiert ist, von der narrativen Verfasstheit von geschlechtlicher Identität aus. Dies erlaubt es, Männlichkeit – ebenso wie Weiblichkeit – als eine „narrative Struktur“⁸⁶ und als „ein Ensemble von historisch sich verändernden Bildern und Geschichten“⁸⁷ zu verstehen, wodurch sie als narrativ organisierter Text lesbar wird.⁸⁸ Männliches Verhalten ist geprägt durch „Stereotypen der Männlichkeit“, also kulturell vermittelte Erwartungen und geschlechtlich codierte Verhaltensmuster, die wiederum auf bestimmte

84 Vgl. West, Candace u. Don H. Zimmerman: Doing Gender. In: Gender & Society 1.2 (1987), S. 125–151.

85 Koschorke, Albrecht: Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer allgemeinen Erzähltheorie. 2. Aufl. Frankfurt a. M.: Fischer 2012, S. 10.

86 Tholen, Toni: Männlichkeiten in der Literatur. Überlegungen zu einer männlichkeitssensiblen Literaturwissenschaft. In: Männlichkeiten in der Literatur. Konzepte und Praktiken zwischen Wandel und Beharrung. Hrsg. von Toni Tholen. Bielefeld: Transcript 2015, S. 11–25, S. 15.

87 Erhart, W.: Familienmänner, S. 53–54.

88 Vgl. dazu auch Knights, Ben: Writing Masculinities. Male Narratives in Twentieth-Century Fiction. Basingstoke: Macmillan 1999, S. 18 f.

Narrationen angewiesen sind, um das geschlechtsspezifische Wissen über die Welt in entsprechende Handlungen zu überführen:

Männlichkeit bestünde demzufolge aus einer Serie kulturell geprägter *scripts* und den daraus jeweils unterschiedlich und individuell gebildeten Geschichten. Die narratologische Rekonstruktion der Männlichkeit als einer narrativen Struktur lenkt den Blick auf jene Sequenzen, *plots* und *scripts*, die historische und literarische Männlichkeiten erst lesbar werden lassen: als narrative Ordnung aufeinanderfolgender Handlungen – von einzelnen Verhaltensweisen im männlichen Habitus bis zur Struktur von Lebensphasen – sowie als Bestandteile narrativ strukturierter männlicher Identitäten.⁸⁹

Zu bestimmen, wie aus diesen verschiedenen *scripts* mögliche *stories* werden, in denen individuelles Verhalten und kulturelle Erwartungen zusammenreffen, kann als Aufgabe der erzähltheoretischen Männlichkeitsforschung gesehen werden. Darüber hinaus lässt sich daran eine Analyse der historischen Veränderbarkeit dieser narrativen Einheiten, ihrer unterschiedlich langen Wirksamkeit sowie ihrer Widersprüchlichkeit und Ungleichzeitigkeit anschließen.⁹⁰

Zentral an diesem Ansatz ist für die vorliegende Studie neben der zugrunde gelegten Annahme, dass unsere Welt grundsätzlich narrativ konstruiert ist, die Verbindung von geschichts- und literaturwissenschaftlichen Perspektiven auf Männlichkeit. Denn es wird davon ausgegangen, dass der historische Alltag von Narrativen, seien sie im engeren Sinn literarisch oder kulturell, geprägt ist und dass literarische Texte wiederum die konkreten Alltagserfahrungen männlicher Individuen stärker mitreflektieren, als üblicherweise in der rein auf den literarischen Text fokussierten Literaturwissenschaft berücksichtigt wird. Nur so lassen sich koloniale Männlichkeitsentwürfe sowohl hinsichtlich ihrer jeweiligen formalen Inszenierung im Kolonialroman, beispielsweise mittels abenteuerlicher Sequenzen, als auch hinsichtlich der Bezugnahme auf historisch verfügbare, narrativ strukturierte Stereotypen untersuchen.

Wann ist ein Mann ein Mann? Zum Topos der Krise der Männlichkeit

Bereits die erste größere deutschsprachige Monografie zu Männlichkeit in der Moderne beschreibt Männlichkeit hinsichtlich ihrer Modi der Angstbewältigung. Klaus Theweleits längst zum Klassiker gewordene Studie *Männerphantasien* (1977/78) untersuchte anhand einer großen Bandbreite an Material, wie sich faschistische Gewalt als Effekt einer Abwehr von

89 Erhart, W.: Das zweite Geschlecht, S. 217.

90 Vgl. ebd., S. 218.

Weiblichkeit entwickelte, die wiederum in einer Traumatisierung aufgrund der gewaltsamen Trennung von der Mutter begründet liegt. Seiner psychoanalytischen Lesart zufolge zeigt sich in den Romanen und Autobiografien von Freikorps-Soldaten aus der Weimarer Republik eine typologische Einteilung in ‚weiße‘, reine und asexuelle, stark idealisierte Frauen und ‚rote‘, aggressive, sexuell attraktive Frauen, die den Männern bedrohlich werden. Um dieser so wahrgenommenen ‚Gefahr‘ des Weiblichen, das in Form von verschiedenen Körperströmen den männlichen Körper zu infiltrieren droht, zu entgehen, stellt Theweleit heraus, wie eine Kontrolle und Repression der männlichen Triebe und eine Beherrschung des eigenen Körpers zur Gewalt gegen Dritte führten. Mit dem Bild des „Körperpanzers“⁹¹ unterstreicht der Autor, wie der nach außen um jeden Preis abgehärtete und abgeschottete männliche Körper im Faschismus zum Idealtyp soldatischer Härte wurde. Kritisiert wurde an diesem Ansatz primär die Ahistorizität des sehr stark vereinfachten Musters der Abwehr, das zugleich Männlichkeit als monolithische, sich überzeitlich unverändert konstituierende Einheit suggeriert.⁹² Dass Theweleit Männlichkeit aber primär durch eine tief verwurzelte Angst (vor Verwundung) charakterisiert sieht, ist eine Perspektive, die männliche Identität als grundsätzlich prekär darstellt, was auch für den im Folgenden untersuchten Zusammenhang zwischen Freiheit und selbstbestimmter Männlichkeit im kolonialen Abenteuer und der immer häufiger formulierten Angst vor Überforderung und Scheitern relevant ist.

Auch ohne psychoanalytische Perspektive lässt sich konstatieren, dass Männlichkeit um 1900 sowohl im zeitgenössischen Diskurs als auch in der Forschungsliteratur auffallend häufig mit einer Krisenhaftigkeit in Verbindung gebracht wurde und wird.⁹³ Die angeführten Gründe für die Verunsicherung des patriarchalen männlichen Selbstverständnisses in der Schwellenzeit zwischen dem Deutsch-Französischen Krieg (1870/71) und dem Ersten Weltkrieg reichen von ökonomischen und politischen Faktoren bis zu gesellschaftlichen Veränderungen wie der langsamen Emanzipation der Frau, die man gemeinhin

91 Theweleit, Klaus: *Männerphantasien*. Überarb., revid. Ausg. Berlin: Matthes & Seitz 2019, S. 248.

92 Vgl. Erhart, Walter u. Britta Herrmann: *Der erforschte Mann? In: Wann ist der Mann ein Mann? Zur Geschichte der Männlichkeit*. Hrsg. von Walter Erhart u. Britta Herrmann. Stuttgart: Metzler 1997, S. 3–31, S. 9.

93 Einen Überblick über die Forschung zur Krise der Männlichkeit um 1900 bieten Erhart, vgl. Erhart, W.: *Das zweite Geschlecht*, S. 218–225, sowie Allen, Judith A.: *Men Interminably in Crisis? Historians on Masculinity, Sexual Boundaries, and Manhood*. In: *Radical History Review* 82 (2002), S. 191–207, S. 205–206.

als Modernisierung bezeichnet.⁹⁴ Die beschleunigte Entwicklung in vielen Bereichen der Gesellschaft, etwa die Einführung der Massenproduktion, das Wachsen moderner Großstädte, aber auch die Veränderungen in den Kommunikationsmedien und im Verkehr, führte „zu einer unerhörten Dynamisierung des Lebensgefühls“.⁹⁵ Insbesondere die zunehmende Verdrängung der körperlichen Arbeitskraft der Männer durch Mechanisierung und Industrialisierung, ihre Kränkung als Krieger durch eine körperliche Unzulänglichkeiten immer besser ausgleichende Waffentechnik sowie die wachsende Unfähigkeit, den Entwicklungen der Moderne allgemein gewachsen zu sein, wurden als „Demütigungen“⁹⁶ der Männlichkeit verstanden. Die solcherart gefährdete Männlichkeit wurde oftmals mit pathologisierenden Begriffen der Degeneration und der Neurasthenie beschrieben, die zudem als Ausdruck einer wachsenden Feminisierung galt.⁹⁷

Der in der Forschung persistent wiederholte Tropus einer Krise der Männlichkeit, die in unterschiedlichen Epochen und historischen Kontexten verortet wurde, ist indes insofern kritisch zu sehen, als damit insinuiert wird, es hätte eine authentische, essenzielle Männlichkeit gegeben, die nun durch einen Bruch in die Krise geraten sei.⁹⁸ Zugleich wird so wiederum das Narrativ einer hegemonialen, scheinbar krisenhaften Männlichkeit in den Fokus gerückt und gefestigt.⁹⁹ Anstatt zu fragen, ob es zu einem gegebenen Zeitpunkt eine Krise der Männlichkeit gegeben hat, erscheint es daher sinnvoller, die jeweilige

94 Vgl. z. B. Izenberg, Gerald N.: *Modernism and Masculinity*. Mann, Wedekind, Kandinsky through World War I. Chicago, London: University of Chicago Press 2000, S. 4–12, sowie Hülk, Walburga: *Narrative der Krise*. In: *Die Krise als Erzählung. Transdisziplinäre Perspektiven auf ein Narrativ der Moderne*. Hrsg. von Uta Fenske, Walburga Hülk u. Gregor Schuhen. Bielefeld: Transcript 2013, S. 113–131, S. 118–121.

95 Dahlke, Birgit: *Jünglinge der Moderne. Jugendkult und Männlichkeit in der Literatur um 1900*. Köln: Böhlau 2006, S. 11.

96 Koschorke, Albrecht: *Die Männer und die Moderne*. In: *Der Blick vom Wolkenkratzer. Avantgarde, Avantgardekritik, Avantgardeforschung*. Hrsg. von Wolfgang Asholt u. Walter Fähnders. Amsterdam: Rodopi 2000, S. 141–162, S. 145.

97 Vgl. z. B. Radkau, Joachim: *Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler*. München: Hanser 1998, Koschorke, A.: *Die Männer und die Moderne*, S. 141, sowie Allen, J. A.: *Men Interminably in Crisis?*, S. 199.

98 Vgl. Robinson, Sally: *Marked Men. White Masculinity in Crisis*. New York: Columbia Univ. Press 2000, S. 10 und Connell, R. W.: *Masculinities*, S. 45.

99 Vgl. Kaltenecker, Siegfried: *Einstweilige Verfügungen. Die Männlichkeit im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit*. In: *Die Philosophin. Forum für feministische Theorie und Philosophie* 2 (2000), S. 37–51, S. 43, aber auch Opitz-Belakhal, Claudia: *„Krise der Männlichkeit“ – ein nützliches Konzept der Geschlechtergeschichte? In: L’Homme. Europäische Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft* 19.2 (2008), S. 31–49, S. 41.

historische Selbstzuschreibung einer krisenhaften Männlichkeit in den Blick zu nehmen und die damit beabsichtigten Wirkungen zu untersuchen.

Das Sprechen von der Krise der Männlichkeit ist im Genesezusammenhang eines allgemeineren Narrativs einer krisenhaften Moderne zu sehen.¹⁰⁰ Reinhart Koselleck beschrieb die Krise daher als den „zeitlich elastischen Oberbegriff der Moderne“,¹⁰¹ der den Umbruchserfahrungen des 18. und 19. Jahrhunderts Ausdruck verlieh. Dieses Krisenbewusstsein lässt sich als Ausdruck eines kulturkritischen „Zeitgeist[es]“ verstehen, der sich „gegen die eigene Zeit wendet“.¹⁰² Im zeitgenössischen Verdikt einer krisenhaften historischen Gegenwart um 1900 scheint also eine kulturkritische Diagnose der bestehenden Verhältnisse als ungesund oder gefährlich auf, die wiederum auf den Wortursprung zurückweist: Neben einem politischen oder militärischen Streit sowie einer Entscheidung in der Rechtsprechung bezeichnete das griechische *krisis* (κρίσις) auch den Verlauf einer Krankheit, der über die Auswirkungen auf den Patienten entscheidet.¹⁰³

Die Krise benennt also den Punkt, an dem sich der weitere Verlauf des Geschehens aus einer Vielfalt an Möglichkeiten entscheidet.¹⁰⁴ Aus narratologischer Sicht handelt es sich bei der Krise damit nicht um ein Ereignis, sondern um eine Art Schwebezustand als Resultat vorausgegangener Ereignisse und Handlungen, in dem ein noch nicht vollzogener Wandel bevorsteht. Das Attribut der Krise basiert maßgeblich auf Selektionsprozessen, insofern die Zuschreibung von Krisenhaftigkeit eine bestimmte Situation als besonders bedeutsam herausgreift, wodurch eine Krise immer den Charakter einer Konstruktion anstelle einer objektiv feststellbaren Gegebenheit aufweist. Des Weiteren bedarf es einer diskursiven Vermittlung eines Krisenkonstrukts, denn erst, wenn ein Geschehen als Krise erzählt und verbreitet wird, wird es als Krise anerkannt.¹⁰⁵ Die solchermaßen als Erzählung verstandene Krise sortiert also historisch kontingentes Geschehen in einen Sinnzusammenhang ein, indem es

100 Zu dieser Entwicklung vgl. Hülk, W.: Narrative der Krise.

101 Koselleck, Reinhart: Krise. In: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Bd. 3. Hrsg. von Otto Brunner, Eckart Conze u. Reinhart Koselleck. Stuttgart: Klett-Cotta 1982, S. 617–650, S. 631.

102 Bollenbeck, Georg: Eine Geschichte der Kulturkritik. Von J. J. Rousseau bis G. Anders. München: Beck 2007, S. 11.

103 Vgl. Koselleck, R.: Krise, S. 619.

104 Vgl. Nünning, Ansgar: Krise als Erzählung und Metapher. Literaturwissenschaftliche Bausteine für eine Metaphorologie und Narratologie von Krisen. In: Krisengeschichte(n). „Krise“ als Leitbegriff und Erzählmuster in kulturwissenschaftlicher Perspektive. Hrsg. von Carla Meyer, Katja Patzel-Mattern u. Gerrit Jasper Schenk. Stuttgart: Steiner 2013, S. 117–144, S. 122.

105 Vgl. dazu ausführlicher ebd., S. 125 ff.

auf „bestimmte Erzählschemata“ und „kulturell verfügbare (Krisen-)Plots“¹⁰⁶ zurückgreift. Beispielsweise ruft die Diagnose der Krise Konzepte wie Gefahr, Bedrohung, Krankheit und Unsicherheit auf, die im Moment der Krise entweder bereits akut sind oder direkt bevorstehen. Zugleich impliziert sie aber auch eine Entscheidungssituation, die Perspektiven auf mögliche Bewältigung oder Therapie eröffnen. Diese wiederum rufen bestimmte Handlungsoptionen auf, um die Krise zu meistern, etwa durch beherztes Handeln oder Aussitzen der Situation. Wie die Rolle des Krisenmanagers jeweils ausgefüllt wird und welche Fähigkeiten dazu nötig sind, gibt Aufschluss darüber, wie die Zukunft nach Beendigung der Krise imaginiert wird.

Für die oft heraufbeschworene Krise der Männlichkeit lässt sich daraus schlussfolgern, dass das tradierte patriarchale Verhältnis der Geschlechter als in einem bedrohlichen Umwandlungsprozess befindlich diagnostiziert wird, der anhand der immer wieder aufgerufenen Angst vor dem Verlust von männlicher Stärke durch Effeminierung verdeutlicht wird. Es handelt sich dabei offensichtlich und ausdrücklich um eine Krise der hegemonialen Männlichkeit, die gerade scheinbar ‚effeminiertere‘ Formen männlicher Identität nicht betreffen kann. Die Krisenwahrnehmung ist auch deshalb so ausgeprägt, weil das Ideal der Männlichkeit im Grunde einer Vorstellung von universalem Menschsein entspricht, das so umfassend ist, dass ihr nur sehr schwer zu entsprechen ist.¹⁰⁷ Weil indes beinahe jeder historischen wie literarischen Epoche eine solche krisenhafte Männlichkeit attestiert wurde, lässt sich annehmen, dass „die sogenannte Krise ein implizites Konzept der Männlichkeit selbst ist, ein Narratem, das in die Geschichte jeder Männlichkeit gewissermaßen als deren ureigenster Bestandteil integriert ist.“¹⁰⁸ Gemeint ist damit, dass das Narrativ der Krise der Männlichkeit in keiner Weise schadet, sondern im Gegenteil sowohl eine Spannung erzeugt, die durch den Schwebezustand verlängert wird, als auch eine wichtige Voraussetzung für ideale Männlichkeit darstellt, insofern erst durch die performative Bewältigung und Überwindung der Krise eine Heilung von der krisenhaften Schwäche, also eine männliche Bewährung und Resouvenirisierung ermöglicht wird.¹⁰⁹ Diese Resouvenirisierung oder Revirilisierung wiederum bestätigt eine hegemoniale Männlichkeit als Norm

106 Ebd., S. 128.

107 Vgl. auch Haschemi Yekani, Elahe: *The Privilege of Crisis. Narratives of Masculinities in Colonial and Postcolonial Literature, Photography and Film*. Frankfurt a. M.: Campus 2011, S. 16.

108 Erhart, W.: *Das zweite Geschlecht*, S. 222.

109 Vgl. Robinson, S.: *Marked Men*, S. 11, sowie Martschukat, Jürgen u. Olaf Stieglitz: *Geschichte der Männlichkeiten*. Frankfurt, New York: Campus 2008, S. 70.

und rückt sie durch diesen diskursiven Umgang wieder in den Fokus.¹¹⁰ Wenn also literarisch ein allgemeines Krisenbewusstsein und spezifisch eine krisenhafte Männlichkeit zum Ausdruck gebracht wird, dient dies einerseits als kulturkritische Diagnose eines scheinbar fehlgeleiteten Zeitgeists der Effeminiierung und andererseits ist darin die narrative Option der Auflösung dieser Krisenhaftigkeit immer bereits mitgedacht.

Weil der Krisenbegriff dem Bedürfnis Ausdruck verleiht, eine Ordnung (wieder-)herzustellen,¹¹¹ erscheint die Krisennarration um 1900 vor allem als struktureller Aspekt relevant. Zwar wurde die Krise häufig als Geschlechterkampf inszeniert, innerhalb dessen die Männlichkeit von Verweiblichung bedroht erscheint, jedoch kann dies auch als nachträgliche Konnotation einer viel grundsätzlicheren „Krise der Unterscheidungen“¹¹² verstanden werden, die wiederum auf der Wahrnehmung beruht, dass die gesellschaftliche Ordnung innerhalb eines Epochenumbruchs immer weniger klar differenziert sei. Die wachsende Schwierigkeit, soziale Kategorien und Differenzen eindeutig zu erkennen und aufrecht zu erhalten, ruft ein epistemologisches Unvermögen hervor, das aufgrund der Abwesenheit von Klarheit und Eindeutigkeit als weiblich prädikatisiert wurde.¹¹³ Dem entgegen wurde die erstrebenswerte klare Unterscheidbarkeit und Grenzziehung einer funktionierenden Ordnung als männlich konnotiert. Wenn von einem Geschlechterkampf oder von einer Krise der Männlichkeit um 1900 die Rede ist, liegt dieser Rhetorik oft eine allgemeinere Entdifferenzierung in verschiedenen Bereichen zugrunde, die lediglich geschlechtlich chiffriert wurde.¹¹⁴ Anders gewendet verdeutlicht die Selbstverständlichkeit, mit der eine scheinbar krisenhafte Männlichkeit eine abstraktere Krise repräsentiert, dass die (hegemoniale) Männlichkeit zur Jahrhundertwende als unmarkiertes Geschlecht und damit als universale Norm verstanden wurde.

Das in europäischen Gesellschaften um 1900 so vehement zum Ausdruck gebrachte Krisengefühl findet auch im Kontext des Kolonialismus seinen Niederschlag. In der Forschung wurde gezeigt, dass der koloniale Raum grundsätzlich als Bedrohung für den weißen Kolonisator wahrgenommen

110 Vgl. Erhart, W.: *Das zweite Geschlecht*, S. 222.

111 Vgl. Opitz-Belakhal, C.: ‚Krise der Männlichkeit‘, S. 41.

112 Koschorke, A.: *Die Männer und die Moderne*, S. 150.

113 All jenes, was die Ordnung stört, also „Undefinierbarkeit, Inkohärenz, Unvereinbarkeit, Irrationalität, Unlogik, Widersinnigkeit und Ambivalenz“, wurde demnach ins Weibliche verschoben, vgl. Lamott, Franziska: *Die vermessene Frau. Hysterien um 1900*. München: Fink 2001, S. 19.

114 Vgl. Koschorke, A.: *Die Männer und die Moderne*, S. 152.

wurde.¹¹⁵ Insbesondere das Nebeneinander der Angst vor ‚Rassenmischung‘ und Degeneration durch das so genannte *going native* mit indigenen Frauen¹¹⁶ und der Angst davor, von der tropischen Natur infiziert oder verschlungen zu werden,¹¹⁷ bestimmten den Diskurs über die Kolonien als Räume der Gefahr, die dadurch gleichsam reizvoll für Regressions- und Gewaltfantasien wurden. Sowohl das Verschlungenwerden durch den Urwald als auch die sexuelle Vereinigung mit Kolonisierten, aus der zudem potenziell ‚Mischlinge‘ hervorgehen können,¹¹⁸ deutet auf eine Verwischung von Grenzziehungen hin, die gerade im Kolonialismus als absolute Grenzziehungen zwischen scheinbar dichotomen Gegensätzen gedacht waren. Das Phantasma der unzulässigen Hybridisierung, der gefährlichen Vermischung von Blut und anderen Körpersäften, Körpern oder Ethnien kann also ebenfalls als Ausdruck einer „Krise der Unterscheidungen“¹¹⁹ verstanden werden, die im kolonialen Diskurs umso problematischer erschien, weil die koloniale Macht maßgeblich auf dieser binären Grenzziehung, die eine grundsätzliche Verschiedenheit sichern sollte, basierte.

Dass gerade die afrikanischen Kolonien aufgrund ihrer als feindlich wahrgenommenen Natur und der kulturellen Fremdheit als ein existenzieller Bedrohungs- und Gefahrenraum verstanden wurden, trug auch zu der in Ego-dokumenten kolonialer Beamter ebenso wie in literarischen Texten häufig formulierten Hilflosigkeit kolonialer Akteure bei, die im bereits erwähnten Sammelband *Helpless Imperialists* genauer untersucht wurde. Die Herausgeber benennen als Gründe für die zum Ausdruck gebrachte Überforderung und Verunsicherung nicht nur die mangelnde Vorbereitung auf den Kolonialdienst und die zahlenmäßige Unterlegenheit der Deutschen, welche die Angst vor ‚Aufständen‘ schürte.¹²⁰ Für Thum und Reinkowski liegt eine weitere

115 Ein jüngeres Beispiel dafür wäre Veronika Thanners Studie zu den Topoi der kolonialen Gefährdung, vgl. Thanner, V.: Tückische Oberflächen.

116 Zum *going native* bzw. der sogenannten ‚Verkafferung‘ vgl. z. B. Wildenthal, L.: German Women, S. 79–130 und Axster, Felix: Die Angst vor dem *Verkaffern* – Politiken der Reinigung im deutschen Kolonialismus. In: WerkstattGeschichte 39 (2005), S. 39–53.

117 Zur Rhetorik der Infektion vgl. die von Stephan Besser aufgegriffene Debatte über den Tropenkoller: Besser, S.: Pathographie der Tropen; zur Angst, vom afrikanischen Land oder Urwald verschlungen zu werden, vgl. Bischoff, E.: Kannibale-Werden.

118 Zur Diskussion über ‚Rassenmischung‘, ‚Rassenmischehen‘ und die sog. ‚Mischlinge‘ vgl. Kundrus, B.: Moderne Imperialisten, S. 219–280 sowie El-Tayeb, Fatima: Schwarze Deutsche. Der Diskurs um „Rasse“ und nationale Identität 1890–1933. Frankfurt a. M.: Campus 2001, S. 60–141.

119 Koschorke, A.: Die Männer und die Moderne, S. 150.

120 Vgl. Reinkowski, Maurus u. Gregor Thum: *Helpless Imperialists: Introduction*. In: *Helpless Imperialists. Imperial Failure, Fear and Radicalization*. Hrsg. von Maurus Reinkowski u. Gregor Thum. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2013, S. 7–20, S. 8–10.

Ursache in dem Druck, der auf den Kolonialbeamten gelastet habe: Neben der militärischen Beherrschung der Kolonisierten wurde von ihnen erwartet, die Zivilisierung scheinbar ‚wilder‘ Indigener voranzubringen und dabei der moralischen Gefährdung eines *going native* zu trotzen – eine Aufgabe, über die zudem die mediale Öffentlichkeit im kolonialen Mutterland streng wachte. Gerade diese Abhängigkeit kolonialer Arbeit von der öffentlichen Meinung, die die Weiterführung und finanzielle Unterstützung des Kolonialdiensts entscheidend beeinflusste, führte demnach zum Gefühl, in einem Zwei-Fronten-Krieg zwischen Kolonie und Heimat kämpfen zu müssen.¹²¹ Während es außer Frage steht, dass eine kleine Gruppe europäischer Kolonialbeamter in den Kolonien eine „illegitime Fremdherrschaft“¹²² über eine große Mehrheit an Indigenen aufbaute und dabei oft gewaltsam vorging, sodass faktisch keine Hilflosigkeit oder Unterlegenheit zu konstatieren ist, ist die nichtsdestotrotz immer wieder zum Ausdruck gebrachte Rhetorik der Schwäche aufschlussreich hinsichtlich des kolonialen Selbstverständnisses. Das in Briefen und Tagebüchern von Kolonialbeamten formulierte subjektive *Gefühl* der Hilflosigkeit ermöglicht es, in einer historischen Perspektive das offizielle Ideal des starken, selbstbewussten ‚Kolonialherren‘ zu relativieren und damit auch zu einer differenzierteren Einschätzung dieser Personengruppe jenseits eines verklärenden Positiv- oder eines anklagenden Negativbildes zu gelangen. In kolonialliterarischen Texten hingegen verdeutlicht die Darstellung von sich hilflos fühlenden Protagonisten eine geschickte narrative Strategie der eigenen Viktimisierung, Gewaltlegitimierung und Herrschaftssicherung. Die europäische Krisenrhetorik allgemein und das Gefühl der kolonialen Hilflosigkeit im Speziellen werden in dieser Studie daher als zwei sich reziprok beeinflussende Seiten derselben Medaille, nämlich einer hegemonialen Männlichkeit unter Rechtfertigungsdruck, verstanden.

Elahe Haschemi Yekani zufolge stellt die permanent und larmoyant hervorbrachte Krisenrhetorik im kolonialen Kontext den erfolgreichen Versuch einer Resouveränisierung dar: Indem sich die weiße Männlichkeit als in einer Krise befindlich selbstinszeniert und sich damit immer wieder in den Fokus der Aufmerksamkeit rückt, wird daran eine „specific re-privileging narrative strategy“¹²³ ersichtlich, sodass die Selbstzuschreibung der Krise und der Hilflosigkeit Ausdruck eines hegemonialen männlichen Privilegs ist, über das marginalisierte Männlichkeiten, etwa der Kolonisierten, nicht verfügen. Paradoxerweise

121 Vgl. ebd., S. 10.

122 Osterhammel, Jürgen: *Kolonialismus. Geschichte – Formen – Folgen*. 6., durchges. Aufl. München: Beck 2009, S. 19.

123 Haschemi Yekani, E.: *The Privilege of Crisis*, S. 15.

wird so eine privilegierte, hegemoniale Machtposition mit dem Attribut der Krise versehen, was als Ausdruck von eindrücklicher symbolischer Macht zu verstehen ist.¹²⁴ Von dieser imaginierten, indes privilegierten Krisenposition aus kann dann wiederum eine Handlung stattfinden, die die Souveränität der hegemonialen Männlichkeit restituiert und als Norm bestätigt.¹²⁵ Prinzipiell ist diese narrative Strategie endlos fortführbar, denn „im permanenten Oszillieren zwischen (Wieder-)Herstellung und Scheitern einer modernen Männlichkeit wird die hegemoniale Weiße Position – auch im Scheitern – ein ums andere Mal bekräftigt [...]“¹²⁶

Das Abenteuer stellt eine zentrale Option dar, um eine Ordnung mit klaren Unterscheidungen (wieder-)herzustellen. Indem es die Möglichkeit zum Heraustreten aus der als krisenhaft verstandenen Ordnung in der Heimat wie in der Kolonie bietet und zugleich durch die Transgression männliche Bewährung ermöglicht, kann das Abenteuer gerade die in der Krise vorherrschende Latenz des Übergangs zwischen vergangenen und bevorstehenden Ereignissen beenden und somit die Grundlage für eine neue oder wiederhergestellte Ordnung bilden. Anhand der ausgewählten Romane wird die Analyse deshalb zeigen, dass der Krise der – kolonialen wie heimischen – Hegemonie das Abenteuer als ordnungstiftendes Element entgegengesetzt wird.

Als anschlussfähig für diese Arbeit erweist sich des Weiteren Ortrud Gutjahr und Stefan Hermes' Konzept der kolonialen Maskeraden.¹²⁷ Sie gehen davon aus, dass in der deutschen Kolonialliteratur versucht wird, das Verhältnis zwischen den deutschen Kolonialakteuren und den unterworfenen und unterwürfigen Kolonisierten als eine eindeutige, unantastbare Dichotomie und als selbstverständliche Hierarchie darzustellen. Dabei würden aber zum Teil unfreiwillige Widersprüche produziert, die dieses Gefüge ins Wanken bringen, beispielsweise wenn ein deutscher Mann eine kolonisierte Frau begehrt, obwohl diese aufgrund der ihr unterstellten Unzivilisiertheit tabu ist. Durch die Diffusion der Identitätskonzepte entstehe seitens der europäischen Protagonisten Verunsicherung, die hinter einer Maskerade versteckt würde. Diese Maskerade bezeichnen Gutjahr und Hermes als „komplexes Verfahren des

124 Ein ähnliches Argument formuliert Sally Robinson, auf die sich Haschemi Yekani beruft, vgl. Robinson, S.: *Marked Men*, S. 9.

125 Vgl. Haschemi Yekani, E.: *The Privilege of Crisis*, S. 17.

126 Haschemi Yekani, Elahe: ‚Enlightened Imperialism‘ – Der englische Gentleman-Hero als Erlös(er). In: Erlöser. Figurationen männlicher Hegemonie. Hrsg. von Sven Glawion, Elahe Haschemi Yekani u. Jana Husmann-Kastein. Bielefeld: Transcript 2007, S. 97–109, S. 97.

127 Vgl. hier und im Folgenden Gutjahr, O. u. S. Hermes: *Maskeraden des (Post-)Kolonialismus*.

Verbergens von Angst, Aggression und Begehren“.¹²⁸ Indem das Konzept der Maskerade¹²⁹ auf die Kolonialakteure übertragen wird, wird es möglich, diese in einem fortwährenden Ringen um eine eindeutige Identität zu begreifen. Die Maskerade erscheint so als ein performativer Akt der Verschleierung von Ambivalenzen, der literarisch beispielsweise durch eine bestimmte Dramaturgie der Blicke, „physiognomische Codes“¹³⁰ oder durch die systematische Unterrepräsentation der Kolonisierten bewerkstelligt wird.

Diese Perspektive lässt sich auf den hier untersuchten Zusammenhang von Abenteuer und als hilflos inszenierter Männlichkeit übertragen. Während die koloniale Maskerade bei Gutjahr und Hermes auf die Funktion der Bewältigung bzw. Verschleierung der ambivalenten Beziehung zu den Kolonisierten beschränkt bleibt, wird sie hier ausgeweitet auf all jene Elemente, die das Selbstverständnis der männlichen Akteure in Frage stellen. Dazu gehören neben der unklaren Beziehung zu den Kolonisierten beispielsweise die Verunsicherung gegenüber weiblichen Figuren, die Erwartungen an die Männlichkeit der Protagonisten stellen, aber auch die Verunsicherung, die aus der moralischen Diskreditierung des Abenteurers resultiert. Eine der wichtigsten kolonialen Maskeraden stellt das Abenteuer in seiner Funktion als Bewährungsformel dar. Die Maskerade des Abenteurerdaseins ermöglicht die Inszenierung eines heroischen Selbst, das sich ein ums andere Mal in gefährlichen Situationen behauptet und dadurch die Herausforderungen und Probleme selbstständig lösen kann.

Ebenfalls auf die performative Wirkung des Abenteurers ausgerichtet ist Hans-Otto Hügels Beobachtung zu den Abenteuerfiktionen Karl Mays. Er konstatiert, dass darin das Abenteuer als Show, ähnlich der einzelnen ‚Nummern‘ im Zirkus, primär der Selbstdarstellung des männlichen Ichs dient, das sich im wilhelminischen Deutschland als krisenhaft wahrnimmt. Hügel illustriert dies an Kaiser Wilhelm II., der seine Zerrissenheit zwischen kindlicher

128 Ebd., S. 7.

129 Der Begriff der Maskerade fußt auf den viel älteren Überlegungen der Psychoanalytikerin Joan Riviere, dargelegt in ihrem Aufsatz *Womanliness as a Masquerade* (1929), der sich mit der Inszenierung von Weiblichkeit im Spannungsfeld von geschlechtsspezifischen Rollenmustern und einer ständigen Überbietung dieser Erwartungen beschäftigt. Siehe Riviere, Joan: *Womanliness as a Masquerade*. In: *The International Journal of Psychoanalysis* 10 (1929), S. 303–313. Zu Rivieres Maskerade-Konzept ausführlicher Benthien, Claudia: *Das Maskerade-Konzept in der psychoanalytischen und kulturwissenschaftlichen Theoriebildung*. In: *Männlichkeit als Maskerade. Kulturelle Inszenierungen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Hrsg. von Claudia Benthien u. Inge Stephan. Köln: Böhlau 2003, S. 36–59.

130 Gutjahr, O. u. S. Hermes: *Maskeraden des (Post-)Kolonialismus*, S. 10.

Unsicherheit¹³¹ und Verletzlichkeit und gleichzeitigem Anspruch auf uneingeschränkte Macht in einem „Hang zur Verkleidung und Kostümierung“, also zur Maskerade, zum Ausdruck gebracht habe: Die von ihm eingenommenen unterschiedlichen Rollen reichten dabei von „kraftmeierisch-abenteuerlichen Gesten im Militärischen“ über den „pompösen Regierungsstil“ bis hin zu seinem „missionarische[n] Eifer im Kolonialismus“, die indes ein Symptom der Resignation angesichts der tatsächlich durch das Parlament stark eingeschränkten Macht des Monarchen seien. Der Versuch, diese Rollenunsicherheit zu kompensieren, kann laut Hügel als Signum der Zeit verstanden werden, das sich beispielsweise auch in den „Bestätigungszwängen“¹³² des an sich selbst zweifelnden Bürgertums zwischen wirtschaftlicher Macht und politischer Machtlosigkeit zeige. Aus dieser Perspektive wäre das ‚kraftmeierische‘ Abenteuer des Wilhelminismus vor allem Ausdruck des Versuchs der Resouveränisierung des (meist männlichen) Kolonialsubjekts, das in eine Rollenkrise geraten ist. Weil das Abenteuer aber zugleich in die Kritik geraten ist, ist auch diese Form der Maskerade nicht mehr ohne Weiteres verfügbar, sodass anhand der Romane das Ringen um neue Inszenierungsformen durch eine Abstoßung vom Abenteuer und einer gleichermaßen immer wieder zu beobachtenden Anziehung zu selbigem zu untersuchen ist.

Eine Studie, die sich mit den narrativen Strategien männlicher Selbstbehauptung beschäftigt, läuft Gefahr, dieser Fokussierung hegemonialer Männlichkeit und der Unsichtbarmachung anderer, eher marginalisierter Formen von Geschlechtsidentität, aber auch der Kolonisierten, weiter Vorschub zu leisten. Dieser Problematik gewahr bleibend, erscheint es dennoch notwendig, die Funktionsmechanismen dieser Prozesse genauer zu betrachten und insbesondere die Verknüpfung dieser Krisenmetaphorik mit der narrativen Indienstnahme des Abenteurers genauer herauszustellen und zugleich die immer wieder formulierte Hilflosigkeit als rhetorisches Manöver der Machtsicherung zu entlarven. Grundsätzlich ist aber die Vorstellung, dass in von europäischen Schriftstellerinnen und Schriftstellern verfassten Kolonialromanen eine Beschreibung von kolonisierten Menschen enthalten sei, die diese Menschen authentisch darstelle, eine Illusion. Stattdessen wird

131 Auch Birgit Dahlke hat darauf hingewiesen, dass Wilhelm II. zeitgenössisch den Mythos des jugendlichen Kaisers verkörperte, der indes gerade wegen seiner Jugendlichkeit immer unter dem Druck stand, seine soldatische Männlichkeit unter Beweis zu stellen, auch um seine körperliche Versehrtheit zu kompensieren. Vgl. ausführlicher Dahlke, B.: Jünglinge, S. 1–7.

132 Hügel, Hans-Otto: Karl May. Das inszenierte Abenteuer. In: Lob des Mainstreams. Zu Begriff und Geschichte von Unterhaltung und Populärer Kultur. Hrsg. von Hans-Otto Hügel. Köln: Halem 2007, S. 206–224, S. 220.

hier davon ausgegangen, dass die kolonialliterarischen Figurenschilderungen vor allem Rückschlüsse auf das Selbstverständnis europäischer Kolonialherrschaft und sich als hegemonial verstehender Männlichkeit erlauben, wenig bis gar nicht aber auf die darin erwähnten Kolonisierten, die in erster Linie als stereotype Gegensätze der europäischen Akteurinnen und Akteure gezeichnet sind. Sie erscheinen als ein „ins Dunkel getauchter“ Hintergrund für die Problematiken deutscher Siedler, Abenteurer, Händler, Missionare, Ärzte, Krankenschwestern, Kolonialbeamten und Soldaten¹³³ und dienen so primär als möglichst andersartige Abgrenzungsfolie für die deutschen Figuren.

1.3.2 *Methodische Überlegungen zu Kolonialromanen als Unterhaltungsliteratur*

Kolonialliteratur als Populärliteratur

Dass Kolonialliteratur heute Gegenstand einer literaturwissenschaftlichen Untersuchung ist, stößt noch immer häufig auf Unverständnis. Bereits um 1900, zur Zeit der Entstehung der deutschen Kolonialliteratur, hatten koloniale Erzähltexte, insbesondere die, welche sich an Kinder und Jugendliche richteten, einen schlechten Ruf als ‚triviale‘ Literatur, die so banal erschien, dass sie nicht als ernsthafte Literatur anerkannt und daher als Untersuchungsgegenstand nicht in Betracht gezogen wurde. Gegen diesen bis heute formulierten Banalitätsvorwurf, welcher das analytische Potenzial von Literatur, die vom Ideal der autonomen Kunstliteratur abweicht, verkennt, richten sich die folgenden Ausführungen. Zunächst soll geklärt werden, inwiefern koloniale Literatur als Populärliteratur verstanden werden kann und welche zentralen Merkmale inhaltlicher und formaler Natur, aber auch hinsichtlich der Produktions- und Rezeptionsformen die Unterhaltungsliteratur kennzeichnen. Um eine Untersuchung kolonialer Erzähltexte zu gewährleisten, die über das Verdikt der Trivialität hinausgeht, wird außerdem erläutert, welche Besonderheiten sich in methodischer Hinsicht aus der Einordnung des Kolonialromans als populärem Genre ergeben, wie koloniale Literatur also sinnvoll literaturwissenschaftlich analysiert werden kann. Ziel ist es, koloniale Unterhaltungsliteratur als einen Resonanzraum sichtbar zu machen, in dem unterschiedliche zeitgenössische Themen, Diskurse und Topoi zueinander in Beziehung treten.

In der deutschen Literaturwissenschaft ist die begriffliche Abgrenzung zwischen ‚hoher‘ und ‚niederer‘ Literatur oder Kunst- und Trivilliteratur viel deutlicher erkennbar als in anderen Sprachen und Philologien. So schwingt im deutschen Begriff Trivilliteratur eine eindeutig negative Bewertung,

133 Gutjahr, O. u. S. Hermes: Maskeraden des (Post-)Kolonialismus, S. 7.

basierend auf der scheinbaren ästhetischen Minderwertigkeit und thematischen Unterkomplexität des jeweiligen Werkes, mit, die mit einer gleichsam unterstellten moralischen Fragwürdigkeit des trivialen Textes einhergeht. Diese elitäre Dichotomisierung geht maßgeblich auf die Klassik und Romantik und ihre Rezeption im 19. Jahrhundert zurück. Seit sich im 18. Jahrhundert die Literarisierungsrate erhöhte und somit nicht mehr nur Gelehrte lasen, repräsentierte auch die Literatur immer weniger nur den Bildungsanspruch und das idealisierte ‚Kunstschöne‘ der autonomen Poesie, sondern transportierte immer häufiger Inhalte ohne tieferen, allegorischen Textsinn, die in erster Linie der Anregung der Sinne und dem Zeitvertreib, also der reinen Unterhaltung dienen.¹³⁴ Diese ästhetische Unterscheidung ist bis heute verbreitet; so charakterisiert beispielsweise Christine Haug die populären Lesestoffe als Literatur, die auf „ästhetische Durchformung verzichte[t].“¹³⁵

Seit den 1960er Jahren wurde versucht, eine wertneutralere Perspektive auf diese Art von Literatur zu finden, etwa mittels eines stärker differenzierenden Drei-Schicht-Modells, das zwischen den beiden Polen, defizitärer Trivalliteratur und kunstvoller Hochliteratur, eine weitere Schicht, nämlich die der Unterhaltungsliteratur einfügt.¹³⁶ All diesen Ansätzen ist jedoch noch immer die Überzeugung gemein, dass es einen grundlegenden qualitativen Unterschied, insbesondere ästhetischer Natur, zwischen kanonisierter Hochliteratur und populärer Erzählliteratur gäbe, die sich damit als ernsthafter Untersuchungsgegenstand quasi selbst disqualifiziere.¹³⁷ Dies erweist sich bei genauerer Betrachtung jedoch als problematische, weil im Einzelfall nicht klar nachvollziehbare Setzung: Nicht nur werden so das individuelle ästhetische Empfinden und Werturteil der jeweiligen Betrachterin oder des Betrachters, sei

134 Vgl. Gamper, Michael: Gute Unterhaltung. Robert Prutz und die ästhetische Mittellage. In: *Geselliges Vergnügen. Kulturelle Praktiken von Unterhaltung im langen 19. Jahrhundert*. Hrsg. von Anna Ananieva, Dorothea Böck u. Hedwig Pompe. Bielefeld: Aisthesis 2011, S. 301–318. Zur Entwicklung einer Theorie angemessener literarischer Unterhaltung im 18. Jahrhundert vgl. Butzer, Günter: *Theorie literarischer Unterhaltung*. In: *Theorien der Literatur. Grundlagen und Perspektiven*. Band VI. Hrsg. von Günter Butzer u. Hubert Zapf. Tübingen: Francke 2013, S. 159–179.

135 Haug, Christine: *Populäre Lesestoffe*. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. 3,1 P–Z. Hrsg. von Georg Braungart, Klaus Weimar u. a. 3. Aufl. Berlin, Boston: De Gruyter 2010, S. 124–127, S. 124.

136 Vgl. z. B. Foltin, Hans Friedrich: *Die minderwertige Prosaliteratur*. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 39 (1965), S. 288–323, sowie Nutz, Walter: *Der Trivialroman. Seine Formen und seine Hersteller. Ein Beitrag zur Literatursoziologie*. Köln: Westdeutscher Verlag 1962.

137 Einen aktuellen Überblick über die Forschung bietet Vecchiato, Daniele: *Trivalliteratur als Gegenstand germanistischer Forschung. Traditionelle Perspektiven und neueste Entwicklungen*. In: *Zeitschrift für Germanistik* 28.1 (2018), S. 112–118.

es historisch oder aus heutiger literaturwissenschaftlicher Perspektive, absolut gesetzt, sondern es wird auch verkannt, dass die Unterschiede historisch oftmals gar nicht so klar abzustecken und eher gradueller Natur sind. Gerade in den seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beliebten und für die Literaturrezeption sehr wichtigen Familienzeitschriften, die auf ein breites bürgerliches Publikum abzielten, publizierten Autoren wie Karl May oder Eugenie Marlitt, deren Schriften heute einhellig der Unterhaltungsliteratur zugeordnet werden, ebenso wie heute kanonisierte Autoren wie Wilhelm Raabe oder Theodor Fontane. Daher lässt sich zumindest die Vermutung formulieren, dass sie sich an ähnlichen Mechanismen des Literaturmarkts zu orientieren versuchten, um eine Leserschaft zu finden, womit die Unterscheidung zwischen Kunst und Unterhaltung unscharf wird.¹³⁸

Eine eindeutige Bestimmung, was populäre Literatur ist und wie sie sich von anspruchsvollerer Kunstliteratur unterscheidet, ist somit nicht leicht. Selbst die Frage, was diese Literatur populär macht und wer das *populus* ist, das sie liest und sich vom exklusiveren, elitären Publikum ‚hoher‘ Literatur unterscheidet, entzieht sich einer einfachen Beantwortung.¹³⁹ Gegensätzliche Ansätze dazu finden sich einerseits in der Kritischen Theorie und andererseits bei den britischen *Cultural Studies*: Der berühmten These in der *Dialektik der Aufklärung*, das kommerzielle, von der kapitalistischen Kulturindustrie hervorgebrachte Unterhaltungsangebot ermögliche die Manipulation der Massen,¹⁴⁰ steht die Sicht der *Cultural Studies* gegenüber, der zufolge die populäre Massenkultur nicht einfach der symbolische Ausdruck eines hegemonialen Machtanspruchs der Herrschenden mittels der Sedierung durch triviale Unterhaltung sei. Stattdessen wird dem Publikum ein gewisser Eigensinn bei der Decodierung der populären Inhalte zugestanden: Die Populärkultur gebe den Rezipientinnen und Rezipienten die Möglichkeit, durch ihre eigenen Lesarten selbst an der kulturellen Aushandlung von Repräsentation und

138 Vgl. Günter, Manuela: Im Vorhof der Kunst. Mediengeschichten der Literatur im 19. Jahrhundert. Bielefeld: Transcript 2008, S. 19. Dieses Nebeneinander von kanonischen Autoren und Unterhaltungsschriftstellern schildert Stefan Scherer ausführlicher, vgl. Scherer, Stefan: Dichterinszenierung in der Massenpresse. Autorpraktiken in populären Zeitschriften des Realismus – Storm (C. F. Meyer). In: Schriftstellerische Inszenierungspraktiken – Typologie und Geschichte. Hrsg. von Christoph Jürgensen u. Gerhard Kaiser. Heidelberg: Winter 2011, S. 229–249, S. 231 f.

139 Auf die begrifflichen Unschärfen und mögliche Spezifizierungen geht Kaspar Maase näher ein, vgl. Maase, Kaspar: Populärkulturforchung. Eine Einführung. Bielefeld: Transcript 2019, S. 23–26.

140 Vgl. Horkheimer, Max u. Theodor W. Adorno: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. 23. Aufl. Frankfurt a. M.: Fischer 2017, S. 128 ff.

Macht teilzuhaben.¹⁴¹ Ebenfalls die kommunikative Funktion des Populären und somit auch die Möglichkeit der repräsentativen Teilhabe aufgreifend wurde innerhalb der systemtheoretisch ausgerichteten Literaturwissenschaft argumentiert, die Populärliteratur und -kultur erfülle innerhalb einer funktionalen Ausdifferenzierung die Aufgabe, zwischen sachlich codierten Funktionssystemen, denen das Populäre selbst nicht zugeordnet werden könne, zu vermitteln.¹⁴²

Grundlegend kann man populäre Literatur über die darin erkennbare Ausrichtung auf eine möglichst große Leserschaft zur Profitsteigerung für Autorin oder Autor und Verlag charakterisieren, die außerdem oftmals auf bestimmte Darstellungsweisen zurückgreift, um die Leserinnen und Leser emotional anzuregen.¹⁴³ Damit unterscheidet sich populäre Unterhaltungsliteratur von sogenannter ‚Hochliteratur‘ vor allem insofern, als zu ihrem Verständnis viel stärker auch miteinbezogen werden muss, in welchem sozialen und historischen Kontext und mit welcher (Funktions-)Absicht sie geschrieben, publiziert, verkauft und gelesen wurde.¹⁴⁴ Sowohl die auf der Handlungsebene verhandelten Themen und der Grad ihrer ästhetischen Ausformung als auch ihre Vertriebsformen und Lesekontexte differieren im Genre der populären Kolonialliteratur beträchtlich und erlauben daher jeweils für sich betrachtet kein aussagekräftiges Urteil über die Ausprägung ihrer Popularität.¹⁴⁵ Zu ihrer Bestimmung ergeben sich also formale, inhaltlich-ästhetische und rezeptionsästhetische Kriterien, die im Folgenden erläutert werden.

Das eindeutigste formale Merkmal von Unterhaltungsliteratur ist ihre Schemahaftigkeit, aufgrund derer sie auch als „Schema-Literatur“¹⁴⁶ bezeichnet wurde. Die üblicherweise in der ‚Hochliteratur‘ zum Ausdruck gebrachte Norm, mit jedem neuen Werk eine innovative Variation vorheriger Werke und

141 Vgl. z. B. Fiske, John: *Understanding Popular Culture*. Hoboken: Taylor & Francis 2010, S. 84ff., und Maase, K.: *Populärkultur*, S. 54–62.

142 Vgl. dazu ausführlich Huck, Christian u. Carsten Zorn: *Das Populäre der Gesellschaft. Zur Einleitung*. In: *Das Populäre der Gesellschaft. Systemtheorie und Populärkultur*. Hrsg. von Christian Huck u. Carsten Zorn. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2007, S. 7–41, sowie Stäheli, Urs: *Das Populäre als Unterscheidung – eine theoretische Skizze*. In: *Popularisierung und Popularität*. Hrsg. von Gereon Blaseio, Hedwig Pompe u. Jens Ruchatz. Köln: DuMont 2005, S. 146–167.

143 Vecchiato, D.: *Trivilliteratur*, S. 112.

144 Vgl. auch Huck, Christian: *Was ist Populärliteratur? Oder doch eher, wann ist Populärliteratur?* In: *Kommunikation im Populären. Interdisziplinäre Perspektiven auf ein ganzheitliches Phänomen*. Hrsg. von Roger Lüdeke. Bielefeld: Transcript 2011, S. 43–66, S. 44.

145 Vgl. auch Vecchiato, D.: *Trivilliteratur*, S. 112.

146 Zimmermann, Hans Dieter: *Schema-Literatur. Ästhetische Norm und literarisches System*. Stuttgart: Kohlhammer 1979.

ihrer Darstellungsweisen hervorzubringen, lässt sich von der hauptsächlich in Unterhaltungsliteratur zu findenden Norm abgrenzen, dass nur eine „geringfügige Variation“ vorgenommen und die „Einhaltung eines festen Schemas“¹⁴⁷ angestrebt wird. Indem immer wieder dieselben oder ganz ähnliche Plots, Figurenkonstellationen und narrativen Formeln verwendet werden, entsteht seitens der Leserschaft eine Erwartbarkeit, die so außerdem zwischen verschiedenen, auf den jeweiligen Formeln beruhenden Genres wie Heimat-, Abenteuer-, Detektiv- oder Arztroman unterscheiden kann.¹⁴⁸ Insbesondere die Figuren weisen häufig keine psychologische Tiefenschärfe auf, sondern stellen bestimmte Typen dar, die eindeutig einer Kategorie wie dem Guten bzw. Bösen zugeordnet werden können. Dieser simplifizierenden Holzschnittartigkeit zugunsten mangelt es populären Romanen meist an zwischenmenschlichen oder charakterlichen Ambivalenzen. Durch die Vorhersehbarkeit des Geschehens wird die Distanz zum Text verringert, der so zum erwartbar vertrauten Imaginären wird. Die Erwartbarkeit wird außerdem durch den Paratext im Genette'schen Verständnis, also durch all das, was nicht selbst im Text steht und dennoch die Wirkung des Werkes beeinflusst, verstärkt. Koloniale Erzählungen weisen beispielsweise häufig ein Vorwort des Herausgebers auf, in dem Hinweise für die richtige Einordnung des Gelesenen gegeben werden. Darüber hinaus helfen auch typische, stark konventionalisierte und stereotypisierte Illustrationen, etwa von wilden Tieren oder indigenen Menschen, typografische Elemente und allgemein die materielle Gestaltung dabei, ein Buch innerhalb eines populären Genres zu verorten.

Hinsichtlich der sprachlichen Ausgestaltung der Handlung in populärer Literatur lässt sich ebenfalls schematische Erkenn- und Erwartbarkeit konstatieren. Das Verfahren „so zu schreiben, dass sich dem Leser automatisch eine erzählte Welt, eine Diegese, präsentiert, ohne dass er zunächst mit Phänomenen der Textebene zu kämpfen hätte“, kann als „populärer Realismus“¹⁴⁹ bezeichnet werden. Dass nicht mit der Textebene zu kämpfen ist, liegt daran, dass das Erzählte oftmals keinen doppelten, allegorischen Sinn, sondern eine unmissverständliche Transparenz und den Charakter der Informationsvermittlung aufweist.¹⁵⁰ Zugleich heißt das auch, dass der in der jeweiligen Erzählung angelegte Sinn größtenteils durch die Handlung, also auf Ebene der

147 Vgl. ebd., S. 36.

148 Vgl. Huck, C.: Was ist Populärliteratur?, S. 48.

149 Baßler, Moritz: Populärer Realismus. In: Kommunikation im Populären. Interdisziplinäre Perspektiven auf ein ganzheitliches Phänomen. Hrsg. von Roger Lüdeke. Bielefeld: Transcript 2011, S. 91–104, S. 91.

150 Zur Informativität der Unterhaltungsliteratur im Gegensatz zum Sinngehalt der Kunstliteratur vgl. Butzer, G.: Theorie literarischer Unterhaltung, S. 173.

histoire, übermittelt wird, woraus sich auch erklärt, warum populäre Erzähltexte so häufig eine ausschweifende, durch zahlreiche Überraschungen und Umschwünge und detailreiche Schilderungen gekennzeichnete Handlung aufweisen.

Auch stilistisch schlägt sich der Versuch, möglichst verständlich zu schreiben und das Geschriebene ohne die Hemmschwelle der analytischen Reflexion nachvollziehbar zu machen, nieder: So greifen die Autorinnen und Autoren von populärer Kolonialliteratur beispielsweise häufig auf dialektale Färbungen oder eine derbe Ausdrucksweise für einzelne Figuren zurück, um eine gewisse Nähe zum ‚einfachen Mann‘ zu vermitteln. Außerdem wird oft eine infantilisierende Pidgin-Sprache für die indigenen Figuren erfunden, mittels derer ihre Andersartigkeit und Inferiorität markiert wird. Diese Effekte zielen auf Lokal- und Kolonialkolorit ab, versuchen also einerseits, einer durchschnittlichen deutschen Alltagssprache nahe zu kommen und andererseits ein möglichst realistisch erscheinendes Bild des kolonialen Alltags zu produzieren.¹⁵¹

Die Herstellung von Nähe zwischen der Handlung und der außerliterarischen Lebenswelt zeigt sich auch auf inhaltlicher Ebene. Um der Leserschaft einen Zugang zur diegetischen Welt zu ermöglichen, werden universelle menschliche Themen wie Liebe, Freundschaft, Rache, Feindschaft, Initiation, Ehre und Reise immer wieder in den jeweiligen Schemata formelhaft aufgegriffen.¹⁵² Diese drängen sich zu einer Identifikation der Leserschaft auf, da jede und jeder mit diesen archetypischen Elementen selbst Erfahrungen gesammelt hat und somit dazu aufgerufen ist, das fiktionale Geschehen mit dem Selbsterlebten abzugleichen.

Im besonderen Maße neigen Unterhaltungsromane außerdem dazu, politische und soziale Kontexte miteinzubeziehen. Für die Kolonialliteratur hat dies zur Folge, dass die schablonenhafte Figurenzeichnung und die zum Skurilen und Unglaubwürdigen tendierende Handlung durch Realitätseffekte ausgeglichen wird.¹⁵³ Dazu zählen etwa Bezugnahmen auf konkrete politische Entscheidungen im Reichskolonialamt, bekannte Personen wie Reichskanzler Bernhard von Bülow, eine bestimmte Whiskey-Marke oder ein Gewehr-Hersteller, über die das Erzählte an „Welthaftigkeit“¹⁵⁴ gewinnt. Auch so wird den Leserinnen und Lesern erleichtert, das erzählte Geschehen persönlich nachvollziehen und auf die eigene Realität beziehen zu können.

151 Vgl. Struck, W.: Die Eroberung der Phantasie, S. 14–15.

152 Vgl. Huck, C.: Was ist Populärliteratur?, S. 50.

153 Vgl. dazu auch Struck, W.: Die Eroberung der Phantasie, S. 14 ff.

154 Huck, C.: Was ist Populärliteratur?, S. 49.

Die formale und inhaltliche Gestaltung von Populärliteratur ist demnach viel stärker als autonome Literatur auf die Erwartungen des Publikums und auf die Schaffung eines möglichen Verkaufserfolgs ausgerichtet. Dies wird auch an der materiellen Produktion ersichtlich: Um leicht zugänglich zu sein, ist Unterhaltungsliteratur meist kostengünstig käuflich und wird niedrigschwellig vertrieben. Typische Vertriebsformen für koloniale Erzähltexte waren neben dem klassischen Buchhandel auch die Publikation der Texte in seriellen Fortsetzungen in Heftform oder in Zeitschriften.

Festzuhalten ist für koloniale Erzählliteratur indes, dass nicht alle erschienenen Romane und Erzählungen hinsichtlich ihres Status als Populärliteratur zu verallgemeinern sind, da das Genre bezüglich seiner stilistischen Ausformungen, des anvisierten Zielpublikums, der gewählten Publikationsformen sowie der Vertriebskanäle eine große Bandbreite aufweist. So schrieben manche Autorinnen und Autoren etwa gezielt für ein junges Publikum und publizierten dementsprechend ihre Werke meist als preisgünstige, massenhaft produzierte Hefte. Da diese Texte schnell und in großer Anzahl geschrieben wurden, liegt die Vermutung nahe, dass hier die schematische Erzählweise am stärksten ausgeprägt ist und sie eben das repräsentieren, was von elitär denkenden Gelehrten der Zeit als trivialer ‚Schmutz und Schund‘ verstanden wurde (vgl. Kap. 2.2.2.). Die meisten der hier untersuchten Romane, die in Buchform erschienen, richteten sich hingegen an Erwachsene, die über genug monetäre Mittel sowie über genug Freizeit verfügten, um sich das Lesen leisten zu können. Auch die soziale Stellung der Autorinnen und Autoren spielt eine Rolle für die Beurteilung der Popularität und Reichweite des jeweiligen Romans: Zum großen Teil wurden Kolonialromane von Offizieren (oder Offiziersgattinnen), die durch ihren Beruf teilweise einen direkten Kolonialbezug hatten, oder von sonstigen Vertreterinnen und Vertretern bildungsbürgerliche Berufe, darunter Ärzte, Journalisten, Lehrer, Pfarrer, (koloniale) Beamte, Gelehrte und freie Schriftsteller, verfasst.¹⁵⁵ Dabei unterlagen gerade die freien Schriftsteller den schwankenden wirtschaftlichen Konjunkturen, aber auch den Konjunktoren des Kolonialinteresses: Um ihre Inhalte gewinnbringend publizieren zu können, bot es sich für sie an, ihre Werke in periodischen Zeitschriften mit Kolonialbezug oder in den Publikationen kolonialer Interessensverbände zu veröffentlichen, die über eine feste Abonnentenzahl verfügten. Zur ersten Gruppe zählte beispielsweise die Zeitschrift *Der Pfadfinder* des deutschen Pfadfinderbunds (vgl. Kap. 6.3), zur zweiten Gruppe vor allem *Kolonie und Heimat*, das Zentralorgan des Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft, der wiederum als Agitationsverband

155 Vgl. auch Benninghoff-Lühl, S.: Deutsche Kolonialromane, S. 53.

ein Interesse daran hatte, über Fortsetzungserzählungen kolonialaffirmative Inhalte zu verbreiten.¹⁵⁶

Trotz dieser Angewiesenheit mancher Autoren auf die Marktgängigkeit ihrer Erzählungen richtete sich das schriftstellerische Selbstverständnis im Fall der ausgewählten Romane größtenteils nicht allein auf das Ziel, einen massenhaft verbreiteten Bestseller zu schreiben, sondern zeugt stattdessen von einer Orientierung an einem ästhetischen Mittelmaß¹⁵⁷ und einer gesellschaftlichen Mitte. Die Romane richten sich in einfach verständlicher Sprache und mit einer leicht nachvollziehbaren Handlung an ein mittelständisches Publikum,¹⁵⁸ ohne dabei so reißerisch wie reine Heftchenliteratur zu sein. Durch die ästhetische Mittelmäßigkeit profitieren sie außerdem von der guten Erreichbarkeit ihrer Leserinnen und Leser, die in erhöhtem Maß in Kontakt mit kolonialistischen Ideen und Idealen gebracht wurden, was in manchen Fällen indes in propagandistische Manipulation übergeht.¹⁵⁹

Zur literaturwissenschaftlichen Untersuchung kolonialer Populärliteratur

Die koloniale Unterhaltungsliteratur stellt besondere Herausforderungen an die literaturwissenschaftliche Untersuchung. Aufgrund der schlichten

156 Wenn Kolonialschriftstellerinnen und -schriftsteller also teilweise darauf angewiesen waren, diese Publikations- und Vertriebsform zu wählen, wie es mit Alfred Funke und Richard Küas auch auf zwei der hier berücksichtigten Autoren zutrifft, dann ist die ideologische Ausrichtung der Handlung nicht zwangsweise auf die persönliche Meinung des Verfassers zurückzuführen, sondern schlicht auf die Bedingungen des Buchmarkts. Vgl. auch ebd., S. 55.

157 Zur Entwicklung eines ästhetischen Mittelmaßes vgl. Gamper, M.: Gute Unterhaltung, sowie die Ausführungen in Kapitel 2.2.2.

158 Es gibt leider keine systematische Untersuchung dazu, wie viele Menschen tatsächlich Kolonialliteratur lasen und welchen sozialen Hintergrund sie hatten. Dies ist aus verschiedenen Gründen nicht leicht zu eruieren: Erstens fehlen systematische Auflistungen zu Auflagen- und Verkaufszahlen seitens der Verlage, zweitens wurden viele Kolonialromane auch zuerst in Zeitschriften publiziert, deren Reichweite wiederum schwierig zu bestimmen ist. Außerdem müssten Ausleihstatistiken der Leih- und Schulbibliotheken mitberücksichtigt werden. Da diese grundlegenden Untersuchungen bislang nicht vorliegen, ist hier ein Desiderat für die historische (Lese-)Forschung zu konstatieren.

159 Sibylle Benninghoff-Lühl hat die These vertreten, das koloniale Schrifttum sei grundsätzlich auf eine politische Beeinflussung der Leserschaft ausgerichtet gewesen, vgl. Benninghoff-Lühl, S.: Deutsche Kolonialromane, S. 15–52. Während dies für die jugendliche Leserschaft, die in der Schule durch koloniale Lektüren eine affirmative Position zum Kolonialismus entwickeln sollten, durchaus einleuchtet, kann dieser Einschätzung in ihrer Pauschalität nicht gänzlich zugestimmt werden. Zu unterschiedlich und zum Teil auch unbekannt sind die Hintergründe seitens der Verfasserinnen und Verfasser, zu unklar ist außerdem, wer hinter einer solch zentral gesteuerten Kolonialagitation gestanden haben könnte.

Ästhetik und der schematischen Handlungsabläufe und Figureschilderungen erschöpft sich eine rein philologisch-textimmanente Analyse schnell in der Diagnose einer ästhetischen Defizität und kann dem Untersuchungsgegenstand, abgesehen von der Feststellung der Schema- und Formelhaftigkeit, kaum weiterführende Erkenntnisse abringen. Die oft dahinterstehende Vorstellung einer idealiter autonomen Literatur ist insofern problematisch, als populäre Literatur ihre Welthaftigkeit dezidiert im heteronomen Bezug auf die extradiegetische Wirklichkeit konstruiert und somit immer über die Grenzen des literarischen Textes hinausweist.

Für diese Spezifik populärer Texte hat Joseph Vogl einen treffenden Vergleich gefunden: „Das ist das Besondere am Trivialen: Es ist eine höchste Verdichtung aller möglichen kulturellen Posten. Wie ein Brühwürfel: Es sind so irrsinnig viele Bilder darin komprimiert, dass ein Klischee herauskommt. Und das muss man dann aufkochen.“¹⁶⁰ Folgt man dem Bild des Populären als Brühwürfel kultureller Ideen, Themen und Werte, ergibt sich daraus für das analytische ‚Aufkochen‘ populärer Unterhaltungsliteratur, dass sie als heterogenes Produkt verschiedenster literarischer und nichtliterarischer Einflüsse verstanden werden muss, für dessen Verständnis der Blick auch auf das auszuweiten ist, was zunächst keine Rolle für den literarischen Text zu spielen scheint. In den Klischees zeigt sich eine spezifische Bezugnahme auf den kulturellen Kontext der Literatur, die so gebündelt ist, dass sie zunächst aufbereitet, entzerrt und geordnet werden muss, um hinter der scheinbaren Banalität der Bilder signifikante Aussagen über die Welt, in der sie geschrieben und gelesen werden, entschlüsseln zu können.

Um herauszustellen, dass sich koloniale Populärliteratur sowohl durch interdiskursive Kontextualität als auch durch intertextuelle Literarizität auszeichnet, bedarf es eines methodischen Ansatzes, der den semantischen Austausch zwischen literarischen Texten und ihren nichtliterarischen Kontexten berücksichtigt, also einer kulturhistorisch orientierten literaturwissenschaftlichen Herangehensweise. Diese findet wichtige Grundlagen im *New Historicism*¹⁶¹ und anderen kulturwissenschaftlich ausgerichteten Perspektiven, die

160 Vgl. Vogl, Joseph u. Alexander Kluge: Das Loch in der Wirklichkeit. Gespräch in der Berliner F.A.Z.-Redaktion 2009. <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/das-loch-in-der-wirklichkeit-11402379.html> (2.10.2023).

161 Der *New Historicism*, als dessen Vertreter vor allem Stephen Greenblatt, Catherine Gallagher und Louis Montrose bekannt wurden, ist weniger als eine eigenständige Theorie und eher als „Arbeitsweise“ zu verstehen. Siehe dazu Greenblatt, Stephen: Grundzüge einer Poetik der Kultur. In: Schmutzige Riten. Betrachtungen zwischen Weltbildern. Aus dem Amerikanischen von Jeremy Gaines. Hrsg. von Stephen Greenblatt. Frankfurt a. M.: Fischer 1995, S. 107–122, S. 107.

zunächst von der von Clifford Geertz formulierten Textualität von Kultur¹⁶² ausgehen. Sie basieren auf der Annahme, dass Kulturen Narrative generieren, die kollektive Selbstverständigung, Bedeutungszuschreibungen und Sinnstiftung und somit Wirklichkeit erzeugen.¹⁶³ Diesem Verständnis zufolge ist nicht nur ein literarischer Text von seinem historisch-kulturellen Umfeld geprägt, sondern auch dieses Umfeld als ‚kultureller Text‘ lesbar. Mit der angenommenen Historizität der Texte und der Textualität der Geschichte¹⁶⁴ wird Kultur metaphorisch als ein Ensemble aus einer Vielzahl an Texten beschrieben und der einzelne Text als ein Gewebe aus verschiedenen Elementen des kulturellen Texts, über den Sinnstiftungen und Bedeutungszuschreibungen ausgehandelt werden.¹⁶⁵ Die einzelnen ‚Fäden‘ des Gewebes können nicht losgelöst voneinander betrachtet werden, da ästhetische Diskurse der Literatur mit sozialen Diskursen der Kultur verbunden sind. Somit wird das historische Umfeld der Literatur nicht mehr als bloßer Hintergrund, bestehend aus historischen ‚Tatsachen‘, verstanden, auf den man bei der Literaturinterpretation bei Bedarf zurückgreifen kann. Stattdessen wird dieser Kontext selbst zum Gegenstand der Untersuchung, die indes nicht mehr auf universalistische, monolithische Setzungen der Historiografie zurückgreift, sondern der Geschichte die bislang unterstellte Kohärenz – etwa im Zeitgeist einer Epoche wie der Renaissance oder der Aufklärung – aufkündigt.¹⁶⁶ Zwar bedeutet das einerseits eine gewisse Deprivilegierung des literarischen Texts, der als gleichrangig mit anderen kulturellen Texten gesehen und somit seiner ästhetischen Sonderrolle enthoben wird, andererseits wird es so möglich, Literatur als ‚Resonanzkörper‘¹⁶⁷ zu

162 Zu einer ausführlichen Erläuterung und Problematisierung der Formel ‚Kultur als Text‘ siehe Bachmann-Medick, Doris: Einleitung. In: *Kultur als Text. Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft*. Hrsg. von Doris Bachmann-Medick. Frankfurt a. M.: Fischer 1998, S. 7–64.

163 Vgl. Erll, Astrid u. Simone Roggendorf: *Kulturgeschichtliche Narratologie. Die Historisierung und Kontextualisierung kultureller Narrative*. In: *Neue Ansätze in der Erzähltheorie*. Hrsg. von Ansgar Nünning. Trier: WVT 2002, S. 74–114, S. 79.

164 Den Chiasmus der „historicity of texts and the textuality of history“ prägte Louis Montrose, vgl. Montrose, Louis A.: *Professing the Renaissance. The Poetics and Politics of Culture*. In: *The New Historicism*. Hrsg. von Harold Aram Veaser. New York: Routledge 1989, S. 15–36, S. 23.

165 Vgl. Baßler, Moritz: Einleitung: *New Historicism – Literaturgeschichte als Poetik der Kultur*. In: *New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur. Mit Beiträgen von Stephen Greenblatt, Louis Montrose u. a.* Hrsg. von Moritz Baßler. Frankfurt a. M.: Fischer 1995, S. 7–28, S. 12.

166 Vgl. ebd., S. 11.

167 Vgl. Greenblatt, Stephen: *Resonanz und Staunen*. In: *Schmutzige Riten. Betrachtungen zwischen Weltbildern*. Aus dem Amerikanischen von Jeremy Gaines. Hrsg. von Stephen Greenblatt. Frankfurt a. M.: Fischer 1995, S. 7–29, S. 15 ff.

begreifen, in dem die verschiedenen Diskurse, Denkmodelle und Begriffe einer Zeit aufgegriffen und gebündelt zueinander in Beziehung gesetzt werden.¹⁶⁸

Insbesondere für die Betrachtung von populärer Kolonialliteratur erscheint dies lohnend, da mit einem weiten Textbegriff und dem Interesse an dem, was bislang aufgrund der mangelnden Kohärenz mit den vorherrschenden historiografischen und literaturgeschichtlichen Metanarrativen ausgeklammert wurde, auch marginalisierte und vom literarischen Kanon ausgeschlossene Texte Beachtung finden können. Gerade die deutsche Kolonialliteratur kann als doppelt marginalisiert verstanden werden: erstens aufgrund der ihr attestierten ästhetischen Minderwertigkeit und zweitens aufgrund ihrer Thematik, die, bedingt durch die kurze Dauer des deutschen Kolonialismus und andere, im 20. Jahrhundert dominantere Entwicklungen in Politik und Gesellschaft, lange als nebensächlich erachtet wurde. Eine kontextsensible kulturwissenschaftliche Herangehensweise kann zeigen, dass auch in vermeintlich marginalen literarischen Texten, deren Handlung in der räumlichen Peripherie der Kolonien und der nationalgeschichtlich in ihrer Bedeutung abgewerteten Kolonialzeit angesiedelt ist, durchaus relevante Reflexionen über sowie Beiträge und Bezüge zu zeitgenössischen Diskursen formuliert wurden und diese zugleich, gerade durch ihre Popularität, zu einem beachtlichen Maß mitprägten.

Moritz Baßler sieht in den neuhistorischen Studien Stephen Greenblatts und anderer einen Rückgriff auf den Diskursbegriff Michel Foucaults verwirklicht, mittels dessen es möglich wird, die „Diskursfäden“ des Textgewebes, also die intertextuellen Bezüge zwischen verschiedenen Texten, aber auch innerhalb der Kultur als Ganzer, als die „Repräsentationsformen“ sowie „die spezifischen Gestalten und Funktionen“¹⁶⁹ eines spezifischen Dis-

168 Hierbei ergibt sich das Problem, dass die Auswahl des Untersuchungsmaterials unweigerlich ein gewisses Maß an Kontingenz aufweist, da es eine unendliche Vielzahl an möglichen Bezugspunkten innerhalb der Kultur als Textgewebe gibt. Dies ist allerdings eine Schwierigkeit, die im Grunde jede andere literaturwissenschaftliche Herangehensweise ebenso betrifft und der nur mit einem erhöhten reflexiven Bewusstsein sowohl der Komplexität der möglichen Bezüge als auch der eklektischen Arbitrarität der eigenen Auswahl begegnet werden kann. Vgl. zu diesem Vorwurf an die kulturwissenschaftliche Literaturwissenschaft auch Baßler, M.: Einleitung, S. 12–13, sowie Benthien, Claudia u. Hans-Rudolf Velten: Einleitung. In: Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte. Hrsg. von Claudia Benthien u. Hans-Rudolf Velten. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2002, S. 7–34, S. 19–21.

169 Baßler, M.: Einleitung, S. 14. Achim Geisenhanslüke widerspricht dieser Einschätzung Baßlers, weil für ihn im *New Historicism* nicht die Frage nach dem Zusammenhang von Literatur und Diskurs, sondern von Text und Kontext aufgegriffen wird und somit nicht diskursanalytische, sondern intertextuelle Überlegungen erweitert werden. Vgl. Geisenhanslüke, Achim: Foucault in der Literaturwissenschaft. In: Foucault in den

kurses in der Literatur zu beschreiben. Folgt man Jürgen Links und Ursula Link-Heers Weiterentwicklung des Diskursbegriffs zur Anwendbarkeit auf Literatur,¹⁷⁰ sind literarische Texte „interdiskursiv“, weil in ihnen „alle interferierenden, koppelnden, integrierenden usw. Quer-Beziehungen zwischen mehreren Spezialdiskursen“¹⁷¹ sichtbar werden. In der Literatur, verstanden als Interdiskurs, treffen also verschiedene Spezialdiskurse zusammen und es wird möglich, über die nichtspezialisierte literarische Sprache das jeweils spezialisierte Diskurswissen zu einem bestimmten Thema wie auf einem Marktplatz zugänglich zu machen.¹⁷² Dies geschieht, indem es in „subjektiv applizierbare ‚Vorgaben‘“¹⁷³ verwandelt wird, d. h. die Literatur stellt die Schnittstelle dar, an der das Wissen, in diesem Fall das gemäß der Regeln des kolonialen Diskurses als wahr¹⁷⁴ geltende Wissen über die Kolonien, anschaulich und verständlich gemacht wird, indem seine Auswirkungen in die alltägliche Lebensrealität einer erzählten Welt übertragen werden.¹⁷⁵ Literatur bildet das Wissen dieser Teildiskurse, etwa der Medizin oder des Rechtswesens, also nicht einfach ab, sondern „scheint sie geradezu wesentlich mit zu konstituieren“,¹⁷⁶ wirkt also durch ihre kommunikative Funktion auf die jeweiligen Teildiskurse zurück und trägt maßgeblich zum sozialen Wissenstransfer bei, den sie gleichsam strukturiert.¹⁷⁷ Ein Beispiel hierfür aus der Kolonialliteratur stellt die so genannte ‚Mischlingsfrage‘ dar, die zunächst nur in einem limitierten Kreis

Kulturwissenschaften. Eine Bestandsaufnahme. Hrsg. von Clemens Kammler u. Rolf Parr. Heidelberg: Synchron 2007, S. 69–81, S. 78–79.

- 170 In Foucaults wenigen, über verschiedene Schriften verstreuten Aussagen über die Rolle der Literatur innerhalb diskursiver Formationen lässt sich kaum eine kohärente Theorie ableiten, die sich für die literarische Analyse problemlos anwenden ließe, vgl. Geisenhanslüke, A.: Foucault, S. 70.
- 171 Link, Jürgen u. Ursula Link-Heer: Diskurs/Interdiskurs und Literaturanalyse. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 20.77 (1990), S. 88–99, S. 92.
- 172 Vgl. Winkler, Martina: Vom Nutzen und Nachteil literarischer Quellen für Historiker. In: Digitales Handbuch zur Geschichte und Kultur Russlands und Osteuropas Nr. 21 2009, S. 1–25, S. 16.
- 173 Link, J. u. U. Link-Heer: Diskurs/Interdiskurs, S. 95.
- 174 Die angenommene ‚Wahrheit‘ sagt indes wenig über die tatsächliche koloniale Realität aus, sondern bezieht sich nur darauf, was innerhalb des Regelsystems des Kolonialdiskurses konventionalisiert und sanktioniert war und damit das ‚Sagbare‘ des Kolonialdiskurses definierte, vgl. dazu auch Brehl, M.: Diskursereignis ‚Herero-Aufstand‘, S. 169.
- 175 Vgl. Scherer, S.: Dichterinszenierung, S. 234.
- 176 Link, Jürgen: Literaturanalyse als Interdiskursanalyse. Am Beispiel des Ursprungs literarischer Symbolik in der Kollektivsymbolik. In: Diskurstheorien und Literaturwissenschaft. Hrsg. von Jürgen Fohrmann u. Harro Müller. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1988, S. 284–307, S. 285.
- 177 Vgl. Scherer, S.: Dichterinszenierung, S. 234, sowie Erll, A. u. S. Roggendorf: Kulturgeschichtliche Narratologie, S. 92.

juristisch Fachkundiger diskutiert wurde, durch die häufige Thematisierung in Kolonialromanen aber auch einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde. Dies trug dazu bei, dass sich durch die meist negative Schilderung ‚gemischtrassiger‘ Beziehungen und ihrer Kinder in Kolonialromanen ein kollektives Schreckensbild der ‚Rassenmischung‘ entwickelte, das den deutschen Kolonialdiskurs, verstanden als konventionalisierte und „kollektive Rede über die Kolonien“,¹⁷⁸ im Allgemeinen und den juristischen Spezialdiskurs wiederum nachhaltig prägte.¹⁷⁹ Aus dieser Vielstimmigkeit der Wissensaushandlung ergibt sich außerdem, dass ‚der‘ Kolonialdiskurs keineswegs als geschlossenes, absolut gesetztes Wissenssystem zu sehen ist, als das er in der postkolonialen Theorie teilweise dargestellt wird, sondern stattdessen durch ständige Neuaushandlung von Wissen und die Verschränkung mit anderen Diskursen beeinflusst wird.¹⁸⁰ Zur Untersuchung dieser Wechselbeziehungen eignet sich eine methodische Verknüpfung von *close* und *wide reading*. Dabei wird die detailorientierte Lektüre eines kolonialen Einzeltexts ergänzt durch eine komplementäre, vergleichende Berücksichtigung anderer literarischer und nichtliterarischer Texte sowie historischer Zusammenhänge und gesellschaftlicher Diskussionen, mit denen die Romane in Wechselwirkung stehen.

Allerdings greift populäre Literatur, und insbesondere Kolonialliteratur, nicht nur in einem weiteren Sinn interdiskursiv auf die Texte der Kultur und ihre verschiedenen Spezialdiskurse zurück, sondern kann auch in einem engeren Verständnis als intertextuell beschrieben werden. Dies liegt einerseits am Festhalten an etablierten narrativen Schemata, das für die Unterhaltungsliteratur typisch ist. Abenteuerromane können beispielsweise auf das bewährte Muster der Heldenreise¹⁸¹ oder abenteuerliche Elemente wie den Zweikampf zurückgreifen. Bislang nicht beachtet wurde jedoch, dass dieser Bezug auf Prätexte der Abenteuerliteratur im Fall der Kolonialliteratur nicht nur aus Gründen der Schematisierung erfolgt, sondern andererseits eine jeweils spezifische Positionierung zu den erzähltechnischen wie ideologischen Implikationen des jeweiligen Abenteuernarrativs beinhaltet. Eine

178 Brehl, M.: Diskursereignis ‚Herero-Aufstand‘, S. 170.

179 Zur Diskussion über die ‚Mischlingsfrage‘ vgl. Kundrus, B.: *Moderne Imperialisten*, S. 219 ff.

180 Beispielhaft für die Vorstellung des kolonialen Diskurses als a priori auf die gewaltsame Diskriminierung der Kolonisierten ausgerichteten, dabei unveränderlich bleibendes Wissenssystem steht Bhabha, Homi K.: *The Location of Culture*. London: Routledge 2003, insbesondere Kapitel 3: ‚The Other Question: Stereotype, Discrimination and the Discourse of Colonialism‘. Vgl. dazu auch Brehl, M.: Diskursereignis ‚Herero-Aufstand‘, S. 170.

181 Vgl. dazu grundlegend Campbell, Joseph: *The Hero with a Thousand Faces*. 3. Aufl. Novato: New World Library 2008.

in Figurenschilderung und Handlungsablauf auf einen höfischen Roman wie *Parzival* beziehende Erzählung drückt eine andere Beziehung zum Abenteuer und der darin transportierten Vorstellung von Männlichkeit aus als etwa eine *Frontier*-Geschichte nach dem Vorbild der Cooper'schen Lederstrumpf-Reihe. Abgesehen vom Abenteuer finden sich in Kolonialromanen intertextuelle Referenzen auf bestimmte Genrekonventionen oder bekannte Topoi, denen bislang in der Forschung nicht nachgegangen wurde, um die koloniale Literatur innerhalb des literarischen Systems und der erzählerischen Traditionen des 19. und 20. Jahrhunderts besser verorten zu können. In den folgenden Analysen werden die jeweiligen intertextuellen Beziehungen der Kolonialromane zu Vorgängerromanen in ihrer spezifischen Form zunächst herausgearbeitet und in einem zweiten Schritt gezeigt, was sich daraus über die spezifische Situiertheit zum kolonialen Abenteuer schlussfolgern lässt.

Populärliteratur interagiert also sowohl mit anderen Diskursen als auch mit anderen literarischen Texten, wird von diesen beeinflusst, prägt diese im Gegenzug ebenso maßgeblich mit und verfügt demnach selbst über eine erhebliche Diskursmacht. Weil Literatur an der kulturellen Sinnstiftung beteiligt ist und in ihr kollektive Konstruktionen von Wirklichkeit, die wiederum die Lebenswelten prägen, zum Ausdruck gebracht werden, ist es wichtig, deren historische und ideologische Bedingtheit zu berücksichtigen.¹⁸² Angesichts der grundlegenden Imprägnierung kolonialer Literatur mit den ideologischen Prämissen des Imperialismus (vgl. Kap. 1.2.) gilt es außerdem, gerade diese politische Stoßrichtung hinsichtlich der kulturellen Funktionalisierung und – teilweise manipulierend bis propagandistischen – Wirkungsabsicht der Kolonialliteratur zu berücksichtigen. Daneben soll anhand der intertextuellen Bezugnahmen gezeigt werden, dass Kolonialliteratur sich in einem Netz aus verschiedenen literarischen Traditionen verortet, aus dem wiederum eine ganz eigene literarische Position erwächst, die bislang aufgrund ihrer scheinbaren Trivialität meist unbeachtet blieb.

1.3.3 *Vorgehen und Textauswahl*

Die Auswahl der hier untersuchten Erzähltexte basiert maßgeblich auf der grundsätzlichen Beobachtung, dass selbst in der deutschsprachigen Kolonialliteratur, die gemeinhin unter dem Rubrum der Abenteuerliteratur gefasst wird, abenteuerliche Handlungsweisen, aber auch Erzählmuster problematisiert werden. Das heißt im Umkehrschluss nicht, dass es keine koloniale Abenteuerliteratur gibt – ganz im Gegenteil. Wie eingangs bereits dargelegt wurde, ist es unbestritten, dass koloniale Kontexte in einer scheinbar gesetzlosen Fremde

¹⁸² Vgl. Birk, H. u. B. Neumann: *Go-Between*, S. 117.

prädestiniert sind für abenteuerliche Handlungsformate, für die es deshalb auch in der deutschen Kolonialliteratur zahlreiche Beispiele gibt. Dennoch sollen die folgenden Einzelanalysen zeigen, dass es zu einfach ist, koloniale Romane per se als abenteuerlich zu verstehen, womit diese Arbeit einen Beitrag zu einem umfassenderen und differenzierteren Verständnis für koloniale Erzählliteratur leistet. Viele koloniale Romane, das wird im Folgenden aufgezeigt, fungieren im Modus des Populär-Unterhaltensamen als Vermittlungsinstanzen für politische und gesellschaftliche Streitthemen, zu denen sie sich positionieren und somit für eine heutige Perspektive wertvolle Einblicke in Deutungskämpfe und Normvorstellungen gewähren. Um dies darlegen zu können, wurden bewusst Texte ausgewählt, die das Abenteuer nicht auf offensichtliche Weise ins Zentrum des Geschehens rücken, sondern koloniales Handeln auch jenseits abenteuerlichen Erlebens aufgreifen.

In Kapitel 2 wird ein diachroner Überblick über die Entwicklung des Abenteuers als Konzept und Erzählmuster sowie über typische Charakteristika der Abenteurerfigur entwickelt, um ein besseres Verständnis des Umgangs mit dem Abenteuer, wie er in den darauffolgenden Textanalysen (Kapitel 3–7) behandelt wird, zu erlangen. Dabei können indes nur einzelne Elemente dieser Entwicklung aufgezeigt werden, die für die Analysen besonders wichtig sind. Die Darstellung erhebt somit keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sondern soll bestimmte Facetten des Abenteuers, die in den Romanen aufgegriffen werden, erläutern.

Bisherige literaturwissenschaftliche Untersuchungen von kolonialer Literatur nehmen, explizit oder implizit, oft Anstoß an der mangelnden ästhetischen Qualität dieser Romane, die sie davon abhält, diese einer näheren Untersuchung, einem *close reading* zu unterziehen. Stattdessen wurde bislang eher querschnittsartig nach wiederkehrenden Themen und Topoi gesucht, die den Großteil der Kolonialromane prägen, beispielsweise rassistische Darstellungsweisen oder typische Elemente der Kriegsbeschreibung. Der vorliegenden Studie geht es nicht um eine ästhetische Rehabilitation eines populären Genres, für das die ästhetische Qualität immer hinter dem Ziel des größtmöglichen Absatzes zurücktrat, sodass der oftmals offenkundige Mangel derselben außer Frage steht. Dennoch sollen die Einzeltextanalysen auch unabhängig von einem ästhetischen Werturteil die Romane als Gesamtkomposition ernstnehmen. Zu verstehen, warum eine Handlung auf eine bestimmte Art und Weise geschildert wird, wie sich Handlungsmacht und Hilflosigkeit der männlichen Protagonisten entwickeln und wie sich beispielsweise Abenteuersequenzen zum Rest des Geschehens verhalten, kann nur gelingen, wenn man die Romane als Ganzes betrachtet. Außerdem sollen die hier ausgewählten Romane als exemplarische Schlaglichter fungieren, die auf bestimmte Problemkonstellationen und

thematische Zusammenhänge hinweisen, welche für die Aushandlung kolonialer Abenteuerbedingungen zentral sind. Anstatt also anhand vieler einzelner Romane rekurrierende Themen aufzuzeigen,¹⁸³ werden anhand weniger Einzelbetrachtungen zentrale Aspekte des Zusammenhangs von Abenteuer und kolonialer Männlichkeit, die auch in vielen anderen Romanen vorkommen, sich in den hier ausgesuchten Romanen aber besonders verdichtet finden, exemplarisch untersucht. Um einem zentralen Charakteristikum populärer Literatur gerecht zu werden, nämlich dem Verzicht auf einen tieferen Textsinn und der Ansiedelung der beabsichtigten Lesart des Texts auf der Ebene der *histoire*, muss auch eine Analyse dieser Erzähltexte notwendigerweise die Handlung zu einem bestimmten Grad nachvollziehen, um die darin angelegte Deutung aufzeigen zu können. Vorwegzuschicken ist außerdem, dass in der Analyse einige Termini aufgegriffen werden, die rassistische und sexistische Stereotype zum Ausdruck bringen, welche in der zeitgenössischen Kolonialrhetorik allgegenwärtig waren. Sie werden als Quellenbegriffe zitiert, auch wenn sie aus heutiger Sicht als äußerst diskriminierend einzuschätzen sind. Zu einer historisch korrekten Analyse gehört es auch, die ideologischen Implikationen dieser Narrationen offenzulegen, anstatt die entsprechenden Begrifflichkeiten zu zensieren.

Für die Auswahl der in den Kapiteln 3–7 untersuchten Erzähltexte waren mehrere Faktoren ausschlaggebend. Hinsichtlich der zeitlichen Entstehung wurden Romane ausgewählt, die zu einem Zeitpunkt publiziert wurden, als das deutsche Kolonialunterfangen bereits etwas gefestigt war, da diese Romane nicht nur abenteuerliche Eroberungsexpeditionen schildern, sondern stattdessen bereits ein stärkeres Bewusstsein über die Probleme der deutschen Kolonisation aufweisen. Um die große Menge an in Frage kommender Literatur pragmatisch einzugrenzen, wurde – mit Ausnahme des letzten Kapitels – das Korpus auf Romane beschränkt, die ab 1884 und vor 1914, und damit vor dem faktischen Ende des deutschen Kolonialismus, erschienen.¹⁸⁴ Thematisch sollten die darin geschilderten Handlungen eine möglichst große Bandbreite

183 Ein einschlägiges Beispiel für dieses Vorgehen wäre Struck, W.: Die Eroberung der Phantasie.

184 Wie bereits erwähnt, erschienen auch nach 1914 und sogar noch bis in die 1950er Jahre koloniale Erzählungen. Weil hier der historische Bezugsrahmen jedoch ein völlig anderer ist und die Romane meist von einem ausgeprägten Kolonialrevisionismus geprägt sind, würden sich durch eine Berücksichtigung der Untersuchungsparameter stark verschieben. Die Erfahrungen des Ersten Weltkriegs beispielsweise müssten als Faktoren für die Bewertung kolonialer Männlichkeit in die Untersuchung miteinbezogen werden, was zwar noch einmal gänzlich neue Perspektiven ermöglichen, hier indes über den Rahmen des Umsetzbaren hinausgehen würde.

an kolonialem Erleben abdecken. Ausgewählt wurde deshalb ein Roman, der retrospektiv die frühe Phase der Eroberung und der damit einhergehenden Diskussion um das legitime Maß an kolonialer Gewalt thematisiert (Kapitel 3), ein Roman, der Fragen der erfolgreichen dauerhaften Besiedelung aufgreift (Kapitel 4), sowie ein Roman über den kolonialen Krieg und dessen Bedeutung für die Kolonisierung (Kapitel 5). Eroberung, Besiedelung und Krieg stellen außerdem die wichtigsten Kontexte für koloniale Männlichkeit dar, die sich in den Rollen des kolonialen Pioniers, des umsichtigen Bezirksamtmanns und des tapferen Kriegers zu bewähren hat. Um darüber die in Kapitel 2 herausgearbeitete theoretische Kritik am Abenteuer konkret am literarischen Material nachzuweisen, wurde der pädagogische Umgang mit dem kolonialen Abenteuer und die Aufbereitung abenteuerlicher Narrative für jugendliche Leserinnen und Leser im Kontext der Pfadfinderbewegung für Kapitel 6 ausgewählt. Zuletzt erschien es notwendig, den in den Romanen aufgegriffenen Kontext des militärischen wie zivil-administrativen Kolonialdiensts und den durch ihn bereitgestellten Bedingungen für das koloniale Abenteuer außerdem von einer distanzierteren Position aus zu reflektieren, die noch einmal eine neue Perspektive auf ähnliche Aspekte ermöglicht. Dazu geeignet ist das Thema der Fremdenlegion, die populärliterarisch als hässliche Kehrseite des ordentlichen Kolonialdiensts verhandelt wurde und die in Kapitel 7 untersucht wird. Eine Erzählung Ernst Jüngers über die Fremdenlegion aus dem Jahr 1936 dient dieser Studie als Abschluss, weil in ihr aus einer zeitlichen Distanz die vor 1914 vorherrschende Abenteuersehnsucht und ihr Schicksal der adoleszenten Desillusionierung verhandelt und retrospektiv die Bedingungen des Abenteurers in der Moderne problematisiert werden.

Das erste Analysekapitel, Kapitel 3, beschäftigt sich mit einem Roman, der die Eroberung und Herrschaftssicherung des Hinterlandes der Kolonie Deutsch-Ostafrika thematisiert und über diese koloniale Handlung vor allem die Möglichkeiten männlicher Bewährung, sowohl militärisch und politisch als auch sexuell, im Kontext der politischen Diskussionen über Maß und Mitte sowie Mittel der Kolonialverwaltung auslotet. In dem untersuchten Roman, Alfred Funkes *Afrikanischer Lorbeer* (1907), geschieht dies über die literarisch verfremdete Übernahme eines konkreten politischen Streitfalls rund um den Kolonisator Carl Peters, dessen höchst umstrittenes Vorgehen bei der Kolonisierung Ostafrikas im Rahmen einer anachronistischen Bezugnahme auf höfische *âventiure*-Elemente thematisiert und legitimiert wird.

Kapitel 4 nimmt die Rolle des kolonialen Verwaltungsbeamten und dessen Verhältnis zum Abenteuer in den Blick. Anhand des Romans *Vom Baum der Erkenntnis* (1911) von Richard Küas wird untersucht, wie das Pflichtbewusstsein des männlichen Protagonisten mit dem Bedürfnis nach Anerkennung,

Bewährung und Macht, sowohl im dienstlichen als auch im privaten Bereich, über die Auseinandersetzung mit dem Erlebnismodus des Abenteurers verhandelt wird. Zwischen den Polen der aufopfernden Selbstaufgabe und dem so rücksichtslosen wie selbstsüchtigen Abenteurer knüpft der Roman an ein aus dem Realismus bekanntes Modell der Vermittlung und Vermittelmäßigung an, das auf die Position des Kolonialbeamten übertragen wird.

Anhand Gustav Frenssens Feldzugsbericht *Peter Moors Fahrt nach Südwest* (1906) wird in Kapitel 5 dem Zusammenhang zwischen Heimat, Abenteurer und Krieg nachgegangen. Wie sich die Sehnsucht des jungen Soldaten nach einem Abenteuer zu seiner gleichzeitig bestehenden Heimatverbundenheit verhält, wird ebenso untersucht wie das Verhältnis zwischen dem gewählten abenteuerlichen Erzählmuster und den gleichermaßen geschilderten Momenten des Scheiterns und der Hilflosigkeit im Krieg. Im Fokus steht hier insbesondere die im Roman vollzogene Verwandlung von Hilflosigkeit in Heldentum und die darin aufscheinende Verabschiedung des Abenteurers als adäquater Form kolonialen Handelns und Erlebens für koloniale Männlichkeit.

Gewissermaßen quer zu diesen Stichproben zur kolonialliterarischen Verarbeitung des Abenteurers steht die Untersuchung zur deutschen Pfadfinderbewegung in Kapitel 6. An ihr und vor allem ihrem Gründungsdokument, dem Leitfaden *Das Pfadfinderbuch* (1909), wird der praktische Umgang mit abenteuerlichen Narrativen in der Erziehung von Kindern und Jugendlichen und den dahinterstehenden pädagogischen Konzepten aufgezeigt. Weil die Pfadfinderbewegung, ebenso wie ihr direktes Vorbild, das britische *Boy Scouts Movement*, einen spezifisch kolonialen Entstehungskontext aufweist, rekurriert das Erziehungskonzept maßgeblich auf koloniale Abenteuernarrative. Diese wiederum finden sich besonders in der Pfadfinder-Literatur wieder, also in kolonialen Romanen, die eigens für die Pfadfinder geschrieben wurden, um den männlichen Heranwachsenden moralisch angemessene Abenteuernarrative zur Verfügung zu stellen. Sie werden im zweiten Teil des Kapitels mit den theoretisch-konzeptionellen Ansprüchen der Pfadfinderbewegung abgeglichen, um so zu einem umfassenden Verständnis vom pädagogisch wertvollen Abenteuer und seinen Erzählweisen zu kommen.

Zum Abschluss wird in Kapitel 7 das koloniale Abenteuer von einer zweifach distanzierten Position aus betrachtet: thematisch mit der Fremdenlegion, die zeitgenössisch dem regulären Kolonialdienst als irreguläres Abenteuer entgegengesetzt wurde und somit noch einmal eine umgekehrte Sicht auf den deutschen Kolonialismus erlaubt; zeitlich durch einen Erzähltext aus den 1930er Jahren, der in der Rückschau die Erfahrungen in der Fremdenlegion implizit mit denen des Ersten Weltkriegs verbindet. Mit den sogenannten Legionärsromanen entwickelte sich im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts

ein eigenes populäres Genre, das primär dazu dienen sollte, junge Männer von einem Eintritt in die Legion abzuhalten. In diesen Romanen äußert sich eine Auseinandersetzung mit dem Abenteuer, die zwischen Franzosenhass, Ablehnung von Selbstbestimmtheit und Freiheit sowie Verklärung des deutschen Kolonialwesens angesiedelt ist. Der zweite Teil des letzten Kapitels geht abschließend der Fremdenlegion als Raum abenteuerlichen Erlebens in einer Erzählung eines deutlich weniger populären, dafür umso kanonischeren Autors nach: *Afrikanische Spiele* (1936) von Ernst Jünger, der darin auch eigene Erfahrungen eines jugendlichen Ausbruchs in die Fremdenlegion einfließen ließ. Die Erzählung thematisiert die Schwierigkeit, authentische Abenteuer in der Moderne überhaupt noch erleben zu können, weil die Wahrnehmung der Welt nur noch durch die Lektürebrille abenteuerlicher Romane möglich ist. Als Bestandteil männlicher Initiation ins Erwachsensein erwächst aus dieser Desillusionierung, retrospektiv formuliert im Jahr 1936, ein Abgesang auf das Abenteuer, der dem Ersten Weltkrieg unmittelbar vorausgeht.

Vom Erleben und Erzählen eines Abenteuers: Literaturgeschichtliche Perspektiven

Schon in Hartmanns *Iwein* fragt der Waldmensch den Ritter Kalogrenant: „âventiure, waz ist daz?“¹ – und bis heute entzieht sich der Begriff des Abenteuers einer einfachen Bestimmung. Dabei ist die Frage nach dem ‚Was‘ insofern irreführend, als das Abenteuer in unterschiedlichsten historischen Erscheinungsformen existiert und deshalb nur über eine Historisierung für einen begrenzten Geltungsbereich bestimmt werden kann. Ein Hinweis darauf, dass eine universelle Definition dessen, was als ein Abenteuer zu verstehen ist, weder möglich noch zielführend ist, findet sich auch in Johann Gottfried Herders Rezension zu Johann Georg Sulzers *Allgemeinen Theorie der Schönen Künste*. Darin forderte er keine feste Definition des Abenteuers, sondern hielt stattdessen fest: „Wir wünschten wahrlich eine philosophische Geschichte des Abentheuers. Welche Neigungen und Phantasien zu gewissen Zeiten dazu beigetragen? wodurch auf die Wege geleitet? und so ausgebrochen?“² Herder spricht mit dem so formulierten Desiderat einen Klärungsbedarf an, der in der Forschung zum Abenteuer als einem literaturwissenschaftlichen Kernkonzept lange vernachlässigt wurde, nämlich eine ausführliche Kontextualisierung des Begriffes und der mit ihm verbundenen Ideen in eine literaturhistorische Entwicklung.

Dies mag angesichts der Allgegenwart des Abenteuers im alltäglichen Sprachgebrauch ebenso wie in der Literatur verwundern. Immerhin handelt es sich um ein Konzept, das einen genuin literarischen Ursprung hat, nämlich in den französischen *chansons de geste* und den höfischen Romanen des europäischen Mittelalters.³ In dieser vertrauten Allgegenwart des Abenteuers kann

1 Hartmann von Aue: *Iwein*. Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch. Herausgegeben und übersetzt von Rüdiger Krohn, kommentiert von Mireille Schnyder. Stuttgart: Reclam 2012, V. 527.

2 Herder, Johann Gottfried: J. G. Sulzers Allgemeine Theorie der Schönen Künste. In: Allgemeine deutsche Bibliothek 22.1 (1774), S. 5–92, S. 15.

3 Vgl. Wegera, Klaus-Peter: „*mich en habe diu âventiure betrogen*“. Ein Beitrag zur Wort- und Begriffsgeschichte von *âventiure* im Mittelhochdeutschen. In: Das Wort – Seine strukturelle und kulturelle Dimension. Festschrift für Oskar Reichmann zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Vilmos Ágel, Andreas Gardt u. a. Berlin: De Gruyter 2002, S. 229–244, S. 231. Zwar ließen sich auch viel ältere literarische Texte, etwa das Gilgamesch-Epos, Homers *Odysee* oder die spätantiken Liebes- und Abenteuerromane, ihrem Aufbau und Handlungsverlauf nach zumindest partiell als abenteuerlich bezeichnen, in ihnen findet sich aber kein eigens

ein Grund dafür vermutet werden, dass die theoretische Auseinandersetzung mit dem Begriff und der Idee des Abenteurers selten neutral stattgefunden hat. Stattdessen wurde häufig versucht, mit der jeweiligen Deutung das Abenteuer entweder zu glorifizieren oder zu diskreditieren. Beispielsweise suggeriert der Untertitel einer einschlägigen Monografie, „Wonnetraum aus Flucht und Ferne“,⁴ dass die Sehnsucht des Menschen nach Abenteuer, hier verstanden als Ausbruch aus einer Ordnung, als ein eskapistisches Grundbedürfnis zu verstehen ist, das einen elementaren Bestandteil der Literatur darstellt, welcher so alt wie die Literatur selbst ist.⁵ Ganz im Gegensatz zu dieser wohlwollenden, universalistischen Sicht steht Michael Nerlichs Beurteilung des Abenteurers als Konzept, das im frühmodernen Kapitalismus entwickelt wurde, um die notwendige Rücksichtslosigkeit des Einzelnen und die grenzenlose Ich-Setzung rechtfertigen zu können. Die anhaltende Faszination des Abenteurers in der europäischen Literatur und Theorie entspringt für ihn deshalb einer ideologischen „Abenteuer-Verherrlichung“.⁶ Beide Extreme, sowohl die ahistorische Deutung des Abenteurers als einer menschlichen Universalie als auch die alleinige Festlegung des Abenteurers auf einen spezifischen historischen Ursprung im Protokapitalismus, tragen wenig zu einem tieferen Verständnis bei, weil sie entweder zu unspezifisch sind oder historisch zu kurz greifen.

Pragmatische Versuche, grundlegende und wiederkehrende Elemente zumindest der Erzählungen vom Abenteuer zu bestimmen, gibt es heute in

benanntes Konzept des Abenteurers. Dies betonte insbesondere Erich Auerbach, der das Abenteuer als spezifische „Neuschöpfung des höfischen Romans“ bezeichnete, vgl. Auerbach, Erich: *Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur*. 7. Aufl. Tübingen: Francke 1982, S. 131. Auch wenn einzelne Episoden beispielsweise aus der *Odyssee* einer abenteuerlichen Erzählweise folgen, liegt der Unterschied zum Abenteuer im engeren Sinn, d. h. in seiner dezidiert mittelalterlichen Prägung, darin, dass Odysseus seine Abenteuer nicht sucht, sondern sie ihm eher unfreiwillig widerfahren, während er eigentlich die Heimkehr, *nostos* (νόστος), anstrebt. Siehe dazu auch Teuber, B.: *Yvain*, S. 5. Inwiefern antiken Epen und Romanen auch ohne einen entsprechenden Begriff Abenteuerlichkeit attestiert werden kann, untersucht Gödde, Susanne: *Abenteuer avant la lettre. Kontingenz und Providenz in Epos und Roman der griechischen Antike*. In: *Abenteuer. Erzählmuster, Formprinzip, Genre*. Hrsg. von Martin von Koppenfels u. Manuel Mühlbacher. Paderborn: Wilhelm Fink 2019, S. 35–60.

4 Best, Otto F.: *Abenteuer. Wonnetraum aus Flucht und Ferne: Geschichte und Deutung*. Frankfurt a. M.: Fischer 1980.

5 Das betont auch Volker Klotz, vgl. Klotz, V.: *Abenteuer-Romane*, S. 10.

6 Nerlich, Michael: *Kritik der Abenteuer-Ideologie. Beitrag zur Erforschung der bürgerlichen Bewußtseinsbildung 1100–1750*. Teil 1. Berlin: Akademie-Verlag 1977, S. 15. Nerlichs romanistische Studie, 1977 in Ost-Berlin erschienen, wirkt aus heutiger Perspektive indes selbst als ideologisch übermotivierte Kritik am westlichen System, die ihn stellenweise zu gewagten Thesen provoziert.

zahlreicher Form. So lassen sich Abenteuerromane einer sehr basalen Definition zufolge als „ausführliche Erzählungen“ charakterisieren,

in denen der Held, letztlich erfolgreich, sich auf unabsehbare Ereignisse einläßt. Dem Betroffenen, sei er handelnd oder leidend beteiligt, sind die abenteuerlichen Ereignisse in mehrfacher Hinsicht unabsehbar. Er kann nicht ermessen, wann sie eintreffen, welche Ausmaße sie annehmen, und wie sie für ihn ausgehen. Somit unterscheiden sie sich von absehbaren Ereignissen im Lebensalltag des Helden und seiner herkömmlichen Umwelt.⁷

Für eine Abenteuererzählung, so lässt sich daraus schlussfolgern, bedarf es eines identifizierbaren Helden, der etwas erlebt, das gefährlich und kontingent ist. Damit dies möglich ist, geht das Abenteuer häufig damit einher, dass der Held, verstanden eher als Protagonist denn zwangsläufig als heroische Figur, eine räumliche oder moralische Grenze aus den bestehenden Verhältnissen heraus überschreitet und einen neuen Weg geht. Für den Helden selbst ist der Ausgang des Geschehens nicht absehbar, allerdings stiftet die Erzählinstanz für die Leserinnen und Leser schließlich einen Zusammenhang, der das Erlebte als Prüfung oder Bewährungsprobe erscheinen lässt, die der Protagonist mit Erfolg meistert. Somit ist für die über die Genrekonventionen informierte Leserschaft klar, dass all die kontingenten Gefahrensituation, die meist genretypisch seriell aneinandergereiht sind, schlussendlich einen guten Ausgang nehmen. Diese „arrangierte[] Kontingenz“ ermöglicht es einerseits, überzeugend eine Grenzüberschreitung und Verletzung einer bestehenden Ordnung darzustellen, und andererseits, die Erzählung in eine neue Kohärenz einzufügen, innerhalb derer „auf vorhersehbare Weise Unvorhersehbares geschieht.“⁸ Weil der Abenteuerer sich auf Unvorhersehbares einläßt und somit die Sicherheiten seiner Existenz aufs Spiel setzt, lässt sich hinzufügen, dass der Abenteuerer eine transgressive Figur ist, die sich von anderen abhebt und eine besondere Position in der Erzählung einnimmt, die sich gerade aus dieser Andersartigkeit heraus definiert. Diese Eigenschaft teilt er mit dem Helden, von dem er nicht immer trennscharf abzugrenzen ist, da das Abenteuer oft Bestandteil einer Heldengeschichte ist und auch ein Abenteuerer zum Helden werden kann. Der zentrale Unterschied zwischen Abenteuerer und Held liegt indes darin, dass das Heroische das Resultat einer nachträglichen Heroisierung des Handelns durch Dritte ist,⁹ während der Abenteuerer zunächst unabhängig

⁷ Klotz, V.: Abenteuer-Romane, S. 14.

⁸ Koppenfels, M. v.: Wissenschaftliches Programm, S. 5.

⁹ Den Helden oder die Heldin als eine Figur zu definieren, „der heroische Eigenschaften zugeschrieben werden“, wird im konzeptionellen Grundlagenpapier des Freiburger DFG-Sonderforschungsbereichs 948 zum Thema „Helden – Heroisierungen – Heroismen“

von der Bewertung anderer die Grenzen der eigenen Ordnung überschreitet, um dort den Unwägbarkeiten des Abenteurers ausgesetzt zu sein. Das Heroische ist demnach eine zugeschriebene Eigenschaft, das Abenteuer hingegen eine Erlebnisform, die indes innerhalb eines konventionalisierten Erzählschemas häufig durch das Bewährungsnarrativ wieder in die Nähe des Heroischen gerückt wird.

Abgesehen von solchen basalen Eingrenzungen lässt sich das Abenteuer aber kaum weiter allgemein bestimmen, da es in unzähligen literarischen Umsetzungen vorliegt. Im europäischen Mittelalter entwickelte sich ein spezifisches Erzählmodell des Abenteurers heraus, das als Vorbild und Abgrenzungsfolie für viele weitere literarische Abenteuerformen diente, so auch für die hier untersuchten Kolonialromane. In den literarischen Erzählformen des Abenteurers wird das Erlebnis des Abenteurers auf eine jeweils spezifische, historisch situierte Art konzipiert und bewertet. Das, was zu einer bestimmten Zeit und in einer bestimmten literarischen Form als Abenteuer beschrieben wird, ist als „diskursmächtige Denkfigur“¹⁰ zu verstehen, insofern über das Abenteuer als das Andere der Ordnung gesellschaftlich relevante Themen narrativ verdichtet verhandelt werden können. Daraus lässt sich schlussfolgern, dass eine Annäherung an das Konzept des Abenteurers am besten über eine literaturgeschichtliche Verortung funktioniert.

Ohne eine umfangreiche, Vollständigkeit beanspruchende Geschichte des Abenteuerbegriffs und abenteuerlicher Erzählmuster leisten zu können, werden im Folgenden einzelne Momente in der Entwicklung des Abenteuerkonzepts näher beleuchtet, die sich für den Blick auf die deutsche Kolonialliteratur als relevant erweisen. Die folgenden Seiten orientieren sich deshalb an einer begriffs- und literaturhistorischen Entwicklung, die an zwei Wegmarken exemplarisch aufgezeigt wird, nämlich dem Ursprung des Worts und des Konzepts des Abenteurers in der höfischen Artusepik sowie einer spezifischen Verschiebung in Richtung eines ökonomischen Abenteurers in Daniel Defoes *Robinson Crusoe*, das primär aufgrund der Verbindung von kaufmännischen Interessen und imperialistischen Machtansprüchen als Vorläufer der späteren Kolonialliteratur interessant ist. Die zeitgenössisch formulierte Kritik an der in Defoes Roman dargestellten Lust am Auszug in die Fremde

vorgeschlagen, siehe von den Hoff, Ralf, Ronald G. Asch u. a.: Helden – Heroisierungen – Heroismen. Transformationen und Konjunkturen von der Antike bis zur Moderne. Konzeptionelle Ausgangspunkte des Sonderforschungsbereichs 948. In: *helden. heroes. héros*. 1.1 (2013), S. 7–14, S. 8.

10 Hannig, Nicolai u. Hiram Kümper: Abenteuer. Paradoxien zwischen Sicherheit und Ausbruch. In: *Abenteuer. Zur Geschichte eines paradoxen Bedürfnisses*. Hrsg. von Nicolai Hannig u. Hiram Kümper. Paderborn: Schöningh 2015, S. 11–49, S. 14.

dient als Ausgangspunkt, um sodann die breiter angelegte aufklärerische Kritik am Abenteuer als minderwertiger Erzählform darzulegen. Vor diesem Hintergrund wird die im Laufe des 19. Jahrhunderts zunehmende Verdrängung des Abenteuers ins Populäre untersucht. Die Hochkonjunktur, die das Abenteuer in der Unterhaltungsliteratur des 19. Jahrhunderts erlebte, wird schließlich im Kontext der wirkmächtigen Nähe von Kolonialismus und Abenteuer erörtert. Vor diesem Hintergrund werden außerdem die zentralen Handlungselemente und Themen abenteuerlich-exotistischer Erzählungen, die der deutschen Kolonialliteratur im engeren Sinn direkt vorausgingen, exemplarisch beleuchtet.

2.1 Bedeutungswandlungen des literarischen Abenteuerbegriffs

2.1.1 *âventiure, waz ist daz? Höfisches Abenteuererzählen*

Auf die bereits zitierte Frage des Waldmenschens, was ein Abenteuer sei, antwortet der Ritter Kalogrenant:

daz wil ich dir bescheiden baz.
 Nû sich wie ich gewâfent bin.
 ich heizze ein riter und hân den sin,
 daz ich suochende rîte
 einen man, der mit mir strîte,
 und der gewâfent sî als ich.
 daz prîsent in und sleht er mich.
 gesige aber ich im an,
 sô hât man mich fur einen man
 und wirde werder danne ich sî.

(Das will ich dir genauer erklären. Sieh, wie ich bewaffnet bin. Ich bin ein Ritter und habe die Absicht, umherzureiten auf der Suche nach einem Mann, der mit mir kämpft und der ebenso bewaffnet ist wie ich. Wenn er mich besiegt, trägt es ihm Ruhm ein. Wenn aber ich ihn schlage, dann hält man mich für einen ganzen Kerl, und mein Ansehen ist noch größer als jetzt.)¹¹

Lediglich ein Ritter, der auf der Suche nach einem Zweikampf mit einem ebenbürtigen Ritter ausreitet und sich über diesen Kampf Ruhm und Ehre sichern möchte, so könnte man aus dieser Ausführung Kalogrenants ableiten, mehr wird für ein Abenteuer nicht benötigt. Während in der altgermanistischen Forschung in Frage gestellt wurde, dass diese etwas naiv und reduktionistisch wirkende Äußerung tatsächlich das Ideal ritterlicher Abenteuersuche

¹¹ Hartmann von Aue: Iwein, V. 528-537.

vollumfänglich zum Ausdruck bringt,¹² lässt sich daraus jedenfalls vorerst schlussfolgern, dass für ein Abenteuer ein berittener, bewaffneter und demzufolge männlicher Protagonist benötigt wird, der sich durch sein Ausreiten auf den Weg in eine räumlich von der bekannten Heimat getrennten Sphäre begibt. Dort ergibt sich eine noch unbekannte Chance zur Bewährung, deren Ausgang indes noch ungewiss ist. Bereits hier klingt eine Spannung an zwischen der bewusst initiierten Suche des Helden nach Kampf und einem Moment der Kontingenzt, nämlich dem Hinausreiten in das Ungewisse, das Überraschungen und diverse Wendungen des Schicksals bereitzuhalten vermag, auf die der Ritter nur bedingt Einfluss nehmen kann.

Genau dieser semantische Gehalt steckt begriffsgeschichtlich im Wort *âventiure*, das im 12. Jahrhundert vom Französischen *aventure* oder *avanture*, das auf das Mittellateinische *adventura* (‚etwas, das auf einen zukommt/einem zustößt/das geschehen soll‘) zurückgeht, ins Mittelhochdeutsche kommt, und zwar gerade über die höfischen Verserzählungen, insbesondere Chrétien de Troyes, die von Hartmann von Aue bearbeitet wurden.¹³ Bereits Jacob Grimm betonte, dass der Begriff im Mittelhochdeutschen zwei Bedeutungskomponenten aufwies: „auszer dem ursprünglichen sinn von ereignis, vorgang nahm nun âventiure zugleich den einer darstellung und erzählung des vorfalls an, gerade wie uns geschichte nicht allein das geschehene sondern auch den bericht darüber ausdrückt.“¹⁴ Diese von Grimm beobachtete semantische Zweiteilung wird bis heute als gültig anerkannt.

Die erste Grundbedeutung des Begriffes als Ereignis lässt sich wiederum weiter differenzieren in ‚unbegreifliches, wunderbares Ereignis‘, ‚riskantes Ereignis, dessen Ausgang ungewiss ist‘ und ‚zufälliges Ereignis‘.¹⁵ Im höfischen Roman äußert sich diese Begriffsverwendung in der Beschreibung dessen, was dem Ritter zustößt, der sich vom Artushof ins Ungewisse aufmacht, um dort im Kampf seine Ehre wiederherzustellen und sein Ansehen am Hof zu sichern oder zu verbessern. Die *âventiure* bringt somit einen zentralen Bestandteil ritterlichen Verhaltens innerhalb der literarisch idealisierten Normen der höfischen Gesellschaft zum Ausdruck. Dabei gliedert sich die ritterliche Suche

12 Mireille Schnyder bezeichnet Kalogrenants Erklärung etwa als „hemdsärmelig[]“, vgl. Schnyder, Mireille: *Âventiure? waz ist daz?* Zum Begriff des Abenteurers in der deutschen Literatur des Mittelalters. In: Euphorion 96 (2002), S. 257–272, S. 258.

13 Vgl. zur Begriffsgeschichte grundlegend Grimm, J.: Frau Aventure, außerdem Wegera, K.-P.: „mich enhabe diu âventiure betrogen“, S. 229–231.

14 Grimm, J.: Frau Aventure, S. 85–86.

15 Vgl. Hofmann, Hans: Historische Wandlungen des Erlebnisphänomens „Abenteuer“. In: Weimarer Beiträge 23 (1977), S. 72–88, S. 73.

nach Bewährung,¹⁶ wie sie bereits Kalogrenant formuliert, häufig in einen doppelten Kursus, innerhalb dessen jede Station eine symbolische Bedeutung hat.¹⁷ Die jeweilige Suche nach Kampf und Bewährung bringt den Ritter in verschiedene, strukturell jedoch immer ähnlich ablaufende Situationen, die sich in einer Handlungskette aneinanderreihen. Nachdem er sich so mehrfach im Kampf bewährt hat, kehrt der Ritter zurück an den Artushof, muss dann jedoch noch einmal ausziehen, weil seine Ehre gekränkt wurde oder er einen Fehler gemacht hat. Er erlebt dann wieder verschiedene *âventiuren*, die den ersten Kursus spiegeln, um schlussendlich nach Bestehen all dieser Prüfungen endgültig an den Hof zurückkehren zu dürfen, wo sein Ansehen nach dem zweiten *âventiure*-Kursus nicht nur wiederhergestellt, sondern noch höher ist als vor seinen *âventiuren*. Über das erfolgreiche Meistern verschiedener Bewährungssituationen erfüllt die *âventiure* den wichtigen Zweck, eine aus den Fugen geratene Ordnung wiederherzustellen.¹⁸ Meist ist das Bestehen der diversen Abenteuer gekoppelt an die Gunst einer Frau, die dann nach Verteidigung der ritterlichen Ehre geheiratet werden kann. Außerdem begegnen ihm auf seinem Weg wundersame Gestalten und Zauberwesen an gleichermaßen wundersamen Orten, die die Handlung durch ihr Verhalten voranbringen und unvorhergesehene Zufälle bewirken.¹⁹

Diese unvorhergesehenen Zufälle zeigen, dass die höfische *âventiure* zentral von der Spannung zwischen Kontingenz und Providenz gekennzeichnet ist. Zwar zieht der Ritter aus, um selbstbestimmt die eigene Bewährung als ‚risikoreiches Ereignis‘ herbeizuführen, aber dennoch erscheint er oft als vom Schicksal oder Zufall gelenkt. Dieser scheinbare Widerspruch zerstreut sich, wenn man berücksichtigt, dass *âventiure* auf das lateinische *adventus* zurückverweist, das wiederum das griechische *epiphaneia* übersetzt und „das Erscheinen einer Gottheit“ oder das „Sichtbar werden von etwas Jenseitigem im Diesseits“²⁰ bedeutet. Vor dem Hintergrund einer providenziellen Fügung

16 Diese aktive Suche nach dem Abenteuer stellt einen deutlichen Unterschied zu den von Bachtin als Liebes- und Abenteuerromane bezeichneten hellenistischen Romanen, etwa Heliodors *Aithiopika*, dar, in denen das Abenteuer eher ein zumeist von den Göttern verhängter Schicksalsschlag ist, den die Protagonisten erdulden müssen. Vgl. ausführlicher Nerlich, M.: Kritik der Abenteuer-Ideologie, Teil 1, S. 22–23.

17 Vgl. Haug, Walter: Die Symbolstruktur des höfischen Epos und ihre Auflösung bei Wolfram von Eschenbach. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 45.4 (1971), S. 668–705, S. 669.

18 Vgl. Schnyder, M.: *Äventiure? waz ist daz?*, S. 260.

19 Vgl. Eming, Jutta: Sirenenlist, Brunnenguss, Teufelsflug: Zur Historizität des literarischen Abenteuers. In: *Abenteuer. Zur Geschichte eines paradoxen Bedürfnisses*. Hrsg. von Nicolai Hannig u. Hiram Kümper. Paderborn: Schöningh 2015, S. 53–82, S. 57.

20 Wegera, K.-P.: „mich enhave diu âventiure betrogen“, S. 233.

des Geschehens können dann die wunderbaren Zufälle als göttliche Zeichen interpretiert werden, die nur aus der Perspektive des noch unwissenden Helden zufällig erscheinen. Das heißt, dass das Schicksal oder das von göttlicher Hand ‚Zufallende‘ nicht einfach passiert, sondern vom Ritter aktiv gesucht wird.²¹ Deshalb lässt sich festhalten, dass *âventiure* nicht einen im modernen Sinne „mutigen Aufbruch ins Unbekannte, Offene und Weite, den Aufbruch zu neuen Horizonten“ bedeutet, sondern dass die Ritter der Artusromane „einen ihnen vorherbestimmten Weg“²² gehen.

Der für den Helden während der Handlung noch nicht ersichtliche providenzielle Sinnzusammenhang verweist auf die zweite von Jacob Grimm benannte Bedeutung von *âventiure*, nämlich die Darstellung oder Erzählung des Geschehens. Der Ritter berichtet nach seiner Rückkehr am Artushof von seinen Erlebnissen und ordnet somit das Geschehene retrospektiv. Die *âventiure* wird den Leserinnen und Lesern also vom Ende der Geschichte aus erzählt, als Rückblick, der das Vorangegangene in eine sinnvolle Ordnung bringt.²³ Die Erzählung dient so zur Kontingenzbewältigung, indem sie Sinn stiftet bzw. diesen offenlegt.²⁴ Im Erzählen wird das Geschehene in eine bestehende providenzielle Sinnstruktur eingefügt, sodass erst im Prozess des Erzählens die anfänglich durcheinander gebrachte Ordnung vollständig wiederhergestellt wird. Wie wichtig dieser Erzählvorgang für die höfische Runde ist, zeigt sich etwa in der Weigerung des Königs Artus, mit dem Essen zu beginnen, solange keiner der Ritter von seinen Erlebnissen berichtet hat, wodurch die *âventiure* unverzichtbar wird.²⁵ In dieser höfischen Erzählsituation bringt der Erzählvorgang außerdem neue Handlung hervor, indem die Zuhörer etwas erfahren, das sie wiederum zu einem erneuten Aufbruch motiviert und schlussendlich wieder zur Erzählung wird.²⁶

Es sind zusammenfassend also drei Aspekte, die die höfische *âventiure* zu einem wichtigen Modell für die koloniale Abenteuererzählung machen: Zunächst bezeichnet das höfische Abenteuer eine Bewährungsgeschichte

21 Vgl. Eming, J.: Sirenenlist, S. 71, sowie Wegera, K.-P.: „mich en habe diu âventiure betrogen“, S. 235.

22 Eming, J.: Sirenenlist, S. 53.

23 Vgl. Schnyder, M.: *Âventiure? waz ist daz?*, S. 266.

24 Vgl. Schnyder, Mireille: Sieben Thesen zum Begriff der *âventiure*. In: *Im Wortfeld des Textes. Worthistorische Beiträge zu den Bezeichnungen von Rede und Schrift im Mittelalter*. Hrsg. von Gerd Dicke. Berlin: De Gruyter 2006, S. 369–376, S. 370.

25 Vgl. Strohschneider, Peter: *âventiure*-Erzählen und *âventiure*-Handeln. Eine Modellskizze. In: *Im Wortfeld des Textes. Worthistorische Beiträge zu den Bezeichnungen von Rede und Schrift im Mittelalter*. Hrsg. von Gerd Dicke. Berlin: De Gruyter 2006, S. 377–383, S. 378–379.

26 Vgl. Eming, J.: Sirenenlist, S. 65.

eines jungen Ritters, dessen Ehre verletzt wurde oder der seine Tugend unter Beweis stellen möchte und dazu das Abenteuer sucht. Das Mittel dazu ist primär der Zweikampf mit einem anderen Ritter oder diversen Ungeheuern, denen er begegnet. Hinzu kommt, zweitens, dass das höfische Abenteuer nicht wie einem modernen Verständnis nach dazu dient, einer Ordnung zu entkommen, sondern es beim Auszug auf Abenteuer immer darum geht, eine gestörte Ordnung wiederherzustellen, indem durch den Zweikampf etwas Außergewöhnliches vollbracht wird. In der Artusepik ist mit dem Abenteuer schließlich, drittens, nicht nur das Geschehen oder außergewöhnliche Erlebnis an sich gemeint, sondern immer auch die Erzählung davon, sodass diese beiden Begriffskomponenten nicht voneinander zu trennen sind, wobei in den nachmittelalterlichen Abenteuernarrationen meist eine der beiden Komponenten stärker ins Gewicht fällt, was insbesondere auf die modernen Kolonialromane, die stark auf das Abenteuer-Erlebnis fokussieren, zutrifft.

2.1.2 *Zwischen Risikokalkül und Unvernunft: kaufmännische Abenteuer und Robinsonaden*

Mit dem Niedergang der höfischen Gesellschaft und dem mittelalterlichen Rittertum veränderte sich auch die Semantik des Abenteuerbegriffs, der sich außerdem aus der Sphäre des Literarischen löste und in den allgemeineren Sprachgebrauch übergang. Durch die langsame Vervielfältigung von Geschicken und Geschichten, die nicht mehr vollständig in die providenzielle Sinnstruktur des höfischen Romans eingeordnet werden konnten, löste sich diese langsam auf.²⁷ Davon zeugen beispielsweise die schwankhaften Erzählungen des Spätmittelalters und der Frühneuzeit, die noch an höfischen Erzählkonventionen partizipieren, diese aber auch verändern.²⁸ Daher tritt die Wortbedeutung des wundersamen, aber auch riskanten Ereignis in den Vordergrund; als Abenteuer gilt nun, was außeralltäglich oder ungewohnt, seltsam oder unsicher ist.²⁹ Lexikalisch ist dieser Wandel im 15. und 16. Jahrhundert durch die Verschiebung von *âventiure* über das frühneuhochdeutsche *aventur* und *ebenteur*

27 Vgl. Schnyder, M.: Sieben Thesen, S. 372–373.

28 Vgl. zum Wandel des *âventiure*-Begriffs in der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Schwankliteratur Reichlin, Susanne: Substitutionen und Verschiebungen. Ritterliche, sexuelle und ökonomische *aubentür* im Kaufinger-Faszikel (Cgm 270). In: Triebökonomien des Abenteuers. Hrsg. von Elisabeth Hutter, Nathalie Schuler u. a. Paderborn: Fink 2021, S. 67–96.

29 Welzig, Werner: Der Wandel des Abenteurertums. In: Pikarische Welt. Schriften zum europäischen Schelmenroman. Hrsg. von Helmut Heidenreich. Darmstadt: WBG 1969, S. 438–454, S. 438–439.

zu *Abentheuer* markiert.³⁰ An die Stelle des Schicksals treten der glückliche Zufall und das Risiko, weswegen auch Streiche, Scherze und Schwänke als Abenteuer bezeichnet werden, mittels derer getäuscht und betrogen wird. Als Abenteuerer werden demnach nicht mehr adelige Ritter, sondern Gaukler, Spielmänner und das fahrende Volk benannt, die mit Hinterlist und Zauberei in Verbindung gebracht werden.³¹ Noch im 18. Jahrhundert wird der „Avanturier“ im *Zedler* als „bey der Militz ein Freywilliger, oder Wagehalß“ charakterisiert, „welcher sich [...] zu gefährlichen Unternehmungen [...] gebrauchen lässet“,³² der außerdem „wenig oder nichts zu verlieren hat“,³³ oder als „Betrüger“, vor dem man sich „in Acht nehmen“³⁴ sollte. Dem Abenteuerer kommt dabei das Prädikat der moralischen Fragwürdigkeit zu,³⁵ die literarisch beispielsweise in der Figur des Eulenspiegels, aber auch im *Picaro-* oder *Schelmenroman* verewigt ist. Im Wortsinn eines militärischen Befehlsempfängers ist der Abenteuerer jemand, der sich mutig in ein Geschehen stürzt, dessen Ausgang völlig ungewiss ist und auf das er kaum einen Einfluss hat, denn, so lässt sich im *Zedler* unter dem Lemma „Abentheuer“ nachlesen, der Begriff komme aus dem Französischen: „*par aventure*, es lauffe wie es wolle“,³⁶ sodass das Abenteuer vollkommen zufällig ist.

Die Umdeutung des Abenteuerers als ein riskantes Unterfangen korreliert mit dem Eingang des Begriffs in die Kaufmannssprache. Hier bezeichnete Abenteuer die Waren, deren Wert nicht geprüft und beglaubigt ist und mit denen auf gut Glück gehandelt wird, beispielsweise Schmuck oder Juwelen.³⁷ Innerhalb des sich entwickelnden frühkapitalistischen Marktes übertrug sich der Begriff auf Spekulationen, Investitionen in immaterielle Werte wie Aktien und riskante Geldgeschäfte, die im Englischen seit dem 17. Jahrhundert als *adventure* bezeichnet wurden.³⁸ Eine wichtige Rolle dafür spielte der beginnende Überseehandel, über den neue Märkte erschlossen wurden. So führte

30 Diese sprachgeschichtliche Entwicklung zeichnet Grimm detailliert nach, vgl. Grimm, J.: *Frau Aventure*, S. 84–85.

31 Vgl. Welzig, W.: *Der Wandel*, S. 440–445.

32 „Avanturier“. In: Johann Heinrich Zedler: *Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste*. Bd. 2 (An–Az). Halle, Leipzig 1732–1754, S. 2100.

33 „Avanturier“. In: Johann Heinrich Zedler: *Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste*. Supplement 2 (Ao–Barb). Halle, Leipzig 1732–1754, S. 679–680, S. 679.

34 Ebd.

35 Vgl. Hannig, N. u. H. Kümper: *Abentheuer*, S. 40.

36 „Abentheuer“. In: Johann Heinrich Zedler: *Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste*. Bd. 1 (A–Am). Halle, Leipzig 1732–1754, S. 104, S. 104.

37 Vgl. Hofmann, H.: *Historische Wandlungen*, S. 74.

38 Vgl. Schnyder, M.: *Sieben Thesen*, S. 374.

beispielsweise Johann Christoph Adelung in seinem *Grammatisch-kritisches Wörterbuch* unter dem Lemma „Abenteurer“ aus, dass der englische Begriff *adventurer* einen Kaufmann meine, „der über See handelt.“³⁹

Der Export von Waren, insbesondere Tüchern und Wollstoffen, war zunächst den so genannten *merchant staplers* vorbehalten, die so hießen, weil sie ihre Ware nur an den ihnen von einer Handelsgesellschaft zugewiesenen Handelsplätzen und Märkten, den *staples*, nach bestimmten Vorschriften verkaufen durften. Zugleich waren ihnen diese *staples* als Absatzorte auch garantiert, wohingegen Kaufleute, die nicht Mitglied des Stapels waren, ihre Ware als Außenseiter ohne die sichere Zusage von Märkten verkauften und somit ein erheblich größeres Risiko eingehen mussten. Ohne festen Hafen, Sicherheit und Regeln verfügten diese dubiosen Kaufleute aber auch über größere Freiheit, die sie dazu motivierte, auch weiter entlegene Häfen anzusteuern, wo sie ein mögliches Geschäft vermuteten. Weil sich diese risikoreiche Form des Handels mit der Zeit als gewinnbringender erwies als die herkömmliche statische Art der *staplers*, erhielten die abenteuernden Händler immer mehr Privilegien und wurden bald als *merchant adventurers* bezeichnet.⁴⁰ Der somit eingeleitete Wandel im Kaufmannswesen fußt insbesondere auf einer stärkeren Flexibilisierung und Dynamisierung des vorher recht statischen Handels, der nun immer weniger durch ethische Grundsätze wie das Gebot der Nichtunterbietung der Konkurrenz eingegrenzt wurde.⁴¹

Dieses auf das Offene und Unbekannte ausgerichtete Kaufmannswesen entwickelte sich in England bald zur Norm und wurde auch für die Krone ein

39 Adelung, Johann Christoph: *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart*, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen. Erster Theil, A–E. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig: Johann Gottlob Immanuel Breitkopf und Compagnie 1793, S. 27.

40 Vgl. Best, O. F.: *Abenteurer*, S. 46–48 und Nerlich, Michael: *Abenteurer oder das verlorene Selbstverständnis der Moderne. Von der Unaufhebbarkeit experimentalen Handelns*. München: Gerling Akademie-Verlag 1997, S. 314–315, sowie Nerlich, M.: *Kritik der Abenteurer-Ideologie*, Teil 1, S. 90–93.

41 Diesen Wandel beschreibt Werner Sombart ausführlicher, der darin den Grundstein des modernen Kapitalismus sieht, vgl. Sombart, Werner: *Der Bourgeois. Zur Geistesgeschichte des modernen Wirtschaftsmenschen*. Unveränderter Nachdruck der ersten Auflage von 1913. 6. Aufl. Berlin: Duncker & Humblot 2003, S. 194–240. Mit ihren Schriften *Der moderne Kapitalismus* und *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus* trugen Werner Sombart und Max Weber durch die Beschreibung der frühkapitalistischen Kaufleute als risikofreudige Pioniere, die auf ihren Seereisen neue Wege suchten und dabei keine Gefahr scheuten, zu einer Romantisierung des kaufmännischen Abenteurers als Wurzel des modernen Kapitalismus bei, die indes nicht als valide historische Einschätzung, sondern eher als moderne Rückprojektion verstanden werden sollte. Vgl. dazu auch Hannig, N. u. H. Kümper: *Abenteurer*, S. 24–26.

immer wichtigerer Machtfaktor, da mit der Erschließung neuer Häfen für den Handel auch eine Eroberung einherging, die von der Monarchin oder dem Monarchen anerkannt werden musste, um den Handel am jeweiligen Überseeort dauerhaft zu sichern.⁴² Insofern der überseeische Handel die Grundlage für imperiale Eroberung darstellte, ist das ökonomisch motivierte Abenteuer nicht ohne den Kontext des Frühimperialismus zu verstehen.

Der fundamentale Unterschied zur mittelalterlichen Vorstellung des Abenteuers – sei es der ritterlichen *âventiure* oder der Abenteuer des waghalsigen Gauklers – besteht im Umgang mit dem Risiko: Während die Ritter der höfischen Romane gezielt auf die Suche nach Gefahr und Risiko gehen, um sich bewähren zu können, dabei aber ein ihnen vorherbestimmtes Schicksal erfüllen, und die Gaukler noch stärker vom Zufall getrieben sind, versuchen die *merchant adventurers*, das Risiko ihrer überseeischen Unternehmen zu kalkulieren, um es so auf ein Minimum reduzieren zu können.⁴³ Zumindest im 18. Jahrhundert ergibt sich damit für den Begriff Abenteuer eine uneindeutige Semantik, da sowohl das gänzlich zufällige Ereignis als auch der Versuch der Risikominimierung als solches bezeichnet wird.⁴⁴ Dies zeugt auch von einer stärker aktiven Rolle des Abenteurers, der nun nicht mehr einen vom Schicksal vorherbestimmten Weg geht und die zufälligen Geschehnisse auf sich nimmt, sondern selbst entscheidet, welchen Handel er treiben möchte, um so längerfristige Ziele zu kalkulieren und zu verfolgen. Die Wahrscheinlichkeit für den Erfolg oder Misserfolg eines Handels wird nun vorab zur Vermeidung von Kontingenz und Zufall mathematisch berechnet. Darüber hinaus sollen potenzielle Verluste minimiert werden, indem man sich dagegen versichern lässt. Diese Neuerungen zeugen von einer stärker probabilistischen und rationalistischen Zurichtung der Welt, in der die Zusammenhänge nicht mehr ausschließlich einer göttlichen Vorsehung, sondern einer statistischen Logik folgen, wonach die Zukunft grundsätzlich kontrollier- und berechenbar erscheint.⁴⁵ Darüber hinaus bringt die neue Risikokalkulation des abenteuerlichen Kaufmanns eine Vorstellung zum Ausdruck, die früheren providenziellen Heilserwartungen

42 Vgl. Nerlich, M.: Kritik der Abenteuer-Ideologie, Teil 1, S. 179–180.

43 Vgl. Schnyder, M.: Sieben Thesen, S. 375.

44 Zu diesen gegensätzlichen Begriffsverwendungen siehe Barthel, Katja: Abenteuerin, Affekt, Alterität im Roman zwischen Barock und Aufklärung. Am Beispiel von August Bohses *Ariadne von Toledo* (1699). In: Triebökonomien des Abenteuers. Hrsg. von Elisabeth Hutter, Nathalie Schuler u. a. Paderborn: Fink 2021, S. 175–206.

45 Vgl. Schmitz-Emans, Monika: „Wagnis“ und „Risiko“. Semantisierungen und Nachbarbegriffe. In: Literatur als Wagnis. Literature as a risk: DFG-Symposium 2011. Hrsg. von Monika Schmitz-Emans. Berlin, Boston: De Gruyter 2013, S. 835–870, S. 848–851.

diametral entgegensteht, nämlich, dass Subjekte ihr Schicksal und Handeln grundsätzlich selbst bestimmen können.⁴⁶

Eine Verbindung der Rhetorik des Risikokalküls und der Wahrscheinlichkeitsrechnung mit literarischer Abenteuerkonzeption in der frühen Neuzeit findet sich besonders prägnant in Daniel Defoes *Robinson Crusoe* (1719) verwirklicht. Der Roman, der dem Originaltitel nach *The Life and Strange Surprising Adventures* des Protagonisten schildert, ist zugleich eine der frühen literarischen Erzählungen einer kolonialistischen Handelsreise von England nach Westafrika und später nach Brasilien, wo Robinson eine prosperierende Zuckerplantage bewirtschaftet. Zu dieser Reise bricht er zunächst jedoch nicht aus ökonomischer Notwendigkeit, sondern aus bloßer Lust auf Abenteuer, aus reiner Neugier „to see the world“⁴⁷ auf, obwohl ihn sein Vater, ein mittelständischer Kaufmann, eindringlich vor den nicht kalkulierbaren Risiken warnt, die Robinson dann am eigenen Leib erfährt – zuerst durch die Gefangennahme und Versklavung in Afrika, später durch seinen Schiffbruch und den 28 Jahre dauernden Aufenthalt auf einer einsamen Insel in der Karibik.

Zunächst nimmt das Abenteuer die Form des riskanten Unterfangens an, in das man sich ohne Notwendigkeit waghalsig stürzt. So lässt Robinson die heimatliche Ordnung aus eigenem Antrieb gezielt hinter sich und sucht damit das Abenteuer um seiner selbst willen, nicht aus einem kalkulierten ökonomischen Risiko zur kaufmännischen Gewinnmaximierung und auch nicht aus einer militärischen oder ritterlichen Pflicht heraus. Hier zeichnet sich eine kritische Positionierung zum Abenteuer ab, die besonders gut in der Warnung des Vaters vor Robinsons Sehnsucht nach einem abenteuerlichen Seemannsleben zum Ausdruck kommt. Robinsons „meer wandring inclination“, seine „rambling thoughts“ seien gefährlich, denn als mittelständischer Bürger in der behaglichen Sicherheit seines Standes habe es nicht nötig, wie die Verarmten der Unterschicht in See zu stechen, weil sie nichts zu verlieren hätten, oder wie

46 Sicherlich ist eine plakative Entgegensetzung von mittelalterlicher Providenz und frühneuzeitlicher Kontingenz zu schematisch, da Providenzvorstellungen nicht einfach an der Epochenschwelle, die zudem nicht leicht zu bestimmen ist und außerdem eine nachträgliche Konstruktion darstellt, verschwanden und auch im Mittelalter Kontingenz erfahren wurde. Insbesondere die Wahrscheinlichkeitskonzeptionen veränderten die Weltsicht jedoch seit der Mitte des 17. Jahrhunderts deutlich und können insofern in dieser Hinsicht als Anhaltspunkte für einen Umbruch herangezogen werden. Vgl. ausführlicher Schnyder, Peter: Robinson der Spieler. Erzählen im Zeichen einer ‚Geometrie des Zufalls‘. In: Kein Zufall. Konzeptionen von Kontingenz in der mittelalterlichen Literatur. Hrsg. von Cornelia Herberichs u. Susanne Reichlin. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2011, S. 390–408, sowie die weiteren Beiträge in diesem Sammelband.

47 Defoe, Daniel: *Robinson Crusoe*. Introduction by Guy N. Pocock. London, New York: Dent/Dutton 1966, S. 15.

die Reichen der Oberschicht durch „adventures“,⁴⁸ also gewagte Spekulationen zu See, ihren Reichtum zu mehren. Hieran zeigt sich zunächst ein stolzes Bekenntnis zur Mittelschicht, die zwischen Unterschicht und Oberschicht alle positiven Werte in sich vereine und zugleich in jeglicher Hinsicht bescheiden Maß halte. Während es genau diese Mittelmäßigkeit ist, gegen die Robinsons Sehnsucht nach Abenteuer sich richtet, erscheint sein Begehren nach Ausbruch von einer bürgerlichen Position aus unvernünftig, weil es sowohl den bescheidenen Wohlstand als auch das gesellschaftliche Ansehen in Gefahr bringt. Das Abenteuer stellt sich damit gegen jegliche rational organisierte Ordnung, wodurch auch die Lust des Abenteurers, aus bloßem Eigensinn aus dieser geordneten Welt auszubrechen und ohne klares Ziel die Welt zu bereisen, ohne damit sich selbst oder der Gesellschaft einen Nutzen zu bringen, den Anschein des Unbeständigen und Irrationalen erhält. Ein Abenteuer erscheint nur noch dann legitim, wenn es gemäß einer kapitalistisch-rationalistischen Risikokalkulation zur ökonomischen Gewinnmaximierung durchgeführt wird. Weil das Abenteuer, das Robinson so leichtfertig eingeht, in der Erzählung als Ausdruck von Unvernunft dargestellt wird, ist es der Erzähllogik nach nicht verwunderlich, dass der naiv-leichtsinnige Robinson prompt in Westafrika in Gefangenschaft gerät, aus der er sich indes glücklich befreien kann, bevor er schließlich in Brasilien erfolgreich eine Zuckerplantage bewirtschaftet und wieder eine ökonomisch sinnvolle Tätigkeit ausführt. Nach dem erneuten Aufbruch zu einer Schifffahrt gipfeln seine bis dahin erlebten Abenteuer schließlich in dem Schiffbruch, der ihn dazu zwingt, allein auf einer Insel zu leben.

Sein Leben auf der Insel, darauf wurde oft hingewiesen, stellt sich indes weitestgehend als das genaue Gegenteil der zuvor durchlebten Abenteuer heraus, denn er verwendet einen Großteil seiner Bemühungen darauf, einen möglichst geordneten Alltag zu etablieren: So hat er beispielsweise einen strengen Tagesrhythmus, liest in der Bibel, führt Kalender und Tagebuch, etabliert ein ausgeklügeltes, rationales System der Bewirtschaftung der Felder und verbessert ständig den Bau seiner Behausung, die von einer anfänglich notdürftigen Hütte zu einem fest gebauten Haus mit signifikanten Schutzvorrichtungen gegen Unwetter und Überfall wird.⁴⁹ Hier entwickelt Robinson also eine Art alternative Zivilisation im Einklang mit der Natur, die im Europa des 18. Jahrhunderts melancholisch verklärt wurde. Die Zeit auf der Insel ist des

48 Ebd., S. 5.

49 Zur Un-Abenteuerlichkeit von Robinsons ‚Abenteuern‘ auf der Insel vgl. bereits Zweig, Paul: *The Adventurer*. London: Dent 1974, S. 113–117, Green, M.: *Dreams of Adventure*, S. 20, sowie Moretti, Franco: *The Bourgeois. Between History and Literature*. London, New York: Verso 2013, S. 28 f.

Weiteren geprägt durch Robinsons Reue, überhaupt die Sicherheit der Heimat verlassen und eine abenteuerliche Reise angetreten zu haben, die ihn schlussendlich auf die Insel verschlagen hat. Der leichtsinnige Abenteurer Robinson wird so zum reuigen Sünder, der sein Fehlverhalten durch ausgiebiges Beten wiedergutzumachen versucht, wodurch das Geschehen von ihm wieder in einen providenziellen Sinnzusammenhang gestellt wird. So abenteuerlich die Tatsache sein mag, dass er weit weg und allein auf einer Insel überleben muss, so wenig kann dieser abenteuerliche Charakter für die gesamte Dauer seines 28-jährigen Aufenthalts aufrechterhalten werden.⁵⁰ Im Gegenteil tut Robinson durch die geschilderten Tätigkeiten alles dafür, die fremde Insel vertraut und heimisch zu machen und vernünftig zu organisieren, um so die Chance, vom Zufall überrascht zu werden, auf ein Minimum zu reduzieren.

Die wenigen Stellen, an denen die von ihm aufgebaute Ordnung, von der Robinson sich ‚zivilisierte‘ Normalität verspricht, von unvorhergesehenen Situationen und Zufällen gestört wird, werden von ihm einer Einordnung mittels Risikokalkulation unterzogen: Er berechnet, indes nachträglich, die Wahrscheinlichkeit des jeweils eingetroffenen Zufalls, etwa, dass das Schiff, nachdem es vor der Insel auf Grund gelaufen ist, so nah an den Strand gespült wurde, dass er es schwimmend erreichen und Werkzeuge und Lebensmittel aus dem Wrack holen konnte. Somit trifft in *Robinson Crusoe* die providenzielle Fügung auf eine rationale, auf errechneter Wahrscheinlichkeit beruhende Einschätzung der Lage.⁵¹ Er wendet sich selbst von seiner ursprünglichen Lust am abenteuerlichen Erleben der Fremde ab, indem er alles, was er tut und wahrnimmt, einer Kalkulation unterzieht. Während anfangs das Risiko nicht unberechenbar genug sein konnte, wird es im Lauf des Romans immer stärker zu verringern versucht und zugleich durch Robinsons wiedergefundene Religiosität in eine providenzielle Struktur eingeordnet.

Die Verringerung des Risikos basiert auch auf den kapitalistischen und imperialistischen Motivationen, die seiner abermaligen Schiffsreise ins Unbekannte, nachdem er sich als Plantagenbesitzer in Brasilien niedergelassen hatte, zugrunde liegen. Das Bewirtschaften der Plantage beruht auf der zuvor stattgefundenen ‚Entdeckung‘ und Eroberung des Landes durch Europäer, die das Land ohne Rücksicht auf bestehende Besitzverhältnisse annektierten. Seine zweite Reise, die im Schiffbruch endet, dient ausschließlich dem Erwerb

50 Dennoch kann seine sorgsam etablierte Ordnung potenziell immer von unvorhersehbaren Ereignissen bedroht werden, sodass das Abenteuerliche nie ganz verschwindet.

51 Das zeigen Peter Schnyder und Rüdiger Campe, vgl. Schnyder, P.: *Robinson der Spieler*, S. 402, sowie Campe, Rüdiger: *Spiel der Wahrscheinlichkeit. Literatur und Berechnung zwischen Pascal und Kleist*. Göttingen: Wallstein 2002, S. 194–197.

von Sklaven, die innerhalb einer kolonialen Ökonomie unterdrückt werden. Zudem ist für Robinson selbstverständlich, dass der ‚Kannibale‘, den er auf den Namen Friday tauft, von ihm bekehrt und sein Diener werden muss. Als später noch weitere Menschen auf ‚seiner‘ Insel leben, sieht er sich in der Rolle des alleinherrschenden Inselkönigs:

My island was now peopled, [...] and it was a merry reflection which I frequently made, how like a king I look'd. First of all, the whole country was my own meer property; so that I had an undoubted right of domination. 2dly, my people were perfectly subjected: I was absolute lord and lawgiver; they all owed their lives to me, and were ready to lay down their lives [...] for me.⁵²

Das Abenteuer der Schiffsreise, auf das sich Robinson mehrfach einlässt, entpuppt sich ein ums andere Mal als Bestandteil einer kapitalistisch motivierten Handelsexpedition, die die angesteuerten Gebiete kolonialistisch auszubeuten beabsichtigt. Auch Robinsons Inbesitznahme der Insel und die gewaltsame Verteidigung gegen indigene ‚Kannibalen‘ als abenteuerliche Unterbrechung vom eintönigen Inselalltag zeugen vom Selbstverständnis des imperialistischen Eroberers und Alleinherrschers. Spätestens als absolutistischer Herrscher jedoch hat er seine Existenz als abenteuernder Schiffbrüchiger eingebüßt, verkörpert er doch nun selbst eine Herrschaftsordnung mit strengen Regeln, denen er als junger Mann noch zu entkommen versucht hatte.

Für die Kolonialliteratur um 1900 ist *Robinson Crusoe* aus verschiedenen Gründen ein wichtiges Vorbild. Thematisch liegt das primär an der Schilderung einer gefährlichen Schiffsreise und des Schiffsbruchs mit anschließendem Inseldasein, die in Form der Robinsonade zu zentralen Topoi der modernen Abenteuerliteratur wurden. Darüber hinaus ist der Roman ein Modell für die abenteuerliche Ausgestaltung imperialistisch motivierter Handelsreisen, in der mit großer Selbstverständlichkeit die Sehnsucht nach der Fremde mit einem kolonialistischen Anspruch auf Eroberung und Herrschaft verbunden wird. Viel wichtiger als die Beschreibung des kolonialen Handels ist für die hier zu untersuchenden Romane jedoch, dass Defoes Roman eine neue Form des Abenteuers aufgreift, nämlich das Abenteuer um seiner selbst willen. Diese moderne Form des Abenteuers basiert erstens allein auf der Sehnsucht nach dem Ausbruch aus der heimischen Langeweile und erfährt zweitens sogleich eine kritische Beurteilung als irrationale Verirrung, die im 19. Jahrhundert das Reden über das selbstbestimmte Individualabenteuer maßgeblich bestimmt.

52 Defoe, D.: *Robinson Crusoe*, S. 175.

2.2 Zur literaturtheoretischen Abwertung und Popularisierung des Abenteuers

2.2.1 *Ungereimt und verstiegen: Kritik am Abenteuerroman*

Der Vorwurf der Unvernunft ist typisch für eine aufklärerische Kritik am Abenteuer, die bis heute nachwirkt. Nicht nur wurde das Abenteuer als unkalkulierbares Risiko verworfen, sondern auch das Erzählen und Schreiben von Abenteuergeschichten problematisiert. Die meisten der zahlreichen deutschsprachigen Jugendadaptionen von *Robinson Crusoe* klammerten etwa die von Irrationalität geprägten Abenteuerepisoden vor und nach Robinsons Aufenthalt auf der Insel meist konsequent aus, sodass das Überleben in der Wildnis durch das Erlernen von naturnahen Kulturtechniken sowie das Zurückfinden zu Ordnungssinn, Arbeitswillen, gesundem Menschenverstand und Moral im Zentrum der pädagogischen Vermittlung standen.⁵³ Insbesondere die Robinsonaden für Heranwachsende kritisieren den Ungehorsam des jungen Robinsons gegenüber seinen Eltern, die ihn vor dem Aufbruch ins Ungewisse warnen, und stellen die Zeit auf der Insel als Gelegenheit zur Läuterung und Rückkehr zur bürgerlichen Tugend durch Disziplin, Arbeit und Frömmigkeit dar, die den jugendlichen Leserinnen und Lesern als Vorbild dienen soll.⁵⁴

Auch in der deutschsprachigen Literatur fand das Abenteuer Eingang in zahlreiche Erzählformen, beispielsweise in den bereits genannten Schelmenroman und den thematisch ähnlich ausgerichteten Avanturierroman sowie in den galanten Liebes- und Abenteuerroman des Barock.⁵⁵ Während das Abenteuer in vielen Genres ein fester Bestandteil der Handlung war, machte nur der spezifische Abenteuerroman im engeren Sinn das Abenteuer zum beherrschenden Element.⁵⁶ Spätestens mit der Aufklärung wurde das Abenteuer aber zunehmend als Ereignis dargestellt, das dem jugendlichen Leichtsinn und Übermut der Figuren zuzuschreiben und deshalb zu überwinden ist. Dabei lässt sich die Tendenz erkennen, dass mit der wachsenden Kritik am Abenteuer dieses aus vielen Erzählformen wich und sich dafür immer mehr in einem eigenen Genre wiederfand. Die aufklärerische Abenteuerkritik konnte

53 Vgl. auch Schnyder, P.: *Robinson der Spieler*, S. 391–392.

54 Dazu ausführlicher Fohrmann, Jürgen: *Abenteuer und Bürgertum. Zur Geschichte der deutschen Robinsonaden im 18. Jahrhundert*. Stuttgart: Metzler 1981, S. 110–114.

55 Zum Abenteuer im galanten Roman des Barocks vgl. Barthel, K.: *Abenteurerin, Affekt, Alterität*.

56 Vgl. Grimminger, Rolf: *Roman*. In: *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Bd. 3. *Deutsche Aufklärung bis zur Französischen Revolution, 1680–1789*. Hrsg. von Rolf Grimminger. München, Wien: Hanser 1980, S. 635–716, S. 641–642.

nicht verhindern, dass sich eine rege Produktion von Abenteuerliteratur entwickelte, die insbesondere im 19. Jahrhundert florierte und dabei wenig Rücksicht auf ästhetische Idealvorstellungen einflussreicher Literaturtheoretiker nahm. Damit war das literarische Abenteuer jenseits der nationalen Kanonisierung im Populären angesiedelt. Gleichzeitig trug die ästhetische und moralische Diskreditierung des Abenteuers in der Literaturtheorie des 18. Jahrhunderts dazu bei, dass dem Abenteuer immer mehr der Charakter der Verwerflichkeit und ästhetischen Depravation attestiert wurde. Diese Tradition der Abwertung, die im Folgenden genauer betrachtet wird, ist als ein zentraler Grund dafür zu sehen, dass das Abenteuer in der Kolonialliteratur um 1900 nicht mehr als angemessene Erzähl- und Handlungsweise angesehen wurde.

Vertreter einer aufgeklärten Literaturkritik nahmen Anstoß an den immer wunderbarer und phantastischer werdenden abenteuerlichen Handlungsverläufen, die vom ständigen Umschlag von Glück in Unglück, von immer neuen Überraschungen, auf die der Held reagieren muss, von immer stärkeren Normverstößen und moralisch immer fragwürdigerem Personal wie Räubern, Dirnen oder Entführern geprägt waren, weil sie dem ästhetischen Ideal der Plausibilität und Vernunft widersprachen.⁵⁷ Literaturtheoretisch geriet das Erzählen von Abenteuern zum Ende des 18. Jahrhunderts deshalb zunehmend unter den Verdacht, dem „falschen Wunderbaren“ Vorschub zu leisten, so Johann Georg Sulzer in seiner *Allgemeinen Theorie der Schönen Künste*, demzufolge Abenteuererzählungen „die poetische Wahrscheinlichkeit“ fehle. Dieses Verdikt, zu finden unter dem Lemma ‚Abentheuerlich‘

57 Das heißt nicht, dass es nicht auch Bemühungen gegeben hätte, über populäre, abenteuerliche Erzählformen die Aufklärung voranzutreiben. Ein Beispiel dafür sind gerade die um 1800 beliebten Räubergeschichten, in denen gesellschaftlich sanktioniertes Verhalten thematisiert und darüber bestimmte aufklärerische Ideale zu vermitteln versucht wurden. Wenn in der Literaturgeschichtsschreibung immer wieder betont wird, dass in der Aufklärung unvernünftiges Erzählen und Handeln kritisiert und abgelehnt wurde, zeigt sich darin zumindest in manchen Fällen eine nachträglich vorgenommene grobe Vereinfachung, die sich meist allein auf kanonische Theoretiker wie Sulzer und Blanckenburg stützt. Diese Sicht wird aber weder der Literaturtheorie noch der Literaturproduktion des 18. und frühen 19. Jahrhunderts vollumfänglich gerecht. Wie in den Räubergeschichten aufklärerische Ziele verfolgt wurden, lässt sich bei Roberto Simanowski und Holger Dainat nachvollziehen, vgl. Simanowski, Roberto: *Die Verwaltung des Abenteuers. Massenkultur um 1800 am Beispiel Christian August Vulpius*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1998, S. 377 f. und Dainat, Holger: *Abaellino, Rinaldini und Konsorten. Zur Geschichte der Räuberromane in Deutschland*. Tübingen: Niemeyer 1996, S. 215 f. Zur Aufklärung in populärer Literatur allgemeiner vgl. Dainat, Holger: „Meine Göttin Popularität“. *Programme printmedialer Inklusion in Deutschland 1750–1850*. In: *Popularisierung und Popularität*. Hrsg. von Gereon Blaseio, Hedwig Pompe u. Jens Ruchatz. Köln: DuMont 2005, S. 43–62.

und basierend auf dem aristotelischen Gebot der Mimesis auf Grundlage der Wahrscheinlichkeit, korreliert mit der in dieser Zeit zunehmenden Verwendung des deutlich negativ konnotierten Begriffs ‚Abenteuerlichkeit‘ statt Abenteuer.⁵⁸ Sulzers Einschätzung nach ist das Abenteuerliche die „Gattung des Ungereimten“, in der alles „ohne hinreichende Gründe geschieht, wie in den Träumen“.⁵⁹ Weil sie allenfalls noch der „Belustigung“ dienen könne, empfiehlt er die Lektüre von Abenteuerliteratur „in den Stunden, da man von Nachdenken ermüdet, dem Verstand eine gänzliche Ruhe geben muß“.⁶⁰ Auch in Höpfners *Allgemeinen Encyclopädie* wird das Abenteuerliche als Form der anspruchslosen Erheiterung beschrieben: „Solche Werke ließt man in Stunden der Erholung mit vielem Vergnügen. [...] Lesen wir hingegen ernsthafte Werke: so beleidigt uns alles Abentheuerliche.“⁶¹ Das Abenteuerliche ist indes nicht nur Ausdruck des Unernstern, sondern auch eine literarische Form, die als überkommen angesehen wird: „Damals [in den „mittlern Zeiten“] hielt man solche Ungereimtheiten aus Mangel der Kenntnisse überhaupt, und der Naturlehre insonderheit, für möglich. So wie mehr Licht aufgieng, nahm dieser Geschmack ab.“⁶²

Es ist indes kein Zufall, dass sich Sulzers Kritik an der „vom Verstand verlassene[n] Einbildungskraft“ abenteuerlichen Schreibens auch in seinen Ausführungen zum „Romanhaften“ wiederfindet. Dort wird ausgeführt, dass sich romanhaftes Erzählen durch das „Abentheuerliche“, also das „Verstiegene in den Handlungen, den Begebenheiten und den Empfindungen“⁶³ auszeichne. Der Roman ist demnach nicht nur im engeren Sinn die Form des Ungereimten, insofern er im Vergleich zum Epos ohne Reime auskommt, sondern auch im übertragenen Sinn, weil darin Handlungen geschildert werden, auf die man sich keinen Reim machen kann, weil sie jeglicher Plausibilität entbehren. So wird nicht nur dem Abenteuer die Gattung des Romans zugewiesen, sondern dem ohnehin eine schlechte Reputation genießenden Roman als ‚niedriger‘ Form des Erzählens die moralisch und ästhetisch als fragwürdig angesehene abenteuerliche Erzählweise zugeschrieben.

58 Vgl. zur abwertenden Konnotation des Begriffs ‚abenteuerlich‘ auch Best, O. F.: Abenteuer, S. 103.

59 „Abentheuerlich (Dichtkunst)“. In: Johann Georg Sulzer: Allgemeine Theorie der Schönen Künste. Erster Theil. Leipzig: M. G. Weidemanns Erben und Reich 1771, S. 3–4, S. 3.

60 Ebd., S. 4.

61 „Abentheuerlich“. In: Deutsche Encyclopädie oder Allgemeines Real-Wörterbuch aller Künste und Wissenschaften. Bd. 1. Hrsg. von Ludwig Julius Friedrich Höpfner. Frankfurt a. M.: Varrentrapp Sohn und Wenner 1778–1807, S. 31–32, S. 32.

62 Ebd.

63 „Romanhaft“. In: Johann Georg Sulzer: Allgemeine Theorie der Schönen Künste. Vierter Theil. Leipzig: M. G. Weidemanns Erben und Reich 1771, S. 109, S. 109.

Die Reflexion über das abenteuerliche Erzählen ist somit Teil der größeren literaturtheoretischen Debatte über den Roman. Dies zeigt sich auch in Christian Friedrich Blanckenburgs *Versuch über den Roman*, in dem die Unterhaltsamkeit abenteuerlicher Romane als Bedrohung der Moral aufgefasst werden:

Denn da die Romanendichter, um Eindruck mit ihren Begebenheiten zu machen, und die Leser in Bewegung zu setzen, zu außerordentlichen Zufällen, Entführungen, Blutschande, Verwechslungen unter dreifachen Namen, Einbrüchen, Zweykämpfen, Verkleidungen, Gefahren zu Wasser und zu Lande; mit einem Wort, zu Dingen ihre Zuflucht nahmen, wie wir sie einem ruhmstüchtigen Lügner in Gesellschaften erzehlen hören: so wars natürlich, daß der Kopf der Leser, – und besonders der Leserinnen mit Vorstellungen angefüllt wurde, die der Ausbreitung des Wahren, des Guten, des Schönen gerade im Wege standen, und die die Einbildungskraft, und endlich die Sittlichkeit verderben mußten. [...] Wenn der Dichter nach jener [kausalogischen] Art seine Begebenheiten wirklich werden läßt: so werden ihm nicht allein jene Abentheuer unnützlich; ein Theil derselben wird ihm auch schlechterdings unmöglich, weil sich das wie zu denselben oft in dieser ganzen Welt nicht finden lassen würde.⁶⁴

Gerade der ständige Wechsel von Entführungen, Verwechslungen und weiteren unglaubwürdigen Zufällen trägt Blanckenburg zufolge dazu bei, dass das eigentlich Erstrebenswerte, also das zentrale ‚Wahre, Schöne und Gute‘, in den Hintergrund rückt. Der in der Abenteuerliteratur vorherrschende Fokus auf Aktion statt Reflexion, auf immer noch überraschendere Handlungsumschwünge, die völlig unplausibel und reißerisch erzählt sind, macht also eine nachvollziehbare innere Entwicklung der Figuren unmöglich. Die wahllos und ohne wirklichen Zusammenhang aneinandergereihten Episoden, aus denen der Held jeweils vollkommen unverändert und unversehrt hervorgeht, erscheinen zu unlogisch, unwahrscheinlich und irrational, um daraus eine psychologisch nachvollziehbare Handlung und überzeugende Charaktere schaffen zu können.⁶⁵ Damit konstatiert Blanckenburg nicht nur einen ästhetischen Makel, sondern suggeriert, dass die Lektüre von Abenteuerliteratur sich negativ auf die Leserinnen und Leser auswirke. Der schon von Sulzer herausgestellte mangelnde Anspruch des Geschilderten, das man sich nur noch zur gedankenlosen Belustigung zu Gemüte führen könne, gilt nun als Quelle der sittlichen Verderbnis, indem die sinnlichen Genüsse der Vernunft vorgezogen werden.

64 Blanckenburg, Christian Friedrich von: *Versuch über den Roman*. Faksimiledruck der Originalausgabe von 1774. Mit einem Nachwort von Eberhard Lämmert. Stuttgart: Metzler 1965, S. 308.

65 Vgl. auch. Grimminger, R.: *Roman*, S. 639 f.

Diese Kritik war wiederum eingebettet in eine größere Diskussion über die sich wandelnden Lektürepraktiken innerhalb einer sich stark verändernden Literaturproduktion um 1800. Das ausgehende 18. und frühe 19. Jahrhundert sah einen beispiellosen quantitativen Anstieg der belletristischen Literatur, die sich außerdem immer weiter in verschiedene Genres ausdifferenzierte. Damit veränderte sich auch das Publikum dieser verschiedenen Formen von Literatur, die nun nicht mehr nur Adelige und gebildete Bürgerliche ansprachen, sondern auch weniger gebildete und wohlhabende Menschen, die durch eine steigende Alphabetisierung zu potenziellen Rezipientinnen und Rezipienten von Literatur wurden.⁶⁶ In der sogenannten Lesesucht-Debatte⁶⁷ äußerten Gelehrte, darunter Pädagogen wie Joachim Heinrich Campe und Aufklärer wie Johann Adam Bergk, ihre Besorgnis darüber, dass das Leseverhalten sich von der intensiven, wiederholten Lektüre einiger weniger moralischer Schriften wie der Bibel oder Erbauungsliteratur verschob zur extensiven Lektüre von weniger erbaulichen, dafür unterhaltsamen Werke, die nun massenhaft geschrieben und verkauft wurden.⁶⁸

Um der befürchteten Lesesucht entgegenzuwirken, wurde versucht, die Lektürepraxis zu regulieren, indem die Deutungshoheit über lesenswerte Literatur in Form von Bücherlisten oder Rezensionen zurückzuerlangen versucht wurde. Die Kanonisierung bestimmter Werke, die von einer kleinen Gruppe Gelehrter als wertvoll erachtet wurden, zeugt vom Versuch einer „Restituierung eines verlorenen Machtmonopols“. ⁶⁹ Von dieser Kanonisierung ausgeschlossen wurde die Abenteuerliteratur, die besonders unter dem Verdacht stand, unsittliche Affekte zu evozieren und den Geist durch unwahrscheinliche Handlungsverläufe zu verwirren. Stattdessen wurde nun der „innere Zusammenhang personaler Bedingtheit“ zum Kriterium für einen ‚guten‘ Roman, also die Idee der inneren Bildung unter Berücksichtigung kausallogischer Zusammenhänge,

66 Vgl. ausführlicher Stein, Peter: *Schriftkultur. Eine Geschichte des Schreibens und Lesens*. Darmstadt: Primus 2010, S. 262–274 und Schneider, Ute: *Funktionen und Leistungen des Lesens: Frühe Neuzeit*. In: *Lesen. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Hrsg. von Ursula Rautenberg u. Ute Schneider. Berlin, Boston: De Gruyter 2015, S. 739–764, S. 751–754.

67 Die zeitgenössische Diskussion um die Lesesucht wurde bereits ausführlich untersucht, weshalb an dieser Stelle auf eine detailliertere Schilderung verzichtet wird. Vgl. ausführlicher beispielsweise Steinlein, Rüdiger: *Die domestizierte Phantasie. Studien zur Kinderliteratur, Kinderlektüre u. Literaturpädagogik des 18. und frühen 19. Jahrhunderts*. Heidelberg: Winter 1987, S. 62–82, Koschorke, Albrecht: *Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts*. 2., durchges. Aufl. München: Fink 2003, S. 393–404, Simanowski, R.: *Die Verwaltung des Abenteuers*, S. 109–124, sowie mit einem besonderen Augenmerk auf die weibliche Lesesucht Günter, M.: *Im Vorhof der Kunst*, S. 61–73.

68 Vgl. Simanowski, R.: *Die Verwaltung des Abenteuers*, S. 93–94.

69 Koschorke, A.: *Körperströme*, S. 399.

welche die „Abenteuerkette“ im „reine[n] Handlungsroman“⁷⁰ zumindest im literarischen Kanon in Form des neuen Bildungsromans ersetzen sollte. Damit erfolgte eine deutliche normative Abwertung des Abenteuers und vor allem des abenteuerlichen, romanhaften Erzählens, die in der Literaturhistoriografie als eine Verdrängung des Abenteuers aus dem Bereich der anspruchsvollen Literatur in die Sphären des Trivialen, weil rein Unterhaltamen, aufgefasst wurde.⁷¹

Ein weiteres Argument wurde in der Kritik am Abenteuer immer wieder formuliert, so etwa in der *Allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften und Künste* (1818). Als „Quellen abenteuerlicher Handlungen“ werden die „[I]eere Ruhmsucht, oder das egoistische Streben, Aufsehn zu erregen, eine ausschweifende, ungezügelter Phantasie, überströmendes, muthwilliges Kraftgefühl und üppiger Thatentrieb bei Mangel an Verstandesreife“⁷² ins Feld geführt. Auch hier klingt der Vorwurf der mangelnden Innerlichkeit an; darüber hinaus wird abenteuerliches Handeln aber auch deshalb kritisch gesehen, weil es Ausdruck des individuellen Geltungsdrangs und des unreifen Egoismus sei und das Bedürfnis zum Ausdruck bringe, geltende Regeln zu überschreiten, um aufzufallen. Dieser Logik zufolge ist in einer sich immer weiter festigenden gesellschaftlichen und ästhetischen, auf Vernunft und Wahrscheinlichkeit basierenden Ordnung kein Platz mehr für irrationale Ausschweifungen der Fantasie und „muthwilligen“ Egoismus:

Treten wir nun immer weiter und tiefer ins bürgerliche Leben, und in diejenige Epoche der Nationen ein, wo der Staat, besonders der monarchische, mit seinen Regierungsgewalten sich vollkommen organisirt hat, wo die Ausschweifungen üppiger und ungezügelter Jugendkraft in öffentlichen und Privatverhältnissen überall ihre Schranke finden, und Klugheit herrscht, welche den Erfolg der Handlungen nach Gesetz und Wahrscheinlichkeit bezeichnet:– unter diesen veränderten Verhältnissen muß jedes kühne, nicht von dem Gesetz oder dem Drange der Umstände gebotene Wagen, jedes Hinausstreben über das Gewohnte, was sich dem Glücke allzusehr überläßt, thöricht, seltsam erscheinen.⁷³

Die konstatierte Festigung der vernünftigen bürgerlichen Ordnung, repräsentiert durch konstante Herrschaft, eine strukturierte Verwaltung und ein

⁷⁰ Hillebrand, Bruno: *Theorie des Romans*. Überarb. und erw. Aufl. München: dtv 1980, S. 113.

⁷¹ Vgl. z. B. Meier, Albert: *Goethezeit*. In: *Geschichte des deutschsprachigen Romans*. Hrsg. von Volker Meid. Stuttgart: Reclam 2013, S. 163–221, S. 204–207.

⁷² Wendt, A.: *Abenteuer, Abenteuerlich*. In: *Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste*. Erster Theil (A–Aëtius). Hrsg. von J. S. Ersch u. J. G. Gruber. Leipzig: Johann Friedrich Gleditsch 1818, S. 86–87, S. 86.

⁷³ Ebd.

etabliertes Rechtssystem, macht das Abenteuer dieser Vorstellung zufolge unpassend; es erscheint schlicht egoistisch, sich nicht rational und gesetzesgemäß zu verhalten und stattdessen abenteuerlich die Grenzen der Ordnung zu überschreiten und auf gut Glück zu leben.

Diese Überlegung findet sich in ähnlicher Form – wenn auch ungleich wirkmächtiger – in Hegels *Vorlesungen über die Ästhetik* wieder. Hegel sieht „die Abenteuerlichkeit“ in einem „staatenlose[n] Zustande“ an, in dem es allein die Aufgabe des heroischen Individuums gewesen sei, die „Sicherung des Lebens und Eigentums“⁷⁴ aus eigener Kraft herbeizuführen, da das Äußere eine „sich ändernde, verwirrende Zufälligkeit“⁷⁵ darstelle. In dieser von abenteuerlicher Zufälligkeit geprägten Welt ohne gesicherte Herrschaft seien die Heroen „Individuen, welche aus der Selbständigkeit ihres Charakters und ihrer Willkür heraus das Ganze einer Handlung auf sich nehmen und vollbringen.“⁷⁶ Das Abenteuerliche zeige sich demnach gerade in den „zufällige[n] Kollisionen“ und „seltsam durcheinandergeschlungene[n] Verzweigungen“⁷⁷, denen der Held durch selbstständiges Handeln begegnet.

Mit der Auflösung der romantischen Kunstform hat die Selbstbestimmtheit abenteuerlichen Handelns für Hegel keinen Platz mehr und läuft Gefahr, zu einer lächerlichen Karikatur ihrer selbst zu werden.⁷⁸ Denn in der sich neu entwickelnden bürgerlichen Gesellschaft, die eine gesicherte staatliche Ordnung aufweist und der Hegel die Kunstform des modernen Romanhaften zuweist, entfällt der Zufall, auf den das beherzte Handeln des Ritters reagieren kann:

Die Zufälligkeit des äußerlichen Daseins hat sich verwandelt in eine feste, sichere Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft und des Staats, so daß jetzt Polizei, Gerichte, das Heer, die Staatsregierung an die Stelle der chimärischen Zwecke treten, die der Ritter sich machte. Dadurch veränderte sich auch die Ritterlichkeit der in neueren Romanen agierenden Helden. Sie stehen als Individuen mit ihren subjektiven Zwecken der Liebe, Ehre, Ehrsucht oder mit ihren Idealen der Weltverbesserung dieser bestehenden Ordnung und Prosa der Wirklichkeit gegenüber, die ihnen von allen Seiten Schwierigkeiten in den Weg legt. Da schrauben sich nun die subjektiven Wünsche und Forderungen in diesem Gegensatze ins Unermeßliche in die Höhe; denn jeder findet vor sich eine

74 Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: *Vorlesungen über die Ästhetik*. Bd. I. In: ders.: *Werke*. Hrsg. von Eva Moldenhauer u. Karl Markus Michel. Bd. 13. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1970, S. 242–243.

75 Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: *Vorlesungen über die Ästhetik*. Bd. II. In: ders.: *Werke*. Hrsg. von Eva Moldenhauer u. Karl Markus Michel. Bd. 14. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1970, S. 211.

76 Hegel, G. W. F.: *Ästhetik* Bd. I, S. 243.

77 Hegel, G. W. F.: *Ästhetik* Bd. II, S. 212. Hervorhebung im Original.

78 Vgl. Hegel, G. W. F.: *Ästhetik* Bd. I, S. 257.

bezauberte, für ihn ganz ungehörige Welt, die er bekämpfen muß, weil sie sich gegen ihn sperrt und in ihrer spröden Festigkeit seinen Leidenschaften nicht nachgibt, sondern den Willen eines Vaters, einer Tante, bürgerliche Verhältnisse usf. als ein Hindernis vorschiebt. Besonders sind Jünglinge diese neuen Ritter, die sich durch den Weltlauf, der sich statt ihrer Ideale realisiert, durchschlagen müssen und es nun für ein Unglück halten, daß es überhaupt Familie, bürgerliche Gesellschaft, Staat, Gesetze, Berufsgeschäfte usf. gibt, weil diese substantiellen Lebensbeziehungen sich mit ihren Schranken grausam den Idealen und dem unendlichen Rechte des Herzens entgegensetzen. Nun gilt es, ein Loch in diese Ordnung der Dinge hineinzustoßen, die Welt zu verändern, zu verbessern oder ihr zum Trotz sich wenigstens einen Himmel auf Erden herauszuschneiden: das Mädchen, wie es sein soll, sich zu suchen, es zu finden und es nun den schlimmen Verwandten oder sonstigen Mißverhältnissen abzugewinnen, abzuerobern und abzutrotzen. Diese Kämpfe nun aber sind in der modernen Welt nichts Weiteres als die Lehrjahre, die Erziehung des Individuums an der vorhandenen Wirklichkeit, und erhalten dadurch ihren wahren Sinn. Denn das Ende solcher Lehrjahre besteht darin, daß sich das Subjekt die Hörner ablauft, mit seinem Wünschen und Meinen sich in die bestehenden Verhältnisse und die Vernünftigkeit derselben hineinbildet, in die Verkettung der Welt eintritt und in ihr sich einen angemessenen Standpunkt erwirbt. Mag einer auch noch so viel sich mit der Welt herumgezankt haben, umhergeschoben worden sein, zuletzt bekommt er meistens doch sein Mädchen und irgendeine Stellung, heiratet und wird ein Philister so gut wie die anderen auch; die Frau steht der Haushaltung vor, Kinder bleiben nicht aus, das angebetete Weib, das erst die Einzige, ein Engel war, nimmt sich ungefähr ebenso aus wie alle anderen, das Amt gibt Arbeit und Verdrießlichkeiten, die Ehe Hauskreuz, und so ist der ganze Katzenjammer der übrigen da. – Wir sehen hier den gleichen Charakter der Abenteuerlichkeit, nur daß dieselbe ihre rechte Bedeutung findet und das Phantastische daran die nötige Korrektion erfahren muß.⁷⁹

Diese Passage ist sowohl für die Produktion als auch für die kritische Rezeption von Abenteuerliteratur im 19. und 20. Jahrhundert in verschiedener Hinsicht einflussreich. Zunächst legt Hegel fest, dass die Abenteuerhelden Ritter, also in jedem Fall junge Männer sind. Diese Jünglinge treten seiner Einschätzung nach in einen Konflikt mit der Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft, den Hegel hier bemerkenswert kriegerisch darstellt und damit prägnant den Gedanken auf den Punkt bringt, dass das Abenteuer das Gegenteil der gesellschaftlichen Ordnung sei und vor allem junge Männer das Bedürfnis hätten, gegen diese von außen gesetzte Ordnung zu kämpfen. Es wird also eine Opposition zwischen den von Familie, Gesellschaft und Staat formulierten Erwartungen an das Individuum und dessen Bedürfnis nach Selbstbestimmung und Freiheit inszeniert. Der junge Ritter rebelliert gegen diese ihm aufoktroierten Einschränkungen seiner Freiheit, indem er sich durch seine Abenteuer die Hörner ablauft und

79 Hegel, G. W. F.: Ästhetik Bd. II, S. 219–220.

„ein Loch in diese Ordnung der Dinge“ hineinzustoßen versucht. Mit dieser Wortwahl lässt Hegel das Abenteuer als „eine Art Junggesellenabschied des vormodernen Subjekts“⁸⁰ erscheinen, nach dem für den adoleszenten Helden doch nur die Einreihung in die „Verkettung“ der bürgerlichen Welt bleibt.

Diese Beschreibung wurde als Beleg dafür gedeutet, dass das Abenteuer weder zeitgemäß noch der bürgerlichen Ordnung gewachsen sei und stellt in dieser prägnanten Form die Grundlage für die literaturtheoretische Kritik am Abenteuer im 19. Jahrhundert dar. Sie kann als ein Grund dafür gesehen werden, dass das Abenteuer in der als anspruchsvoll gewerteten Literatur, beispielsweise des bürgerlichen Realismus, als deplatziert wahrgenommen wurde und stattdessen immer stärker zu einem Genre der Populärliteratur wurde.⁸¹ Allerdings lässt sich auch hervorheben, dass die in der bürgerlichen Ordnung nicht mehr als angemessen erscheinenden, vom jungen Mann zuvor erlebten Abenteuer von Hegel beinahe zu einer Vorbedingung für die bürgerliche Existenz gemacht werden.⁸² Bemerkenswerterweise bezeichnet Hegel diese als „Lehrjahre“, wodurch er die Bewährung im Abenteuerroman offenkundig mit den Lehrjahren im Bildungsroman in Verbindung bringt. Ausgehend von dieser Feststellung sind die in der germanistischen Forschung immer wieder betonte Gegensätzlichkeit von Abenteuer- und Bildungsroman und die Vorstellung, dass der auf Innerlichkeit ausgerichtete Bildungsroman das rein auf äußere Handlung setzende Abenteuer ins Populäre verdrängte,⁸³ zumindest zu hinterfragen. Neuere Studien zeigen, dass etwa in *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, aber auch in den *Wanderjahren* das Abenteuer selbstverständlich nicht einfach verschwindet, sondern stattdessen eine jeweils spezifische Auseinandersetzung mit der Abenteuertradition stattfindet, dass also in elaborierter, kanonisierter Literatur das Abenteuer als Erzählform, aber auch sein Erlebnischarakter durch die Brechung der Reflexion rezipiert wurde.⁸⁴

80 Koppenfels, M. v.: Wissenschaftliches Programm, S. 12.

81 Dass das Abenteuer in der Literatur des Realismus keine große Rolle spielt, hat primär ästhetisch-programmatische Gründe und kann daher natürlich nicht auf Hegel zurückgeführt werden. Hegels Urteil über das Abenteuer ist aber in seinem Einfluss auf die Literaturkritik des 19. Jahrhunderts nicht zu unterschätzen und hinterlässt deutliche Spuren in vielen theoretischen Auseinandersetzungen mit dem Populären.

82 Vgl. auch Ueding, Gert: *Glanzvolles Elend. Versuch über Kitsch und Kolportage*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1973, S. 75.

83 Hier wäre beispielsweise Bruno Hillebrand zu nennen, dem zufolge der Bildungsroman „den wahllosen Variationen des Abenteuerromans [...] ein Ende gesetzt“ hat, siehe Hillebrand, B.: *Theorie des Romans*, S. 113.

84 Vgl. dazu Grill, Oliver: *Verunglückte Abenteuerer. Goethes Wilhelm Meisters Lehrjahre und die Ambivalenz des Abenteuers*. In: *Abenteuer in der Moderne*. Hrsg. von Oliver Grill u. Brigitte Obermayr. Paderborn: Fink 2020, S. 51–74, sowie Zumbusch, Cornelia:

Dennoch ist die literaturgeschichtlich ausgemachte Tendenz der Verlagerung abenteuerlicher Erzählweisen in den Bereich des Populären, wo das Abenteuer zum eigenen Genre wird, zweifelsohne zu konstatieren. Die hier erläuterte Abwertung des Abenteuerlichen ins Unmoralische und Triviale und die damit einhergehende, von Hegel sarkastisch überspitzte Annahme der Unvereinbarkeit mit der bürgerlichen Ordnung war sehr einflussreich und hallt in der Kritik am populären Abenteuer um 1900 deutlich nach. Sie berührt im Kern nicht nur ästhetische Aspekte, sondern vor allem die Frage nach der moralisch konformen Individualisierung des Einzelnen innerhalb des größeren Rahmens sozialer Regeln, die auch in der Kolonialliteratur eine zentrale Rolle spielt.

2.2.2 *Abenteuer und Unterhaltung*

Kritik an der populären Massenliteratur

Die persistente Kritik am Abenteuer konnte selbstverständlich nicht verhindern, dass abenteuerliche Stoffe gelesen wurden. Im Gegenteil entwickelte sich das Abenteuer in der populären Literatur zu einem äußerst erfolgreichen Genre, das primär den Zweck der Unterhaltung erfüllte. Dafür waren Veränderungen im Literaturmarkt und im Rezeptionsverhalten ausschlaggebend. Mit dem wachsenden Absatz für Unterhaltungsliteratur riss auch die Kritik daran nicht ab, folgte aber um 1900 ähnlichen Argumenten wie bereits 100 Jahre zuvor.

Weil Literatur leichter verfügbar und konsumierbar wurde, veränderten sich auch die Rezeptionskontexte. Die schon Ende des 18. Jahrhunderts kritisierte Zerstreung bei der Lektüre ‚schlechter‘ Bücher wurde seit Mitte des 19. Jahrhunderts immer stärker unter dem Begriff der Unterhaltung aufgegriffen, womit eine Form der ästhetischen Aneignung verstanden wurde, die die Teilhabe an sinnlich erfahrbaren Inhalten ermöglichte, ohne dass so viel Konzentration wie zur Rezeption von ‚hoher‘ Kunst nötig gewesen wäre.⁸⁵ Die

Wunsch und Wunder. *Wilhelm Meisters Wanderjahre* und die Geschichte des Abenteuers. In: *Abenteuer in der Moderne*. Hrsg. von Oliver Grill u. Brigitte Obermayr. Paderborn: Fink 2020, S. 75–90.

85 Vgl. dazu ausführlicher Maase, Kaspar: *Jenseits der Massenkultur*. Ein Vorschlag, populäre Kultur als repräsentative Kultur zu lesen. In: *Populäre Kultur als repräsentative Kultur*. Die Herausforderung der Cultural Studies. Hrsg. von Udo Göttlich, Clemens Albrecht u. Winfried Gebhardt. Köln: Halem 2002, S. 79–104, S. 80, und Hügel, Hans-Otto: *Ästhetische Zweideutigkeit der Unterhaltung*. Eine Skizze ihrer Theorie. In: *montage/av 2* (1993), S. 119–141.

Lektüre von populären Romanen sollte nun für eine wachsende bürgerliche Mittelschicht die Funktion des Zeitvertreibs und des Genusses in den freien Stunden nach der Arbeit oder der Schule erfüllen.

Der Konsum von populärer Literatur, aber auch von anderen Formen populärer Massenkunst, zielte demnach vor allem auf Zerstreuung und Spaß. Das Lesen von populärer Literatur wurde im Zuge dessen immer weniger zu einem Akt der analytischen Reflexion und durch die abwechslungsreiche Handlung immer mehr zu einem sinnlich erfahrbaren Erlebnis.⁸⁶ Dies verdeutlicht sich durch neue Genres wie Detektiv- und Kriminalromane oder exotische Reise- und Abenteuerromane, in denen die Leserinnen und Leser durch spannungsreiche Handlungen und typische Abenteuerplots wie Verfolgungsjagden, Schiffsbrüche, Identitätswechsel und Bewährungsproben affektiv an die Lektüre gebunden werden. Sichtbar wird in der Verfestigung des unterhaltsamen Abenteuergenres aber auch eine Verschiebung in der Semantik des Abenteuerbegriffs: Anstatt wie noch in der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Literatur die Erzählung bzw. die bestimmte Erzählweise zu beschreiben, wird der Begriff nun immer mehr auf das außergewöhnliche Erlebnis in Form einer überbordenden Handlung verkürzt.⁸⁷

Für viele Autoren der kanonischen Literatur ebenso wie für Literaturkritiker war die massenwirksame Unterhaltsamkeit dieser Literatur ein Ausdruck ihrer ästhetischen Depraviertheit, von der es sich abzugrenzen galt. Indes gab es auch Versuche, die sich immer weiter verfestigende Dichotomisierung von ‚hoher‘ und ‚niederer‘ Literatur abzuschwächen: Der Schriftsteller und Publizist Robert Eduard Prutz beispielsweise nahm zwar ebenfalls ästhetischen Anstoß an der Unterhaltungsliteratur, sah aber auch, dass es nicht reichen konnte, nur auf die scheinbar fehlende literarische und moralische Qualität derselben hinzuweisen. In *Über die Unterhaltungsliteratur, insbesondere der Deutschen* (1845) beklagte er, dass die fortwährende Ablehnung alles Unterhaltsamen dazu führe, die Unterhaltungsliteratur jenen zu überlassen, die zu einer ästhetischen Formung nicht in der Lage oder gewillt seien: „[...] was gut ist in der deutschen Literatur, das ist langweilig, und das Kurzweilige ist schlecht; was die Ästhetik billigt, das degoutirt das Publikum, und umgekehrt,

86 Günter Butzer zufolge zeigt sich in der Unterhaltung eine „Umstellung von Sinn auf Information“, die sich in der Handlung äußert: „Der Unterhaltungsleser fragt also nicht nach den Intentionen des Textes [...], sondern nur nach der Information, d. h. der Handlungssequenz.“ Siehe ausführlicher Butzer, G.: *Theorie literarischer Unterhaltung*, S. 173–175, Zitate S. 175.

87 Vgl. auch Eming, J. u. R. Schlechtweg-Jahn: Einleitung, S. 8.

was dem Publikum behagt, davor bekreuzigt sich die Aesthetik.“⁸⁸ Stattdessen erkannte er in der sich schnell entwickelnden Massenliteratur eine Chance, die Reichweite von Literatur an sich um ein Vielfaches zu vergrößern und ihr damit mehr Relevanz zu verleihen – ein Potenzial, das bislang von den Schriftstellern verschmäht worden sei.⁸⁹ Je mehr Menschen Literatur rezipierten, so die Überlegung, desto einfacher könnten einer großen Leserschaft über den literarischen Text bestimmte politische oder soziale Ideen ins Bewusstsein gerückt werden, wofür es allerdings einer neuen ästhetischen und gleichermaßen unterhaltsamen Form bedürfe. Prutz sprach sich zu diesem Zweck für eine Ästhetik der Mittellage aus, also eine Literatur, die zwischen den Dichotomien vermittelt, indem sie für die wachsende Mittelschicht den Zweck der Unterhaltung erfüllt, dabei aber dennoch bestimmten ästhetischen Maßstäben genügt. Während er die genaue Gestalt und Funktionsweise dieser ästhetischen Mittellage wiederum kaum explizierte, lässt sich der Versuch, populäre Erzählweisen so zu adaptieren, dass Unterhaltung auch für ein bürgerlich-tugendhaftes Publikum akzeptabel würde, auch für die in dieser Studie herangezogenen Kolonialromane konstatieren. Diese sind zwar der Unterhaltungsliteratur zuzuordnen, nehmen aber zum Zweck einer sozialen Distinktion von depravierten Unterschichten größtenteils Abstand von allzu reißerischen Handlungsschilderungen, die für die Heftchenliteratur als typisch zu betrachten sind. Relevant ist für die folgenden Analysen außerdem Prutz' Feststellung, dass über die Literatur eine Vielzahl an Menschen erreicht werden und sowohl im Positiven wie auch im Negativen beeinflusst werden kann. Denn auch wenn es ihm um die sittliche, ästhetische und politische Bildung der Leserschaft ging, ist in diesem Ansatz schon ein Gedanke angelegt, der für die Kolonialliteratur zentral wird, nämlich die gezielte ideologische Beeinflussung, die teilweise auch in propagandistische Manipulation übergeht.

Prutz identifiziert mit der Beeinflussung der Leserschaft ein Argument, das auch noch um 1900 seitens der Kritiker der Unterhaltungsliteratur immer wieder betont wurde und in Kapitel 6.2.1. ausführlicher betrachtet wird. Die Bedenken volkserzieherischer Schriftsteller und Pädagogen gegenüber der Lektüre populärer Stoffe konzentrierten sich vor allem auf zwei Aspekte: Zum einen kritisierten sie die soziale Sprengkraft von Unterhaltungsliteratur, die Unzufriedenheit mit der staatlichen Ordnung ebenso wie Gotteslästerung

88 Prutz, Robert Eduard: Ueber die Unterhaltungsliteratur, insbesondere der Deutschen. In: ders.: Kleine Schriften zur Politik und Literatur. Zweiter Band. Merseburg: Louis Garcke 1847, S. 166–212, S. 197.

89 Vgl. Gamper, M.: Gute Unterhaltung, S. 309.

und einen übersteigerten Materialismus befördere.⁹⁰ Indem beispielsweise in Abenteuerliteratur Gewalt und Verbrechen beschönigt würden, würde das Gefühl für Recht und Unrecht verwirrt und bürgerliche Normen damit missachtet. Die so befürchtete Verrohung als Verlust bürgerlicher Tugenden stand außerdem in Verbindung mit der zeitgenössisch verbreiteten Angst, die Jugend könnte sich der Sozialdemokratie zuwenden und sich mit dem ‚Pöbel‘, der von unmoralischen Leidenschaften und ungezügelten Trieben geleitet sei, geminmachen. Zum anderen zeigt die Kritik an der übertriebenen Phantastik, dass der volkserzieherische Impetus, die Leserschaft mit „gesunder Geistesnahrung“⁹¹ zu versorgen, als bedroht angesehen wurde. Denn der Anspruch, dem ‚Volk‘ Literatur an die Hand zu geben, die exemplarische, handlunglenkende Lektüren ermögliche und somit direkt als Lehre oder Moral auf das Leben übertragbar sei, wurde immer stärker unterwandert von eher auf unverbindliche Unterhaltung ausgerichtete Lektüren, in denen man sich genussvoll in Traum- und Abenteuerwelten verlieren konnte. Dies bedeutete auch einen Verlust des Einflusses pädagogischer Ansätze, sodass die Kritik an der Unterhaltungsliteratur um 1900 als Ausdruck eines Kampfs um diskursive Macht zu sehen ist.⁹²

Auch wenn sich um 1900 der Literaturmarkt um ein Vielfaches erweitert und kapitalisiert hatte und die populären Schreibweisen immer weniger auf Belehrung und mehr auf kommerziellen Erfolg ausgerichtet waren, prägten im Wesentlichen ähnliche Argumente die Kritik an der Unterhaltungsliteratur wie schon um 1800. Unterhaltungsliteratur wurde einerseits als ästhetisches Problem gesehen, weil die Werke reißerisch seien, darüber hinaus aber auch keinen Wert mehr als exemplarische Lektüre darstellten. Daraus wurde andererseits ein moralisches Problem abgeleitet, nämlich die Handlung der populären Romane, die häufig Verbrechen und Gewalt thematisierten und somit die Normen der Gesellschaft in Frage stellten. Dies beruhte auf dem Gedanken, dass die Lektüre eines solchen Textes eine unmittelbare Übertragung des dargestellten Verhaltens in die Lebensrealität der Rezipientinnen und Rezipienten mit sich bringe. In dieser Lesart erscheint das Abenteuer besonders bedrohlich, weil in ihm explizit ein Verhalten jenseits der bürgerlichen Ordnung thematisiert

90 Vgl. hier und im Folgenden Maase, Kaspar: Einleitung: Schund und Schönheit. Ordnungen des Vergnügens um 1900. In: Schund und Schönheit. Populäre Kultur um 1900. Hrsg. von Wolfgang Kaschuba u. Kaspar Maase. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2001, S. 9–28, S. 11–18.

91 Ebd., S. 15.

92 Wie vehement dieser Kampf um die Deutungshoheit über populäre Literatur geführt wurde, zeigt die Debatte über die moralische Bedrohung insbesondere der Jugend durch die sogenannte ‚Schmutz- und Schundliteratur‘, die in Kapitel 6.2.1. näher erläutert wird.

wird, das außerdem oftmals gewaltsam und spannend ausgestaltet ist und somit darauf ausgerichtet ist, Affekte zu generieren.

Zum Reiz der Unterhaltungsliteratur

Als einer der Faktoren, der Unterhaltungsliteratur attraktiv für eine Vielzahl an Leserinnen und Lesern macht, wird häufig eine Kompensationsfunktion angeführt, durch die das Bedürfnis befriedigt werden kann, zumindest in der Fantasie etwas zu erleben, das über den Alltag hinausgeht oder diesen aufwertet. Die Frage nach dem Reiz populärer Unterhaltungslektüren adressierte Ernst Bloch in seinen Überlegungen zur Kolportage, womit er als einer der ersten die abenteuerliche Unterhaltungsliteratur jenseits von ihrem immer wieder betonten Schundcharakter in ein positives Licht rückte. Mit Kolportage bezeichnete Bloch nicht mehr die durch Kolportage vertriebenen Bücher im engeren Sinn, sondern er verstand darunter spannungsreiche Abenteuerromane im weiteren Sinn.⁹³ Anders als der Kitsch, der lediglich die bestehende Gesellschaftsordnung immer wieder bestätige und stütze – etwa indem am Ende die Liebenden zueinander finden und heiraten –, biete die Kolportage die Gelegenheit zum Tagtraum, in dem der Fantasie freien Lauf gelassen und daher alles Mögliche imaginiert werden könne. Für Bloch zeichnet sich die Kolportage nun aber nicht primär durch den Zweck der unterhaltsam-sedativen Zerstreung aus, sondern in ihr werden seiner Meinung nach „Wunschphantasien der Erfüllung“ formuliert, d. h. sie dient „zur *Aufreizung* und zum *Einbruch*“.⁹⁴ In der tagtraumhaften Kolportage wird also der „Wunschtraum nach Weltgericht für die Bösen, nach Glanz für die Guten“ formuliert, sodass es vor allem darum geht, am Ende ein „Reich der ‚Gerechtigkeit‘“⁹⁵ herzustellen. Besonders mustergültig findet Bloch diesen Tagtraum in Karl Mays Literatur, aber auch in seiner Person selbst verwirklicht, da dieser durch das Schreiben seine Fantasien von einem anderen Leben fernab der Heimat auslebte und so „den heimischen Muff seiner Zeit“⁹⁶ durchstieß. In einer viel zitierten Stelle bezeichnet er dessen Romane deshalb als „nach außen gebrachte[n]

93 Zur Verschiebung der Begriffsverwendung vgl. Steinbrink, Bernd: Abenteuerliteratur des 19. Jahrhunderts in Deutschland. Studien zu einer vernachlässigten Gattung. Tübingen: Niemeyer 1983, S. 3, sowie Jeglin, Rainer: Die literarische Tradition. In: Karl-May-Handbuch. Hrsg. von Gert Ueding. 2. erw. und bearb. Aufl. Würzburg: Königshausen & Neumann 2001, S. 27–47, S. 34.

94 Bloch, Ernst: Erbschaft dieser Zeit. Zürich: Oprecht & Helbling 1935, S. 120. Die kursivierten Wörter sind im Original gesperrt gedruckt.

95 Ebd.

96 Ebd., S. 114.

Traum der unterdrückten Kreatur, die großes Leben haben will“.⁹⁷ Dahinter steht die marxistische Vorstellung, dass das Leben in der kapitalistischen Gesellschaftsordnung, die das Abenteuer als irrationale Bedrohung ausgeschlossen hat, für die einzelne „Kreatur“ so einengend und unterdrückend ist, dass zumindest in der Literatur ein Ausbruch aus derselben kompensatorisch imaginiert werden muss. So kommt Bloch zu seinem berühmten Fazit: „Träumt also Kolportage immer, so träumt sie doch letztthin Revolution, Glanz dahinter [...]“.⁹⁸ Bloch ist sich zwar grundsätzlich der ideologischen Manipulierbarkeit dieser Tagträume bewusst, konstatiert er doch, dass „Old Shatterhand [...] einen sehr deutschen Bart“ trägt und dass „seine Faust [...] imperialistisch herab[schmettert]“, lässt sich aber von solch „Hitlerisch ertüchtigte[m] Gebrauch“⁹⁹ nicht davon abbringen, in der Kolportage die Utopie der Revolution verwirklicht zu sehen.¹⁰⁰

Diese Überlegungen Blochs wurden in mehreren Studien zur Abenteuerliteratur des 19. Jahrhunderts aufgegriffen und weiterentwickelt. Für Gert Ueding etwa entschädigt die Kolportage die Leserinnen und Leser zum einen für die „von der geltenden Ordnung verweigerte Freiheit“; indem darin „Unbehagen“ und „Unzufriedenheit“ formuliert werden, sei sie zum anderen als „Schule des aufsässigen Denkens“¹⁰¹ zu verstehen. Während nämlich die ästhetisch ambitionierte Literatur den politischen Bedeutungsverlust und die gesellschaftliche Stagnation mit „Entsagung und Verinnerlichung des Glücksstrebens“ beantworte, trage die Kolportage die „Sehnsüchte und Bedürfnisse der Individuen nach außen“ und setze sie „in reißerischem Kostüm frei“.¹⁰² Harald Eggebrecht, der vor allem die Sinnlichkeit der Abenteuerliteratur untersucht, sieht, ähnlich wie Volker Klotz, im Tagtraum des Abenteuers eine Antwort auf die Entfremdungserfahrung des Kapitalismus, also auf die „zunehmende Einengung und Zerstückelung“ und die „unaufhörlich akkumulierte[] Repression“,¹⁰³ auf die man mit einer Flucht in ein „Reich der Nichtentfremdung“¹⁰⁴ reagiere. Bernd Steinbrink schließlich konzentriert sich auf die Realitätsflucht der Autoren von Kolportageliteratur, die als gesellschaftliche

97 Ebd.

98 Ebd., S. 123.

99 Ebd., S. 121.

100 Vgl. auch Martin, Ralf-Peter: Wunschpotentiale. Geschichte und Gesellschaft in Abenteuerromanen von Retcliffe, Armand, May. Königstein/Ts.: Hain 1983, S. 13–14.

101 Ueding, G.: Glanzvolles Elend, S. 136–137.

102 Ebd., S. 186.

103 Eggebrecht, Harald: Sinnlichkeit und Abenteuer. Die Entstehung des Abenteuerromans im 19. Jahrhundert. Berlin, Marburg: Guttandin und Hoppe 1985, S. 39 Vgl. auch Klotz, V.: Abenteuer-Romane, S. 26–27.

104 Eggebrecht, H.: Sinnlichkeit, S. 15.

Außenseiter mit ihrer Literatur vor allem ihrer eigenen Lebenswirklichkeit den Rücken kehren wollten.¹⁰⁵ All diese Positionen machen also den eskapistischen Charakter von Unterhaltungs- bzw. Kolportageliteratur stark und betonen zugleich, dass darin die Basis für Widerstand gegen die Repressionen der bürgerlichen Ordnung angelegt sei.

Dabei greift insbesondere die Vorstellung der Kolportage als „Schule des aufässigen Denkens“ zu kurz. Zu kritisieren ist an Bloch und anderen Theoretikern in seiner Folge, dass die Möglichkeit, die Utopie von einer besseren Welt ideologisch zu manipulieren, kaum berücksichtigt wurde. Gerade der insgesamt eher vage Utopie-Begriff Blochs und seine stellenweise etwas naiv wirkende Sicht auf die Kolportage und ihre jeweiligen Weiterentwicklungen wurden ihm vorgeworfen.¹⁰⁶ Der von Bloch stark gemachte antibürgerliche Impetus der Kolportage ist zudem kritisch zu sehen. Die Helden der Unterhaltungs- und insbesondere der Abenteuerliteratur verhalten sich – darauf wird in den folgenden Analysen noch genauer einzugehen sein – keineswegs immer konträr zur bürgerlichen Wertorientierung, auch wenn das Abenteuer jenseits dieser Ordnung stattfindet. Dennoch lässt sich der Reiz an der Lektüre von Büchern, die eine andere, vielleicht schönere, aufregendere, heroischere Welt erschaffen, in dem Wunsch verorten, sich zumindest für die Dauer der Lektüre vom altbekannten Alltag abwenden zu können. Man muss nicht die damit einhergehenden marxistischen Implikationen uneingeschränkt übernehmen und die Leserinnen und Leser als vom Elend des Alltags ‚unterdrückte Kreaturen‘ verstehen, kann aber doch daraus übernehmen, dass die Lektüre ein Bedürfnis danach befriedigt, sich in fremde Welten fernab der eigenen zu versetzen, in der die Leserinnen und Leser eine Rolle einnehmen oder Verhalten imaginativ austesten können, das in der Realität sanktioniert würde.¹⁰⁷ Gerade das Abenteuer als ein transgressives Erlebnis bietet sich demnach als „Matrix für

105 „Indem sie ihre persönliche Geschichte mit den Protagonisten in der Romanwirklichkeit neu beginnen lassen, verarbeiten sie ihre und ihrer Leser schlechte Erfahrungen zu einem besseren Ende.“ Steinbrink, B.: Abenteuerliteratur, S. 13.

106 Zu einer Übersicht über die Kritikpunkte siehe Martin, R.-P.: Wunschpotentiale, S. 14–17.

107 Ganz ähnlich wurde die Bedeutung von literarischen Fantasiewelten, die nicht den Regeln der Realität gehorchen, beispielsweise auch aus psychoanalytischer Sicht hervorgehoben, so etwa von Sigmund Freud in *Der Dichter und das Phantasieren*: „Unbefriedigte Wünsche sind die Triebkräfte der Phantasien, und jede einzelne Phantasie ist eine Wunscherfüllung, eine Korrektur der unbefriedigenden Wirklichkeit.“ Siehe Freud, Sigmund: *Der Dichter und das Phantasieren*. In: ders.: *Gesammelte Werke*. Chronologisch geordnet. Hrsg. von Anna Freud. Bd. 7. 4. Aufl. Frankfurt a. M.: Fischer 1966, S. 212–223, S. 216.

Phantasieprozesse“¹⁰⁸ an, weil in ihm die Sehnsucht nach dem Außerordentlichen verwirklicht werden kann.

2.3 Abenteuer(-Literatur) im Zeitalter des Imperialismus

2.3.1 *Die Sehnsucht nach intensivem Erleben: Affinitäten zwischen Abenteuer und Kolonialismus*

Die Vorstellung des Abenteurers als etwas, das eine Distanzierung vom eigenen Leben ermöglicht und dennoch aufs Engste damit verbunden bleibt, findet sich auch in der wohl prominentesten der – indes raren – theoretischen Auseinandersetzungen mit dem Abenteuerkonzept, Georg Simmels *Philosophie des Abenteurers* (1910). Sie dient hier zum einen als Beitrag zur theoretischen Schärfung des Begriffs, zum anderen wird sie aber als ein Theorieansatz vorgestellt, der den Zeitgeist der Jahrhundertwende und dessen Durchdrungenheit mit imperialistischen Ideen widerspiegelt und Aufschluss über zeitgenössische Befindlichkeiten bezüglich männlicher Individualisierung und gesellschaftlicher Ordnungsideale gibt. Simmels Aufsatz stellt einen Versuch dar, dem Abenteuer erstmals jenseits literarischer Kontexte als spezielle Form des Erlebens eine theoretische Kontur zu verleihen. Darin finden sich außerdem Elemente einer wilhelminischen Abenteuer-Rhetorik in verdichteter Form, die auch die deutsche Kolonialliteratur prägten.

Es ist kein Zufall, dass der von Ernst Bloch und anderen beschriebene Eskapismus in der Unterhaltungsliteratur des 19. und frühen 20. Jahrhunderts maßgeblich im Abenteuerroman zum Ausdruck gebracht wurde. Die Suche nach dem Außergewöhnlichen, das das eigene Leben interessanter macht, ist das ureigenste Thema des Abenteurers, das als Denkfigur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch außerhalb der Literatur immer wichtiger wurde. Simmels Interesse am Abenteuer als einem Phänomen, das bestehende Grenzen der Ordnung überschreitet und diese gleichermaßen bestätigt und dabei das Leben erfahrbar macht, ist vor dem Hintergrund seiner von Henri Bergson beeinflussten Zuwendung zur Lebensphilosophie zu verstehen.¹⁰⁹

Simmel definiert das Abenteuer grundlegend als etwas, das „außerhalb der sonstigen Kontinuität [des] Lebens“ verläuft und somit „aus dem

108 Hutter, Elisabeth, Nathalie Schuler u. a.: Einleitung. In: *Triebökonomien des Abenteurers*. Hrsg. von Elisabeth Hutter, Nathalie Schuler u. a. Paderborn: Fink 2021, S. VII–XIX, S. VIII.

109 Vgl. Albert, Karl: *Lebensphilosophie. Von den Anfängen bei Nietzsche bis zu ihrer Kritik bei Lukács*. Neuausgabe. Freiburg, München: Verlag Karl Alber 2017, S. 96.

Zusammenhänge des Lebens herausfällt.“¹¹⁰ Das Abenteuer verhält sich zum „kontinuierliche[n] Faden“ des Lebensverlaufs also wie ein „Fremdkörper in unserer Existenz“. Als ein solches „Außer-der-Reihe-Sein“¹¹¹ grenzt es sich vom Rest des Lebens ab; es ist unabhängig von dem, was davor geschehen ist und dem, was danach kommt und hat somit einen klaren Anfangs- und Endpunkt. Anders jedoch als etwa bei Hegel, für den das Abenteuer eine reine äußerliche Zufälligkeit darstellte, die nicht in die Ordnung des eigenen Lebens passt, besteht für Simmel der Unterschied zum Zufälligen darin, dass einem isolierten, zeitlich klar begrenzten Ausschnitt ein Sinn zugeschrieben wird und durch diese Zuschreibung von Sinn das Abenteuer doch mit den „rationaleren Lebensreihen [...] in einer geheimnisvollen Notwendigkeit zusammenhängt.“¹¹² Als Beispiel nennt er das erotische Abenteuer, das zwar losgelöst vom sonstigen Lebensverlauf bleibt, dabei aber gleichwohl ein Bedürfnis stillt und somit auf die eigentliche Existenz zurückwirkt.¹¹³

Um das Verhältnis zu spezifizieren, spannt Simmel eine Dichotomie zwischen dem Zufälligen und dem notwendig Geordneten, „zwischen dem Fragmentarischen äußerer Gegebenheit und der einheitlichen Bedeutung des von innen her entwickelten Lebens“¹¹⁴ auf. Zwischen diesen beiden Gegensätzen wird das Leben ständig neu ausgehandelt, so auch durch das Abenteuer, welches er als „ein Drittes“ beschreibt, das sich als ein „besonderes Umfaßtsein jenes Zufällig-Äußeren durch dieses Innerlich-Notwendige ausdeuten läßt.“¹¹⁵ Ihm geht es indes nicht darum, das Abenteuer an sich als ein bestimmtes Erlebnis mit einem spezifischen Inhalt – beispielsweise dem Kampf des Ritters gegen ein Ungeheuer – zu fassen, sondern es als „Lebensform“¹¹⁶ zu verstehen. Während prinzipiell fast alles zum Abenteuer werden kann, ist das Besondere daran nicht der konkrete Inhalt, sondern die Art und Weise, wie ein Abschnitt des (Er-)Lebens zwischen Zufall und Notwendigkeit geformt wird. Dabei bewegt sich das Abenteuer als bestimmte Formung eines Lebensab- oder ausschnitts auf einer Skala zwischen der „gesichertsten bürgerlichen Unternehmung [...] bis zum irrationellsten Abenteuer“,¹¹⁷ woraus sich für ihn ergibt, dass die jeweils extremen Gegensätze durch diese Entgegensetzung aneinander teilhaben. Ein Abenteuer kann also nur als Abgrenzung von der sicheren Ordnung existieren, und diese wiederum braucht die Abgrenzung

110 Simmel, G.: Philosophie des Abenteuers, S. 97.

111 Ebd., S. 98.

112 Ebd., S. 99.

113 Vgl. ebd., S. 105.

114 Ebd., S. 99–100.

115 Ebd., S. 100.

116 Ebd., S. 103.

117 Ebd., S. 108.

von der Unsicherheit des Abenteuers, um sich ihrer geordneten Sicherheit zu vergewissern.

Die Terminologie, mit der Simmel diese Formung beschreibt, entspricht dem Zeitgeist der Jahrhundertwende. Für ihn zeichnet sich die abenteuerliche Formung des Lebensausschnitts vor allem durch das Wechselspiel von „Aktivität und Passivität“ aus, insofern der Abenteurer einerseits mit der „Allüre des Eroberers“ die „Welt gewaltsam“ an sich reißt und die sich bietenden Chancen rasch ergreift und andererseits so den „Choks und Gefahren“¹¹⁸ dieser Welt ohne Schutz ausgeliefert ist. Im Abenteurer verbinden sich also „Handeln und Leiden“, weil wir uns darin den „Gewalten und Chancen der Welt“ vollkommen überlassen. Dahinter steht die bereits bei Defoe oder Hegel angeklungene Vorstellung, dass das Abenteuer der rationalen Abgesicherheit der Ordnung widerspricht, jedoch liegt für Simmel in der Gleichzeitigkeit von aktiver Gestaltung und passivem Ausgeliefertsein „einer der wunderbarsten Reize, mit denen uns das Abenteuer verlockt“. Denn im Abenteuer werden Sicherheit und Unsicherheit miteinander gekreuzt oder vertauscht:

Der Abenteurer nun, um es mit einem Worte zu sagen, behandelt das Unberechenbare des Lebens so, wie wir uns sonst nur dem sicher Berechenbaren gegenüber verhalten. [...] Im Abenteuer verfahren wir gerade entgegengesetzt: gerade auf die schwebende Chance, auf das Schicksal und das Ungefähr hin setzen wir alles ein, brechen die Brücken hinter uns ab, treten in den Nebel, als müßte der Weg uns unter allen Umständen tragen. Dies ist der typische ‚Fatalismus‘ des Abenteurers.¹¹⁹

Aus der Überzeugung heraus, dass das eigene, noch nicht erkennbare Schicksal ohnehin unentrinnbar sei, konstruiert sich der Abenteurer also ein „Gefühl von Sicherheit und Gelingenmüssen“, aus dem heraus er es wagt, sich „auf die eigene Kraft, vor allem aber auf das eigene Glück“¹²⁰ zu verlassen. Im erotischen Abenteuer, so Simmels Beispiel, zeige sich der Erfolg in der Kombination aus der eigenen Fähigkeit zur Eroberung der passiven Frau und dem gleichzeitig unberechenbaren Glück.¹²¹

Wenn Simmel dem Abenteurer einen „genialischen‘ Zug“ attestiert, weil dieser „das Unsicherste, Unberechenbare seinem Handeln zu derselben Voraussetzung macht, wie ein anderer nur das Berechenbare“¹²², kommt darin eine kaum verhohlene Bewunderung für diese spezifische Lebensform

118 Ebd., S. 101–102.

119 Ebd., S. 102.

120 Ebd., S. 103.

121 Vgl. ebd., S. 104.

122 Ebd., S. 103.

zum Ausdruck. Die von ihm herausgestellte Eigenschaft des Abenteurers, das Unwahrscheinliche, Unvorhersehbare und Gefährliche zu wagen, sich von der Sicherheit des Bekannten zu trennen und sich eigenmächtig einen Ausschnitt des Lebens für sich „heraus[zu]trennen“,¹²³ deutet darauf hin, dass das Abenteuer für ihn vor allem eine Möglichkeit der männlichen Bewährung, eine Befreiung von um 1900 so häufig diagnostizierten degenerativen, effeminierenden Tendenzen, darstellt. Wie eingangs bereits dargelegt, galt diese drohende Verweichlichung zeitgenössisch als ein Resultat der wachsenden Einschränkung des männlichen Subjekts in der immer restriktiver werdenden bürgerlichen Ordnung. Dass Simmel hier primär die Rückkehr zu männlicher Tatkraft und Stärke, also Virilität im Sinn hatte, zeigt sich auch in dem einzigen von ihm angeführten Beispiel, der erotischen Verführung einer Frau: Nicht nur im übertragenen Sinn kann über das Abenteuer also die eigene Manneskraft unter Beweis gestellt werden, sondern auch im ganz wörtlichen, körperlichen Verständnis durch die sexuelle Eroberung, die es ermöglicht, Unsicherheit und Kontingenz zumindest temporär zu bewältigen.

In diesem Beispiel schwingen indes noch weitere Implikationen mit, und zwar durch eine unverkennbare Anlehnung an die imperialistische Metaphorik: Schon der mehrfach verwendete Begriff der Eroberung durch den Mann, hier beschrieben als „der werbende, der angreifende, oft der stürmisch ansichreißende Teil“ dieser Beziehung, verweist auf die koloniale Unterwerfung fremder Völker und Gebiete; vor allem ist es aber die Schilderung der weiblichen Position als eine der Passivität, die stark an die bekannte Metapher der kolonialen Gebiete als erotischer, bestenfalls jungfräulicher Frauenkörper, den es zu belagern, zu erobern und zu erkunden gilt, erinnert, die Simmels Abenteuerkonzeption in einen imperialen Kontext rückt.¹²⁴ Die Frau erlebe, so Simmel, die Eroberung dankbar als „Empfangen und Beglücktwerden“¹²⁵ – auch hier findet die Vorstellung von der Rettung der Kolonisierten

123 Ebd., S. 101. Diese Formulierung erinnert stark an das ‚Herausschneiden‘ eines Himmels auf Erden, das Hegel betont hatte.

124 Besonders bekannte Beispiele für diese Metaphorik finden sich zahlreich in der britischen Kolonialliteratur, so etwa in Henry Rider Haggards *She. A History of Adventure* (1886). Sigmund Freud griff die Undurchdringlichkeit der zu kolonisierenden Gebiete auf, indem er die Rede vom „dark continent“ auf die Unergründbarkeit der weiblichen Sexualität übertrug, siehe dazu Freud, Sigmund: Die Frage der Laienanalyse. In: ders.: *Gesammelte Werke*. Bd. 14. Hrsg. von Anna Freud u. a. London: Imago Publishing 1955, S. 209–296, S. 241. Für den Zusammenhang zwischen Freuds Psychoanalyse und dem kolonialen Abenteuer siehe Zilcosky, John: Freud träumt von Rider Haggard: Psychoanalyse und Abenteuer. In: *Abenteuer in der Moderne*. Hrsg. von Oliver Grill u. Brigitte Obermayr. Paderborn: Fink 2020, S. 91–104.

125 Simmel, G.: *Philosophie des Abenteurers*, S. 104.

aus ihrer vorzivilisatorischen Barbarei, ihre Beglückung durch die Segnungen der europäischen Zivilisation einen deutlichen Widerhall. Auch das von Simmel gepriesene Ausziehen des Abenteurers ins Ungewisse, wo er sich auf seine Fähigkeiten ebenso wie auf das Glück verlassen muss, können im zeitgenössischen Kontext des Hochimperialismus als Andeutungen auf den konkreten Kolonialdiskurs verstanden werden.

Zuletzt ist es aber nicht nur diese imperiale Färbung des Aufsatzes, der für diese Arbeit interessant ist, sondern auch die Stilisierung des Abenteurers zu einem aufs Äußerste gesteigerten Erlebnis. Ganz im Sinne der lebensphilosophischen Ausrichtung des Textes kann das Abenteuer als etwas verstanden werden, das das Leben wieder spür- und erfahrbar macht, indem es aus der etablierten, verknöcherten Ordnung ausbricht. Wenn Simmel die „Atmosphäre“ des Abenteurers beschreibt als „unbedingte Gegenwärtigkeit, das Aufschnellen des Lebensprozesses zu einem Punkt, der weder Vergangenheit noch Zukunft hat“,¹²⁶ verweist dies auf die Sehnsucht nach absoluter Präsenz im eigenen Leben, nach einer Rückeroberung der Gestaltungsmacht über den eigenen Lebensverlauf, die das Abenteuer so attraktiv erscheinen lassen: „[...] so ist der Reiz des Abenteurers unzählige Male nur die Intensität und die Gespanntheit, mit der er uns gerade in diesem Falle das Leben fühlen lässt.“¹²⁷ Beinahe unabhängig vom Ausgang oder Erfolg des jeweiligen Abenteurers liegt dessen Reiz also vor allem im intensivierten Erleben, das es ermöglicht.

Simmels Beschreibung des Abenteurers ist nicht nur als Impuls für andere Philosophen relevant, so etwa für Vladimir Jankélévitchs Überlegungen zum Zusammenhang von Abenteuer, Spiel und Ernst (vgl. Kap. 7.2.2.),¹²⁸ aber auch für Hans-Georg Gadamer's Ausführungen zum Erlebnis-Begriff.¹²⁹ Die *Philosophie des Abenteurers* steht auch exemplarisch für eine Loslösung des Abenteuerbegriffs von der narratologischen Dimension des Erzählschemas und für eine Verengung auf das Erlebnis-Moment, das nun längst nicht mehr nur auf literarisch vermittelte Erlebnisse übertragbar war. Indem die Sehnsucht

126 Ebd., S. 106.

127 Ebd., S. 107.

128 Siehe Jankélévitch, Vladimir: *L'aventure, l'ennui, le sérieux*. Paris: Flammarion 2017.

129 Gadamer übernahm Simmels Idee, dass das Abenteuer mehr als eine zufällige Episode sei, weil es im Zusammenhang des eigenen Lebens stehe. Auch Gadamer sieht den „Reiz des Abenteurers“ darin, dass es aus „den Bedingtheiten und Verbindlichkeiten, unter denen das gewohnte Leben steht“, entbindet. Zugleich betont er, dass im Abenteuer immer schon die „Rückkehr zum Gewohnten“ mitgedacht sei, weil das Abenteuer nur als Ausnahmezustand existieren könne. Gerade deshalb gehe es im Abenteuer, so Gadamer, stets um „Probe“ und „Prüfung, aus der man bereichert und gereift hervorgeht.“ Alle Zitate siehe Gadamer, Hans-Georg: *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. 2. Aufl., durch einen Nachtrag ergänzt. Tübingen: Mohr-Siebeck 1965, S. 65.

nach dem intensiven, selbstbestimmten Erlebnis rhetorisch in die Nähe der kolonialen Expansion gerückt wird, wird das Abenteuer als Modus der männlichen (Re-)Vitalisierung dargestellt, die durch die Geste des Eroberers, der sich selbstbewusst und wagemutig ein Stück aus der Welt ‚heraustrennt‘, zu realisieren sei. Simmel verleiht so einem seit dem Ende des 19. Jahrhunderts gehäuft formulierten Bedürfnis nach Außerordentlichkeit und Ausbruch Ausdruck. Dabei greift er auf eine Idee des kolonialen Diskurses zurück, nämlich die Vorstellung der überseeischen, später kolonisierten Gebiete als Sehnsuchtsorte der kompensatorischen Selbstermächtigung und Bewährung, die wiederum im Wesentlichen durch die koloniale Erzählliteratur geprägt wurde und auf diese gleichermaßen rückwirkte.

2.3.2 *Von Cooper bis May: Elemente des modernen Abenteuerromans*

Die Nichtberücksichtigung des Abenteuers als Erzählform ist nicht nur für den soziologisch-philosophischen Bereich zu konstatieren, sondern findet selbst in der zeitgenössisch beliebten exotistisch-ethnografischen Abenteuerliteratur eine Entsprechung. Metanarrative Reflexionen darüber, wie ein Abenteuer zu erzählen sei, rücken insbesondere im populären Abenteuerroman des 19. Jahrhunderts zugunsten einer Verlagerung des Abenteuers auf die Handlungsebene deutlich in den Hintergrund. Weil die exotistisch-ethnografische Abenteuerliteratur der direkte Vorläufer der Kolonialliteratur im engeren Sinn ist, wird sie im Folgenden näher charakterisiert mit einem besonderen Augenmerk auf die Elemente, die die Handlung strukturieren.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sticht innerhalb der Flut an neu erscheinender populärer Abenteuerliteratur neben dem historischen Roman in der Nachfolge Walter Scotts ein Subgenre besonders hervor: der exotistische Abenteuerroman, dessen Handlung zumeist in der unbekanntem, als wild vorgestellten Fremde angesiedelt ist. Das Interesse an der außereuropäischen Fremde nahm im 19. Jahrhundert durch eine stärkere wissenschaftliche und imperiale Durchdringung und Erkundung anderer Länder und Kontinente deutlich zu und spiegelte sich auch in der Unterhaltungsliteratur wider. Dabei überwog zunächst tatsächlich die exotistische Sehnsucht nach dem Außeralltäglichen und Unbekannten gegenüber den ebenfalls schon erkennbaren kolonialistischen Implikationen der Romane, die den Exotismus aber oft unterwanderten und später auch überlagerten. Den Auftakt für den exotistisch-ethnografischen Abenteuerroman stellt die Lederstrumpf-Pentalogie des US-amerikanischen Autors James Fenimore Cooper dar. Der erste Teil des Romanzyklus erschien 1823 unter dem Titel *The Pioneers, or The Sources of the Susquehanna* und bereits ein Jahr später in der deutschen Übersetzung unter dem Titel *Die Ansiedler*. Bis 1841 folgten vier weitere Romane dieser Reihe,

darunter 1826 der bis heute bekannteste Teil *The Last of the Mohicans* (dt. *Der letzte Mohikaner*). Die Schilderung der kriegerischen Auseinandersetzung zwischen den britischen und französischen Truppen im Kampf um die imperiale Vorherrschaft in Nordamerika und des Lebens des Trappers Nathaniel ‚Natty‘ Bumppo am Rand der zivilisierten Welt, die den Lebensraum der indigenen ‚Indianer‘ immer weiter gen Westen drängt, waren im deutschen Sprachraum ein großer Erfolg, der zahlreiche Nachahmerwerke und Jugendadaptionen nach sich zog und dessen Einfluss auf das Genre der Abenteuerliteratur im 19. und 20. Jahrhunderts kaum zu überschätzen ist.

Als zentrales Merkmal und Verdienst insbesondere der Lederstrumpf-Reihe lässt sich die Prägung der nordamerikanischen Wildnis als Sehnsuchts- sowie als Abenteuerort hervorheben.¹³⁰ Dafür griff Cooper auf die schon in der Spätaufklärung, Empfindsamkeit und Frühromantik erkennbare primitivistische Stilisierung der wilden Natur als Gegenraum zur immer einförmiger werdenden und das Individuum immer stärker in äußere Zwänge formenden bürgerlichen Lebensrealität in Europa zurück. In dieser Tradition überwiegt die Sehnsucht nach einer Abkehr von der Zivilisation, um im Einklang mit der ungezähmten Natur einfach und zugleich außergewöhnlich zu leben und dort wieder zu selbstbestimmten Handeln zurückzufinden. Charakteristisch hierfür sind die idyllisierenden Landschaftsschilderungen und die Verklärung der Indigenen als ‚edle Wilde‘, die noch jenseits der Zivilisation im Naturzustand leben. Diesen *locus amoenus* machte Cooper in seinen Romanen nun aber nicht nur zum Rückzugsort europamüder Auswanderer, sondern zu einem Aktionsraum des Abenteu(r)ers, insofern die Jäger, Scouts und Trapper wie Natty Bumppo im Grenzterrain zwischen Zivilisation und Wildnis ständig aufs Neue ihre außergewöhnlichen Überlebensfähigkeiten im Kampf gegen ihre Feinde und gegen die ungezähmte Natur unter Beweis stellen müssen. Um diese Kämpfe abenteuerlich und ihr Resultat heroisch ausgestalten zu können, inszenierte Cooper den Konflikt zwischen den konkurrierenden Kolonialmächten Großbritannien und Frankreich einerseits und zwischen verfeindeten, schematisch in Gut und Böse aufgeteilten ‚Indianer‘-Stämmen andererseits als Folie für Gefahr und Bewährung. Angelegt ist in dieser Darstellung außerdem die melancholische Inszenierung der unaufhaltsamen Zerstörung des indigenen Lebensraums, welche die ‚letzten Mohikaner‘ dem Untergang weihet.

Zur Romantisierung der USA trugen auch deutschsprachige Unterhaltungsschriftstellerinnen und -schriftsteller mit indes vergleichbar aufgebauten Abenteuerromanen bei. *Das Cajütenbuch* (1841) etwa, der bekannteste Roman des ursprünglich österreichischen Schriftstellers Charles Sealsfield,

130 Vgl. hier und im Folgenden Jeglin, R.: Die literarische Tradition, S. 38–41.

ist inhaltlich ähnlich gelagert wie die Lederstrumpf-Reihe, betont aber stärker die Notwendigkeit der Zurückdrängung indigener Lebensräume, um so die republikanische Demokratie weiter zu verbreiten. Cooper und Sealsfield trugen damit maßgeblich zur Popularisierung des *frontier*-Topos bei, womit die Literarisierung des pionierhaften Lebens an der Grenze zur unzivilisierten Wildnis, die es zu zivilisieren gilt, gemeint ist. Er stellt als Fiktion von Raum als zugleich frei verfügbarem und plastischem Objekt kulturmissionarischer Aneignung den Kern kolonialer Ermächtigungsfantasien dar.¹³¹ Zu nennen ist des Weiteren Friedrich Gerstäcker, der nicht nur in seinem Verkaufserfolg *Die Flußpiraten des Mississippi* (1847) das transgressive Leben am Rande der Zivilisation schilderte, sondern mit dem ersten deutschsprachigen Südsee-Roman, *Tahiti* (1857), auch die deutsche Imagination Ozeaniens maßgeblich prägte. Trotz der zahlreichen Konkurrenz¹³² ist und bleibt bis heute der bekannteste und einflussreichste Abenteuerschriftsteller deutscher Sprache unangefochten Karl May.

Karl Mays literarisches Schaffen basiert auf einer Vielzahl an literarischen Intertexten und Vorbildern, angefangen bei geografischen und ethnografischen Werken über Reiseberichte und die eben geschilderte Abenteuerliteratur in der Tradition Coopers bis hin zu religiöser Erbauungsliteratur.¹³³ In seinem sehr umfangreichen Werk verarbeitete er diese unterschiedlichen Einflüsse zu ganz verschiedenen Gattungen, etwa zu Kolportageromanen (beispielsweise *Das Waldröschen* oder *Der verlorene Sohn*) in der Frühphase seines Schaffens, zu den berühmt gewordenen Reise- und Abenteuerromanen rund um Old Shatterhand bzw. Kara Ben Nemsis (*Winnetou I–III* sowie der Orientzyklus) bis hin zu den transzendental-symbolisch aufgeladenen Schriften seines Spätwerks (etwa *Und Friede auf Erden!* und *Ardistan und Dschinnistan*). Obwohl Mays Schreiben in die Epoche der verstärkten kolonialen Agitation und später der kolonialen Expansion des Deutschen Kaiserreichs fällt, werden seine Werke nicht als Kolonialliteratur verstanden, auch wenn ihre Handlung oft in Gebieten angesiedelt ist, die kolonisiert wurden oder waren.¹³⁴ Mays

131 Zum Begriff der *frontier* siehe Osterhammel, Jürgen: Kulturelle Grenzen in der Expansion Europas. In: Saeculum. Jahrbuch für Universalgeschichte 46.1 (1995), S. 101–138, S. 111–114.

132 Bekannte Namen in diesem Genre sind zum Ende des 19. Jahrhunderts etwa Balduin Möllhausen, Robert Kraft, John Retcliffe, Sophie Wörishöffer oder Friedrich Pajeken.

133 Vgl. zu Mays Quellen ausführlicher Augustin, Siegfried u. Rudolf Beissel: Quellen und Vorbilder Mays. Vorstudien zu einer Monographie. In: Vom Lederstrumpf zum Winnetou. Autoren und Werke der Volksliteratur. Hrsg. von Siegfried Augustin u. Axel Mittelstädt. München: Ronacher 1981.

134 Es gibt indes vereinzelte Untersuchungen zu imperialer Ideologie in Mays Schriften, insbesondere derer des Orientzyklus, vgl. dazu etwa Berman, Nina: Orientalism, Imperialism, and Nationalism. Karl May's *Orientzyklus*. In: *The Imperialist Imagination*. German

Abenteuerliteratur stellt aber den direkten Vorläufer zu der im engeren Sinn als kolonial zu bezeichnenden Abenteuerliteratur dar, zu der sich die meisten kolonialen Romane – auch die hier untersuchten – in irgendeiner Weise positionierten, gerade weil May so erfolgreich und medial dauerpräsent war, sei es affirmativ in der direkten Übernahme von Erzählelementen und Motiven oder ablehnend durch die Kritik an der Unglaubwürdigkeit und Trivialität sowie der mangelnden Authentizität seiner Romane.

In jedem Fall sind Mays Romane für die deutschsprachige Abenteuerliteratur als musterbildend zu sehen, sodass sich in zahlreichen Abenteuerromanen des 20. Jahrhunderts Motive finden, die ursprünglich auf May zurückgehen. Für die folgende Typologie der häufigsten Erzählelemente und -strukturen der populären Abenteuerliteratur um 1900 wird daher der Bezug auf Mays Klassiker immer wieder der Exemplifizierung dienen. Dabei kann nur schematisch vorgegangen werden, denn so stereotyp und holzschnittartig populäre Literatur auch sein mag, so sehr gibt es dennoch Unterschiede in der jeweils spezifischen Ausprägung und Bewertung des Abenteuers, die vor allem davon abhängt, welche Wünsche mit der Imagination des Abenteuers verbunden sind.¹³⁵ Dennoch kristallisieren sich bestimmte Elemente und Motive abenteuerlichen Erzählens heraus, die immer wiederkehren und in immer neuen Variationen aufgegriffen und weiterentwickelt wurden.

Stoffe, Zeit und Raum im exotistischen Abenteuerroman

Das Abenteuer markiert den Schritt aus der vertrauten Ordnung hinein in eine unbekannt Welt, weshalb am Anfang oft ein Aufbruch, immer aber eine Transgression steht, die indes nicht räumlich sein muss. Auch wenn das Unbekannte meist in der Fremde angesiedelt ist, kann auch das scheinbar Vertraute der Heimat verfremdet werden.¹³⁶ Zum Stoff für einen Abenteuerroman kann im Grunde alles werden, was Transgression und Bewährung verspricht. Dabei gibt es bestimmte Handlungsformen und -folgen, die besonders häufig thematisiert werden, weil sie außergewöhnlich erscheinen. Dazu gehört beispielsweise die Schiffsreise, die durch die Bewegung im Raum die Überschreitung der heimatischen Ordnung hinein in eine unbekannt Welt sichtbar macht und darüber

Colonialism and its Legacy. Hrsg. von Sara Friedrichsmeyer, Sara Lennox u. Susanne Zantop. Ann Arbor: Univ. of Michigan Press 1998, S. 51–67, sowie Krobb, Florian: Vorkoloniale Afrika-Penetrationen. Diskursive Vorstöße ins „Herz des großen Continents“ in der deutschen Reiseliteratur (ca. 1850–1890). Frankfurt a. M.: Peter Lang Edition 2017, S. 423–450.

135 Zu den im Abenteuer verwirklichten „Wunschpotentialen“ vgl. Martin, R.-P.: Wunschpotentiale, S. 184–185.

136 Dies ist etwa in Eugène Sues *Les Mystères de Paris* (1842–1843) der Fall, in dem die Pariser Unterwelt zum Abenteuerraum wird.

hinaus viel Risiko und unvorhersehbare Situationen ermöglicht. Schiffbrüche und einsame Inseln, auf denen man den Naturgewalten ausgesetzt ist, Überfälle von Piraten oder Kannibalen sowie Kämpfe gegen wilde Tiere eignen sich besonders gut, um die außergewöhnlichen Fähigkeiten der Protagonisten unter Beweis zu stellen. Typisch sind des Weiteren die wiederholte Gefangennahme und Befreiung, außerdem die darauffolgende Flucht vor Widersachern und Verfolgungsjagden, Rückzug in Verstecke, ausgiebige Schilderungen von Gefechten, Zweikämpfen und Wettschießen. Dabei greifen bestimmte im 19. Jahrhundert besonders erfolgreiche Motive auf viel ältere Vorbilder zurück: So kann beispielsweise Old Shatterhands Bärenjagd in *Winnetou I* als moderne Adaption der Tötung von sagenhaften Tieren wie dem Drachen oder dem Lindwurm interpretiert werden, und das Duell mit dem titelgebenden Apachenhäuptling und späteren Blutsbruder ist stark an den ritterlichen Zweikampf, wie er in höfischen Romanen dargestellt wurde, angelehnt.¹³⁷

In Abenteuerromanen wird meist nicht bloß ein Abenteuer, sondern eine ganze Reihe verschiedener Abenteuer erzählt, die seriell aneinandergereiht werden. Auch dies ist bereits aus den antiken Liebes- und Abenteuerromanen sowie den höfischen Romanen bekannt und wird in exotistischen Abenteuererzählungen des 19. Jahrhunderts beibehalten. Dabei sind die einzelnen Episoden angesiedelt in einer spezifischen ‚Raumzeit‘ des Abenteuers, dem abenteuerlichen „Chronotopos“,¹³⁸ den man mit Simmel auch als „Exterritorialität gegenüber dem Lebenskontinuum“¹³⁹ bezeichnen könnte. Tritt der Abenteuerheld erst einmal in die Sphäre des Abenteuers ein, wird die biografische Zeit temporär stillgelegt und es herrscht stattdessen eine spezifische Zeitlichkeit oder auch eine Abwesenheit von Zeit als Faktor für die Erzählung vor. Wie lange beispielsweise *Winnetou* und *Old Shatterhand* gegen die Kiowas kämpfen oder die Verfolgung *Santer*s dauert, spielt keine Rolle. Wichtig ist auch nicht, wann der Abenteurer wieder nach Hause zurückkehrt und wie lange er fort war. Stattdessen hebt das Konzept der abenteuerlichen Raumzeit, des Chronotopos, die spezifische Raumorientiertheit des Abenteuers hervor. In den Vordergrund rückt damit das potenziell unendliche Durchschreiten des Raums, in dem die einzelnen Episoden stattfinden und zu einer Abenteuerserie werden. Wo genau das Geschehen im Raum angesiedelt

137 Vgl. auch Steinbrink, B.: Abenteuerliteratur, S. 47–52.

138 Bachtin, Michail M.: Chronotopos. Mit einem Nachwort von Michael C. Frank und Kirsten Mahlke. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2008. Bachtin bezieht sich dabei auf den antiken Liebes- und Abenteuerroman; viele der von ihm genannten Aspekte lassen sich aber auch für andere Formen literarischen Abenteuers generalisieren.

139 Simmel, G.: Philosophie des Abenteuers, S. 99.

ist, ist hingegen zweitrangig, es ist translozierbar an einen anderen Ort. So bestehen zahlreiche Möglichkeiten, das konkrete Abenteuer, etwa den Schiffbruch, mit irgendeinem exotischen Ort motivisch zu rekombinieren.¹⁴⁰ Ob der Schiffsbruch im Mittelmeer oder im Atlantik geschieht, ist insofern weniger zentral, als der Raum ohnehin in seiner meist stereotypen Ausgestaltung vor allem als äußerliche Erscheinung der sich dort abspielenden Handlung zu verstehen ist.¹⁴¹

Eine wichtige Rolle für die Weiterentwicklung der sequenziellen Abenteuerhandlung spielt der Zufall. Wurde in früheren Romanen der Zufall am Ende meist als das providenzielle Eingreifen einer höheren Macht aufgedeckt, sind es in der modernen Abenteuerliteratur tatsächlich meist kontingente Situationen, die einen Handlungsumschwung einleiten. Dies geschieht oft durch völlig zufällige und eher unwahrscheinliche Begegnungen mit anderen Figuren, die dazu führen, dass eine neue Situation eintritt, in der wieder neue Abenteuer erlebt werden können, die indes meist nur eine leicht variierte Wiederholung der vorherigen Abenteuer darstellen.¹⁴² Langweilig wird das für die Leserinnen und Leser deshalb nicht, weil die serielle Reihung des Ähnlichen über eine „arrangierte[] Kontingenz“¹⁴³ organisiert ist, d. h. es ist zwar klar, dass das Abenteuer ein gutes Ende nehmen wird, jedoch ist noch unklar, welche Hürden genau dafür zu bewältigen sind und wie der Abenteurer das bewerkstelligt.

Damit immer neue Abenteuer möglich sind, ist eine raumgreifende und raumdurchquerende Bewegung der Protagonisten nötig, beispielsweise in Form der Verfolgungsjagden. Die Raumorientiertheit des Abenteurers verdeutlicht eine Wesensähnlichkeit zur kolonialen Raumbewegung: Die Erschließung ständig neuer Räume für die seriellen Abenteuerepisoden korrespondiert mit der immer weiter vorstoßenden, transgressiven Eroberung neu zu kolonisierender Gebiete in der Fremde, die darüber hinaus oftmals als abenteuerliche Bewährung der Kolonisierenden beschrieben wurde. Die meist kriegerische Konfrontation mit den zu kolonisierenden Menschen ähnelt wiederum den

140 Vgl. Hügel, H.-O.: Karl May, S. 213.

141 Bachtin beschreibt dies folgendermaßen: „Was in Babylon geschieht, könnte auch in Ägypten oder Byzanz geschehen, und umgekehrt.“ Siehe Bachtin, M. M.: Chronotopos, S. 24.

142 Vgl. dazu Lüdemann, Susanne: Places Where Girls Don't Get. Abenteuerlandschaften bei Karl May und Ernst Jünger. In: Abenteuer in der Moderne. Hrsg. von Oliver Grill u. Brigitte Obermayr. Paderborn: Fink 2020, S. 191–207, S. 192, sowie Schmiedt, Helmut: Handlungs-führung und Prosastil. In: Karl-May-Handbuch. Hrsg. von Gert Ueding. 2. erw. und bearb. Aufl. Würzburg: Königshausen & Neumann 2001, S. 131–152, S. 135.

143 Koppentfels, M. v.: Wissenschaftliches Programm, S. 5.

ständigen Bewährungskämpfen, die die Abenteurer führen müssen. Daran wird ersichtlich, warum ausgerechnet das Erzählmuster des Abenteurers für koloniale Literatur so attraktiv ist.

Um ein geeigneter Schauplatz für eine sich ständig wandelnde Abenteuerhandlung zu sein, ist es nötig, die Räume möglichst fremd, gefährlich und wundersam zu gestalten. Ein erstes Indiz für die Fremdheit ist meist die Tatsache, dass dort wilde Tiere und scheinbar ebenso wilde Menschen leben. Von ihnen geht eine ständige Gefährdung für den Abenteurer aus, die er bekämpfen muss, woraus seine Abenteuer erwachsen.¹⁴⁴ Aus europäischer Sicht sind die Räume des exotistischen Abenteurers außerdem in einer völlig entlegenen Peripherie der bekannten Welt angesiedelt. In Coopers Lederstrumpf-Zyklus, in Karl Mays Reiseromanen, aber auch in den späteren Kolonialromanen ist diese Peripherie meist die Grenze zwischen ‚zivilisierter‘ Welt und ‚Wildnis‘, die der Abenteurer durch seine Raumdurchquerung immer weiter zurückdrängt. Als „Erschließungsgrenze“¹⁴⁵ sind diese Peripherien technisch, geografisch und infrastrukturell noch kaum erschlossen, stellen also eine vorindustrielle, vormoderne, zivilisatorisch rückständige Welt dar, in der noch archaische Handlungen stattfinden können, die im fortschrittlichen Europa nicht mehr denkbar wären. Archaisch erscheinen auch die religiösen Überzeugungen der dort lebenden Menschen, die oft als irrationaler, brutaler Aberglaube interpretiert werden. Die Rückständigkeit dieser Räume hängt auch damit zusammen, dass es hier, anders als in der bürgerlichen Ordnung Europas, keine staatliche Instanz gibt, die Regeln vorgibt und eine staatliche Ordnung etabliert, woraus sich auch die eskapistische Faszinationskraft dieser Räume ergibt. Es ist eben dieser ‚Naturzustand‘, der schon bei Cooper romantisch verklärt wurde, der aber in vielen Romanen zum Schauplatz von sozialdarwinistisch inspirierten Vorstellungen des Rechts des Stärkeren wird und deshalb den optimalen Kontext für den nach Bewährung strebenden Abenteurer bietet. Weil eine staatliche Reglementierung weitgehend fehlt, sammeln sich in Abenteuerräumen auch gehäuft diejenigen Figuren, die Gesetze in ihrer

144 Volker Depkat hat dies anhand der Abenteuerräume Karl Mays expliziert, vgl. hier und im Folgenden Depkat, Volker: *Gefahrensuche in einer abenteuerlosen Welt. Zur narrativen Konstruktion von Abenteuerräumen im Werk von Karl May*. In: *Abenteurer. Zur Geschichte eines paradoxen Bedürfnisses*. Hrsg. von Nicolai Hannig u. Hiram Kümper. Paderborn: Schöningh 2015, S. 127–164, S. 127–143.

145 Osterhammel, J.: *Kulturelle Grenzen*, S. 111. Für Osterhammel stellt die Erschließungsgrenze keine eigentliche Trennlinie dar, sondern eher eine Kontaktzone zwischen kolonisierenden und der ‚Wildnis‘, die sie kolonial erschließen wollen.

Heimat missachtet haben – Kriminelle, Betrüger und andere Schurken, die wiederum die geeigneten Feinde für den Abenteurer darstellen.

Als Szenerien für die sich ständig wandelnde und dabei dennoch eigenartig ähnlich bleibende Handlung bilden die Landschaften, die der Abenteurer durchschreitet und durchreitet, eine Bandbreite von Wüste und Ödnis bis hin zu lieblichen, paradiesischen Oasen ab.¹⁴⁶ Die jeweilige äußere Umgebung repräsentiert oder antizipiert dabei meist dort stattfindende Abenteuerhandlungen: Wenn der Abenteurer durch ein dunkles Gebirgstal oder eine tiefe Schlucht mit kahlen, steilen Felsen, entlang eines reißenden Flusses oder durch einen undurchdringlich erscheinenden Wald geht, deutet dies untrüglich darauf hin, dass hinter dem nächsten Baum oder Felsvorsprung ein neues Abenteuer in Form eines Überfalls oder einer anderen zu überwindenden Gefahr lauert. Je länger und beschwerlicher der Weg, je furchteinflößender die Schluchten oder Felsspalten sind, desto gewaltiger ist das Ausmaß des zu vollbringenden Abenteuers.¹⁴⁷ Die Abenteuerhandlung ist also weniger durch eine ausgeprägte Innerlichkeit der Figuren motiviert, sondern vor allem durch äußere, räumliche Wegmarken, welche die Figuren passieren. Umgekehrt heißt das nicht, dass Abenteuerromane per se unpsychologisch sind, sondern dass sich häufig das psychische Innere der Figuren unmittelbar im Äußeren widerspiegelt.¹⁴⁸

Weil die Szenerien in vielen Fällen symbolisch aufgeladen sind, ist es naheliegend, sie als ‚Traumlandschaften‘ zu verstehen. Beispielhaft ist hierfür Arno Schmidts Interpretation der May’schen Abenteuerlandschaften als Repräsentationen unterdrückter sexueller Wünsche. Die versteckt liegenden Felsspalten oder sich vor den Augen des Abenteurers aufwölbenden Hügel zeugen in dieser Lesart von einer Sexualisierung der Landschaft, die den Abenteuerraum, ähnlich wie in Blochs Tagtraum-These, als einen Schauplatz unterdrückter Sehnsüchte, hier (homo-)sexueller Art, erscheinen lässt. Schmidts Perspektive mag nicht ganz überzeugend sein – was er als Spezifika in den May’schen Abenteuern auszumachen meint, ließe sich auf beinahe jede andere Abenteuerliteratur dieser Zeit übertragen – und wird deswegen heute vor allem noch als Quelle humoristischer Schlagworte genutzt: So beschrieb Schmidt die Abenteuerlandschaft in Anlehnung an Mays Herkunft etwa als

146 Vgl. zu den Abenteuerlandschaften auch Steinbrink, B.: Abenteuerliteratur, S. 81–88.

147 Vgl. Klotz, V.: Abenteuer-Romane, S. 18.

148 Dies betont auch Susanne Lüdemann, siehe Lüdemann, Susanne: „Hallräume hinter den Konsonanzen des oberflächigen Vokabulars“. Zu Arno Schmidts und Hans Wollschlägers Theorie der (Trivial-)Literatur. In: Triebökonomien des Abenteuers. Hrsg. von Elisabeth Hutter, Nathalie Schuler u. a. Paderborn: Fink 2021, S. 267–281.

„Sexische Schweiz“¹⁴⁹ und als „[e]ine Welt, aus Hintern erbaut“.¹⁵⁰ Gänzlich überholt ist Schmidts Interpretation dennoch nicht, verdeutlicht sie doch noch einmal aus einer räumlichen Sicht die Bedeutung der Abenteuer als Imaginationsterrain für unterdrückte Persönlichkeitselemente und für Fantasien von einem anderen Leben fernab des heimischen Alltags, selbst wenn dies nicht explizit auf der Handlungsebene verwirklicht wird, sondern nur implizit in der Landschaftssymbolik.¹⁵¹

Dieses ‚andere Leben‘ ist fast immer eng geknüpft an die Erfahrung und Bearbeitung des Raums. So ist etwa eine der seit Cooper prototypischsten Tätigkeiten des Abenteurers, das Spurenlesen, nichts anderes als eine intensive Durchdringung des Raums, in dem man sich bewegt, und der Hinweise auf das Geschehene bietet. Es repräsentiert eine sinnliche Verbindung, die der Abenteurer mit seiner Umgebung herstellt. Wenn die Landschaften sinnbildlich für Gefahr oder Sicherheit, für Kampf oder Erholung stehen, dann eignet ihnen eine Eindeutigkeit, die der heimatlichen Ordnung längst abhandengekommen ist. Hier ist es noch möglich, die kausalen Beziehungen zwischen Geschehnissen zu erkennen, indem man Spuren liest. Hier wird anhand des Raums und der dort situierten Handlung alles im Äußerlichen sinnlich erfahrbar und handgreiflich, nichts muss geistig durchdrungen oder abstrahiert werden. Hier werden Spannungen direkt durch sicht- und greifbare Handlungen in einem eindeutig lesbaren Abenteuer Raum verarbeitet und noch auf archaische Weise mit den eigenen Händen um das Überleben gekämpft, wodurch sich der Abenteuer Raum signifikant von der Entkörperlichung und der Entfremdung von der sinnlichen Wahrnehmung in der sich immer weiter industrialisierenden bürgerlichen Gesellschaft in Europa unterscheidet.¹⁵² Was als das „Prinzip ‚Leib und Leben“¹⁵³ beschrieben wurde, deutet indes auch auf die zentrale Figur hin, die diese sinnliche Erfahrung des Raums bewerkstelligt und dort archaisch das eigene Überleben sichert, nämlich den Abenteuerhelden.

Abenteuerhelden

Die Motivation einer Figur, zu Abenteuer aufzubrechen, kann unterschiedlich sein: Meist liegen am Beginn des jeweiligen Romans eine Verweigerung der bürgerlichen Rollenkonformität und ein bewusster, gezielter Aufbruch ins Unbekannte, wo man sich Abenteuer erhofft; es gibt indes auch, seltener,

149 Schmidt, Arno: *Sitara und der Weg dorthin. Eine Studie über Wesen, Werk & Wirkung Karl Mays*. 3. Aufl. Frankfurt a. M.: Fischer 1976, S. 35.

150 Ebd., S. 83. Zu Arno Schmidts Theorie vgl. ausführlicher Lüdemann, S.: „Hallräume“.

151 Vgl. dazu ausführlicher Lüdemann, S.: *Places Where Girls Don't Get*, S. 194–195.

152 Vgl. Klotz, V.: *Abenteuer-Romane*, S. 18.

153 Ebd., S. 217.

Abenteurer wider Willen, die ihre Heimat gezwungenermaßen verlassen, etwa weil sie mittellos sind und keine Zukunft in den bestehenden Zuständen sehen, weil sie mit dem Gesetz in Konflikt geraten sind oder weil andere Umstände sie in ein Abenteuer hineinziehen. Mit dem Aufbruch ins Abenteuer ist in jedem Fall ein Neuanfang verbunden, der eine Initiation in eine neue Rolle mit sich bringt. In *Winnetou I* ist dies beispielsweise illustriert durch Old Shatterhands Entwicklung vom Greenhorn zum erfahrenen Westmann. Der Eintritt in die Abenteuerwelt, die von der eigentlichen Lebenswelt der Protagonisten strikt getrennt ist, ist oftmals flankiert von äußerlichen Veränderungen. Dazu zählt insbesondere der Wechsel von Namen und Kleidern. Um bei dem genannten Beispiel zu bleiben, bekommt der Ich-Erzähler und europäische Protagonist in *Winnetou* nach dem ersten erfolgreichen Kampf den Namen Old Shatterhand – ein Name, der seine neue Abenteueridentität maßgeblich auf seiner außergewöhnlichen physischen Kraft, nicht aber auf seinen bisherigen biografischen Erfahrungen aufbaut. Wichtig ist neben der Taufe mit einem neuen Namen, die die Wiedergeburt als Abenteurer markiert, auch der Wechsel zu angemessener Kleidung und entsprechenden Accessoires als Requisiten der Abenteuerexistenz. Beispiele hierfür sind besondere Waffen – etwa der berühmte Henrystutzen oder der Bärenötter – oder besonders schnelle, robuste Pferde, die den Abenteurer durch seine Abenteuer tragen und gleichsam zu deren erfolgreichen Vollendung beitragen. Auch hier greifen exotistische Abenteuerromane des 19. und 20. Jahrhunderts auf bereits in antiken Abenteuerromanen und in höfischen Romanen entwickelte Motive zurück. Während in den antiken Texten der Kleiderwechsel oft auch mit einem Verwirrspiel um die echte Identität der Protagonisten verbunden ist, erinnert insbesondere das Bild vom bewaffneten Abenteurer auf dem Pferd an die Ritter-*âventiuren* des Mittelalters.

Weil es sich bei der exotistischen Abenteuerliteratur um populäre Literatur handelt, bedient sie sich einer dualistisch-stereotypen Figurenzeichnung, um Komplexität zu verringern und Orientierung zu ermöglichen. Das Figurenarsenal ist also häufig in Gut und Böse aufgeteilt und die Zugehörigkeit zur jeweiligen Seite wird primär durch äußere Charakteristika, nicht aber durch eine psychologische Innenschau verdeutlicht. Deshalb sind abenteuerliche Insignien wie Waffen oder eine spezielle Rüstung besonders wichtig, um den Abenteurer als außergewöhnliche, vor allem aber als eine außergewöhnlich positive Figur zu kennzeichnen.¹⁵⁴ Er verfügt über besonders viele gute Eigenschaften und Fähigkeiten, und zwar nicht nur physische, sondern auch mentale. Ein vollendeter Abenteurer kann nicht nur reiten, schießen, schwimmen

154 Vgl. Schmiedt, H.: Handlungsführung, S. 139–140.

und kämpfen und weiß sich in jeder Situation zu helfen, sondern ist auch gebildet und schlau genug, um die Zusammenhänge zwischen bestimmten Ereignissen zu erkennen, kann die Zeichen der Natur deuten und Spuren lesen, ist ein ausgezeichneter Menschenkenner, spricht viele verschiedene Sprachen und ist in Naturkunde ebenso bewandert wie in Mathematik oder Theologie. Ausgestattet ist er des Weiteren mit einem überbordenden Selbstbewusstsein, das ihn entschlossen und tatkräftig sein lässt. Diese Fähigkeiten und Eigenschaften sind Teil seiner „Gnadengabe“,¹⁵⁵ die ihm ohne sein Zutun vom Schicksal zuteilwurde und die dazu beiträgt, dass der Abenteurer über besonderes Charisma verfügt. Mit seinen außergewöhnlichen Fähigkeiten entwickelt der Abenteurer eine charismatische „Ausstrahlungskraft“,¹⁵⁶ die ihn von allen anderen Figuren abhebt und ihm Ruhm und einen Sonderstatus verleiht. Das Charisma kommt vor allem in der Abgrenzung von den schematisch böse gezeichneten Figuren zum Ausdruck. Typischerweise ist der Abenteurer, einmal ausgestattet mit diesen Fähigkeiten und dem Charisma, in seiner Identität gleichbleibend stabil, d. h. es findet keine Entwicklung oder eine höhere Erkenntnis statt. Seine Abenteuer prägen ihn nicht weiter; er geht aus ihnen hervor, wie er in sie eingetreten ist, und stürzt sich dann in das nächste Abenteuer.

Der exotistische Abenteurer erscheint so als eine Art ‚Über-Held‘, der alle möglichen positiven Eigenschaften in sich vereint, was dazu beiträgt, dass der phantasmatische Charakter der Abenteuerromane deutlicher hervortritt. Es ist klar, dass die übertriebene Zuschreibung positiver Attribute nicht dazu dienen soll, eine psychologisch nachvollziehbare, möglichst realistische Figur zu entwickeln, sondern symbolisch eine Verkörperung all jener Charakterzüge und Eigenschaften darstellt, die die Leserinnen und Leser an sich selbst vermissen oder die in ihrem Leben als ‚unterdrückte Kreatur‘ (Bloch) nicht realisiert werden können. Selbst Karl May, der sich bekanntlich sehr stark mit seinen Abenteuerhelden identifizierte und diese Identifikation sogar durch den Nachbau seiner fiktional entwickelten Kleider und Waffen zu realisieren versuchte,¹⁵⁷ resümierte in seiner Autobiografie *Mein Leben und Streben*:

155 Klotz, V.: Abenteuer-Romane, S. 15.

156 Ebd.

157 Weil Karl May ebenso wie viele andere Autorinnen und Autoren von Abenteuerliteratur im 19. Jahrhundert zeitweise eine prekäre Existenz fristete, interpretierten einige seine Abenteuerromane und ihre außergewöhnlichen Helden als externalisierte Fantasien von einem besseren Ich und einem besseren Leben, vgl. dazu grundlegend Wollschläger, Hans: Karl May. Grundriß eines gebrochenen Lebens. Zürich: Diogenes 1983, S. 82–86, aber auch Steinbrink, B.: Abenteuerliteratur, S. 7–9 und Eggebrecht, H.: Sinnlichkeit, S. 169–170.

Ich hatte dieses ‚Ich‘, also diesen Kara Ben Nemsî oder Old Shatterhand, ja mit allen Vorzügen auszustatten, zu denen es die Menschheit im Verlaufe ihrer Entwicklung bis heute gebracht hat. Mein Held mußte die höchste Intelligenz, die tiefste Herzensbildung und die größte Geschicklichkeit in allen Leibesübungen besitzen. Daß sich das in der Wirklichkeit nicht in einem einzelnen Menschen vereinigen konnte, das verstand sich doch wohl ganz von selbst.¹⁵⁸

Mit diesem extremen Überschuss an Vorzügen tritt der Abenteurer als Traumheld hervor, der Träume von einer anderen Existenz verwirklicht.¹⁵⁹ Er ist ein Idealmensch, auf den die narzisstischen Sehnsüchte und Wünsche all jener projiziert werden können, die gerade nicht im unreglementierten Abenteuer- raum aus der Selbstständigkeit ihres Charakters leben können, sondern in der Ordnung der bürgerlichen Welt verharren. In ihm verdichtet sich also der Wunsch nach Geltung und Eigenständigkeit.

Betrachtet man die Figuren indes genauer, so zeigt sich, dass die meisten Abenteuerhelden keineswegs unabhängig von den moralischen Vorstellungen und Gesetzen der Heimat agieren. Im Gegenteil können sie als Mittler zwischen der heimatlichen Welt und der Abenteuerwelt gesehen werden, insofern sie bestimmte Vorstellungen von Richtig und Falsch verkörpern und in ihr Handeln einfließen lassen. Nur die wenigsten erscheinen als antibürgerliche Zivilisationsflüchtlinge, die sich im Abenteuer- raum nun gänzlich dem Archaischen hingeben. Am deutlichsten wurde das am Beispiel Karl Mays gezeigt. So kann Old Shatterhand durch seine Fähigkeit, schwierige Situationen durch Bildung sowie physische Überlegenheit zu meistern, als ein „empowered individual“,¹⁶⁰ also als der personifizierte Traum von Omnipotenz angesichts sich permanent wandelnder ökonomischer und gesellschaftlicher Bedingungen verstanden werden. Indem er ständig Konflikte löst und so dafür sorgt, dass eine aus den Fugen geratene Ordnung wiederhergestellt wird, verkörpert er

158 May, Karl: *Mein Leben und Streben. Selbstbiographie*. Band I. Freiburg i. Br.: Friedrich Ernst Fehsenfeld 1910, S. 146. Diese retrospektive Bewertung seiner Abenteuerfiguren als idealtypische Verdichtungen bestimmter Eigenschaften ist auch insofern spannend, als May selbst lange Zeit vorgab, Old Shatterhand zu sein. Nachdem dieser Schwindel öffentlich entlarvt wurde, war May gezwungen, in seiner Autobiografie zu diesem Sachverhalt noch einmal klärend Stellung zu beziehen. Zum Skandal um die sog. ‚Old-Shatterhand-Legende‘ vgl. Kohlrausch, Martin: *Zwischen Star-Schriftsteller und Hochstapler. Der ‚Fall May‘ als wilhelminischer Skandal*. In: Karl May. Brückenbauer zwischen den Kulturen. Hrsg. von Wolfram Pyta. Berlin: Lit 2010, S. 197–213.

159 Vgl. auch Ueding, G.: *Glanzvolles Elend*, S. 116–118 und Steinbrink, B.: *Abenteuerliteratur*, S. 69.

160 Berman, Nina: *The Appeal of Karl May in Wilhelmine Empire. Emigration, Modernization, and the Need for Heroes*. In: *A Companion to German Realism, 1848–1900*. Hrsg. von Todd Kontje. Columbia, S.C.: Camden House 2002, S. 283–304, S. 298.

einerseits ein sehr traditionelles Bild von Männlichkeit, das von körperlicher Stärke sowie uneingeschränkter Tatkraft und Handlungsmacht innerhalb autoritärer Strukturen geprägt ist. Andererseits wird auch eine modernere Vorstellung von Männlichkeit dadurch transportiert, dass Old Shatterhand auch wegen seiner umfassenden Bildung und der daraus resultierenden Expertise so handlungsmächtig ist und nicht einfach nur Gefallen an der reinen Gewalt findet.¹⁶¹

Diese Vermittlung zwischen traditionellen und modernen Elementen, zwischen Tatkraft und moralischer Reflexion sowie zwischen Stärke und Schwäche in der Figur Old Shatterhands wurde als eine Position der Mitte spezifiziert, die sich mit dem Begriff des Real-Idealismus¹⁶² beschreiben lässt.¹⁶³ Am Anfang von *Winnetou* erklärt Old Shatterhand neben dem „Wunsch, meine Kenntnisse zu erweitern“ vor allem seinen „angeborene[n] Tatendrang“¹⁶⁴ als Beweggrund für seine Emigration in die Vereinigten Staaten. Im Tatendrang, der den offensichtlichen Hinweis auf die bevorstehenden Abenteuer gibt, klingt die Vorstellung eines tatkräftigen Realismus an, der Old Shatterhand befähigt, rationale Entscheidungen zu treffen, anstatt lange zu zögern oder falsche Bedenken abzuwägen. Bei diesem Realismus handelt es sich um ein Ideal der Restauration und der Gründerzeit, das sich in Mays Schriften vor allem im Topos der Arbeit äußert. Bevor er sich *Winnetou* anschließt, ist Old Shatterhand derjenige, der für die Landvermessung die meiste Arbeit leistet, während seine Kollegen trinken und spielen. Er betont immer wieder mit großem Ernst die Notwendigkeit, hart zu arbeiten und tüchtig zu sein, worin eindeutig eine typische bürgerliche Tugend aufscheint. Zugleich ist dies verbunden mit dem Motiv des inneren Reichtums, welches eher eine idealistische Ausrichtung aufzeigt. Es geht ihm keineswegs darum, Geld und andere Besitztümer anzuhäufen, sondern eher um den Ausbau von Tugenden wie Sittlichkeit, Nächstenliebe oder Gewissenhaftigkeit. Eine christliche Prägung erfährt die Vorstellung vom inneren

161 Vgl. ebd., S. 299–300.

162 Zum Begriff des Real-Idealismus, den Rolf Parr ursprünglich als literarischen Topos und Bestandteil des deutschen Nationalstereotyps, bezugnehmend auf die wirtschaftliche und politische Situation des Bürgertums in der Restaurationszeit, entwickelt hat, siehe Parr, Rolf: Real-Idealismus. Zur Diskursposition des deutschen Nationalstereotyps um 1870 am Beispiel von Ernst Wichert und Theodor Fontane. In: *Literatur und Nation. Die Gründung des Deutschen Reiches 1981 in der deutschsprachigen Literatur: mit einer Auswahlbibliographie*. Hrsg. von Karl Wagner u. Klaus Amann. Wien: Böhlau 1996, S. 107–126.

163 Vgl. hier und im Folgenden Hamann, Christof: Der perfekte realidealistische Held. Karl May als Autor des *Deutschen Hausschatzes in Wort und Bild*. In: *Medialer Realismus*. Hrsg. von Daniela Gretz. Freiburg i. Br.: Rombach 2011, S. 145–165.

164 May, Karl: *Winnetou*. Erster Band. Bamberg: Karl-May-Verlag 1951 (= Karl Mays Gesammelte Werke Band 7), S. 12.

Reichtum auch dadurch, dass die im ‚Wilden Westen‘ um sich greifende Gier nach immer mehr Gold von Old Shatterhand mit einem „katholischen Antimaterialismus“¹⁶⁵ verurteilt wird, den auch Klekih-Petra vertritt, welcher den Apachen christliche Werte vermittelt. Als Beispiel für idealistisches Handeln lässt sich auch die Freundschaft zwischen Old Shatterhand und dem ‚edlen Wilden‘ Winnetou nennen, die sich in ihren Idealen so verbunden fühlen, dass sie Blutsbrüderschaft schließen. Diese antimaterialistische, idealistische Grundhaltung unterscheidet Old Shatterhand von den habgierigen Yankees, sodass auch das Motiv des ‚Deutschtums‘ thematisiert wird. Er ist ein spezifisch deutscher Held, gerade weil er dem Nationalstereotyp des mittleren, zwischen Realismus und Idealismus vermittelnden Deutschen entspricht, der zwischen den kaum durchsetzungsstarken Franzosen und den kaltblütigen Engländern steht. Old Shatterhand ist damit einen „perfekter realidealistischer Held“,¹⁶⁶ der die Zivilisierungsarbeit besser leistet als die britischen Kolonisatoren, die brutal und rücksichtslos vorgehen. Zugleich trägt diese vermittelnde Position dazu bei, das Abenteuer literarisch zu domestizieren, insofern es durch den dargestellten Idealismus anschlussfähiger für bürgerliche Publikationsmedien wie Familienzeitschriften ist, in denen May, aber auch andere Abenteuer-schriftsteller ihre Werke teilweise publizierten. Einerseits wird so die Lust am Abenteuer in seiner Reinform bedient, andererseits wird es in eine bestehende Werteordnung eingefügt, die damit außerdem affirmiert wird.

Hieran wird beispielhaft ersichtlich, dass Ernst Blochs Vorstellung des Abenteuers als einer Erlebnisform, in der eine Revolution gegen bestehende bürgerliche Unterdrückungsverhältnisse imaginiert werden kann, eindeutig zu kurz greift. Indem der Abenteuerheld Idealvorstellungen der deutschen Leserschaft verkörpert, findet im Abenteuer zwar eine Abwendung von der heimischen Ordnung und ihren Beschränkungen für das Individuum statt, zugleich werden die Regeln, die sie zusammenhalten, auch bestätigt, da der Abenteurer selbst nach ihren moralischen Prinzipien handelt. Mit den geschilderten Abenteuern, die immer eine vorhergehende Transgression aus der bekannten Ordnung voraussetzen, wird unweigerlich eine aus den Fugen geratene Ordnung restauriert oder eine neue Ordnung etabliert. Konflikte werden gelöst, sodass die Figuren wieder in Frieden leben können, Bösewichte werden zur Rechenschaft gezogen und Kriege werden gewonnen, um ein bestehendes Unrecht zu beenden. Auch die von den Abenteuerhelden vorangetriebene ‚Zivilisierung‘ der Wilden und die Kultivierung der wilden Natur zielt auf das Ende des regellosen ‚Naturzustands‘ ab. Daraus ergibt sich ein Dilemma, da der Abenteurer,

165 Hamann, C.: Der perfekte realidealistische Held, S. 154.

166 Ebd., S. 157.

je weiter er in den Raum vordringt, sich mit jedem weiteren Abenteuer immer mehr die Grundlage für seine eigene Transgression nimmt, denn wo die Ordnung erst wiederhergestellt oder neu eingeführt wurde, ist kein Platz mehr für Abenteuer.¹⁶⁷

Im Abenteuerhelden zeigt sich folglich eine Ambivalenz hinsichtlich der Beziehung zur Heimat. Weder ist der Abenteurer völlig frei, zu tun oder zu lassen, was er möchte, noch ist er ein reiner Ordnungsverwalter in der Fremde. Die Faszination dieser Figur ergibt sich daraus, dass der Abenteurer der Heimat moralisch verpflichtet ist, aber dennoch über genug Selbstständigkeit verfügt, selbst zu entscheiden, wie er handeln möchte. In ihm wird demnach immer wieder aufs Neue das Verhältnis von nach Eigenständigkeit strebendem Individuum und dessen Geltungsdrang zu den bestehenden Verhältnissen in der Fremde sowie der Heimat ausgehandelt.¹⁶⁸

Abenteuer in der deutschen Kolonialliteratur: ein frühes Beispiel

Die oben geschilderte Tradition des nordamerikanischen und europäischen Abenteuererzählens im 19. Jahrhundert stellt ein wichtiges Vorbild für jene Literatur dar, die sich mit dem Beginn der Expansionsbestrebungen in Afrika ab 1884 entwickelte, also die tatsächliche Kolonialliteratur im engeren Sinn, die sich räumlich auf Gebiete bezieht, die unter deutschem Kolonialbesitz standen. Die Narration kolonialer Geschehnisse, etwa darüber, wie Deutsche in ihren neuen Kolonien leben und dort eine neue Existenz aufbauen, partizipiert fast immer am exotistischen Setting, und zwar schlicht, weil diese exotistischen Vorstellungen die Wahrnehmung der Fremde dominierten und sich das bereits Bekannte im Bereich des Populären gut verkaufen ließ. Dabei ist es naheliegend, dass das abenteuerliche Potenzial dieser exotistischen Imaginationen auch genutzt wurde, beispielsweise um eine möglichst breitenwirksame, spannende Geschichte zu schreiben, die den neuen Kolonialbesitz in das Bewusstsein möglichst vieler Menschen bringt, aber auch um die Kolonien als einen Schauplatz der außereuropäischen Wildnis darzustellen, in der der Protagonist seine Tugendhaftigkeit unter Beweis stellen muss. Gerade die frühe Kolonialliteratur ist sehr stark geprägt von solchen Übertragungen altbekannter Abenteuer narrative auf den neu zu erkundenden

167 Vgl. zu diesem Dilemma auch Ueding, G.: Glanzvolles Elend, S. 81 und S. 89–90, sowie Klotz, V.: Abenteuer-Romane, S. 212.

168 Vgl. auch Hügel, Hans-Otto: Das Dilemma des Abenteurers. Zu einer Figur der Unterhaltungsliteratur. In: Lob des Mainstreams. Zu Begriff und Geschichte von Unterhaltung und Populärer Kultur. Hrsg. von Hans-Otto Hügel. Köln: Halem 2007, S. 169–183, S. 173.

kolonialen Raum. Dies lässt sich beispielhaft an Carl Falkenhorsts Romantrilogie *Ein afrikanischer Lederstrumpf* illustrieren, die im Jahr 1888 bei der Union Verlagsgesellschaft – bekannt durch die Publikation zahlreicher Abenteuerromane Karl Mays – erschien. Falkenhorst, der mit bürgerlichem Namen eigentlich Stanislaus von Jezewski hieß, publizierte außer dieser Trilogie eine zwölfbändige Reihe über Forschungsreisende wie Emin Pascha und Henry Morton Stanley und deren abenteuerliche Fahrten durch Afrika sowie zahlreiche weitere Abenteuerromane, später auch Sachbücher über die Eroberung Afrikas. Ab 1904 war er außerdem als Redakteur für die *Gartenlaube* tätig, was einen Hinweis darauf gibt, dass populäre Literatur und ihre Verfasserinnen und Verfasser enger mit dem bürgerlichen Literatur- und Kulturestablishment verknüpft waren als in der Literaturgeschichtsschreibung oft zugestanden wird.

Falkenhorsts Trilogie, aus der hier stellvertretend der erste Band betrachtet wird, überträgt auf offensichtliche Weise die aus den *frontier*-Romanen James Fenimore Coopers, aber auch aus den anderen erfolgreichen Abenteuerromanen des 19. Jahrhunderts bekannten Abenteuerlokalitäten auf das für das deutsche Publikum neue deutsche Kolonialsetting. Der Titel *Ein afrikanischer Lederstrumpf* weist unübersehbar darauf hin, dass die aus dem nordamerikanischen Kontext des *French and Indian War* bekannte Figur des Lederstrumpfs nun in Form einer Erzählung für die „reifere Jugend“ nach Ostafrika adaptiert wird. Im Vorwort zum ersten Band heißt es dazu:

Nordamerika hat bei der Jugend einen beredten Anwalt gefunden: Die Erzählungen des ‚Lederstrumpf‘. Durch die vorliegende Jugendschrift möchten wir auch für den dunkeln Weltteil einen ähnlichen Fürsprecher schaffen. Der ‚Afrikanische Lederstrumpf‘ soll die reifere Jugend nicht allein durch spannende Abenteuer unterhalten, sondern zugleich auch belehren. An der Hand desselben wollen wir die Knaben in das Herz des dunkeln Weltteils führen, [...]. Dabei aber soll in der heutigen Jugend, dem künftigen Bürgertum, frühzeitig das Verständnis für die Kulturaufgaben geweckt werden, die wir im Laufe der nächsten Jahrzehnte zu lösen haben.¹⁶⁹

An diesen Worten ist zweierlei bemerkenswert: Zunächst die bewusste Übernahme einer erfolgreichen Abenteuerfigur in einen anderen literarischen und räumlichen Kontext, zum anderen aber bereits hier eine leichte Distanzierung

169 Falkenhorst, Carl (d. i. Stanislaus von Jezewski): *Ein afrikanischer Lederstrumpf*. Der reiferen Jugend erzählt. 3 Bde. Bd. 1: Weißbart-Weichherz. Stuttgart, Berlin, Leipzig: Union Deutsche Verlagsgesellschaft 1888, S. 6.

vom Abenteuer, das mit dieser Figur einhergeht.¹⁷⁰ Da es sich hierbei um eine Jugenderzählung handelt, ist es aufgrund der zeitgenössisch formulierten Kritik an der sog. ‚Schundliteratur‘ notwendig, zumindest im Vorwort darauf hinzuweisen, dass im Roman nicht nur unterhaltsame Abenteuer erzählt werden, sondern mit der Geschichte auch eine exemplarische, lehrreiche Lektüre verbunden sein soll. Dies zu betonen ist auch deshalb so wichtig, weil es bei einer Erzählung darauf ankommt, die jugendlichen Leserinnen und Leser nicht moralisch zu gefährden, da sie als „künftige[s] Bürgertum“ zu Tugendhaftigkeit und zu einem Verantwortungsgefühl für die neuen kolonialen Aufgaben zu erziehen sind. Der hier eigens hervorgehobene Status dieser Erzählung als Jugendroman lässt sich für das Gros der deutschen Kolonialliteratur indes nicht verallgemeinern. Zwar kann vermutet werden, dass viele abenteuerliche Kolonialromane insbesondere von Kindern und Jugendlichen gelesen wurden, doch ist die Großzahl der Kolonialliteratur nicht eigens als Jugendliteratur markiert und richtet sich damit durchaus auch an ein erwachsenes Publikum.

Abgesehen von diesen recht pflichtschuldig erscheinenden Beteuerungen im Vorwort liefert die Romantrilogie dann aber eben das, was der Titel verspricht: Abenteuer eines deutschen Helden an der ostafrikanischen *frontier*, also in jenem Gebiet, das noch nicht von deutschen Kolonialtruppen gesichert ist. Der erste Teil handelt vom deutschen Protagonisten Heinz, der als Jäger, Trapper und Elfenbeinhändler im Sudan tätig ist, ganz ähnlich also wie Natty Bumppo, der nordamerikanische Lederstrumpf. Seinen Beinamen Weißbart-Weichherz erhält Heinz aufgrund seiner hellblonden Haare, die den Indigenen als ‚weiß‘ erscheinen, und aufgrund seiner Gutmütigkeit, die der Grausamkeit der afrikanischen Bevölkerung ebenso wie der Skrupellosigkeit der arabischen Machthaber entgegensteht. Dieser *nom de guerre*, der gleich am Anfang eingeführt wird und sich im Titel des ersten Romanteils wiederfindet, markiert den Eintritt des Deutschen in eine Abenteuerwelt, in der nicht seine eigentliche Identität interessiert, sondern nur seine Eigenschaften, die für seine Rolle als Abenteuerer relevant sind. Weißbart-Weichherz gerät unversehens zwischen die Fronten der arabischen lokalen Herrscher und der indigenen Warlords und kämpft entschieden gegen die aus seiner Sicht barbarische Praxis der Sklaverei. Dabei beteiligt er sich immer wieder an Gefechten, in denen er seine moralische und kämpferische Überlegenheit unter Beweis stellen kann. Auf die Abenteuerlichkeit dieser einzelnen Geschehnisse deuten bereits die Kapitelüberschriften hin: „Die Schlangenfalle“, „Das Thor des Todes“, „Die Geisterhöhle“, „Der Wilddieb“ oder „Auf der Flucht“ versprechen eine

170 Zur Problematisierung des Abenteurers für jugendliche Leserinnen und Leser siehe ausführlich Kapitel 6.

genretypisch spannende Aneinanderreihung abenteuerlicher Episoden. Am Anfang des siebten Kapitels wird der Übergang von einem Abenteuer in das nächste so beschrieben: „Weißbart ist völlig wiederhergestellt und rüstet sich zu neuen Abenteuern.“¹⁷¹ Hier wird demonstrativ ein prototypisches narratives Abenteuerelement herausgestellt: die Unverwundbarkeit des Abenteurers, der aus jeder seiner Abenteuerepisoden vollkommen unverändert hervorgeht, egal wie dramatisch seine Verletzungen zuvor waren, um sich einmal mehr in ein neues Abenteuer zu stürzen.

Ähnlich wie Natty Bumppo ist auch Weißbart-Weichherz eine Figur, die weder im offiziellen Auftrag einer Regierung oder eines Unternehmens noch vollkommen losgelöst von jeglicher Zivilisation agiert, sondern gerade im Dazwischen der *frontier* angesiedelt ist. Was sich anhand des *Afrikanischen Lederstrumpfs* somit als typisch für viele deutsche Kolonialromane, insbesondere aus der Anfangsphase der deutschen Kolonisation in Afrika, ableiten lässt, ist die Verlagerung bekannter Abenteuerpotipi wie dem Leben an der – eigentlich nordamerikanischen – *frontier*, der Flucht und Verfolgung oder dem Zweikampf aus bestehenden Vorbildern in ein genuin neues, koloniales Kolorit. Falkenhorsts Romantrilogie repräsentiert eine beliebte Form des Erzählens von den Kolonien, nämlich eine sehr starke Ausrichtung auf eine abenteuerliche Handlung, die einen Protagonisten als sich bewährendes, fast immer männliches Individuum in den Mittelpunkt rückt und dies mit kolonialideologisch motivierten rassistischen Ressentiments ausschmückt.

Dass dieses Geschehen indes in einer nicht näher definierten Zeit vor dem tatsächlichen deutschen Kolonialbesitz situiert ist, ist kein Zufall, denn eine vollkommen regellose, vom Gesetz des Stärkeren geprägte Welt eignet sich besser für Abenteuer als eine, in der eine militärisch organisierte Truppe versucht, eine neue staatliche Ordnung zu etablieren, die dem Abenteuer jegliche Grundlage entzieht. Sehr häufig sind die dezidiert abenteuerlichen Kolonialromane deshalb in einer vorkolonialen Zeit oder zumindest in einem Expeditions-, Eroberungs- oder Kriegskontext angesiedelt, der noch ungeordnete Verhältnisse ermöglicht, in denen das Abenteuer stattfinden kann. Dafür gibt es neben Falkenhorsts Romanen unzählige Beispiele; zu nennen wären etwa Otto Felsing's *Gefahrvolle Fahrten* (1909) oder Sophie Wörishöfers *Durch Urwald und Wüstensand* (1886), bei denen schon die Titel Exotik und Abenteuer verheißen und außerdem die spezifische Raumorientiertheit des Abenteurers zum Ausdruck bringen.

Damit ist allerdings auch eben jener Aspekt angesprochen, der die reine Abenteuererzählung in der deutschen Kolonialliteratur zum Problem macht.

171 Falkenhorst, Carl (d. i. Stanislaus von Jezewski): Ein afrikanischer Lederstrumpf, S. 84.

Denn wenn in den Kolonialromanen eine erfolgreiche deutsche Kolonisationsarbeit und dauerhafte Besiedelung des kolonialen Raums durch Repräsentanten einer kolonialen Ordnung – meist Beamte oder Offiziere – thematisiert werden sollen, schwindet damit auch der Spielraum für Abenteuer an der *frontier*. Dieses Problem wird auch im Vorwort zu *Ein afrikanischer Lederstrumpf* schon angedeutet, insofern einerseits Abenteuer versprochen werden und gleichzeitig mahnend auf die drängenden „Kulturaufgaben“ der Kolonisation hingewiesen wird. Doch während der Anspruch, ernsthaft eine regelgeleitete koloniale Ordnung etablieren zu wollen, bei Falkenhorst eher wie ein pflichtschuldiges Lippenbekenntnis zur Besänftigung besorgter Pädagogen wirkt und die Handlung der drei Romane dann doch sehr abenteuerlich ausfällt, gibt es durchaus auch Kolonialromane, die die angesprochene Diskrepanz zwischen der Sehnsucht nach Freiheit im Abenteuer und pflichtgeleiteter kolonialer Ordnungsarbeit¹⁷² ernster nehmen und daraus Schlussfolgerungen für das Erzählen kolonialer Geschichten ableiten. An dieser Stelle setzen die folgenden Analysen an: Es ist gerade die kritische Auseinandersetzung mit abenteuerlichen Erlebnis- und Erzählweisen, die die hier untersuchten Romane im Gegensatz zu der abenteuerlichen Kolonialliteratur, für die Falkenhorsts Trilogie beispielhaft steht, ausmacht. Weil das exotistische Abenteuer nicht mehr unhinterfragt übernommen, sondern aus verschiedenen Gründen problematisiert, abgelehnt oder legitimiert wird, ermöglichen die Analysen dieser Romane Rückschlüsse auf bestehende Normvorstellungen und Perspektiven auf die koloniale ebenso wie die heimische Kultur, auf die das Abenteuer immer bezogen bleibt.

¹⁷² Dass die Vorstellung einer geordneten Kolonisierung immer schon ein kolonialideologischer Topos ist und eine starke Romantisierung und Idealisierung der tatsächlichen Kolonisation darstellt, wurde bereits in der Einleitung erläutert, vgl. Kapitel 1.1.

Anachronistische Abenteuer: Koloniales Rittertum und moderne Bewährung

Insbesondere in der Anfangsphase der deutschen Kolonisation in Afrika haftete dem Gang in die Kolonien in der kollektiven Wahrnehmung etwas Verwegenes an. Weil man noch wenig über die neuen Kolonialgebiete wusste und dort noch keine streng geregelte Staatlichkeit etabliert war, sondern stattdessen ständig neue Gebiete annektiert und militärisch unter Kontrolle gebracht wurden, galten die Männer, die in die Kolonien gingen – anfangs waren es oft nur Männer¹ –, als furchtlose Draufgänger, die keine Gefechte gegen noch so ‚barbarische‘ Feinde scheuten. Sie galten aber auch als diejenigen, die in Deutschland nichts mehr zu verlieren oder zumindest persönliche Probleme hatten, denen sie entfliehen wollten, die keine beruflichen Chancen hatten oder schlicht von der Lust auf Abenteuer getrieben waren. Anders schien man es sich nicht erklären zu können, warum man in eine unbekannte Gegend auswandern sollte, in der man nicht nur vom unbarmherzigen Klima, sondern auch von widerspenstigen Feinden ständig auf Leib und Leben bedroht wurde.²

Der militärische ebenso wie der administrative Kolonialdienst genoss anfangs nicht nur ein geringes Ansehen, sondern war darüber hinaus auch finanziell wenig lukrativ. Entsprechend waren die frühen Kolonisten meist keine Angehörigen der gesellschaftlichen Eliten, sondern Aufsteiger aus proletarischen oder kleinbürgerlichen Verhältnissen, die sich selbst aber oft als Pioniere der Kolonisation verstanden und als solche einer zukünftigen kolonialen Elite angehören wollten. Zunächst nur getragen von einer kleinen Kolonialbewegung war die voranschreitende Kolonisierung der annektierten Gebiete in Afrika schon früh mit dem Ziel der gesellschaftlichen Rehabilitation und Anerkennung für das in den Kolonien Geleistete verbunden. Weil klare Richtlinien für den Aufbau kolonialer Siedlungen zunächst fehlten, war es für die

-
- 1 Die Ausnahme stellten in dieser Frühphase der Kolonisation neben vereinzelt Siedlerinnen die Missionarinnen dar, die bereits seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, also lange vor dem tatsächlichen deutschen Kolonialbesitz, in den späteren deutschen Kolonialgebieten lebten und arbeiteten.
 - 2 Vgl. hier und für den gesamten Absatz ausführlicher Speitkamp, Winfried: *The Imagined Elites. German Elites and the Colonial Empires*. In: *Au sommet de l'Empire. Les élites européennes dans les colonies (XVI^e–XX^e siècle) / At the Top of the Empire: European Elites in the Colonies (16th–20th century)*. Hrsg. von Claire Laux, François-Joseph Ruggiu u. Pierre Singaravélou. Brüssel, New York: Lang 2009, S. 303–316, S. 303–305.

ersten Kolonisatoren möglich und nötig, ihren beinahe uneingeschränkten Handlungsspielraum für eigenmächtige Entscheidungen zu nutzen. Die *frontier*-Situation bot den Kolonisatoren somit die Gelegenheit, sich durch besonders kühne Eroberungen oder außergewöhnlich schnelle Sicherung von Herrschaft einen Namen zu machen, an Ansehen zu gewinnen und somit gute Karriereaussichten zu erhalten.

Während frühe Kolonialromane mittels konventioneller Abenteuer narrativen exotische Bewährungssituationen schilderten, wird mit der fortschreitenden Entwicklung der deutschen Kolonialherrschaft sowie der literarischen Auseinandersetzung damit erkennbar, dass die deutsche Kolonialliteratur keineswegs nur unterhaltsame Abenteuer Geschichten hervorbrachte. Stattdessen ist dem Genre eine politische Stoßrichtung zu eigen, die darauf abzielt, die kollektive Wahrnehmung des Kolonialismus ins Positive zu wenden, um so wiederum der öffentlichen Kritik an der kolonialen Gewalt entgegenzuwirken. Deshalb zeigt sich in späteren Kolonialromanen eine thematische Verschiebung: Statt die koloniale Gewalt und das Abenteuerpotenzial der Kolonisation an sich zu schildern, werden eher die Bedingungen der kolonialen Bewährung thematisiert. Ein Beispiel ist der im Folgenden untersuchte Kolonialroman Alfred Funkes mit dem für dieses Thema sprechenden Titel *Afrikanischer Lorbeer* (1907).³

In *Afrikanischer Lorbeer* wird eine Handlung rund um den Protagonisten, den Offizier der Schutztruppe Fred von Sassendorff, entwickelt, der auf der kolonialen Militärstation Uleia in Deutsch-Ostafrika eine gut funktionierende Ordnung etabliert, die umliegenden Gebiete militärisch unter Kontrolle gebracht und somit zu ihrer erfolgreichen Kolonisation beigetragen hat. Bald jedoch häufen sich die Berichte, dass der im noch nicht gänzlich eroberten Landesinneren liegende Außenposten Friedrichsburg durch die lokale indigene Bevölkerung und ihrem Oberhaupt Simba bedroht wird. Nach langen, verlustreichen Kämpfen gegen die indigene Guerilla gelingt es schließlich, das Gebiet um Friedrichsburg von der als tyrannisch dargestellten Herrschaft Simbas zu befreien. Im zweiten Teil des Romans kehrt der verletzte Sassendorff zur Genesung und Berichterstattung nach Deutschland zurück und erwartet, dort die Lorbeeren für seine Verdienste zu bekommen. Stattdessen gerät er in einen Skandal, weil eine Verleumdungskampagne gegen ihn lanciert wurde. Durch mehrere Handlungsumschläge wird Sassendorff am Schluss doch offiziell rehabilitiert und für seine Verdienste geehrt. So wird schließlich ein glückliches Ende unter deutsch-ostafrikanischen Palmen inszeniert.

3 Funke, Alfred: *Afrikanischer Lorbeer*. Kolonialroman. Berlin: DITA Deutsches Verlagshaus 1907. Zitate im Fließtext werden im Folgenden mit der Sigle ‚AL‘ nachgewiesen.

Der Roman, 1907 publiziert, greift die Frühphase der Eroberung, hier etwa zwischen 1884 und 1896, mit etwas zeitlicher Distanz auf und bezieht somit die rückblickende öffentliche Bewertung der frühen Kolonisation mit ein. In diesem Kapitel wird gezeigt, dass auf *Afrikanischer Lorbeer* zutrifft, was auch Patrick Brantlinger bereits für „late Victorian and Edwardian writing“ konstatierte, nämlich „an elegiac quality [...], mourning the loss of adventure, heroism, true nobility.“⁴ Denn das übergreifende Thema des Romans ist die wachsende Schwierigkeit, angesichts der kritischen öffentlichen Meinung und der politischen Missbilligung kolonialer Gewalt in den Kolonien wahre Abenteuer erleben und darüber männliche Ehre unter Beweis stellen zu können. Wie erzählerisch mit der scheinbaren Unmöglichkeit kolonialer Abenteuer umgegangen wird und welche Bedeutung dem in der Kritik stehenden Abenteuer als Erlebnisform und Erzählweise für die offenbar gefährdete Ehre des männlichen Protagonisten zugeschrieben wird, gilt es dafür näher zu untersuchen.

Das folgende Kapitel folgt der These, dass der Roman auf eine viel ältere Erzählform rekurriert: Alfred Funke lehnt das erzählte Geschehen rund um die bedrohte Ehre des Protagonisten strukturell und motivisch an die aus höfischen Romanen bekannte Form des doppelten Auszugs und der *aventure* an und aktualisiert diese für ein modernes Publikum, verlagert aber zugleich das moderne Geschehen in ein archaisch-vormodern anmutendes Setting. Durch die Bezugnahme auf den höfischen Roman wird insinuiert, dass das Erleben von ritterlichen Kolonialabenteuern, vor allem aber das Erzählen einer moralisch vertretbaren Abenteuergeschichte, im modernen Kontext des wilhelminischen Kaiserreichs kaum noch möglich ist. Dabei wirkt sich die eigenwillige und selektive populärliterarische Adaption des mittelalterlichen Musters maßgeblich auf die Ausgestaltung und Bewertung des modernen Kolonialabenteuers aus. Um dies zu verdeutlichen, wird im ersten Unterkapitel (3.1.) zunächst das besonders in den Artusromanen entwickelte Schema der *aventure* charakterisiert, um daran zu veranschaulichen, wie Funke dieses Modell in seinem Roman rezipiert.

Der Exkurs in Kapitel 3.2. thematisiert den politischen Kontext, der in der Romanhandlung aufgegriffen und literarisch geformt wird. Was für zeitgenössische Leserinnen und Leser aus der Lektüre des Romans augenfällig geworden sein muss, ist die Tatsache, dass die erzählte Geschichte um Fred von Sassendorff ein berüchtigtes Vorbild hatte, nämlich den Kolonisator Carl Peters. Dieser war in den größten Kolonialsandal des Kaiserreichs verwickelt und wurde schließlich nach langjähriger Diskussion aufgrund exzessiver

4 Brantlinger, P.: *Rule of Darkness*, S. 42.

Gewaltanwendung im Umgang mit den Kolonisierten unehrenhaft aus dem Kolonialdienst entlassen. Funke greift diesen Fall und weitere politische Streitthemen der Jahrhundertwende auf und beteiligt sich mit seinem Roman somit an der im Reichstag und medial hitzig geführten Debatte über koloniales Fehlverhalten.

Vor dem Hintergrund dieser historischen Entwicklungen in Kolonie und Kaiserreich werden die darauffolgenden Unterkapitel (3.3. und 3.4.) zeigen, welche Auswirkungen die Wahl des Erzählschemas und der damit verbundenen Form des Abenteuers auf die inhaltlichen Schwerpunktsetzungen des Romans hat. Erstens dient die motivische und strukturelle Anlehnung an ein vormodernes Vorbild dazu, das moderne ‚Kolonialabenteuer‘, hier verstanden als die exzessive Gewalt der Kolonisatoren, zu verschleiern oder als Bestandteil eines ritterlichen Abenteuers zu legitimieren. Zweitens überführt der Autor ein mittelalterliches Erzählschema in die Funktionsweise der modernen Unterhaltungsliteratur, indem er die spezifische Thematik der ritterlichen Bewährung und ihre erzählerische Ausgestaltung mit stereotypen Themen der Liebesliteratur kombiniert. Diese Verschränkung ist zentral für die beabsichtigte politische Beeinflussung der Leserinnen und Leser. Mit dem Aufgreifen der wilhelminischen Kolonialskandale wird, drittens, die spezifische Doppelbedeutung von *âventiure* als das Erleben und zugleich das Erzählen von Abenteuern thematisiert und darüber Kritik an der im Roman konstatierten Skandalrhetorik der deutschen Presse geübt. Über die Verknüpfung des formal viel älteren Erzählschemas mit einem tagesaktuellen historischen Geschehen positioniert sich der Roman zur politischen Frage nach dem Umgang mit exzessiver kolonialer Gewalt. Mittels dieser spezifischen Formung des Abenteuers verhandelt er Bedingungen einer Handlungs- und Deutungsmacht männlicher Kolonialakteure und damit einer souveränen Männlichkeit überhaupt.

3.1 Die Ritter der Schutztruppe: Zur Formung eines kolonialen Abenteuers

3.1.1 *Das Schema des höfischen Abenteuererzählens*

Ein charakteristisches Merkmal populärer Literatur ist der gezielte Rückgriff auf etablierte Erzählschemata anstatt der Entwicklung genuin neuer Formen und Motive (vgl. Kap. 1.3.2.). Das zeigt sich auch im Roman *Afrikanischer Lorbeer*, dessen auffälligstes Strukturmerkmal die Zweiteilung der Handlung ist, welche außerdem in zwei verschiedenen Räumen, einem zivilisierten und einem ungeordnet-barbarischen, angesiedelt ist. Die Zweiteilung und

Doppelung der Handlung ist ein äußerst verbreitetes Schema in der Literatur, das beispielsweise auch für das Grundmuster der Heldenreise⁵ typisch ist. Der darin angelegte wiederholte Auszug des Helden zur Bekämpfung von Widersachern sowie zum Lösen von Problemen und Aufgaben ist integraler Bestandteil von Bewährungsnarrationen. Eine besondere Ausprägung dieses Modells hat sich Alfred Funke in seinem Roman zum Vorbild genommen, nämlich das *aventure*-Erzählen im höfischen Roman des Mittelalters.

Für den 1869 im westfälischen Wellinghofen geborenen Autor kann aufgrund seines Studiums der evangelischen Theologie und seines Dokortitels in Kolonialgeografie, aber auch aufgrund seiner langjährigen Tätigkeit als Journalist, Publizist und Schriftsteller angenommen werden, dass er mit dem Literaturkanon seiner Zeit vertraut war.⁶ Zu diesem zählte auch die mittelalterliche Artusepik, in der das Abenteuer sowohl als Bezeichnung für ein bestimmtes Handlungselement als auch für die nachträgliche Erzählung dieses Handlung grundlegend entwickelt wurde.

In den höfischen Romanen Chrétiens de Troyes und den deutschen Adaptionen Hartmanns von Aue, Gottfrieds von Straßburg und Wolframs von Eschenbach wird der Begriff der *aventure* bzw. *aventure* erstmals geprägt und ist zugleich in ein spezifisches Erzählmuster eingebunden, das sich primär durch sequenzielle Reihung und Doppelung kennzeichnet. Diese auffällige Struktur wurde von der Nachkriegs-Mediävistik, insbesondere anhand von Hartmanns *Erec*, als Doppelweg, doppelter Kursus oder Doppelkreis bezeichnet. Mit

5 Vgl. grundlegend Campbell, J.: *The Hero with a Thousand Faces*, sowie Propp, Vladimir Jakovlevič: *Morphologie des Märchens*. München: Hanser 1972.

6 Über die Person Alfred Funke ist wenig bekannt. Nach dem Studium der Theologie in Halle und Magdeburg und einer Schulleitertätigkeit in Herscheid ging er 1896 als Geistlicher nach Brasilien und leitete dort ebenfalls eine Schule. Nach seiner Rückkehr und der Promotion in Kolonialgeografie war er als Übersetzer aus dem Spanischen und Portugiesischen und ab 1908 als Redakteur für verschiedene Zeitungen in Berlin tätig. Daneben publizierte er zahlreiche Schriften, darunter kolonialtheoretische Abhandlungen, Reiseberichte, Liebes-, Heimat-, Kolonial-, Kriegs- und historische Romane. Besonders hervorzuheben sind mehrere Schriften über Bismarck, beispielsweise *Das Bismarck-Buch des deutschen Volkes* (1914), eine sechsbändige Biografie unter dem Titel *Der Eiserne Kanzler. Ein Lebensbild Otto von Bismarcks* (1926) sowie *Bismarck, der deutsche Mensch* (1939). Eine ähnliche Heldengeschichtsschreibung publizierte er 1937 über den ‚Gründer‘ Deutsch-Ostafrikas, *Carl Peters. Der Mann, der Deutschland ein Imperium schaffen wollte*. Alfred Funke starb 1941 in Berlin. Vgl. N.N.: Funke, Alfred. In: Westfälisches Autorenlexikon. Band 3. Hrsg. von Walter Gödden u. Iris Nölle-Hornkamp. Paderborn: Schöningh 1997, S. 195–196, sowie A. H.: Funke, Alfred. In: Deutsches Literatur-Lexikon. Das 20. Jahrhundert. Biographisch-bibliographisches Handbuch. 10. Band: Fries–Gellert. Hrsg. von Konrad Feilchenfeldt, Wilhelm Kosch u. Carl Ludwig Lang. Zürich: Saur 2007, Sp. 314–317.

diesem Modell wurde versucht, allgemein beobachtbare Handlungsabläufe und Strukturelemente als wiederkehrendes Muster zu identifizieren.

Zentrales Element dieser musterhaften Struktur ist die Gliederung der Handlung in zwei Hauptteile, die sich wiederum in einzelne, ineinander verwobene und aufeinander bezogene Episoden und in aneinandergefügte Reihen gliedern.⁷ Im arthurischen Roman wird der Weg des unerfahrenen Ritters zum ehrenhaften Ritter der Tafelrunde in den beiden Hauptteilen doppelt entfaltet: Nach dem ersten Hauptteil scheinen zunächst alle *âventiuren* bestanden zu sein – es kommt jedoch zu einer Krise, sodass der Held noch einmal ausziehen muss. Die zwei Hauptteile bilden damit einen „doppelten Kursus“,⁸ indem sie parallel strukturiert sind, inhaltlich aber komplex aufeinander verweisen bzw. sich voneinander abgrenzen.

Festhalten lässt sich darüber hinaus, dass sich das Sujet des höfischen Artusromans aus einer Gegenüberstellung von höfischer und nichthöfischer Welt ergibt.⁹ Der Artushof bildet den Mittelpunkt der höfischen Welt, wo am Anfang des Romans meist ein Fest gefeiert wird oder ein Turnier stattfindet. Im arthurischen Schema kommt es jedoch typischerweise zu einer Störung oder Provokation der höfischen Ordnung aus dem nichthöfischen Außenraum, sodass ein junger Ritter den Artushof verlässt, um über *âventiuren* die Ordnung wiederherzustellen. Dabei begegnen ihm Feinde aus der nichthöfischen Gegenwelt, darunter Zwerge, Riesen, Monster und Schurken. Zudem findet er eine Frau, die er heiratet und an den Hof zurückbringt, wo wieder ein Fest stattfindet.

Nachdem der erste *âventiure*-Weg durch eine äußere Störung initiiert wurde, kommt es nun zu einer Krise aus dem Inneren der Artusgesellschaft, zum Beispiel indem die Liebesbeziehung die Balance zwischen Rittertum und Minne stört, was die Ehre des Ritters gefährdet. Erst durch ein erneutes Ausreiten auf *âventiuren* kann der Ritter durch sein eigenes Handeln die Ordnung wiederherstellen, wodurch der zweite Kursus beginnt. Dieser zeichnet sich aber im Gegensatz zum ersten dadurch aus, dass die Bewährungsproben viel mühsamer und von höherer Intensität und größerer Gefahr sind als die der Initial-*âventiure*. Der zweite Zyklus führt schließlich dazu, dass nicht nur

7 Vgl. dazu grundlegend Kuhn, Hugo: Erec. In: Dichtung und Welt im Mittelalter. Hrsg. von Hugo Kuhn. 2., unveränd. Aufl. Stuttgart: Metzler 1969, S. 133–150.

8 Ebd., S. 143.

9 Die folgenden Ausführungen stützen sich auf Haug, Walter: Literaturtheorie im deutschen Mittelalter. Von den Anfängen bis zum Ende des 13. Jahrhunderts. 2., überarb. und erw. Aufl. Darmstadt: WBG 1992, S. 91–107 sowie Schulz, Armin: Erzähltheorie in mediävistischer Perspektive. Hrsg. von Manuel Braun, Alexandra Dunkel u. Jan-Dirk Müller. Berlin: De Gruyter 2012, S. 241–251.

die ursprüngliche Position am Artushof wiederhergestellt, sondern eine noch ehrenvollere Position als König eingenommen werden kann und nun auch die Ritterlichkeit mit der Ehe vereinbart werden.

In der Forschung wurde gezeigt, dass dieses spezifische Handlungsschema auf eine zugrundeliegende „Symbolstruktur“¹⁰ verweist: Die einzelnen Episoden an den jeweiligen Wegstationen formen einerseits den linearen Handlungsablauf, erlangen ihre eigentliche Bedeutung aber erst über die strukturelle Position, die sie besetzen.¹¹ Die kunstvolle Strukturierung der Handlung dient dazu, symbolisch auf die zwei großen Themen des Artusromans zu verweisen, die miteinander konkurrieren und sich komplementär zueinander verhalten: einerseits die „ritterliche Tat“,¹² die oft gewaltsam ist, und andererseits die Minnebeziehung zu einer Frau. Über das Wegschema wird demnach „das Verhältnis von Tat und Liebe, von Gewalt und Begierde, von Tod und Eros“¹³ programmatisch ausgehandelt.

Für die hier im Fokus stehende Betrachtung des Verhältnisses von kolonialem Abenteuer, männlicher Individualität und gesellschaftlicher Ordnung ist vor allem die Bedeutung der *aventure* für die Aufrechterhaltung der höfischen Ordnung sowie als Bewältigungs- und Kompensationsstrategie relevant. Im Artuschema wird eine sujethafte Handlung erzählt, indem die höfische und nichthöfische Welt als gegensätzliche Räume konstruiert werden, die durch eine stabile Grenze voneinander getrennt sind, welche indes vom ritterlichen Helden überschritten wird. Diese Transgression ermöglicht es, die Bedrohung dieser Grenze aus dem nichthöfischen Raum durch den Kampf gegen andere Ritter sowie gegen Räuber und Ungeheuer abzuwehren. Die Rückkehr in die höfische Welt markiert die Wiederherstellung der Ordnung.¹⁴ Es geht darum, mittels verschiedener Abenteuer die durch regellose Sexualität, exzessive Gewalt oder anderes nicht-höfisches Verhalten von Entdifferenzierung und Verwischung bedrohte Grenze zwischen den als gegensätzlich vorgestellten Räumen zu restituieren. Provokationen, Probleme und Störungen werden also meist durch Kampf im Außen bewältigt. Das gilt auch für Fehler, die innerhalb der höfischen Welt aufgetreten sind, wie Erecs *Verligen* mit Enite,¹⁵ das

10 Haug, W.: Die Symbolstruktur.

11 Vgl. ebd., S. 669.

12 Haug, W.: Literaturtheorie, S. 99.

13 Ebd.

14 Vgl. auch Warning, Rainer: Die narrative Lust an der List. Norm und Transgression im *Tristan*. In: Transgressionen. Literatur als Ethnographie. Hrsg. von Gerhard Neumann u. Rainer Warning. Freiburg i. Br.: Rombach 2003, S. 175–212, S. 184.

15 Das *Verligen* bezeichnet im *Erec* die Störung der höfischen Ordnung, die darin besteht, dass Erec und seine Frau Enite sich lieber mit ihrem Eheleben beschäftigen, anstatt das

nicht durch das schlichte Wiederaufnehmen der höfischen Repräsentationspflichten kompensiert werden kann, sondern nur durch das Ausreiten in die nichthöfische Welt.¹⁶ In den einzelnen Abenteuerepisoden stellt der Ritter zwar seine Ritterlichkeit unter Beweis, durchläuft dabei aber keine Entwicklung im neuzeitlichen Sinn, sondern reiht dem Strukturschema gemäß Episode an Episode, die sich lediglich durch die wachsende Schwierigkeit der Kämpfe unterscheiden, sich dabei aber nicht durch eine Einsicht oder Läuterung des Helden auszeichnen.¹⁷

Ferner lässt sich aus der *âventiure* Agonalität als maßgebliches Prinzip ableiten. Die Abenteuer bestehen im Kampf gegen das nichthöfische Böse oder gegen einen ritterlichen Konkurrenten um eine Frau, den jeweils nur einer gewinnen kann. In einem Konkurrenzverhältnis stehen indes auch die Gewalt des ritterlichen Kampfs und der Minnedienst, die miteinander in Einklang gebracht werden müssen, damit die höfische Ordnung wiederhergestellt ist. Minne und Kampf stehen damit in einer reziproken Relation und sind immer in Bezug aufeinander zu betrachten.¹⁸ Ein Kernthema des Artusromans ist somit die männliche, ritterliche *êre*, die nach der anfänglichen Kränkung oder Provokation über die *âventiure* unter Beweis gestellt werden muss.

Der auf Abenteuer ausziehende Ritter wurde in der europäischen Literatur zu einem Topos, der in ganz unterschiedlichen Genres aufgegriffen wurde und fester Bestandteil der Mittelalterrezeption ist. Seit dem 18. Jahrhundert setzte, maßgeblich initiiert durch die Arbeit Johann Jakob Bodmers und Johann Jakob Breitingers, eine vertiefte Auseinandersetzung mit mittelalterlicher Kultur und ‚altdeutscher‘ Literatur ein.¹⁹ Das Mittelalter, dessen Epochenmarkierung als Zwischenglied zwischen Antike und Gegenwart für die Moderne von elementarer Bedeutung war, wurde meist entweder als das glücklicherweise Überwundene – etwa aus Sicht der Aufklärung – oder

höfische Leben in Form von Festen und Turnieren aufrecht zu erhalten und ihren repräsentativen Aufgaben nachzukommen. Die Frischvermählten ziehen durch ihr *verligen* den Unmut des Hofes auf sich und verlieren so abermals ihre Ehre. Vgl. Schnyder, M.: *Âventiure? waz ist daz?*, S. 260–263.

16 Vgl. dazu ausführlicher Schulz, A.: *Erzähltheorie*, S. 129.

17 Vgl. ebd., S. 249–250.

18 Vgl. Kuhn, H.: *Erec*, S. 149.

19 Vgl. vertiefend Koziellek, Gerard: *Einleitung*. In: *Mittelalterrezeption. Texte zur Aufnahme altdeutscher Literatur in der Romantik*. Hrsg. von Gerard Koziellek. Berlin, Boston: De Gruyter 2017, S. 1–43, sowie Herweg, Mathias u. Stefan Keppler-Tasaki: *Mittelalterrezeption. Gegenstände und Theorieansätze eines Forschungsgebiets im Schnittpunkt von Mediävistik, Frühneuzeit- und Moderneforschung*. In: *Rezeptionskulturen. Fünfhundert Jahre literarischer Mittelalterrezeption zwischen Kanon und Populärkultur*. Hrsg. von Mathias Herweg u. Stefan Keppler-Tasaki. Berlin: De Gruyter 2012, S. 1–12.

als das bedauernswerterweise Verlorene – wie etwa in der Romantik – verstanden, sodass die Bewertung des Vergangenen eine weltanschauliche Aufladung erfuhr, die ‚das‘ Mittelalter in einen kontrastierenden oder affirmativen Bezug zur Moderne setzte.²⁰ Der sogenannte Mediävalismus²¹ im 18. und 19. Jahrhundert zeigt sich auch in einer intensivierten Beschäftigung mit der mittelalterlichen Literatur, die nun nach und nach ins Neuhochdeutsche übersetzt wurde. Neben der literaturtheoretischen und -historischen Aufarbeitung nahm auch die literarische Verarbeitung der mittelalterlichen Stoffe zu. Walter Scotts Romane über mittelalterliche Sagen beispielsweise waren äußerst erfolgreich und inspirierten zahlreiche weitere Autoren wie Willibald Alexis, Adalbert Stifter oder Gustav Freytag zu historischen Romanen.²² Dass mittelalterliche Geschichten und Motive im 19. Jahrhundert bekannt und beliebt waren, hängt auch damit zusammen, dass in den Schulen die ‚altdeutsche‘ Literatur immer häufiger Eingang in die Curricula fand. Literaturhistorische Forschungen haben außerdem gezeigt, dass nicht nur die mittelalterlichen Texte und Sagen im Literaturunterricht vermittelt wurden, sondern dass ihre Thematisierung und der mittelhochdeutsche Sprachunterricht schon seit den Befreiungskriegen und das gesamte 19. Jahrhundert hindurch, verstärkt aber ab den 1890er Jahren, ideologisch aufgeladen waren und der Vermittlung eines deutschen Nationalgefühls unter Rückgriff auf ‚deutsche Heroen‘ dienen sollten.²³ Dieser ausgeprägte Mediävalismus macht sich literarisch jedoch nicht nur in der inhaltlichen Thematisierung von bekannten Sagenstoffen, etwa aus dem Nibelungenlied, bemerkbar, sondern auch in strukturellen und motivischen Bezügen, wie etwa in Funkes Kolonialroman.

20 Vgl. dazu Oexle, Otto Gerhard: ‚Das Mittelalter‘ – Bilder gedeuteter Geschichte. In: Gebrauch und Missbrauch des Mittelalters, 19.–21. Jahrhundert. *Uses and Abuses of the Middle Ages: 19th–21st Century. Usages et Mésusages du Moyen Age du XIX^e au XXI^e siècle.* Hrsg. von János M. Bak, Jörg Jarnut u. a. München: Fink 2009, S. 21–43, S. 32–33.

21 Zum Begriff vgl. Herweg, M. u. S. Keppler-Tasaki: Mittelalterrezeption, S. 8.

22 Vgl. zu Gustav Freytags Scott-Lektüren z. B. Keppler-Tasaki, Stefan: Britische Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Gustav Freytags *Die Ahnen* und der Maßstab Walter Scotts. In: Rezeptionskulturen. Fünfhundert Jahre literarischer Mittelalterrezeption zwischen Kanon und Populärkultur. Hrsg. von Mathias Herweg u. Stefan Keppler-Tasaki. Berlin: De Gruyter 2012, S. 185–209; zur Bedeutung des historischen Romans im 19. Jahrhundert vgl. Potthast, Barbara: Die Ganzheit der Geschichte. Historische Romane im 19. Jahrhundert. Göttingen: Wallstein 2007, S. 29–55.

23 Vgl. ausführlicher Gruber, Sabine: Der Ritter als Träger einer nationalen Identität? Das Mittelalter in Kinder- und Jugendbüchern aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In: Mittelalter im Kinder- und Jugendbuch. Akten der Tagung Bamberg 2010. Hrsg. von Ingrid Bennewitz u. Andrea Schindler. Bamberg: University of Bamberg Press 2012, S. 53–64, sowie Brackert, Helmut, Hannelore Christ u. Horst Holzschuh: Mittelalterliche Texte im Unterricht. München: C. H. Beck 1973, S. 11–47.

3.1.2 *Anleihen an âventiure-Elemente im Kolonialroman Afrikanischer Lorbeer*

Im Roman *Afrikanischer Lorbeer* wird keine Heldengeschichte aus dem Nibelungenlied oder Parzivals Gralssuche nacherzählt. Es findet sich darin keine direkte Übernahme eines mittelalterlichen Stoffes oder eine ähnlich ausdifferenzierte und komplexe Symbol- und Handlungsstruktur wie in den arthurischen Romanen. Dies wird allein schon dadurch erheblich erschwert, dass es sich bei diesem Kolonialroman um ein Werk der Unterhaltungsliteratur handelt, das auf schematische Figurenzeichnungen und -konstellationen und eine sehr konventionelle Symbolik zurückgreift, um die intendierte unterhaltensame Vermittlung von bestimmten Inhalten zu erreichen. Von der Komplexität der mittelalterlichen Artusepik ist er dadurch weit entfernt.

Dennoch rekurriert *Afrikanischer Lorbeer* vor allem hinsichtlich der Gestaltung der Abenteuer des Protagonisten auf das Erzählschema des doppelten *âventiure*-Wegs, aber auch auf die damit verbundenen Themen wie männliche Ehre, Kampf und Minnedienst zur Gestaltung einer kolonialen Ritterlichkeit. Dieser Rückgriff auf kanonisiertes Literaturwissen dient in erster Linie, so die These, einer Inszenierung von traditioneller, heroischer Männlichkeit, die von modernen Gesellschaftsentwicklungen bedroht erscheint.

Verstöße gegen die koloniale Ordnung

Der Roman gliedert sich in zwei ungleich lange Teile: Etwa zwei Drittel der Handlung sind in der Kolonie Deutsch-Ostafrika angesiedelt, wohingegen das letzte Drittel im wilhelminischen Deutschland spielt. Daraus ergibt sich eine für die Kolonialliteratur typische räumliche Aufteilung in den zivilisierten, modernen, gesellschaftlich fortschrittlichen Raum des Mutterlandes, und hier insbesondere der Metropole Berlin, und in den als rückständig dargestellten Raum der Kolonie. Innerhalb des kolonialen Raums ist die Station Uleia, von wo Hauptmann Fred von Sassendorff die militärische Kontrolle seines Distrikts organisiert, ein Zentrum der europäischen Zivilisation. Uleia repräsentiert damit den Einzug der heimatlichen Ordnung in die koloniale Wildnis, die von diesem Vorposten aus geformt werden soll. Lediglich eine kleine militärische Station namens Friedrichsburg wurde inmitten dieser Wildnis, wo scheinbar noch ‚Barbarei‘ und Sittenlosigkeit vorherrschen und die der kolonialen Durchdringung und Kontrolle harrt, gegründet. Die umliegenden indigenen Dörfer wehren sich bislang gegen die koloniale Herrschaft, sodass von dort im Lauf der Handlung ein Angriff auf Friedrichsburg ausgeht.

Die Romanhandlung ist durchzogen von ständigen Regelverstößen, welche die sorgsam etablierte koloniale Ordnung irritieren, sodass die erzählte Geschichte grundsätzlich darum kreist, wie die koloniale Herrschaft und ihr

zentraler Akteur, Fred von Sassendorff, von Widersachern bedroht werden. Die Ordnungsverstöße verletzen indes auch die Ehre des Protagonisten, was immer wieder durch motivische und erzählstrukturelle Anleihen an die höfischen Romane verdeutlicht wird. Bereits das erste Aufeinandertreffen der deutschen Protagonisten rund um Sassendorff in der Offiziersmesse von Uleia zeugt von dieser Anlehnung an vormodernes Abenteuer-Erzählen. Bei ihrem gemeinsamen Abendessen tauschen sie sich scheinbar beiläufig über die Themen aus, die die spätere Handlung bestimmen. Dazu zählen vor allem der Konflikt mit den Missionaren, die Probleme mit den „strengen Aktenregenten“ (AL, 27) im Reichskolonialamt in Berlin und die Kritik der deutschen Öffentlichkeit an den Kolonialskandalen um Carl Peters und Jesko von Puttkamer.²⁴ Hinzu kommen aber auch Themen des kolonialen Alltags sowie Probleme bei der dauerhaften Konsolidierung der kolonialen Herrschaft aufgrund widerständiger indigener Machthaber, etwa in Deutsch-Südwestafrika. Die Verständigung der Protagonisten über die Streitfragen der Kolonisation findet mit der Offiziersmesse an einem Schauplatz statt, der das Zentrum der kolonialen Ordnung auf besondere Weise versinnbildlicht:

Sergeant Dähnert hielt weiter Umschau in der geräumigen Offiziersmesse, zog das rote Kissen zurecht auf dem gewaltigen Elefantenschädel in der Ecke, über dem Speere und Schilde als Trophäen hingen, rückte mit der Stiefelspitze den Kopf des Löwenfelles gerade, das als Teppich ausgebreitet war, fuhr mit dem Finger nach Staub über den Rahmen des Kaiserbildes zu Häupten der langen massiven Tafel [...]. ‚Alles in Ordnung bis auf die Menage, Herr Leutnant,‘ meldete er [...]. (AL, 2)

Nicht nur lässt die Einrichtung der Offiziersmesse, die an die Jagdstube eines adeligen Landguts erinnert, vermuten, dass die sich dort aufhaltenden Menschen kaisertreu und durch die Affinität zur Jagd von höherer sozialer Stellung sind. Die lange Tafel, über die das Kaiserbildnis wacht und an der die Herren „in Ordnung“ beieinander sitzen und sich gegenseitig Geschichten ihrer Jagd- und Kriegserlebnisse erzählen, erscheint außerdem als Reminiszenz an die Tafelrunde am Artushof, wo Artus von seinen Rittern einfordert, dass sie von einem Abenteuer erzählen, da er sonst nicht mit dem Essen beginnt.²⁵ Das gemeinsame Essen signalisiert ein Moment der Vergemeinschaftung jener

24 Jesko von Puttkamer war Gouverneur der Kolonie Kamerun und Kaiserlicher Kommissar in Togo. Aufgrund seines brutalen Vorgehens gegenüber den Kolonisierten war er wie Carl Peters in einen Skandal verwickelt.

25 Vgl. Schnyder, M.: *Äventiure? waz ist daz?*, S. 266 und Strohschneider, P.: *äventiure-Erzählen*, S. 378.

Gruppe, die sich im weiteren Verlauf des Romans als die heroischen Figuren herausstellen und deren zukünftige Abenteuer die Handlung bestimmen.

Zwar sitzen sie in Uleia nicht im Zentrum der zivilisierten Ordnung, für das der Artushof zu Beginn der höfischen Romane steht, aber doch immerhin in der örtlichen kolonialen ‚Dependance‘ des Machtzentrums Berlin. Hier ist Sassendorff als Stationschef der Stellvertreter des Kaisers, den er wie ein Patriarch repräsentiert. Er herrscht über die Station mit ihren „schnurgerade ausgerichteten Hütten“ und ihrer „sauberen, breiten Straße“ (AL, 48–49) mit militärischer Strenge, die sich in ständigem Exerzieren zeigt, aber auch mit als väterlich dargestellter Zuwendung zu den Kolonisierten.

Der Schein des „friedlichen Bildes“ (AL, 46) der Station trägt jedoch, wie der dauerhaft schwelende Konflikt mit den Missionaren zeigt, die sich den Regeln der kolonialen Gemeinschaft ständig widersetzen, woraus sich ein Machtkampf mit den deutschen Militärs ergibt. Über einen Brief seines Jugendfreundes Heinz von Warnekow, der in Berlin kolonialpolitisch aktiv ist, erfährt der Protagonist, und mit ihm die Leserinnen und Leser, außerdem, wie in der Heimat über Kolonialpolitik diskutiert wird und welche Konfliktlinien sich dabei auftun, die wiederum das koloniale Geschehen im Roman prägen. Somit fungiert dieser Brief ebenso wie die späteren im Roman zitierten Briefe als Möglichkeit, die tagesaktuellen Geschehnisse in der deutschen Politik kritisch zu kommentieren und sie zugleich direkt mit dem Geschehen in der Kolonie zu verknüpfen. Hierdurch wird klar, dass die Romanhandlung als Kommentar zur Kolonialpolitik zu verstehen ist. Über den Brief findet Sassendorff außerdem heraus, dass er in Berlin bereits in Ungnade gefallen ist, indem er in Deutsch-Ostafrika den Machtkampf mit den Missionaren nicht gescheut hat. Diese Beschädigung seines Rufs ist als der Grundkonflikt des Romans zu verstehen:

Hatte er nicht seit dem Augenblick, als er nach einem zweijährigen Aufenthalt in Indien und seinen Reisen in Java und Zentralamerika Dienst in der Schutztruppe nahm, peinlich seine Pflicht nach bestem Können und Wissen erfüllt? – Gewiß, er mochte gefehlt haben in kleinen Dingen, aber die Schußwunde in der Schulter, die eine Araberkugel vor Bagamoyo gerissen, die Narbe auf der Stirn, die er einem Massaispeer verdankte, bezeugten, daß er nicht einen Augenblick gezögert, das Höchste, was der Mensch besitzt, sein Leben, aufs Spiel zu setzen, das rote Blut für die Ehre des deutschen Namens auf dem heißen Boden Afrikas zu vergießen. Er hatte das Land durchzogen von Ost nach West, von Nord nach Süd, in den Wüsteneien Ugogos Hunger und Durst gelitten, am Strande des Tanganjika im Fieber gelegen, den Bestien in Menschen- und Tiergestalt ohne Furcht gegenübergestanden, seine Schwarzen mit Gerechtigkeit behandelt – wem war er also unbequem? (AL, 82–83)

Seine so geschilderten militärischen Kämpfe beinhalten, wenngleich sie auf ein konkretes Ziel ausgerichtet sind und kaum individuelle Entfaltung und Freiheit erlauben, zentrale Merkmale eines Abenteurers: Vor allem das Reisen über weite Strecken unter Gefährdung des eigenen Lebens, sei es durch Hunger, Durst, Fieber oder durch die Kämpfe gegen die Kolonisierten, können als Abenteuer verstanden werden, die nun aber allein in den Dienst der Nation gestellt werden. Dieses abenteuerliche Leben diente Sassendorff dazu, wertvolle Erfahrungen für den jetzigen Kolonialdienst zu sammeln. Für seine Rolle als verantwortungsbewusster Offizier hat er seine bisherigen Abenteuer zugunsten des unermüdlichen Kampfs gegen Barbarei beendet und seine damit einhergehende individuelle Freiheit aufgegeben. Seine Ordnungsbemühungen zeugen folglich kaum noch von abenteuerlichen Elementen:

Wege hatte er angelegt, aus dem elenden Negerdorf einen blühenden Bauernweiler geschaffen, aus armseligen, verschuldeten Hörigen der Araber und Inder ein fleißiges und fröhliches Volk, das auf eigener Scholle sein eigenes Brot aß – soweit man aus Negern ordentliche Bauern machen kann. Und er wußte, daß seine Schwarzen an ihm hingen, trotzdem er im Schauri streng und gerecht sein Urteil fällte und den Übeltätern die Kette nicht schenkte. (AL, 83)

Der Protagonist verkörpert somit den Inbegriff des kolonialen Ideals der Zivilisierung, das hier mit der Befreiung der Indigenen vom Joch der Abhängigkeit,²⁶ ihrer Erziehung zu hinlänglich kultivierten Ackerbauern und einer salomonischen Rechtsprechung einhergeht.

Der Verstoß gegen seine kolonialen Ordnungsbestrebungen kündigt sich für Sassendorff an als ein Gefühl, „als ob etwas auf ihn zukomme, gegen das er die Hand nicht heben konnte“ (AL, 84). Früh wird so bereits eine Ohnmacht insinuiert gegenüber Umständen, auf die er – trotz seiner Machtfülle – keinen Einfluss hat. Mit der Erkenntnis, dass „die Mission [...] die Drähte gegen ihn“ (AL, 85) zieht, wird die initiale Kränkung des Protagonisten auf den Konflikt mit der katholischen Mission zurückgeführt. Die Missionare widersetzen sich nicht nur den Regeln der deutschen Kolonialverwaltung, sondern stehen darüber hinaus im Verdacht, die Abgeordneten der katholischen Zentrumsparterie in Deutschland über alle Geschehnisse in der Kolonie zu unterrichten und die Zentrumspolitiker dahingehend zu beeinflussen, dass sie in den

²⁶ Selbstredend sind diese Beurteilung der politischen Machtverhältnisse und der Befreiungsgestus als Ausdruck der kolonialen Ideologie zu verstehen.

Haushaltsdebatten im Reichstag zu Gunsten der Missionare entscheiden.²⁷ Impliziert wird, dass die Missionare die Politik zur Durchsetzung ihrer eigenen Ziele manipulieren, auch indem sie das Fehlverhalten der Kolonialbeamten an die entsprechenden Stellen in Deutschland denunzieren. So wird ein Narrativ entwickelt, das den Roman leitmotivisch durchzieht, nämlich die Vorstellung des heimtückischen Angriffs aus dem Hinterhalt, auf den man sich nicht vorbereiten kann und der mit unlauteren Mitteln geführt wird.

Zu den Verstößen gegen die koloniale Ordnung kommen außerdem die Intrigen von Sassendorffs heimlichem Widersacher, Oberleutnant Rieloff, hinzu, der Sassendorff als seinen Konkurrenten um eine koloniale Machtposition betrachtet. Gemäß der für die populäre Unterhaltungsliteratur typischen binären Figurenzeichnung, die keine Ambivalenzen zulässt, wird verdeutlicht, dass es sich bei Rieloff um Sassendorffs Antagonisten handelt, der Sassendorff bereits in der Vergangenheit beim Glücksspiel betrog, was seinen schlechten Charakter unterstreicht. Entsprechend ist er mit „seinem gedrungenen Nacken, dem kurzen blonden Haar, dem geröteten Gesicht, und den wässerig-blauen, unsicheren Augen“ als „Bild des hartnäckigen Alkoholikers“ (AL, 90) durchweg negativ gezeichnet. Rieloffs Auftrag, mit seinen Soldaten die sich häufenden Angriffe der Indigenen auf die Station Friedrichsburg zu beenden, dient ihm auch dazu, sich gegenüber seinem Widersacher Sassendorff zu profilieren. Dass Rieloff seine Karriere über die Loyalität gegenüber seinem Kollegen stellt, festigt wiederum die Vorstellung des unrechtmäßig von innerhalb wie außerhalb der Ordnung unter Beschuss stehenden Helden Sassendorff.

Das im Roman zu Beginn entworfene Bild des weitgereisten, im Kampf erprobten Abenteurers, der in der Kolonie nun Ordnung schaffen möchte, wird durch indirekte Bezüge auf ritterliche Abenteuer untermauert. Folgt man diesen Anleihen nicht nur motivisch, sondern auch strukturell, wird klar, dass die verschiedenen Verstöße gegen die penibel eingerichtete Ordnung als die initiale Provokation und Kränkung des Helden verstanden werden können, was, ähnlich wie im höfischen Roman, den Ausgangspunkt für die bevorstehenden Abenteuer darstellt. So versucht der Autor Alfred Funke gezielt auf ritterliche Bewährungsnarrationen des Abenteurers zu rekurrieren.

27 Damit bezieht sich der Kolonialroman auf die Tatsache, dass der Etat für die Kolonien vom Reichstag bewilligt werden musste und daher die Debatten über den Kolonialhaushalt ein wichtiges Mittel für die Abgeordneten der einzelnen Parteien waren, auf die Ausrichtung der kolonialen Politik Einfluss zu nehmen. Vgl. Speitkamp, Winfried: *Deutsche Kolonialgeschichte*. 3., bibl. erg. Aufl. Stuttgart: Reclam 2014, S. 140.

Ritterliche Abenteuer in Afrika

Die episodisch gereihten Abenteuer des kolonialen Helden Sassendorff bestehen im Kern aus den fortwährenden blutigen Scharmützeln rund um die Festung Friedrichsburg. Wie im Artusroman, wo der Ritter fernab vom zivilisierten Zentrum des Hofes gegen die Kreaturen der Wildnis kämpfen muss, ist die deutsche Kolonialmacht an diesem entlegenen Militärposten von den unzivilisierten Indigenen umzingelt:

Die Station Friedrichsburg lag auf einem Ausläufer des Hochgebirges [...]. Kein stolzer Bau war dieses Fort, einfache Häuser mit lehmgefügtten Wänden, darüber die mächtigen Grasdächer, umgeben von Wällen, die aus Schlagsteinen und Lehm gefügt waren. [...] Es gärte unter den Eingeborenen, deren Dorf unterhalb der Station sich ausbreitete, Hunderte von runden Strohhütten [...]. (AL, 162)

Deutlich wird hier zum einen die exponierte, aber auch erhabene Lage der Station über den Dächern des indigenen Dorfs, die Friedrichsburg zum liminalen Raum zwischen der etablierten, zivilisierten Ordnung der Heimat und ihrer symbolischen ‚Zweigstelle‘ Uleia und dem völligen Chaos der Wildnis macht. Zugleich ist die koloniale Herrschaft bislang nur ein dünner Firmis, unter dem die kolonisierten Menschen die Eroberung durch die Deutschen allenfalls widerwillig akzeptiert haben. Folglich wird der indigene Machthaber Simba, der die Bevölkerung gegen die Deutschen aufwiegelt und auch für die Ermordung des bisherigen Stationsleiters verantwortlich ist, als grausamer Tyrann beschrieben, dessen „blutige Greuel“ ihm dazu dienen, „die Schwarzen in stumpfem Gehorsam und blinder Ergebung zu erhalten.“ (AL, 168) Seiner Barbarei wird die befreiende, zivilisierte Herrschaft der Deutschen entgegengestellt.

Um die Dringlichkeit des Eingreifens Sassendorffs in den Aufstand zu unterstreichen, wird zunächst das Scheitern von Rieloffs Kommando weitschweifig ausgeführt: Weil Rieloff die auf der Station wohnenden Indigenen brutal für jede Kleinigkeit bestraft, bringt er sie weiter gegen sich auf. Weil er in seiner Freizeit Sex mit indigenen Frauen hat und dazu ständig betrunken ist, bemerkt er nicht, dass die Frauen taktische Informationen an Simba verraten. Und weil er ungeduldig wird und nicht länger auf einen gegnerischen Angriff warten will, zieht er, vom blinden Ehrgeiz gepackt, aufs Geratewohl mit seinen Soldaten aus, um Simba zu finden. Sie geraten prompt in einen Hinterhalt, bei dem er „durch eigenes Ungestüm“ (AL, 222) eine empfindliche Niederlage erleidet und den Rückzug antreten muss.

Dieses Scheitern stellt wiederum den Auftakt für eine Abfolge zahlreicher Abenteuer dar, ähnlich der *âventiuren*, die der Ritter im Artusroman bestehen muss. Als nun der eigentliche Protagonist nach Friedrichsburg reist, um sich

der Lage anzunehmen, wird in aller Ausführlichkeit über mehrere hundert Seiten der Kampf gegen Simba geschildert, woran sich verdeutlicht, dass hier im Kern eine Gewaltgeschichte erzählt wird. Dass Sassendorff sich in die unmittelbare Gefahr der zivilisatorischen Peripherie begeben hat, kann als abenteuerliche Transgression der maßgeblich von ihm selbst etablierten kolonialen Ordnung verstanden werden. Anstatt sich aber in den Kampf zu stürzen und die militärische Bezwingung als Hauptziel seiner Anstrengungen zu betrachten, beschließt er zunächst, die Festung neu zu bauen und ihre Fortifikation zu vergrößern, um für den noch ausstehenden Angriff auf Friedrichsburg gewappnet zu sein. Die eigentlich „schwerere Aufgabe“, die ihn in seinem Handeln motiviert, sei

die Macht Simbas, die wie ein Zauberzwang die Tausende von Negern zusammenhielt und den lodernden Haß gegen die deutschen Zwingherren nicht ausbrennen ließ, zu brechen, ihn selbst und seine Sippe unschädlich zu machen, aber dabei [...] die unzähligen Eingeborenen [...] zu friedlichen Bauern umzuwandeln und sie um Friedrichsburg zu neuer und bewußter Arbeit zu sammeln. (AL, 227–228)

Der hier bemühte, im deutschen Kolonialdiskurs allgegenwärtige Topos der rationalen ‚Erziehung zur Arbeit‘ ist einer der Kernbestandteile der ideologischen Rechtfertigung imperialer Gewaltherrschaft und kolonialer Eroberung scheinbar der Zivilisierung bedürftiger Gebiete und der dort ansässigen Menschen.²⁸ Er dient an dieser Stelle offensichtlich dazu, den Helden durch dieses hehre Ziel noch tugendhafter erscheinen zu lassen, als einen sogenannten „gentleman-hero“,²⁹ also einen ehrenwerten Kolonialherren, der nicht mehr von reiner Abenteuerlust getrieben ist, sondern verantwortungsbewusst die koloniale Aufgabe zu erfüllen versucht.

Der Fokus auf Verteidigung und passiven Rückzug hinter die Mauern des Forts erscheint ohne Transgression und Kampf und unter Berufung auf die soldatische Pflicht, die im Widerspruch zur Selbstbestimmung und Eigensinn steht, nicht sonderlich abenteuerlich. Im Gegenteil sind es gerade

28 Vgl. zur ‚Erziehung zur Arbeit‘ ausführlicher Axster, Felix: Arbeit an der ‚Erziehung zur Arbeit‘ oder: die Figur des guten deutschen Kolonisators. In: „Deutsche Arbeit“. Kritische Perspektiven auf ein ideologisches Selbstbild. Hrsg. von Felix Axster u. Nikolas Lelle. Göttingen: Wallstein 2018, S. 226–251, sowie Osterhammel, Jürgen: ‚The Great Work of Uplifting Mankind‘. Zivilisierungsmission und Moderne. In: Zivilisierungsmissionen. Imperiale Weltverbesserung seit dem 18. Jahrhundert. Hrsg. von Boris Barth u. Jürgen Osterhammel. Konstanz: UVK 2005, S. 363–425.

29 Den Begriff erläutert Elahe Haschemi Yekani genauer, siehe Haschemi Yekani, E.: ‚Enlightened Imperialism‘.

Rieloffs aktive Suche nach einem Gefecht und sein unüberlegter Aufbruch ins Unbekannte der afrikanischen Wildnis, welche hier negativ bewertet werden, da dieser sich von Geltungsbedürfnis und Eitelkeit treiben ließ. Sassendorff hingegen geht mit dem passiven Abwarten des nächsten Angriffs und der zwischenzeitlichen Verstärkung der Abwehrmechanismen des Forts ein viel größeres Wagnis ein, da die „größere Aufgabe“ der Beendigung der Tyrannenherrschaft und der Umerziehung der Kolonisierten nicht allein durch Kampf bewerkstelligt werden kann. Sein Werk zielt also nicht auf Vernichtung des Gegners, sondern auf Zivilisierung durch Überzeugungsarbeit. Dahinter steht aber auch für Sassendorff kein rein altruistisches Motiv. Er habe es

mit Freuden begrüßt, als sich die Gelegenheit bot, durch schnelles Handeln und militärisches Vorgehen in Friedrichsburg ein neues Feld zu finden, auf dem er zeigen konnte, wer er war. In ihm regte sich der alte Soldat, der ehemalige Dragoner im blauen Rock, der den sausenenden Wind der Attacke spürte und Säbel und Zügel in nerviger Faust festfaßte. (AL, 232)

So wird verdeutlicht, dass der von verschiedenen Seiten unter Druck und auch wortwörtlich unter Beschuss stehende Sassendorff sehnlich nach einer Möglichkeit zur Bewährung sucht. Nach dem hauptsächlich administrativen Siedlungsaufbau in Uleia der letzten Jahre steht nun die militärische Bewährung im Vordergrund. Daher wird er hier in erster Linie als Soldat charakterisiert, und, konkreter, als Dragoner, also als ein ursprünglich mit einer Blankwaffe wie einem Säbel ausgestatteter berittener Infanterist, der im Kaiserreich eher als Kavallerist eingesetzt wurde.³⁰ Seine Erinnerung an seine Zeit als berittener Schwertkämpfer ist als eindeutige Reminiszenz des hoch zu Ross in den Kampf ziehenden Ritters zu verstehen. Mit diesem Bild, ausgeschmückt noch durch die Tatkraft und Mut verheißende „nervige[] Faust“, wird verdeutlicht, dass sich Sassendorff mit der Figur des mittelalterlichen Ritters an eine alte, ehrwürdige Tradition des Kriegers anlehnt, nämlich an eine Form der Ehrenrettung durch Zweikampf, die *âventiure*. Wenn Sassendorff die nächste Attacke als Dragoner mit Pferd und Säbel herbeisehnt – eine Kampfform und ein militärischer Rang, welche auch um 1900 schon archaisch waren –, dann verdeutlicht das, wie sehr seine männliche und vor allem soldatische Ehre durch die ungerechtfertigte Kritik aufgrund der Intrigen der Missionare gekränkt ist und wie stark daher sein Bedürfnis nach einer Restitution dieser Ehre ist. Als erfahrener Offizier, der in der Pflicht steht, eine verantwortungsvolle Strategie zu verfolgen, muss er indes für den Gesamterfolg

³⁰ Vgl. Knötel, Richard, Herbert Knötel u. a.: *Farbiges Handbuch der Uniformkunde*. Überarb. Neuauf. München: Herbig 2000, S. 29–32.

des Einsatzes das defensive Ausharren zum Teil dieser Strategie machen und den Kampf mit Waffengewalt zunächst vertagen. Damit ist jedoch der Rahmen für die bevorstehenden Gefechte mit den Indigenen gesetzt: Es geht um die Bewährung von einzelnen Individuen, sodass die Kolonialsoldaten als Ritter der Schutztruppe gesehen werden können, die ihre Ehre und Tugendhaftigkeit typischerweise in episodischen Kampfsequenzen unter Beweis stellen. Damit wird das mittelalterliche Modell der ritterlichen Bewährung beibehalten, dabei aber durch die zur Schau gestellte Motivation der kolonialen Zivilisierung modern aktualisiert.

Die ausführlich geschilderten Gefechte gegen Simba und seine Krieger liefern die Kampfsituationen, die Sassendorff und die anderen Soldaten zur Bewährung ihrer militärischen Fähigkeiten gesucht haben. Auffällig ist dabei, dass entgegen der zuvor betonten Erziehung der Indigenen zu zivilisierten Menschen und der Benevolenz der deutschen Kolonialherrschaft nun die angewandte Gewalt eine detaillierte Ausschmückung findet:

Immer neue Krieger füllten die Lücken und drangen mit Geheul nach vorn. [...] Aber wie Halme mähte sie nun das Maschinengewehr. Der wilde Kriegsruf stockte plötzlich in der Kehle, aus welcher das Blut brach. Das Bein, zum Sturm angesetzt, wurde vom sausenenden Geschoß zerrissen; der Arm, der den Speer schleuderte, zerschmettert vom Blei der Weißen [...]. In dichtem Knäuel lagen die Schwarzen, und das Blut stand in dunklen Lachen. (AL, 290–291)

Es scheint, als versuche die Erzählstimme, die Intensität und Gefahr der einzelnen Kampfsequenzen durch möglichst realistische Schilderung der Wunden und Verletzungen, welche die Deutschen ihren Feinden zufügen, zu unterstreichen und somit zugleich die Bedürfnisse einer sensationsgierigen Leserschaft zu befriedigen: „Der Schuß saß. Aus einer klaffenden Wunde schoß Blut und Gehirnmasse über das weiße Tuch, das Mtaki über die Schulter geschlagen hatte. [...] Der gräßlich verstümmelte Kopf blieb nach vorn gerichtet [...].“ (AL, 362) Die Kampfschilderungen funktionieren darüber hinaus als spannungsgeladene Abenteuer, deren jeweiliges Ende ungewiss ist:

Jetzt Simba fangen! [...] Trotz des nervenzerrüttenden Kampfes, trotz der Aufregungen des Marsches und Gefechtes fühlte er sich stark genug [...]. Schon war er dicht am Rande des Waldes, in dem die letzten Feinde verschwunden waren, schon hob er die Klinge [...], da fiel aus dichtem Mimosenbusch ein Schuß, und wie vom Blitze gefällt, stürzte Hauptmann von Sassendorff zu Boden. (AL, 362–363)

Auf offensichtliche Weise wird hier durch die rasche Abfolge von Bildern und durch den unvorhergesehenen Angriff aus dem undurchdringlichen Busch Spannung erzeugt und Kontingenz inszeniert. Sassendorff erscheint als der

Abenteurer, der in den schnell aufeinanderfolgenden, sich in ihrer Intensität steigernden Gefechten nun alles wagt, um den Feind endlich zu besiegen und diesen Wagemut schließlich mit einer lebensbedrohlichen Verletzung bezahlt, bevor die Gegner vernichtend geschlagen werden.

Die ritterliche Bewährung der Schutztruppensoldaten unter Sassendorffs Führung wird im Roman also vor allem durch einen selektiven Rückbezug auf die Erzählstruktur der höfischen Romane bewerkstelligt, wovon vor allem der episodisch gereichte Kampf gegen scheinbar barbarische Aufständische zeugt. Zugleich findet außerdem eine motivische Anlehnung an das Ideal ritterlicher Bewährung statt, die zugleich an das moderne Ziel der kolonialen Zivilisierung angepasst wird.

Neben den kriegerischen Episoden wird als weiteres wichtiges Movens für die Handlung die Beziehung zu Frauen, das Liebesabenteuer, eingeführt. Dies geschieht durch eine Affäre, die Sassendorff mit einer schwarzen Frau namens Jagodja eingeht, womit er in der Logik der rassistischen Kolonialideologie den Tabubruch der zeitgenössisch sogenannten ‚Rassenmischung‘ begeht. Sein Fehler wird augenblicklich geahndet, indem seine Konkubine taktische Informationen an die Aufständischen weitergibt und diese sogleich die Station angreifen. Dieser Regelverstoß der moralischen und sexuellen Transgression stellt als Schlüsselstelle des Romans sowohl für den konkreten Kriegsverlauf als auch für die weitere Romanhandlung einen zentralen Wendepunkt dar, insofern zum einen Sassendorff den Angriff der Indigenen umso rigorosier bekämpft und auch seine Konkubine zur Bestrafung erhängen lässt und die Affäre zu einer schwarzen Frau zum anderen im Mittelpunkt der später gegen ihn formulierten Anschuldigungen steht.

Das Scheitern des Abenteurers in der Heimat

Zeichnet sich der erste Teil des Romans noch durch eine beinahe unüberschaubare Menge an sich überschlagenden Geschehnissen, Überfällen, Kämpfen und Verwundungen aus, ist der zweite Teil mit der Rückkehr des Proagonisten in die Heimat von einer relativen Handlungsarmut gekennzeichnet. Sassendorffs Gang zum Reichskolonialamt, wo er Bericht über den Kampf um Friedrichsburg erstatten möchte, verläuft ernüchternd, weil er dort nur erfährt, dass er demnächst offiziell zu einer Anhörung vorgeladen werde, um sich für sein Verhalten in der Kolonie zu rechtfertigen. Die Handlungsarmut deutet darauf hin, dass mit dem veränderten Schauplatz ein anderer wesentlicher Bestandteil und eine Antriebskraft des Abenteurers, nämlich die romantische Annäherung des Helden an eine Frau, in den Vordergrund gerückt wird.

Während seines Erholungsurlaubs auf seinem Landsitz intensiviert der Protagonist seine Beziehung zu Gerda von Warnekow, der Schwester seines Freundes Heinz von Warnekow. Er besucht sie in ihrem nahegelegenen Herrenhaus,

wo sie sich über die Zukunft der Kolonisierung unterhalten. Hier wird ein Genrewechsel innerhalb des Romans offenbar: Die vorherigen Schilderungen soldatischer Kämpfe und des Zusammenlebens in einer militärischen Männerwelt weichen nun einer Mischung aus Reflexionen über Politik und Kultur und der Liebesgeschichte zwischen Fred von Sassendorff und seiner Auserwählten. Diese Annäherung zwischen Mann und Frau wird durch bestimmte Signalfelder wiederholt in einen höfischen Minnekontext gerückt: So bezeichnet Gerda ihn etwa häufiger als „Ritter“ (AL, 455) oder „mon chevalier“³¹ (AL, 457). Sie ist es auch, die die Kämpfe in Afrika mit den bevorstehenden Problemen im Mutterland vergleicht: „Sie sind mit den Schwarzen in Afrika fertig geworden, als sie in der Nacht Sie beschleichen wollten, Sie werden auch mit den Herrschaften in Berlin fertig werden [...]“ (AL, 459) Mit dieser Doppelung wird das Geschehen in Afrika auf die Entwicklungen in Deutschland projiziert, wodurch das nochmalige Ausziehen des Ritters in den Kampf antizipiert wird. Die Annäherung in diesem Gespräch verdeutlicht zudem, dass zumindest im privaten Bereich die männliche Anerkennung durch die sich anbahnende Ehe zu gelingen scheint.

Die Anerkennung, der titelgebende ‚Lorbeer‘, wird ihm von seinen Vorgesetzten hingegen vorenthalten. Die Anhörung im Reichskolonialamt bringt zutage, dass ihm der ruppige Umgang mit der Mission zu Last gelegt wird. Zudem liegt ein Bericht Rieloffs vor, in dem dieser berichtet, dass Sassendorff die Exekution seiner Konkubine Jagodja und des Dieners Mabruk aus Eifersucht auf deren intimes Verhältnis angeordnet habe. Damit möchte Rieloff die ohnehin bereits anrühige Beziehung des Hauptmanns zu einer schwarzen Frau zu einem noch problematischeren Eifersuchtsmord stilisieren, um so Sassendorffs Karriere endgültig zu beenden. Dergestalt als schlechter Kolonialbeamter verunglimpft ist seine ritterliche Ehre bedroht und es bedarf daher, wie die bisher verfolgte, an der höfischen *aventure* orientierte Erzähllogik des Romans nahelegt, einer erneuten Bewährung, um seine Fehler wiedergutzumachen und seine Position zu behaupten.

Hier weicht der Roman nun aber von diesem Schema ab. Denn während sich der Protagonist anfangs noch schwor, sich gegen die Anschuldigungen zu wehren, wird nun suggeriert, dass er gegen die Anschuldigungen nichts ausrichten könne, weil seinem Wort nicht geglaubt werde. Darüber hinaus kommt die Beziehung zwischen Sassendorff und seiner Konkubine an die Presse und wird dort als ein besonders schwerer Fall von „Tropenkoller“ (AL, 459) angeprangert, sodass auch Gerda schließlich davon erfährt und den Kontakt zu ihm abbricht. Durch die interne Fokalisierung wird erzählerisch vermittelt,

31 Das Zitat ist im Original in Sperrdruck.

wie die professionelle und persönliche Zurückweisung bei Sassendorff ein Gefühl von Kränkung und Hilflosigkeit auslöst. Anstatt also erneut Abenteuer über Abenteuer zu bewältigen, um den Ehrverlust zu kompensieren, scheint der Protagonist in seinem Vorhaben vorerst gescheitert. Das so gebrochene Schema des doppelten Wegs deutet darauf hin, dass die erneute Ehrrettung des Ritters in der modernen Kolonialmetropole grundsätzlich gefährdet ist. Das aufgeworfene Szenario der Bedrohung von männlicher Ehre wird im Roman so stark in den Fokus gerückt, um gezielt auf zeitgenössische Entwicklungen und Diskussionen in Kolonialverwaltung und -politik Bezug zu nehmen, die über die Romanhandlung kommentiert und kritisiert werden.

3.2 Exkurs: Der Mythos Carl Peters – Inszenierung und Instrumentalisierung eines wilhelminischen Skandals

Die offensichtlichste Anleihe aus dem politischen Zeitgeschehen ist die Bezugnahme auf Carl Peters und den mit ihm verbundenen Fall von kolonialem Machtmissbrauch. Der 1856 in Neuhaus an der Elbe geborene Pastorensohn Peters promovierte 1879 im Fach Geschichte und schrieb in den folgenden Jahren, in denen er bei seinem Onkel in London erstmals mit dem Imperialismus in Kontakt kam, ein Buch über die Philosophie Schopenhauers.³² Statt der eigentlich angestrebten akademischen Karriere entschied er sich, nachdem er 1884 mit Freunden die *Gesellschaft für deutsche Kolonisation* gegründet hatte, dafür, die damals staatlich noch nicht existente Kolonisierung Ostafrikas voranzubringen. Ohne einen offiziellen Auftrag seitens der Reichsregierung dazu gehabt zu haben, reiste Peters 1884 mit drei Freunden nach Sansibar und von dort weiter auf das ostafrikanische Festland, wo er innerhalb von drei Wochen indigene Machthaber dazu brachte, mit ihm ‚Verträge‘ abzuschließen, in denen sie der *Gesellschaft für deutsche Kolonisation* ihr Land abtraten. Diese Verträge legte Peters 1885 Bismarck vor, der sich durch die so geschaffenen Tatsachen dazu genötigt sah, ‚Schutzbriefe‘ für die entsprechenden Gebiete auszustellen, wodurch sie auch offiziell deutsche Kolonialgebiete wurden.³³ Daher genoss Peters später sehr hohes Ansehen als ‚Begründer‘ Deutsch-Ostafrikas.³⁴ In den Jahren danach setzte sich Peters weiter für die Festigung der Kolonialherrschaft

32 Vgl. Geulen, Christian: Blutsbrüder. Über einige Affinitäten bei Carl Peters und Karl May. In: Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft 39 (2009), S. 309–339, S. 318.

33 Vgl. ausführlicher Perras, Arne: Carl Peters and German Imperialism 1856–1918. A Political Biography. Oxford: Clarendon Press 2004, S. 118 f.

34 Vgl. Geulen, C.: Blutsbrüder, S. 313.

in Ostafrika ein, zum Teil durch Stärkung der kolonialen Interessensvertretung in Berlin,³⁵ zum Teil durch eigene, medienwirksam inszenierte Expeditionen zur weiteren Eroberung und Sicherung von kolonialen Gebieten.

3.2.1 *Gewalt am Kilimandscharo und ihre Skandalisierung*

1891 wurde Peters zum Reichskommissar im Kilimandscharo-Gebiet ernannt, wo er seine Herrschaft mit aller Härte durchsetzte. Die Geschehnisse, die später als der ‚Fall Peters‘³⁶ verhandelt wurden, sind bis heute nicht eindeutig geklärt. Als gesichert gilt, dass er, entgegen der Weisung des Gouverneurs Julius von Soden, auf militärische Unternehmungen zu verzichten, einen Krieg gegen die an den Hängen des Kilimandscharo lebenden Warombo begann, die sich gegen die deutsche Kolonisierung zur Wehr setzten.³⁷ Dieser Kriegszug ging mit der Niederbrennung von Dörfern, der Zerstörung der Felder und der zahlreichen Ermordung von Mensch und Tier einher, denn Peters zielte nicht auf eine reine Unterwerfung, sondern auf eine vollkommene Ausrottung der Indigenen, wie er selbst in einem Bericht an den Gouverneur freimütig bekannte.³⁸

Neben der militärischen Eigenmächtigkeit zeigte sich Peters' unerbittliche Herrschaft auch im Umgang mit den Kolonisierten auf der Kilimandscharo-Station. Zunächst ließ er seinen Diener Mabruk, ohne eine entsprechende Befugnis dafür gehabt zu haben, erhängen, weil dieser nachts in eines der Stationsgebäude eingebrochen war, um Zigarren zu stehlen. Mabruk wurde außerdem nachgesagt, ein Verhältnis mit einer von Peters' Konkubinen namens Jagodjo gehabt zu haben.³⁹ Einige Wochen später erfolgte eine weitere Hängung aus fragwürdigen Gründen. Auf der Station lebten afrikanische Frauen, die den Deutschen angeblich von indigenen Machthabern ‚geschenkt‘ worden waren. Drei der Frauen, darunter Jagodjo, flohen in eines der feindlichen Dörfer, das auf Peters' Befehl niedergebrannt wurde, um die Frauen zurückzubekommen. Nach ihrer Rückkehr wurde ihnen die Todesstrafe angedroht, sollten sie noch einen Fluchtversuch wagen. Dennoch floh Jagodjo, die in manchen Akten auch Jagodja heißt, ein zweites Mal und suchte

35 Vgl. Perras, A.: Carl Peters, S. 86 f.

36 Vgl. Struck, Wolfgang: Macht-Abenteuer. Carl Peters in der Bibliothek. In: Abenteuer in der Moderne. Hrsg. von Oliver Grill u. Brigitte Obermayr. Paderborn: Fink 2020, S. 169–190, S. 175.

37 Vgl. Schneppen, Heinz: Der Fall Karl Peters. Ein Kolonialbeamter vor Gericht. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 49 (2001), S. 869–885, S. 870–871.

38 Vgl. Perras, A.: Carl Peters, S. 196, sowie Schneppen, H.: Der Fall Karl Peters, S. 870.

39 Vgl. Perras, A.: Carl Peters, S. 197.

Unterschlupf bei ihrem früheren Stammesoberhaupt, der sie jedoch zurück auf die Station schickte, wo sie schließlich erhängt wurde.⁴⁰

Es waren britische Missionare, die Gouverneur von Soden von diesen Ereignissen in Kenntnis setzten, weil Peters die Todesurteile verschwiegen hatte.⁴¹ Soden wiederum informierte den Reichskanzler Leo von Caprivi und die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts und votierte dafür, Peters aus dem Reichsdienst zu entlassen. Peters selbst hatte in einer Stellungnahme Diebstahl und Hochverrat durch Spionage als Gründe für die Todesurteile angegeben und diese außergewöhnliche Härte mit dem militärischen Ausnahmezustand gerechtfertigt. Der Reichskanzler entschied jedoch, nicht gegen Peters vorzugehen, vermutlich um die Angelegenheit vor der Öffentlichkeit zu verbergen, da bereits Aussagen aus Peters' engerem Kreis vorlagen, die für die Hinrichtungen ein Eifersuchtsmotiv nahelegten.⁴² Stattdessen kehrte Peters nach Berlin zurück, wo man seine Tätigkeit vorerst pausierte, während man eine anderweitige Verwendung für ihn suchte. 1895 wurde ihm ein gut bezahlter Posten als Landeshauptmann am Tanganjikasee angeboten, den Peters jedoch ablehnte, weil ihm nicht die vollkommene Unabhängigkeit vom Gouvernement zugestanden wurde. Daraufhin wurde er in den vorzeitigen Ruhestand versetzt.⁴³

Die Parallelen dieser Geschehnisse mit der Romanhandlung sind offensichtlich. Indem Alfred Funke sogar die Namen der erhängten Indigenen beibehielt und auch die Schilderung Friedrichsburgs an den tatsächlichen Schauplatz am Kilimandscharo anlehnte, war es für zeitgenössische Leserinnen und Leser klar erkenntlich, dass hier das Schicksal Carl Peters' literarisch verarbeitet wurde.⁴⁴ Ebenso offensichtlich ist, dass der Autor die Geschehnisse anders darstellte, als es auf Basis der damaligen Faktenlage der Wahrheit entsprochen hätte. Die mit dieser literarischen Umdeutung implizierte politische Stoßrichtung wird erst verständlich, wenn die weitere Entwicklung des Falls berücksichtigt wird. Denn mit Peters' Versetzung in den Ruhestand endeten keineswegs die Diskussionen um seine Person. Stattdessen kamen die Geschehnisse nun erst an

40 Zu den genauen Ereignissen vgl. ausführlich ebd., S. 198–199.

41 Vgl. Bösch, F.: Öffentliche Geheimnisse, S. 277.

42 Vgl. Schneppen, H.: Der Fall Karl Peters, S. 873.

43 Vgl. Perras, A.: Carl Peters, S. 210.

44 Ein Beleg dafür, dass dieser Bezug für das zeitgenössische Publikum offensichtlich war, stellt eine Rezension zu *Afrikanischer Lorbeer* dar, welche Alexander Lion, der Begründer der deutschen Pfadfinderbewegung (vgl. Kapitel 6), verfasste und darin auf Carl Peters verwies, vgl. Africanus (d. i. Alexander Lion): *Afrikanischer Lorbeer*. In: *Deutsche Kultur* 3.26 (1907), S. 133–136, S. 134.

die Öffentlichkeit, wodurch eine jahrelang anhaltende Debatte über die Tätigkeiten und Befugnisse der deutschen Kolonialbeamten losgetreten wurde.

Nachdem der Sozialdemokrat Georg von Vollmar schon 1895 im Reichstag angedeutet hatte, dass ein deutscher Kolonialbeamter seine Geliebte und deren Liebhaber umgebracht hätte, brachte August Bebel den ‚Fall Peters‘ schließlich 1896 auf die Tagesordnung.⁴⁵ Der Reichstag hatte sich bereits mit dem Skandalen um die Gewaltexzesse des stellvertretenden Gouverneurs und Kanzlers von Kamerun, Heinrich von Leist, und seines Vizekanzlers, Karl Wehlan, beschäftigt, sodass der Umstand, dass Kolonialbeamte immer wieder ihre Befugnisse weit überschritten, den Abgeordneten längst bekannt war. Als am 13. März 1896 der Kolonialetat diskutiert und verabschiedet werden sollte, wurde von Konservativen und Zentrumsabgeordneten wieder die Brutalität mancher Kolonialbeamter kritisiert, was dann auch Bebel in seinen Enthüllungen über Peters aufgriff:

Diese Beischläferin war ein sehr schönes Dschaggamädchen, namens Gidschagga [= Jagodjo, Anm. E. H.], die Schwester des Häuptlings Manamia in Maba. Gidschagga mochte von den erzwungenen Zärtlichkeiten des Dr. Peters nicht sehr befriedigt sein und sie knüpfte ein intimes Verhältnis an mit einem seiner Diener mit Namen Mabrucki. Das erfuhr Dr. Peters. Jetzt gab er sofort den Befehl, das junge Mädchen und den jungen Mann an den Galgen zu hängen [...], weil das junge Mädchen ihm gegenüber einen Vertrauensbruch begangen habe.⁴⁶

Indem Bebel seine Anklage mit süffisantem Hohn über die vermeintlich unzureichende sexuelle Satisfaktionsfähigkeit Peters', aus der er männliche Kränkung schlussfolgert, verband, machte er seine Vorwürfe besonders pikant und somit anschlussfähig für die Boulevardpresse. Weil der anschließend sprechende Direktor der Kolonialabteilung, Paul Kayser, der von den Vorgängen bereits wusste, zwar Eifersucht als Motiv dementierte, aber die Vorwürfe an sich bestätigte, berichteten bald alle Zeitungen darüber, sodass die Öffentlichkeit sich über dieses Fehlverhalten empörte und Peters' Ansehen als Kolonialheld rapide sank.⁴⁷

45 Vgl. Bösch, F.: Öffentliche Geheimnisse, S. 277 f. sowie Struck, W.: Macht-Abenteuer, S. 172–177.

46 Stenographische Berichte über die Verhandlungen des Reichstags. IX. Legislaturperiode IV. Session 1895–97, 59. Sitzung am Freitag, 13. März 1896. Berlin 1896, S. 1434.

47 Der Fall wurde selbst in der internationalen Presse aufgegriffen und anhand dessen die grundsätzliche Eignung Deutschlands als Kolonialmacht in Frage gestellt, sodass durch den Skandal das Ansehen der deutschen Kolonialherrschaft national und international Schaden nahm, vgl. ausführlicher Bösch, F.: Öffentliche Geheimnisse, S. 279–281, sowie Unangst, Matthew: Men of Science and Action. The Celebrity of Explorers and German National Identity, 1870–1895. In: Central European History 50 (2017), S. 305–327, S. 325.

Die Regierung sah sich gezwungen, eine Untersuchung der Sachlage einzuleiten, die im September 1896 zu einem förmlichen Disziplinarverfahren ausgeweitet wurde. Im Zuge der Ermittlungen wurden diskreditierende Zeugenaussagen gesammelt, die die Tötung des Dieners und der Konkubine aus Eifersucht nahelegten. Das Disziplinargericht beurteilte die Hinrichtung des Dieners als Dienstvergehen aus „pflichtwidrigem Mangel an Selbstbeherrschung“,⁴⁸ nicht jedoch die Tötung Jagodjos, für die aufgrund ihrer wiederholten Flucht die Todesstrafe angemessen gewesen sei. Dass Peters jedoch keinen Bericht darüber abgeliefert hatte, wurde ihm als vorsätzliche Verschleierung angelastet, sodass er ohne Pension aus dem Dienst entlassen wurde. Da Peters Revision gegen dieses Urteil einreichte, wurde der Fall noch einmal verhandelt. Schlussendlich wurde er auch für die Hinrichtung seiner Konkubine sowie für den unzulässigen Kriegszug und die brutalen Auspeitschungen schuldig gesprochen, außerdem wurden ihm sein Titel und seine Pension aberkannt.⁴⁹

Der Skandal um Carl Peters führte dazu, dass öffentlich nun viel intensiver darüber diskutiert wurde, welches Maß an Gewalt gegenüber den Kolonisierten angemessen sei. Als direkte Reaktion auf den Prozess wurde die koloniale Strafgerichtsbarkeit, aber auch das Strafmaß und die Vollstreckungsgewalt neu festgelegt und in Zuge dessen die individuellen Befugnisse einzelner Kolonialbeamter stark eingeschränkt.⁵⁰ Die koloniale Gewaltherrschaft sollte stattdessen durch eine geordnete Verwaltung und eine strategische Kriegsführung ersetzt werden, sodass sich die Norm der kolonialen Herrschaft von individueller Selbstherrlichkeit und Größe zu viel stärker reglementierter administrativer Regelmäßigkeit verschob. Wie der Historiker Frank Bösch betont, markierte der Skandal einen maßgeblichen Einschnitt in der öffentlichen Wahrnehmung des Kolonialismus: „Der Typus des ‚kolonialen Kraftmenschen‘, der mit dem

48 Urteil des Disziplinar-Gerichts, zitiert nach: Schneppen, H.: Der Fall Karl Peters, S. 879.

49 Vgl. Bösch, F.: Öffentliche Geheimnisse, S. 285. Auf Drängen nationalliberaler Kreise erhielt Peters jedoch bereits 1905 vom Kaiser den Titel des Reichskommissars a. D. zurück und bekam ab 1914 auch eine jährliche Ehrenpension von 6000 Reichsmark. 1937, lange nach seinem Tod, wurde er per Führererlass vollständig rehabilitiert. Vgl. Geulen, C.: Blutsbrüder, S. 315.

50 Vgl. Bösch, F.: Öffentliche Geheimnisse, S. 286. Rebekka Habermas zeichnet eine direkte Linie zwischen der Diskussion über die exzessive Auspeitschung Kolonisierter, die im Reichstag von kolonialkritischen Abgeordneten auch durch eine mitgebrachte Nilpferdpeitsche visualisiert wurde, und der Einschränkung der Prügelstrafe, die nun auch nur noch von charakterfesten Kolonialbeamten ausgeführt werden durfte. Vgl. dazu Habermas, Rebekka: Peitschen im Reichstag oder über den Zusammenhang von materieller und politischer Kultur. Koloniale Debatten um 1900. In: Historische Anthropologie 23.3 (2015), S. 391–412, S. 404–405.

Gewehr Afrika durchschreitet, galt nunmehr als unzeitgemäß.⁵¹ Mit anderen Worten wurde damit der Spielraum für koloniale Eskapaden maßgeblich eingeschränkt und das Abenteuer als koloniale Verhaltensform diskreditiert.

Zur Skandalisierung trugen neben den Reichstagsdebatten vor allem Zeitungen durch ihre intensive und emotionalisierende Berichterstattung bei. In der Darstellung des Geschehenen als Skandal zeigt sich, dass die exzessive koloniale Gewalt als Verstoß gegen die geltenden gesellschaftlichen Normen verstanden wurde. Die mediale Skandalisierung diente im Kaiserreich nicht nur als Möglichkeit, die Empörung und Enttäuschung über das Geschehene zum Ausdruck zu bringen, sondern auch zur Kontrolle der politischen Vorgänge sowie als Ersatz für fehlende politische Partizipation der Bevölkerung.⁵² Die skandalisierende Presseberichterstattung hatte auch konkreten Einfluss auf die weitere Entwicklung der Fälle, insofern die Urteile im Fall Peters sowie in anderen Kolonialskandalen maßgeblich auch auf Druck der Öffentlichkeit gefällt wurden.

In den über Jahre andauernden Berichten über die Kolonialskandale wurde medial eine Bedeutungsgenerierung besonders wirkmächtig, und zwar die Rede vom sogenannten Tropenkoller, den auch Alfred Funke in seinem Roman aufgreift. Vermutlich Mitte der 1890er Jahre in Berlin entstanden, wurde der Begriff des Tropenkollers in beinahe allen Artikeln über Peters und andere in der Kritik stehende Kolonialbeamte erwähnt. Damit wurde die Vorstellung bezeichnet, dass die veränderten klimatischen, politischen und sozialen Bedingungen in den Kolonien sich auf die Psyche der Kolonisatoren auswirke und diese eine Art Nervenzusammenbruch, Neurasthenie oder fiebrige Umnachtungszustände erlitten. Der Begriff erlebte eine große interdiskursive Karriere, da er beispielsweise in der Tropenheilkunde, der Psychiatrie und Kriminologie aufgegriffen wurde, aber auch in der Kolonialliteratur.⁵³ Außerdem fand der Begriff Eingang in den Reichstag, wo von prokolonialistischen Abgeordneten bald versucht wurde, das Fehlverhalten der Kolonialbeamten mit dem Tropenkoller zu entschuldigen: Durch die Nervenzerrüttung seien die

51 Bösch, F.: Öffentliche Geheimnisse, S. 288.

52 Vgl. zu den Perspektiven der neueren Skandalforschung Habermas, Rebekka: Der Kolonialskandal Atakpame – eine Mikrogeschichte des Globalen. In: *Historische Anthropologie* 17.2 (2009), S. 295–319, S. 298–300.

53 Insbesondere zwei Romane fallen diesbezüglich aufgrund ihres sprechenden Titels auf, nämlich: Bülow, Frieda von: *Tropenkoller. Episode aus dem deutschen Kolonialleben*. Berlin: F. Fontane & Co. 1896, und Wenden, Henry: *Tropenkoller. Ein Kolonial-Roman*. Leipzig: Rich. Sattlers Verlag 1904. Auf die Thematisierung des Tropenkollers in diesen Romanen gehen Stephan Besser und Eva Bischoff näher ein, vgl. Besser, S.: *Pathographie der Tropen*, S. 30–45 und Bischoff, E.: *Tropenkoller*, S. 130–134.

jeweils Beschuldigten als unzurechnungsfähig einzuschätzen und daher für ihre Taten nicht zu belangen.⁵⁴ Hieran wird die mit dem Tropenkoller-Begriff verbundene Taktik der Pathologisierung des Verhaltens deutlich, die außerdem auf eine Einschätzung dieser Situationen als bedauerliche Einzelfälle abzielte.

An dieser dynamischen, interdiskursiven Begriffsverwendung zeigt sich außerdem, dass die Figur des Kolonialbeamten und seine physische wie psychische Eignung immer mehr Aufmerksamkeit auf sich zog. Die Kolonien galten als Ort, an dem die – meist männlichen – Europäer ohne die einschränkenden Regeln der Zivilisation lebten, wodurch sie einerseits zwar Fantasien der regellosen Freiheit und Regression verwirklichen zu können glaubten, durch diesen Sittenverfall der verbreiteten Annahme zufolge aber auch Gefahr liefen, moralisch und körperlich zu degenerieren. Im Narrativ des Tropenkollers konzentriert sich dieser Gedanke als eine Kombination aus einem Rückfall in vorzivilisatorischen Sadismus und dem körperlichen Verfall durch klimatische und moralische Zersetzungsprozesse. Dass die Kolonialbeamten es nicht schafften, in der Zivilisationsferne Sitten und Moral aufrechtzuerhalten, wurde als ein Mangel an Selbstbeherrschung gewertet, der auf eine vollkommene Überforderung angesichts der verschiedenen negativen Einflüsse zurückgeführt wurde. So wurde die extreme Gewalt als Resultat einer männlichen Krisenerfahrung, derer man sich im umfassenden kolonialen Bedrohungsszenario kaum entziehen könne, dargestellt. In dieser Rechtfertigungsrhetorik wird Gewalt strategisch verharmlost und verschleiert⁵⁵ und die Akteure dieser Gewalt als hilflos viktimisiert.⁵⁶ Dies zeigt beispielsweise das „Wort der Entschuldigung zu dieser Erscheinung“, zu dem sich der Abgeordnete der Deutschen Volkspartei Johann Georg Ehni in einer Reichstagsdebatte im Jahr 1894 bemüht fühlte: „Wer im heißen Klima unter den Tropen gelebt hat, lernt genau kennen, was das Sprichwort meint, wenn es sagt: man wandelt nicht ungestraft unter Palmen. Ein zerstörender Einfluß nicht nur auf [...] den Körper, er ist es auch auf den Geist und bis zu einem gewissen Grad auch auf die Moral.“⁵⁷ Diese bagatellisierende Opfererzählung, entstanden

54 Vgl. ausführlicher Besser, Stephan: Tropenkoller. 5. März 1904: Freispruch für Prinz Prosper von Arenberg. In: Mit Deutschland um die Welt. Eine Kulturgeschichte des Fremden in der Kolonialzeit. Hrsg. von Alexander Honold u. Klaus R. Scherpe. Stuttgart: Metzler 2004, S. 300–309, S. 300–301 sowie Besser, S.: Pathographie der Tropen, S. 47–74.

55 Rebekka Habermas hat darauf hingewiesen, dass mit der Skandalisierung einzelner Gewalttaten verschleiert wurde, dass Prügelstrafen und andere Gewaltanwendungen keineswegs Einzelfälle, sondern koloniale Normalität waren, vgl. Habermas, R.: Peitschen im Reichstag, S. 410.

56 Vgl. Bischoff, E.: Tropenkoller, S. 121–122.

57 Stenographische Berichte über die Verhandlungen des Reichstags. IX. Legislaturperiode, II. Session 1893/94, Bd. 2, Sitzung am 17.2.1894. Berlin 1894, S. 1315.

in konservativen, prokolonialistischen Kreisen und entsprechenden Medienberichten, ging in die Literatur über und wird auch im Roman *Afrikanischer Lorbeer* aufgegriffen.

Der Skandal um Carl Peters trug dazu bei, dass auf lange Sicht die Politik, aber auch die breitere Öffentlichkeit aufmerksamer auf koloniale Angelegenheiten blickte. In den folgenden Jahren gab es immer wieder Enthüllungen über sexuelle Übergriffe, exzessive Gewaltanwendung und andere Kompetenzüberschreitungen seitens der Kolonialbeamten. Im Jahr 1906 erreichten diese Meldungen einen neuen Höhepunkt: Neben dem Streit um den Etat der Schutztruppe, die im Reichstag in der Kritik stand, weil die extreme Brutalität im Krieg gegen die Herero und Nama ans Licht gekommen war, waren es nun vor allem Skandale, die kolonial-kritische Reichstagsabgeordnete, darunter Sozialdemokraten und Linksliberale, aber auch Zentrumsabgeordnete, selbst aufdeckten.

Die katholische Zentrumspartei konnte sich hierfür insbesondere auf Berichte der Missionare stützen, die oft Konflikte mit den Kolonialbeamten hatten, da sie deren Lebenswandel und die Behandlung der afrikanischen Bevölkerung als Missachtung ihrer christlichen Arbeit empfanden.⁵⁸ Vor allem die Zentrumspolitiker Herrmann Roeren und Matthias Erzberger taten sich mit der ständigen Anprangerung diverser Missstände hervor.⁵⁹ Mit immer neuen Enthüllungen erhöhten die Zentrumspolitiker den Druck auf die Regierung und die Kolonialabteilung, auf diese Vorwürfe zu reagieren, sodass es immer öfter zu Entlassungen und Rücktritten kam. Durch die anklagenden Reichstagsdiskussionen, gestützt durch die immer kritischer werdende öffentliche Meinung, verstärkte sich die Macht, die der Reichstag auf die Kolonialpolitik ausübte. Denn kolonialpolitische Entscheidungen waren eigentlich alleinige Angelegenheit der Kolonialabteilung – der Reichstag konnte nur über die Etatverhandlungen darauf Einfluss nehmen. Dieser Etat wurde indes durch die Skandalenthüllungen immer häufiger zum Zankapfel, sodass die Kolonialabteilung oftmals Zugeständnisse machen musste, um ihren Etat bewilligt zu bekommen.

Der 1906 neu ernannte Kolonialdirektor Bernhard Dernburg – als Bankier und Wirtschaftsexperte ein Neuling in der Kolonialpolitik – zeigte sich gewillt, die Skandale rückstandslos aufzuklären, um kolonialpolitisch einen

58 Vgl. Bösch, F.: Öffentliche Geheimnisse, S. 291.

59 So waren sie beispielsweise an der Aufdeckung der Vergewaltigungsvorwürfe rund um den Bürovorsteher des Gouverneurs von Togo namens Wistuba, der Ausschweifungen des Kameruner Gouverneurs Jesko von Puttkamer und der Korruption der Firma Tippelskirch, an der sich der Landwirtschaftsminister Victor von Podbielski bereichert hatte, beteiligt. Zu diesen diversen Skandalen vgl. ebd., S. 288–310.

Neuanfang zu ermöglichen. Zugleich warf er jedoch dem Zentrumspolitiker Hermann Roeren in der Reichstagsitzung vom 3. Dezember 1906 vor, durch seine zahlreichen Enthüllungen versucht zu haben, die Zentrumsinteressen durch Erpressung der Kolonialabteilung durchzusetzen.⁶⁰

Es ist eben diese Reichstagsdebatte, die am Ende von *Afrikanischer Lorbeer* (1907) ausführlich beschrieben, teilweise sogar wortwörtlich wiedergegeben wird (vgl. Kap. 3.4.2.). Darauf spielt der Kolonialroman an, wenn an verschiedenen Stellen behauptet wird, die Missionare würden das vermeintliche Fehlverhalten von Kolonialbeamten an die Zentrumsparterie denunzieren, die dann wiederum im Reichstag eine Bestrafung erwirken würden. Dass all die Kolonialskandale in Funkes Roman in den kolonialpolitischen Unterhaltungen der Soldaten in Uleia und Friedrichsburg, aber auch in Heinz von Warnekows Briefen an Sassendorff explizit namentlich genannt werden, zeigt, dass der Autor auf diese Weise nicht nur den tagesaktuellen politischen Hintergrund in die koloniale Handlung einfließt, sondern auch die immer kritischer werdende öffentliche Wahrnehmung des deutschen Kolonialismus und dessen Akteure, die im Roman indes als bedrohlich kritisiert und zu korrigieren versucht wird.

3.2.2 *Perspektiven auf den Kolonialskandal um Carl Peters*

Die direkte Übernahme von konkreten historischen Personen, Diskussionen und Streitthemen in eine Romanhandlung ist zwar auffällig, aber zumindest in Bezug auf Carl Peters keine Ausnahme. Es gibt diverse literarische Verarbeitungen dieses Stoffes: Während etwa in Frieda von Bülow's Kolonialroman *Ludwig von Rosen*⁶¹ Peters in der Figur des Titelhelden mit einer Mischung aus Bewunderung für den tatkräftigen ‚Herrenmenschen‘ und Kritik an seiner Rücksichtslosigkeit beschrieben wird, bietet Balder Oldens deutlich später erschienener Roman *Ich bin Ich*⁶² eine kritische Auseinandersetzung mit dem gefallenen Kolonialhelden, dessen Größenwahnsinn und Skrupellosigkeit als Ausdruck eines pathologischen Geltungsbedürfnisses dargestellt werden. Wenig überraschend versuchten auch die Nationalsozialisten, Carl Peters' als

60 Konkret ging es um sogenannte schwarze Listen, die das Zentrum der Kolonialabteilung zukommen ließ, auf denen die Namen der Kolonialbeamten gestanden haben sollen, die das Zentrum ihres Amtes verwiesen sehen wollte. Die Rede Bernhard Dernburgs ist nachzulesen unter: Stenographische Berichte über die Verhandlungen des Reichstags. XI. Legislaturperiode, II. Session, 1905/1906, 132. Sitzung am Montag, 3. Dezember 1906. Berlin 1906, S. 4102.

61 Bülow, Frieda von: *Ludwig von Rosen. Eine Erzählung aus zwei Welten*. Berlin: F. Fontane & Co. 1892.

62 Olden, Balder: *Ich bin Ich. Der Roman Carl Peters*. Berlin: Universitas 1927. Weil Olden in seinem Roman Peters als den Vergewaltiger der Verlobten seines Onkels porträtierte, ging Peters' Witwe gerichtlich gegen Olden vor, vgl. Geulen, C.: *Blutsbrüder*, S. 316.

Kolonialheld zu rehabilitieren. Ernst von Salomon beispielsweise schrieb das Drehbuch zum Film *Carl Peters* (1941) mit Hans Albers in der Hauptrolle und der NS-Historiker Walter Frank besorgte 1943 eine dreibändige Ausgabe der gesammelten Schriften Carl Peters, um sein Wirken und Denken in Erinnerung zu behalten.

Alfred Funke reihte sich mit *Afrikanischer Lorbeer* in die zahlreichen literarischen Verarbeitungen der Peters-Geschichte ein, beließ es jedoch nicht bei diesem Roman, sondern publizierte 1937, also 30 Jahre später, eine Biografie des Mannes, „der Deutschland ein Imperium schaffen wollte“.⁶³ Der Titel und der Veröffentlichungszeitpunkt verweisen bereits darauf, dass es sich dabei um ein deutlich von der völkischen Ideologie durchzogenes Werk handelt, das als Beitrag zur posthumen Rehabilitierung des 1918 gestorbenen Peters zu verstehen ist. Funke gibt darin zu verstehen, dass er im Gegensatz zu den zahlreichen anderen Peters-Biografen ein besonders wahrheitsgetreues Werk geschrieben habe, das von der persönlichen Bekanntschaft des Autors mit Carl Peters profitiert habe:

Wiederholt war ich in London und Berlin mit Peters zusammen, durch gemeinsame Mitarbeit an einer Londoner Wochenschrift kamen wir im Laufe der Jahre einander noch näher. So gewann ich durch eigene Anschauung ein besonderes Bild von dem großen Afrikaner. [...] Eine Chronologie der Taten des Begründers von Ostafrika ist in jeder seiner Biographien zu finden. Für ein Bändchen dieser Bücherei stellt sich die Aufgabe in anderer Form: ‚Wer war der wirkliche, historische Carl Peters?‘⁶⁴

Authentizität für das Geschriebene leitet er demnach aus der Tatsache ab, dass er Peters persönlich gekannt und sich mit ihm auch regelmäßig über die deutsche Kolonialpolitik unterhalten hatte. Funke stellt diese Gespräche als Verständigung über die Unrechtbehandlung Peters' im Reichstag und im Disziplinarverfahren, das zu seiner Entlassung führte, dar, und unterstreicht damit, dass Deutschland seinen ursprünglichen Kolonialhelden die ihm gebührende Ehrerbietung versagt habe:

Er [Carl Peters] hatte damals seine Wohnung im East India House. Der Kamin verbreitete behagliche Wärme, sein Diener mixte trotz der späten Stunde noch einen Schlummertrunk, wir rauchten und gerieten in ein langes Gespräch politischer Art. Ich besinne mich heute noch auf sein verbittertes Wort zum Schlusse: ‚Man hat mich in Berlin mit Fußtritten fortgejagt wie einen Hund, zum Lohn

63 Funke, Alfred: Carl Peters. Der Mann, der Deutschland ein Imperium schaffen wollte. Berlin: Metten & Co. 1937.

64 Ebd., S. 7.

dafür, daß ich ein guter Deutscher bleiben und meinem Volk und Vaterlande Größe und Besitz auf dem Boden Afrikas verschaffen wollte [...]. Ich wollte ihn beruhigen, aber er blieb erbittert.⁶⁵

Aus dieser behaupteten freundschaftlichen Verbundenheit mit Peters, die wiederum aus der heutigen Quellenlage schwer zu verifizieren ist, beansprucht Funke auch für seinen Roman *Afrikanischer Lorbeer* historische Authentizität: Er beschreibt, dass Peters, als er „im Jahre 1908 in einem Berliner Hotel in der Nähe des Bahnhofs Friedrichstraße krank lag“, auf „meine Bitte die Druckbogen meines Buchs ‚Afrikanischer Lorbeer‘ las [...]“.⁶⁶ Daraus kann geschlussfolgert werden, dass die Romanhandlung von Peters als angemessen befunden wurde und der Roman somit als Gegendarstellung zur Meinung der Öffentlichkeit und des Disziplinargerichts verstanden werden kann, die durch die fiktionale Verarbeitung richtiggestellt werden sollte.

Wie die große mediale Aufmerksamkeit und die verschiedentliche Verarbeitung des Vorgehens Peters' in Ostafrika zeigen, wurde Carl Peters zunächst zu einer Projektionsfläche für deutsches Großmachtstreben, welches er so entschieden und unverhohlen verkörperte wie kaum ein anderer. Aufgrund seiner Eroberungen im heutigen Tansania wurde er als Repräsentant all jener Tugenden verehrt, die man zur erfolgreichen Kolonisation Afrikas als nötig erachtete, vor allem Tatkraft, Mut und Tapferkeit. Anhand der Skandalisierung seiner Person als „Hänge-Peters“,⁶⁷ seiner kompromisslosen Brutalität, seines enormen Geltungsdrangs und fehlenden Unrechtsbewusstseins wird jedoch ebenfalls ersichtlich, dass er die öffentliche Meinung polarisierte wie kaum ein anderer. Deshalb wurde er auch zu einer Symbolfigur für die anhaltenden Auseinandersetzungen über die ‚richtige‘ Kolonisation, das dafür notwendige und angemessene Maß an Gewalt und die Verpflichtung der Kolonialbeamten auf allgemein geltende Regeln innerhalb einer gut funktionierenden Kolonialverwaltung. In seiner Person wurden und werden bis heute die Ziele und Sehnsüchte, aber auch die Bruchlinien des kolonialen Diskurses des Kaiserreichs besonders deutlich, weshalb es nicht verwundert, dass er zu einer Art kolonialem Mythos wurde, an dem die zahlreichen Romane, Filme und Studien partizipierten.

Schließlich hat auch Hannah Arendt den Mythos Peters in ihrer Studie über die *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft* (1955) aufgegriffen, in dem sie die Vermutung äußerte, die literarische Figur des Mr. Kurtz in Joseph Conrads

65 Ebd., S. 6–7.

66 Ebd., S. 11.

67 Dieser Beiname wurde ihm von der Presse verliehen, vgl. Bösch, F.: Öffentliche Geheimnisse, S. 275.

Heart of Darkness sei nach dem Vorbild Carl Peters' gezeichnet, womit sie Peters in ein gänzlich anderes Licht rückte. Für Arendt waren viele der Kolonisatoren, darunter der aus ärmlichen Verhältnissen stammende Peters,⁶⁸ nicht von individuellem Tatendrang und Neugier oder freiwilliger Lust auf Abenteuer getrieben gewesen, sondern es handelte sich bei diesen Männern ihrer – polemisch zugespitzten und dadurch historisch etwas unscharfen – Meinung nach um den „Auswurf dieser Gesellschaft“, von der sie, in Europa überflüssig geworden, in das scheinbare Nichts der afrikanischen Kolonien „ausgespien“⁶⁹ und dort sich selbst überlassen wurden. Sie zitiert außerdem einen Carl Peters zugeschriebenen Ausspruch, nämlich: „Ich hatte es satt, unter die Parias gerechnet zu werden, und wollte einem Herrenvolk angehören.“⁷⁰ Dieser Satz impliziert, dass das koloniale Abenteuer für Peters, wie für manch anderen Kolonisateur auch, nicht so sehr in der ersehnten Transgression der heimatischen Ordnung lag, sondern vor allem in der Neugründung einer Ordnung, in der der vormalige „Auswurf“ einen hoch angesehenen Ehrenplatz einnehmen und sich zugleich der moralischen Regression hingeben kann. Bringt man dieses Geltungsbedürfnis mit der bereits geschilderten, zeitgleich formulierten Rhetorik der Hilflosigkeit der scheinbar vom Tropenkoller heimgesuchten männlichen Kolonisatoren zusammen, so ergibt sich daraus ein Bild einer sich konstanter Bedrohung ausgesetzt sehender Männlichkeit, die sich im Zugzwang sieht, ihren Status als Opfer und Abschaum umzuwandeln in Ehre und Ansehen. Funke greift diesen zeitgenössisch besonders virulenten Topos einer kolonialen Männlichkeit unter Bewährungsdruck anhand des Peters'schen Skandals auf und verbindet seine literarische Verarbeitung dieses Themas mit einer eigenwilligen populärliterarischen Anverwandlung des Abenteuers als Erlebnis- und Erzählmodell. Diese spezifische Adaption des Abenteuers dient wiederum klaren erzählerischen Zwecken.

3.3 Koloniale Männlichkeit zwischen Bewährung und Hilflosigkeit

Funkes strukturelle und motivische Bezugnahme auf eine spezifische literarische Abenteuertradition, die höfische *âventiure*, und deren moderne Adaption wirft die Frage auf, welche Rolle das immer wieder herangezogene Modell für

68 Perras weist darauf hin, dass Peters sich seiner fehlenden materiellen Ressourcen schon als Schüler schämte und stets darum bemüht war, seine ärmliche Herkunft zu verbergen, vgl. Perras, A.: Carl Peters, S. 16.

69 Arendt, Hannah: Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. Antisemitismus, Imperialismus, Totalitarismus. Zürich: Piper 2003, S. 413–414.

70 Zitiert nach: ebd., S. 414.

die erzählte Geschichte spielt und welche Deutung das historische Geschehen des Kolonialskandals durch diese Rahmung als Abenteuer erfährt. Dazu lohnt sich zunächst ein stichprobenartiger Blick in die Schriften, die Peters selbst über sein koloniales Wirken verfasste (3.3.1.). Im Vergleich mit dem Roman wird so deutlich, dass Funke die Idealisierung des Kolonialhelden Peters durch ein gezieltes Umschreiben seiner Abenteuer zu bewerkstelligen versuchte, wofür das mittelalterliche Schema von zentraler Bedeutung ist.

3.3.1 Die literarische Umschreibung des kolonialen Abenteurers

Peters' eigene Abenteuer-narrationen und ihre Rezeption im Reichstag

Zum Mythos um seine Person trug neben den zahlreichen Presseberichten, Romanen und sonstigen Verarbeitungen vor allen anderen Carl Peters selbst bei. Über die Jahre verfasste er zahlreiche Schriften über die Kolonialpolitik, aber auch über seine diversen Aufenthalte in Afrika, darunter der *Bericht über die Expedition der Gesellschaft für deutsche Kolonisation nach Ost-Afrika*, der in der *Täglichen Rundschau* ab 1885 in Fortsetzungen und später unter dem Titel *Die Usagara-Expedition* erschien, der Bericht über die *deutsche Emin-Pascha-Expedition* und seine spätere Schilderung der *Gründung von Deutsch-Ostafrika*.⁷¹ Seine Bekanntheit und sein Ansehen als ‚Gründer‘ der Kolonie Deutsch-Ostafrika beruhte maßgeblich auf diesen Schriften. Es handelt sich bei diesen Publikationen weniger um sachliche Berichte über die politischen Entwicklungen in der Kolonie als um individuelle Reisebeschreibungen des Verfassers, der darin seiner Leserschaft ein bestimmtes Bild seiner Unternehmungen zu präsentieren versuchte.⁷² Das Genre des kolonialen Expeditionsberichts beinhaltet neben wissenschaftlichen Beschreibungen vor allem abenteuerliche „Gefahren-geschichten“,⁷³ die als einzelne Episoden aus dem Kontext des Berichts herausgegriffen werden und auch als jeweils eigenständige Geschichten gelesen werden können. Sie dienen dazu, die Forschungsreisenden als heroische Pioniere zu inszenieren, die einer permanenten

71 Peters, Carl: Die Usagara-Expedition [1885]. In: ders.: Gesammelte Schriften. Erster Band. Hrsg. von Walter Frank. München, Berlin: C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung 1943, S. 287–318, Peters, Carl: Die deutsche Emin-Pascha-Expedition. München, Leipzig: R. Oldenbourg 1891, sowie Peters, Carl: Die Gründung von Deutsch-Ostafrika. Kolonialpolitische Erinnerungen und Betrachtungen. Berlin: C. U. Schwetschke und Sohn 1906.

72 Vgl. auch Gisi, Lucas Marco: Das Charisma des ‚Primitiven‘. Die Konstruktion des ‚Kolonialhelden‘ Carl Peters. In: Größe. Zur Medien- und Konzeptgeschichte personaler Macht im langen 19. Jahrhundert. Hrsg. von Michael Gamper u. Ingrid Kleeberg. Zürich: Chronos 2015, S. 239–259, S. 244–245.

73 Fiedler, Matthias: Zwischen Abenteuer, Wissenschaft und Kolonialismus. Der deutsche Afrikadiskurs im 18. und 19. Jahrhundert. Köln: Böhlau 2005, S. 147.

Gefährdung ihres Lebens ausgesetzt sind. Bezweckt wurde damit in erster Linie eine unterhaltsamere Lektüre und somit ein größerer Absatzmarkt für die Expeditionsberichte.⁷⁴ Vor diesem Hintergrund ist der von Christian Geulen herausgearbeitete Rückgriff Peters' auf ähnliche Motive wie Karl May, beispielsweise die Blutsbrüderschaft, die beinahe tödliche Verwundung und das schwere Fieber, aber auch die Entwicklung vom ‚Greenhorn‘ zum erfahrenen ‚Westmann‘, als geschickte Form der Selbstinszenierung zu verstehen: Peters versucht, seine mit diesen Expeditionen verbundenen kolonialpolitischen Aspirationen und seine programmatischen Visionen vom deutschen Kolonialreich in der Form einer Abenteuerreise darzustellen.⁷⁵ Dazu bedient er sich diverser aus der Reiseliteratur bekannter Motive wie der Schilderung der Überfahrt, der Initiation, des Weges und der Landschaft. Die Kontingenz seiner in Wirklichkeit vollkommen unstrukturiert und unprofessionell durchgeführten Reise zur ‚Gründung‘ der Kolonie wird von Peters etwa im Bericht zur *Usagara-Expedition* verschleiert, indem er sein Verhalten nachträglich als rational, strategisch und planvoll und sich selbst als erfahrenen Koloniegründer darstellt, dabei aber trotzdem auf die ständige Gefährdung abhebt. Zu diesem Zweck wechseln im Stil Karl Mays gehaltene Abenteuersequenzen, in denen von Peters' Verletzungen, den dramatischen Geschehnissen während des Marsches, seinen Verhandlungen mit den Indigenen und seinem Fieber die Rede ist und in denen er trotz all dieser Gefahren als übermenschlicher Held erscheint, mit eher nüchternen Passagen, in denen die Kolonialpolitik und seine persönlichen Ansichten über die richtige Kolonisation dargelegt werden. Geulen zufolge finden sich diese fiktionalisierenden, durch erfundene Dialoge mit den Indigenen literarisierten Abenteuersequenzen überwiegend dort, wo das Vorhaben vom Scheitern bedroht ist, um einerseits von diesem Scheitern durch eine spannende, gut erzählte Geschichte abzulenken und andererseits, um sich als emotional greifbaren Erzähler zu stilisieren. Die von wirrer Ziellosigkeit geprägte Rückreise der Emin-Pascha-Expedition beispielsweise wird durch die genannten abenteuerlichen Elemente zum Bestandteil einer heroischen Abenteuerreise, in der Zufälle und Kontingenzen Teil des Entdeckungs- und Eroberungsnarrativs sind.⁷⁶ Geulens Argument ist hinzu- zufügen, dass über die erzählerische Ausgestaltung dieser Krisenmomente die Bewährungsmöglichkeit des Helden als wichtiger Bestandteil des Abenteurers ins Bewusstsein der Leserinnen und Leser gerückt wird.

74 Vgl. dazu ausführlicher Thanner, V.: Tückische Oberflächen, S. 120–126, sowie Fiedler, M.: Zwischen Abenteuer, S. 126–151.

75 Vgl. Geulen, C.: Blutsbrüder, S. 319 f.

76 Vgl. ebd., S. 331–332.

Diese Bewährung allerdings hat bei Peters nicht die Gestalt der gewaltfreien, beinahe freundschaftlichen Unterwerfung der Kolonisierten, sondern zeigt sich in unverhohlener Gewalt. Anders als May, der die Begegnung mit den ‚edlen Wilden‘ romantisch verklärte, schildert Peters unumwunden, wie blutig diese Begegnungen oftmals abliefen und wie kompromisslos der Umgang mit den zu Kolonisierenden war. Beispielsweise beschreibt Peters in der *Emin-Pascha-Expedition* freimütig, wie er sechs indigene Dörfer gleichzeitig brandschatzt, um ein Exempel zu statuieren:

Ich wandte mich nun in die benachbarten Dörfer der Wadsagga, um noch vor Einbruch der Nacht den Leuten eine ernstliche Lektion zu erteilen. [...] Ich befahl, alles, was für uns von Wert war, schnell herauszuräumen, und ließ dann nacheinander sechs von diesen Dörfern in Brand stecken. Es schien mir nötig, den Leuten klarzumachen: *C'est la guerre* [...].⁷⁷

Diese ungefilterten Gewaltinszenierungen dienten ihm, so Geulen, zur glaubhaften Unterstreichung der Lebensgefahr, der sich Peters zu jedem Zeitpunkt seiner Reise ausgesetzt sah, denn erst in der absoluten Opferung des Selbst in die Gefahr des sozialdarwinistisch stilisierten Überlebenskampfes des Einzelnen als Repräsentant seiner ‚Rasse‘ wird eine Anerkennung seiner Heldenhaftigkeit möglich.⁷⁸ Außerdem illustrieren sie eine Regression in die Barbarei, die in der kolonialen Imagination Afrikas den ‚unzivilisierten‘ Indigenen zugeschrieben wurde und die Peters' Handlungen das „Charisma des ‚Primitiven‘“⁷⁹, also ein archaisches Gepräge verleihen. Die von Arendt attestierte Ähnlichkeit zwischen Peters und Kurtz scheint in dieser ‚Verwilderung‘ der Abenteurerfigur in die primitive Gewalt auf. In dieser Logik ist es folgerichtig, dass Peters seine Gewaltexzesse aus der Abwesenheit von geltenden Rechtsnormen und einem de facto bestehenden Ausnahmezustand vor Ort rechtfertigte, der angesichts der ‚barbarischen‘ Indigenen eine ebenso barbarisch-primitive Gewalt als einzig legitime Antwort darauf erfordere. Damit entwickelte Peters in seinen Expeditionsberichten ein modernes Bild vom kolonialen Abenteurer, das einerseits die bekannten Erzählweisen und Motive aus Abenteuerklassikern übernimmt, diese jedoch ergänzt durch Gewaltinszenierungen, die die epochale Tragweite des Vorstoßes in die archaische Welt der Indigenen, in der nur das Recht des Stärkeren gelte, unterstreichen sollen.

Ausgerechnet diese unverblühten Gewaltschilderungen, über die sich Peters mit einem ‚Charisma des Primitiven‘ ausstattete, sind es, die in der

⁷⁷ Peters, C.: Die deutsche Emin-Pascha-Expedition, S. 176–177. Hervorhebung im Original.

⁷⁸ Vgl. Geulen, C.: Blutsbrüder, S. 333.

⁷⁹ Gisi, L. M.: Das Charisma des ‚Primitiven‘, S. 240.

oben bereits zitierten Reichstagsdebatte von 1896 August Bebel als Einstieg in seine Kritik an Carl Peters dienten. Bevor er auf die Vorfälle am Kilimandscharo zu sprechen kommt, hebt Bebel neben der bereits erwähnten Brandschatzung noch eine weitere Stelle hervor, die für ihn belegt, wie skrupellos und zugleich ahnungslos Peters' Vorgehen war. Dafür zitiert er eine Szene aus Peters' Bericht, in der beschrieben wird, wie „die Repetiergewehrsalven vom Rücken her in die Wadsagga hineinfuhren, wobei einige von denselben, welche in den Bäumen saßen, wider ihren Willen außerordentlich schnell zur Erde herunter kamen [...]“. Von einem der Wadsagga gefragt, warum Peters auf sie schießen ließe, obwohl sie doch gar nicht mit den Deutschen, sondern mit den Wakamba Krieg führten, erwidert Peters angesichts seiner eklatanten Fehleinschätzung der Lage nur zynisch-lapidar: „Ah so,‘ rief ich hinauf, ‚dann wünsche ich vergnügten Nachmittag!“⁸⁰ Bebel schlussfolgert daraus wiederum sarkastisch: „Poetischer kann man wirklich christliche Bildung und christliche Zivilisation in Afrika nicht verherrlichen [...]“. ⁸¹ Der Direktor der Kolonialabteilung, Paul Kayser, versucht, die Peters zur Last gelegten Gewalttaten mit den „Heldenthaten“ und „Maßnahmen gerechter Nothwehr“ der „ersten Entdecker wie Christoph Columbus, Amerigo Vespucci und wie sie alle heißen“ zu vergleichen, die von den Leuten, „die zu Hause sitzen und berufen oder nicht berufen sind, diese Dinge zu kritisiren, als Grausamkeiten oder Akte ungerechtfertigter Härte“⁸² missverstanden würden. Kayser legt hier nicht nur die Eroberungsabenteuer der frühen Neuzeit als Vorbild für die moderne deutsche Kolonisation nahe, sondern konstruiert außerdem eine Art Dolchstoßlegende, der zufolge die Kritiker der Kolonisation und ihrer fragwürdigen Methoden den Helden das ihnen zustehende Ansehen verweigerten.

Es ist dann ein Abgeordneter der Zentrumsparthei, Dr. Ernst Lieber, der sich über den Vergleich mit den Konquistadoren irritiert zeigt:

Und ich hatte bis hierher geglaubt, die deutsche Kolonialverwaltung am Ende des neunzehnten Jahrhunderts stehe auf einer anderen Stufe, als daß sie heute noch einen Cortez, Pizarro, Almagro und andere ‚Helden‘ früherer Jahrhunderte von gleichem Werth entschuldigen möchte. (Sehr gut! links) Nein, meine Herren, darum haben wir [...] in der That uns für die Kolonialpolitik *nicht* interessiert, um am Ende des neunzehnten Jahrhunderts *deutsche Cortez und deutsche Pizarros* zu züchten!⁸³

80 Peters, C.: Die deutsche Emin-Pascha-Expedition, S. 178.

81 Stenographische Berichte, 13. März 1896, S. 1434.

82 Ebd., S. 1440.

83 Ebd., S. 1443. Hervorhebungen im Original.

Die nur auf gewaltsamer, rücksichtsloser Eroberung basierende Kolonisation durch einzelne eigenmächtige Konquistadoren wird demnach abgelehnt, weil sie als nicht mehr zeitgemäß für ein modernes Kolonialimperium empfunden wird. Stattdessen soll die koloniale Verwaltung als ein moderner, objektiv funktionierender Beamtenapparat arbeiten, in der eine, so Ernst Lieber, „*ungewöhnlich entwickelte Henkernatur*“⁸⁴ wie Peters keinen Platz hat. Es zeigt sich an dieser Aussage sehr deutlich der bereits in der Einleitung erwähnte Wandel im Ideal kolonialer Herrschaft von einem anfänglichen Fokus auf individuelle, oftmals gewaltsame Eroberungsfahrten hin zu einer planvollen, auf dauerhafte Besiedelung und wirtschaftlich sinnvolle Nutzbarmachung der kolonisierten Gebiete ausgerichtete Kolonialverwaltung, in der eine auf eigene Faust agierende Persönlichkeit wie Carl Peters nicht mehr als Held erscheint, sondern als „vollständig verlorene[r] Mann“.⁸⁵

Mit einer ganz ähnlichen Stoßrichtung betont Bebel später noch einmal, was für die meisten kolonialen Beamten die hauptsächliche Motivation sei, in die Kolonien zu gehen:

Sämmtliche Beamte und Offiziere [...] gehen freiwillig hinüber (sehr wahr! links), zum Theil vielleicht aus wahren, aufrichtigem Interesse für die Kolonien und ihre Entwicklung; viele, ja die meisten gehen aber nur hinüber, weil sie das *abenteuernde Leben, die Ungebundenheit, die absolute Freiheit anzieht* (sehr richtig! links), und um später davon erzählen zu können, daß sie einige Jahre auch in Ostafrika gewesen und dort allerlei schöne Dinge oder auch nicht schöne erlebt hätten. Das ist sogar bei dem weitaus größten Theil derjenigen, die nach Afrika gehen, der *Haupttrieb*. [...] und insofern haben wir durchaus keinen Grund, uns hier in eine besondere Extase [sic] für jene Herren hineinzureden und sie nun alle ohne Ausnahme als große Märtyrer, die für eine heilige Sache drüben kämpften, hinzustellen.⁸⁶

Zwei Dinge sind an dieser Äußerung Bebels für den hier untersuchten Zusammenhang bemerkenswert: zum einen die Auffassung des auf Ungebundenheit und absolute Freiheit ausgerichteten Koloniallebens als Ausdruck einer egoistischen und damit verwerflichen Abenteuersehnsucht im Gegensatz zum genuinen Interesse an den Kolonien, zum anderen aber der von Bebel herausgestellte, unmittelbar daran geknüpfte Drang, den Zuhausegebliebenen von

84 Ebd., S. 1444. Hervorhebung im Original.

85 Ebd.

86 Stenographische Berichte über die Verhandlungen des Reichstags. IX. Legislaturperiode IV. Session 1895–97, 61. Sitzung am Montag, 16. März 1896. Berlin 1896, S. 1488. Hervorhebungen im Original.

diesen Abenteuern bei der Rückkehr in die Heimat zu erzählen. Bebel greift so die im Mittelalter entwickelte semantische Doppelbelegung des Begriffs *aventure* auf, der, wie bereits erläutert, nicht nur das Erleben eines Abenteuers bezeichnet, sondern zugleich auch das Erzählen vom erlebten Abenteuer meint, ohne das keine Vorstellung vom abenteuerlichen Erlebnis möglich ist. Indem nun die Sehnsucht nach ungebundener Freiheit im Abenteuer von Bebel negativ bewertet wird und zugleich die retrospektive Erzählung vom kolonialen Abenteuer den Anschein des Prahlerischen bekommt, wird das Abenteuer als kolonialer Erlebnis- und Erzählmodus diskreditiert.

Literarische Umdeutungen des kolonialen Abenteuers

Alfred Funke war sich als Redakteur und Journalist dieser Kritik am kolonialen Abenteuer an sich und an den primitivistischen Abenteuerinszenierungen in Peters' Schriften im Besonderen bewusst. Sein Vorhaben, Carl Peters zu reheroisieren und seine Taten öffentlich in das ‚richtige‘ Licht zu rücken, musste er demnach an zwei verschiedenen Fronten bearbeiten: Zum einen musste er sich mit seinem Roman zu den im Reichstag als problematisch empfundenen Abenteuerpassagen in Peters' Werken und zu seinem gewalttätigen Verhalten positionieren. Zum anderen galt es für ihn auch, das Abenteuer an sich als etwas grundsätzlich Positives darzustellen, die Erzählungen der heimgekehrten Abenteurer also vom Makel der unglaublichen Wichtigtuerei zu befreien. Zu diesem Zweck versuchte er in seinem Roman, die Peters'schen Abenteuer so umzuschreiben, dass sie eindeutig das Bild eines verantwortungsbewussten, aufopfernden Kolonialbeamten vermitteln.

Dies bewerkstelligte Funke zunächst durch eine maßgebliche Verfremdung der Person Peters. Der Protagonist seines Romans ist kein aus ärmlichen Verhältnissen stammender Privatdozent ohne Berufsperspektive, der überstürzt, ohne entsprechendes Vorwissen und ohne wirklichen Plan nach Ostafrika reist, um dort dubiose Abtretungsverträge abzuschließen, Indigene auspeitschen und töten zu lassen und eine skrupellose Politik der verbrannten Erde zu verfolgen. Stattdessen ist die Romanfigur Fred von Sassendorff ein aus einem preußischen Adelsgeschlecht stammender, sich in zahlreichen Gefechten verdient gemachter Offizier, der sich durch Besonnenheit, Erfahrung und Tatkraft auszeichnet. Indem das Geschehen in einen militärischen Rahmen verlegt wird, wird ihm Seriosität verliehen. Eine von einer qualifizierten militärischen Einheit durchgeführte Militäraktion wie die Verteidigung Friedrichsburgs erweckt den Eindruck von Professionalität, die den dilettantischen ‚Expeditionen‘ und der taktisch unklugen Kriegsführung des in kolonialen Belangen höchstens

theoretisch informierten Amateurs Peters gänzlich fehlte.⁸⁷ Die Schutztruppe agiert im Roman auch nicht aufs Geratewohl, wie Peters das sowohl bei seiner ersten Reise als auch bei der Emin-Pascha-Expedition tat, sondern hat einen offiziellen Auftrag für eine militärische Aktion, die durch die Aufstandssituation auch eine gewisse Dringlichkeit besitzt. Und schließlich hat der Protagonist den Rang eines Hauptmanns inne, der für wilhelminische Leserinnen und Leser Respektabilität signalisierte. Mit der ständigen Betonung, dass Sassendorff „des Kaisers Rock“ (AL, 82 u. ö.) trage, also die ehrenvolle Aufgabe hat, dem Kaiser als militärischem Oberbefehlshaber zu dienen, wird verdeutlicht, dass seinem Handeln Ehre und Achtung zu gebühren ist. Dass Sassendorff darüber hinaus einem Adelsgeschlecht entstammt, unterstreicht neben seiner Sittsamkeit und umfassenden Bildung seine edle Herkunft aus einer traditionsreichen, ans Herrschen gewöhnten Familie, die zugleich eine feudale Ordnung repräsentiert.

Das überlieferte negative Verhalten Carl Peters' wird im Roman hingegen auf den Antagonisten, Oberleutnant Rieloff, übertragen. Dieser ist gewaltbereit, jähzornig, egoistisch und sprunghaft, trinkt zu viel Alkohol und hat Sex mit indigenen Frauen, meist gegen ihren Willen. Es ist auch Rieloff, der ohne wirklichen Plan gegen die Aufständischen in den Kampf marschiert und bei dieser strategisch unklugen, nur von Rachsucht und Ehrgeiz getriebenen Aktion einige Soldaten verliert. Und er ist es schließlich auch, der die Erhängung des Dieners Mabruk anordnet, nicht Sassendorff, sodass der mögliche Zusammenhang zwischen der Tötung des Dieners und der Konkubine im Roman nicht gegeben ist. Funke entschließt sich damit, alle negativen Verhaltensweisen Peters aus der Figur Sassendorffs in die Figur Rieloffs auszulagern.

Das Abenteuer, Afrika zu kolonisieren, bekommt durch diese Verfremdung eine ernsthafte Legitimation, ein Ziel und einen Sinn jenseits der individuellen Sehnsucht nach einem ‚abenteuernden Leben‘ (A. Bebel), nach Ungebundenheit und absoluter Freiheit, um die Eroberungs- und Gewaltfantasien eines Einzelnen zu befriedigen. Zugleich wird das Abenteuer jedoch

87 Geulen weist darauf hin, dass – entgegen Peters' großspuriger Beteuerungen – die lokalen Machthaber, mit denen er um ihr Land verhandelte, seine Pläne durchaus durchschauten, ihn aber ob seines Dilettantismus nicht wirklich ernstnahmen. In eine ähnliche Richtung argumentiert Perras, der vermutet, dass die verschiedenen indigenen Herrscher, die er am Kilimandscharo militärisch bekämpfte, Peters' blinde Streitlust gezielt ausnutzten, um seine Waffengewalt taktisch gegen ihre lokalen Feinde einzusetzen und so ihre eigenen Machtansprüche auszubauen. Vgl. Geulen, C.: Blutsbrüder, S. 321 und Perras, A.: Carl Peters, S. 193.

durch diese Ausrichtung auf einen klaren Nutzen seines Charakteristikums, der Ungebundenheit, beraubt, sodass das Abenteuer, das die Soldaten mit offiziellem militärischem Auftrag erleben, domestiziert ist.

Vor allem aber mit der Anlehnung an das mittelalterliche Modell der *aventure* wird die Handlung in den Kontext des Ritterlich-Tugendhaften gerückt. Sassendorff als Ritter zu inszenieren, der das gegen ihn geschehene Unrecht im Kampf rächt und sich dabei bewährt, lässt das Geschehen am Kilimandscharo als Bestandteil eines für die deutsche Literatur kanonisch gewordenen Erzählmusters erscheinen und entrückt es vom persönlichen, egomanischen Rachefeldzug, den Peters gegen die Indigenen führte. Die höfische Artusepik repräsentiert eine vormoderne Epoche, die retrospektiv idealisiert wurde, unter anderem weil in ihr das (männliche) Individuum noch nicht in moderne Funktionszusammenhänge eingebunden war, sondern dieser Idealvorstellung nach sich selbst im mutigen Zweikampf durchsetzen konnte. Darüber hinaus handelt es sich bei den Artusgeschichten um einen der wichtigsten europäischen Sagenstoffe, der im kollektiven Gedächtnis fest verankert war. Im höfischen Roman erfuhren diese Sagen eine literarische Formung, die bis heute als Inbegriff von Kunstliteratur gilt und auch um 1900 bereits den deutschen Nationalkanon prägte.

Nicht nur reiht Funke sich selbst und sein eigenes Werk mit dem Rückgriff auf dieses prominente Vorbild keineswegs bescheiden in diese ästhetische Tradition ein, sondern er ruft außerdem ein Erzählschema auf, das für eine nach einem bestimmten Mechanismus geordnet ablaufende Handlung steht. Innerhalb dieses streng geordneten Schemas ist jedes Handeln symbolisch auf einen höheren Sinn bezogen – ganz anders als die tatsächlichen Vorgänge unter Peters' erraticischem Kommando. Durch diese Ordnung des Erzählten wird vermittelt, dass der höhere Zweck der Bekämpfung der aufständischen Indigenen nicht so sehr im individuellen Nutzen für den Protagonisten liegt, sondern in der Sicherung und Erhöhung des nationalen Ansehens und im Kampf für das Vaterland, wodurch auch die angewandte Gewalt legitimiert wird.

Funke bemühte sich also, die ‚absolute Freiheit‘ und das ‚abenteuernde Leben‘ der Peters'schen Expeditionen in ein sinnhaftes, geordnetes und damit legitimes Abenteuer umzuschreiben. Davon zeugen insbesondere die motivischen und strukturellen Anleihen an das ritterliches *aventure*-Modell. Da sich dieses durch das Nebeneinander von Liebe und Kampf, Minnedienst und Bewährung im Krieg auszeichnet, finden sich eben diese Elemente auch in *Afrikanischer Lorbeer* wieder, werden aber mittels zeitgenössischer Themen aktualisiert. Am wichtigsten ist dabei die in Frage gestellte Männlichkeit, deren Restitution maßgeblich an Liebe und Krieg geknüpft wird.

3.3.2 *Moderner Minnedienst zwischen Herrschaft, Erotik und Hilflosigkeit*

Dass der Aufbau einer stabilen Kolonialherrschaft in Funks Roman in erster Linie eine Charakterfrage ist, verdeutlicht nicht zuletzt die offensichtlich fehlende charakterliche Eignung des Antagonisten Rieloff, dessen negative Schilderung den Protagonisten Sassendorff umso deutlicher als Inbegriff des souveränen Handelns erscheinen lässt. Ihm scheint ein klarer Weg vorgezeichnet zu sein: Nach erfolgreicher Niederschlagung des Aufstands wird er nach Deutschland zurückkehren, dort die für ihn vorgesehene, standesgemäße Frau, Gerda von Warnekow, heiraten und als strahlender Kolonialheld verehrt werden. Die Belagerung Friedrichsburgs stellt den idealen Anlass für die Bewährung des Helden dar, beinhaltet zugleich aber auch das Potenzial für moralische Verfehlungen, die die Handlung als narrative Komplikationen voranbringen und zugleich spannend erzählbar machen. Ausgehandelt werden diese Komplikationen über eine spezifische Verbindung von kolonialer Gewalt und sexueller Transgression.

Die Verführung der schwarzen Venus

Ähnlich wie im höfischen Roman wird die Ordnung in diesem Kolonialroman dadurch gestört, dass Kriegsdienst und Liebesdienst in keinem ausgewogenen Verhältnis mehr stehen. Dies zeigt die Affäre, die der Protagonist mit einer indigenen Frau eingeht und durch welche die Machtverhältnisse irritiert werden. Weil die Aufständischen noch nicht angegriffen haben und sich im umliegenden Urwald versteckt halten, bleibt den deutschen Soldaten nichts anderes übrig, als zunächst die unzureichende Wehrmauer der Station neu aufzubauen und zu verstärken.

Während dieser Zeit des angespannten Wartens auf den befürchteten Angriff gerät Sassendorffs demonstrativ sittsame Zurückhaltung gegenüber den indigenen Frauen ins Wanken, als er, zwischen Bananenstauden versteckt, die Frauen heimlich beim Baden im Bergbach beobachtet:

Jagodja mit einem anderen jungen Weibe lag in der klaren Flut. [...] Sie hob die schönen, vollen Arme mit den feinen Handgelenken hoch und verschränkte die Hände hinter dem Kopfe, daß der Busen sich straff nach oben spannte. Fest und voll lag er vor den Blicken des Mannes. Das war nicht der häßliche Busen des Negerweibes, der ihn so oft angewidert, wenn er strotzend oder schlaff wie eine fleischgewordene Schamlosigkeit sich den Blicken aufdrängte. Dies war der Busen des Weibes, der harmonisch, zum Ebenmaß der Gestalt sich wölbte, der Busen, der ihn an die schönsten Werke europäischer Kunst, an unvergessene Jugendfreuden erinnerte. Wie ein breiter, kristallener Mantel umspielte das Wasser den braunen Leib, der sich geschmeidig dehnte und streckte und auf dem das Sonnenlicht, durch das helle Grün der Bananen gebrochen, in seltsamem

Schimmer lag. Über den schönen Rücken und die festgeformten, prachtvollen Schenkel des jungen Weibes rieselte der Bach. [...] Das Blut hämmerte in seinen Schläfen. Das Verlangen regte sich in ihm. [...] Eine wilde, heiße Begierde jagte durch seine Adern. Der Mann, der das Weib sucht, der es sich in selbstauferlegter willensstarker Keuschheit sich lange, entbehrungsreiche, schwere Jahre hindurch versagt hatte, wurde in ihm wach. Zum ersten Male faßte ihn ein heißer Trieb zu einem farbigen Weibe, zum ersten Male. Die dort war allerdings nicht wie die anderen. Sie war Venus in goldbrauner Haut. (AL, 268–270)

Die verborgene Beobachterposition ist für diese Szene entscheidend: Der voyeuristische Blick weckt in dem seit Jahren keusch lebenden Hauptmann die Begierde nach einer Frau. Es handelt sich bei diesem spezifischen Setting der badenden Nackten um einen Topos, den bereits Edward Said anhand der Badeszenen in orientalischen Harems als eine Urszene des Orientalismus herausgearbeitet hat. Durch die Augen des Protagonisten, „vor den Blicken des Mannes“, formt sich der beobachtete Gegenstand, nämlich die wunderschöne, sexuell verfügbare Frau, zum Objekt der Begierde. Der europäische Protagonist ist hier ein „monarch of all I survey“,⁸⁸ insofern seine ‚Entdeckung‘ der verführerisch schönen schwarzen Frau diese sogleich zum Gegenstand seiner Fantasie macht, über die er Verfügungsgewalt hat. Mit dieser voyeuristischen Perspektive wird es auch für die zeitgenössischen Leserinnen und Leser möglich, die durchaus pornografisch konnotierte Begierde nachzuvollziehen.

Dass die Frauen ausgerechnet beim Baden beobachtet werden, ist jedoch nicht nur durch die damit einhergehende Nacktheit bedingt, sondern ruft zugleich das ikonische Bildprogramm der *Venus Anadyomene*, der schaumgeborenen Venus, die dem Wasser entsteigt, auf.⁸⁹ Jagodjas Körper mit den Reflexionen des Wassers und der Sonne darauf werden ebenso wie ihre Gliedmaßen und ihre Haut detailliert als außergewöhnlich schön beschrieben, um damit die Begierde des ansonsten scheinbar so keuschen Helden zu rechtfertigen. Als exotisch wird vor allem die goldbraune Haut hervorgehoben, was die Nacktheit der afrikanischen Venus im Vergleich zur damals in europäischen Literatenkreisen wohlbekanntem, in luxuriöse Kleider gehüllten Venus im Pelz,⁹⁰ unter dem sich die verführerische Nacktheit verbirgt, betont. Der exotische Gegensatz zum Pelz, nämlich ihre nackte Haut, wird an anderer Stelle

88 Pratt, Mary Louise: *Imperial Eyes. Travel Writing and Transculturation*. London: Routledge 1992, S. 201.

89 Vgl. Full, Bettina: „Aphrodite“. In: *Mythenrezeption. Die antike Mythologie in Literatur, Musik und Kunst von den Anfängen bis zur Gegenwart. Der Neue Pauly. Supplemente Band 5*. Hrsg. von Maria Moog-Grünewald. Stuttgart: Metzler 2008, S. 97–114, S. 100.

90 So lautet der Titel der 1870 erschienenen Novelle Leopold von Sacher-Masochs, die die Venusrezeption um 1900 maßgeblich beeinflusste, siehe Sacher-Masoch, Leopold von:

als „Samt“ und „Seidensamt“ beschrieben, über den die Hand Sassendorffs „schmeichelnd“ (AL, 274–275) gleitet und der ihren Körper wie ein Kleidungsstück schmückt.

In der Mythologie steht die Venus, ebenso wie ihr griechisches Pendant Aphrodite, für Schönheit, Liebreiz und Fruchtbarkeit, darüber hinaus aber auch für Erotik und Verführungskraft. Dass Jagodja als Venus bezeichnet wird, demonstriert also, wie sehr ihre sexuelle Unwiderstehlichkeit den bislang willensstark abstinente gebliebenen Hauptmann in Bedrängnis bringt. Seiner Keuschheit wird schließlich in einer gewitterschwülen Nacht ein Ende gesetzt, in der er wach liegt und auf den Angriff der Feinde wartet, dabei aber „das Bild des badenden Weibes“ (AL, 274) im Sinn hat. Sassendorff sucht Jagodja und führt sie wortlos in seine Hütte: „Da griff er das Weib und preßte es an sich. Willenlos ließ sie es geschehen, kein Wort, keine Bewegung wehrte ihn ab, nur ihr Atem ging schneller.“ Danach wird sie zu seiner Konkubine und lebt fortan mit ihm in seiner Hütte.

Was zunächst nach einem eindeutigen männlichen Machtakt im Sinne einer Ermächtigung aussieht, erweist sich auf den zweiten Blick als komplizierter. Zwar ergreift er im wörtlichen Sinn Macht von ihr und ihrem Körper, zwar wird über die Erzählstimme vermittelt, dass Jagodja nur darauf gewartet habe, ihm sexuell zur Verfügung zu stehen und es genieße, seine Dienerin zu sein, worin sehr deutlich eine stereotype männliche Machtfantasie zum Ausdruck kommt. Zugleich wird diese Besitzergreifung aber als ein Akt der männlichen Schwäche, der mangelnden Triebbeherrschung, als ein hilfloses Ausgeliefertsein gegenüber der übermächtig verführerischen Venus dargestellt, der der ansonsten so charakterstarke Protagonist erliegen muss. Sein erfolgloser Kampf gegen die Erregung in jener Gewitternacht wird entsprechend folgendermaßen geschildert:

Seinem heißen Blut tat der frische Hauch wohl, wie ein Bad in kühler Flut umstrich er den fiebernden Leib, in dem die Erregung, die angespannteste Erwartung noch nachzitterte. [...] Er trat hinaus vor das Haus, wie ein Fieberkranker, atmete er schnell und hastig. Er biß die Zähne zusammen, um sich zur Ruhe zu zwingen, und atmete tief und langsam, die überreizten Nerven zu beruhigen. Aber das Hämmern in den Schläfen ließ nicht nach. [...] Wie im Traume schritt er darauf [auf die Hütte der Frauen, Anm. E. H.] zu. (AL, 273)

Im Unklaren bleibt hier, ob sich seine Anspannung auf den bevorstehenden Angriff oder auf die erotische Anziehungskraft der Frau bezieht, wodurch das

Venus im Pelz. Mit einer Studie über den Masochismus von Gilles Deleuze. Frankfurt a. M.: Insel 2009.

militärische und das sexuelle Geschehen parallelisiert werden. Mit der Schilderung physischer und psychischer Symptome wie Fieber, nervlicher Unruhe, Zittern und traumhafter Verwirrung wird dieser sexuelle Tabubruch als Ausdruck des vieldiskutierten Tropenkollers dargestellt, über den sein Verhalten pathologisiert und zugleich als männliche Schwäche nachvollziehbar gemacht wird.

Dass Sassendorff seiner Begierde nachgibt und der weiblichen Attraktion in traumähnlicher, fiebriger Umnachtung unterliegt, ermöglicht es Jagodja, sein Vertrauen zu gewinnen und ihn als seine Konkubine besser ausspionieren zu können. Wie die Soldaten nämlich erst später erfahren, die Leserinnen und Leser aber bereits durch die interne Fokalisierung ihrer Gedanken wissen, ist Jagodja die Tochter des Rebellenführers Simba, die nun entscheidende taktische Informationen, welche Sassendorff ihr anvertraut hat, an die Feinde veraten kann. Sie ist es also, die den Angriff auf Friedrichsburg, der kurz nach dieser verhängnisvollen Gewitternacht stattfindet, durch die Spionage überhaupt erst ermöglicht. Dass sie sich so bereitwillig auf den deutschen Offizier eingelassen hat, war eine im Verborgenen geplante Strategie, um ihrem Vater bei der Bekämpfung der Deutschen zu helfen. Sie bringt damit nun die Eigenschaften zum Ausdruck, die der Venus als negative Kehrseite ihrer Verführungskraft und Schönheit mythologisch zugeschrieben werden, nämlich Rachsucht, Grausamkeit und Zorn.⁹¹ Die schwarze Venus entwickelt mittels der Attraktivität ihrer samtigen Nacktheit eine zerstörerische Wirkung für das männliche Individuum und verkehrt durch den Sex zumindest temporär die Machtposition, indem sie seine fehlende Selbstbeherrschung durch Verrat bestraft. Ihre sexuelle Unterwerfung stellt für sie also über die gezielte Verführung Sassendorffs eine Ermächtigung aus der Rolle der passiv Ertragenden heraus in die der aktiv Gestaltenden dar.

Indem nun Sassendorffs Kontrollverlust als Ausdruck einer kurzzeitigen krankhaften Sinnesverwirrung namens Tropenkoller präsentiert wird, erscheint er der Situation hilflos ausgeliefert. Gegen die Waffen der Venus, so wird suggeriert, ist der erfahrene Soldat nicht gewappnet. Als er jedoch dieser fatalen Täuschung gewahr wird, leitet er den militärischen Rückschlag ein, an dessen Ende die von Friedrichsburg geflohene Jagodja zurückgebracht und auf Geheiß Sassendorffs wegen Spionage und Verrat erhängt wird. Hier wird also die Affäre Carl Peters mit einer schwarzen Frau als ein Akt der Hilflosigkeit und Schwäche umgedeutet und das vermutlich auf Eifersucht, Grausamkeit und gekränkter Männlichkeit basierende Todesurteil Peters' gegen seine Geliebte

91 Vgl. Full, B.: Aphrodite, S. 98.

als eine militärisch angemessene Vergeltung dargestellt, über das die Machtverhältnisse wiederhergestellt werden.

Nicht nur ist es das Handeln einer weiblichen Figur, die die Handlung vorantreibt, sondern es ist erst die sexuelle Transgression, die die lang ersehnte kriegerische Transgression ermöglicht. Dass die Beziehung zu Jagodja als Liebesabenteuer zu deuten ist, zeigt der Tabucharacter solcher Affären, die an anderer Stelle explizit als „Aventiuren“ (AL, 87) bezeichnet werden. Das sexuelle Abenteuer, das die Herrschaftsordnung durcheinandergebracht hat, wird also durch die abenteuerliche Bewährung im Kampf abgelöst, die die Herrschaft wiederherstellt und Sassendorff als Kriegsheld rehabilitiert. Dies ermöglicht es einerseits, den Topos der hinterlistigen, gefährlichen schwarzen Frau zu bedienen, sie als Schuldige zu dämonisieren und die militärische Fehleinschätzung des Protagonisten als kurzzeitige, durch die Macht der Venus herbeigeführte Verwirrung zu entschuldigen. Dass sie die Annäherung Sassendorffs „willenlos“ geschehen lässt, beschönigt und verschleierte, dass es sich de facto um eine Vergewaltigung handelt. Da sie diese aber über sich ergehen lässt, um daraus einen taktischen Vorteil zu ziehen, wird sie vom Opfer zur kühl kalkulierenden Täterin und der Täter zum hilflosen Opfer stilisiert. Andererseits kann so gefahrlos die grundsätzliche Machtposition der Deutschen durch eine kurz anhaltende Ohnmachtsfantasie – denn mehr als eine Fantasie ist es zu keinem Zeitpunkt – durchbrochen werden, die vor allem deshalb lustvoll ausgedient werden kann, weil sie den willkommenen Ausgangspunkt zu einem neuen Kampf-Abenteuer darstellt, das sowohl die erotische als auch die militärische Macht über die Kolonisierten sichert. Die herbeifantasierte Hilflosigkeit ist somit ein deutlicher Ausdruck einer „re-privileging narrative strategy“⁹² und eines kolonialen Machtaktes, der sich nicht nur in der anschließenden militärischen Bekämpfung der Indigenen und der Tötung der Frau zeigt, sondern vor allem in der semantischen Deutungshoheit in dieser Situation.

Liebes- und Kampfabenteuer werden auf diese Weise miteinander eingeführt: Ohne das Liebesabenteuer gibt es keinen Kampf, und das erotische Abenteuer mit der schwarzen Venus stellt sich schlussendlich als ein unlauterer Kampf ohne Waffengewalt dar, in dem die Vorherrschaft sexuell ausgehandelt wird. Dabei ist trotz aller Hilflosigkeitsrhetorik vollkommen klar, dass es sich beim Sex mit der schwarzen Konkubine um den Inbegriff des falschen Liebesdiensts handelt. Denn die Beziehung, in der die Frau den Mann verführt und ihn anschließend verrät, stellt eine Perversion der traditionellen Minne dar, bei der der Mann sich um die Frau bemüht und sie schließlich glücklich

92 Haschemi Yekani, E.: *The Privilege of Crisis*, S. 15.

verheiratet miteinander leben. Hinzu kommt, dass Sassendorff in der Heimat bereits eine Ehefrau ins Auge gefasst hat. So wird verdeutlicht, dass es sich bei Sassendorffs *going native* um jenes moralische Vergehen handelt, welches sein ansonsten tadelloses Verhalten in Verruf bringt. Es befleckt seine männliche Ehre und wird bei seiner Rückkehr nach Deutschland durch die gezielten Falschinformationen als der Fehler interpretiert, der für den kolonialen ‚Ritter‘ den zweiten Abenteuerkursus bedingt.⁹³

Zugleich ist Sassendorffs fehlgeleitete Liebesbeziehung, für die er in der Heimat zur Rechenschaft gezogen werden soll, das notwendige Bindeglied, um die koloniale Handlung mit dem Geschehen in der Heimat zu verbinden. Hierzu überführt Funke das ritterliche *âventiure*-Muster, in dem Kampf und Minne bereits nebeneinander bestehen und einander maßgeblich bedingen, in eine für die Unterhaltungsliteratur sehr typische Liebesgeschichte mit Hindernissen, die die kolonialen Abenteuer für ein Massenpublikum erschließen. Diese Erzählstrategie wird besonders evident anhand der konträr geschilderten Minnebeziehung zu einer weißen Frau.

Minnedienst als Resouveränisierungskur

Die Form der Kriegsbeschreibung eignet sich offensichtlich nicht dazu, das Geschehen im Zentrum der zivilisierten Ordnung zu erzählen. Folgerichtig findet mit dem geänderten Schauplatz ein Genrewechsel statt, der vor allem in Gestalt einer Liebesgeschichte sichtbar wird. Zumindest die über die Briefe im ersten Teil des Romans bereits eingeführte Liebesbeziehung zu Gerda von Warnekow scheint sich nach Plan auf eine Hochzeit hin zu entwickeln. Für den Vergleich mit seiner Begegnung mit Jagodja ist bereits das Setting des Wiedersehens zwischen Sassendorff und Gerda von Warnekow aufschlussreich:

An der kleinen Pforte in der Weißdornhecke [...] sprang Sassendorff aus dem Sattel. [...] Dann stieg es vor ihm auf wie eine ragende Wand: im dichten Gebüsch von Flieder, Goldregen und Schneeballen lag die ‚Grotte‘, aus Schlacke und Tuffstein gefügt. Da war Gerdas Lieblingsplatz unter der großen Esche, welche die hängenden Zweige wie einen grünen Schirm gegen die Sonne breitete und die eine schattige Kuppel über das Buschwerk und das Halbrund aus zackigem Gestein wölbte. [...] Behutsam stand er still ... da saß Gerda im bequemen Gartenstuhl. Sie trug ein leichtes, helles Kleid, unter dessen gekräuseltem Saum

93 Nebenbei zeigt sich hier eine weitere Parallele zu einem Motiv der höfischen Literatur, genauer zum *verligen* in Hartmanns *Erec*: Weil Erec lieber mit seiner Frau Enite im Bett bleibt, anstatt sich um die repräsentativen Aufgaben am Hof zu kümmern, entstehen Gerüchte, also falsche Geschichten, für deren Richtigstellung ein erneutes Ausziehen des Ritters vom Hof nötig wird.

ein schmaler, gelber Schuh die Spitze hervorstreckte. [...] Ruhig hob und senkte sich beim Atmen der Busen der jungen Dame. Das reiche blonde Haar krönte in einer dichten Flechte den schönen Kopf. Sie wandte Herrn von Sassendorff die Seite zu, er konnte mit Muße die edle Linie von der hohen Stirn über die feingeschnittene Nase [...] bewundern. Der Mund war ein wenig geöffnet, als lese sie sich heimlich selbst vor. Sassendorff hielt sich ruhig, um sie in ihrem schattigen Winkel nicht zu stören und das Bild voll stillen Friedens und unbewußten Reizes vor Augen zu behalten. (AL, 453–455)

Diese Schilderung weist offensichtliche Parallelen zur Beschreibung der badenden Jagodja auf. Zunächst ist es wieder der männliche Protagonist, der heimlich die Frau beobachtet und sie den Leserinnen und Lesern durch seine Augen präsentiert. Wieder findet diese Szene in der Natur statt, hier jedoch im verwilderten Park der Landadelsfamilie von Warnekow, direkt neben dem Haus und den ordentlichen Gemüsebeeten. Dass es sich hier um eine semi-domestizierte Landschaft handelt, zeigt eben diese Nähe zum Haus bei gleichzeitiger Abgeschiedenheit und Wildheit durch die Wand aus Pflanzen, die ein dichtes Gebüsch formen. Während es bei Jagodja das Wasser ist, das sich wie ein „kristallener Mantel“ um ihren Körper fügt und in dem sich das Sonnenlicht bricht, ist es hier eine Esche, die eine „schattige Kuppel“ und einen „grünen Schirm“ zum Schutz vor der Sonne, aber auch vor ungebetenen Blicken bildet. Anstatt also wie die schwarze Venus im vollen Tageslicht und in völliger Nacktheit ihre körperlichen Reize zu präsentieren, sitzt Gerda sittsam gekleidet in einem dunklen „Winkel“ aus Stein und heimischen Bäumen. Zwar beobachtet Sassendorff auch hier den Busen der Frau, dieser bewegt sich jedoch nur ruhig beim Atmen unter dem Kleid und präsentiert sich dem männlichen Blick nicht hüllenlos. Der Fokus liegt hier nicht auf ihren rein körperlichen Vorzügen, sondern auf ihrem Gemüt und ihrem Liebreiz. Als sittsame Dame verbringt sie ihre Freizeit nicht mit Baden, sondern lesend, was auch zu dem zuvor bereits vermittelten Eindruck einer gebildeten, am politischen und kulturellen Geschehen interessierten Person passt. So vereint sie in sich einerseits Kultiviertheit und andererseits Naturnähe ohne aufgesetzte Affektiertheit. Daraus ergibt sich für den Hauptmann ein Bild des „stillen Friedens“ und des „unbewußten Reizes“, welches der obszönen Verführungskraft der Venus entgegengesetzt wird. Dabei ist der unbewusste Reiz nicht gänzlich keusch, sondern trägt durchaus auch eine sexuelle Konnotation – immerhin sitzt Gerda in einer vor Blicken geschützten, von verwilderten Büschen umgebenen Grotte, die den geheimnisvollen, sexuell reizvollen weiblichen Körper repräsentiert, zugleich aber auch die daraus resultierende mütterliche Geborgenheit, welche die Szenerie für den Protagonisten so friedlich macht.

Mit einem überraschend selbstironischen Augenzwinkern verweist die Erzählstimme darauf, dass die Grotte wirke, als sei sie „frei nach der Marlitt komponiert“ (AL, 456). Sie stellt mit dem Bezug auf E. Marlitt, einer der im 19. Jahrhundert erfolgreichsten Verfasserinnen von Liebesromanen, den Bezug zur Unterhaltungsliteratur her und leitet damit zugleich den Genrewechsel vom höfisch inspirierten Soldatenroman mit abenteuerlichen Kampfschilderungen zum Liebesroman ein. Als grundlegendes Muster von Liebesromanen allgemein und denen Marlitts im Besonderen kann festgehalten werden, dass sich in ihnen das Paar zunächst findet und verliebt, es dann aber zu Hindernissen und Problemen kommt, die sie voneinander trennen und sie erst nach erfolgreicher Überwindung dieser Probleme wieder zueinander finden können, um schlussendlich zu heiraten.⁹⁴ Das Genre teilt mit dieser Zweiteilung ein Charakteristikum des *aventure*-Modells: Wie der Ritter, der zweimal ausziehen muss, um die ersehnte Bewährung zu erreichen, ist im Liebesroman die Annäherung zwischen den Liebenden gedoppelt. Dazwischen führt eine Krise zu einer Verzögerung des glücklichen Endes, so wie die Zwischeneinkehr am Artushof nur von kurzer Dauer ist, weil eine erneute Krise eintritt, die der Ritter lösen muss. Funke kombiniert nun diese beiden Strukturmodelle gezielt miteinander, auch weil das *aventure*-Schema ebenso gezielt gebrochen wurde, um zu verdeutlichen, dass die Form der kriegerischen Bewährung in der modernen Gesellschaft nicht mehr möglich und auch nicht mehr erwünscht ist. Indem er die Geschichte als Romanze weiterschreibt, macht der Autor seinen Roman anschlussfähiger für eine breitere, auch weibliche Leserschaft, womit er durch obigen Erzählerkommentar freimütig kokettiert. Außerdem ermöglicht dieser Genrewechsel eine Überführung des durch den sexuellen Tabubruch und die koloniale Gewalt ‚verwilderten‘ Ritter in seine neue Rolle als verliebter Gentleman in einer zivilisierten Welt.

Wie es für dieses Genre der Gründerzeit außerdem typisch ist, findet die Annäherung zwischen Mann und Frau maßgeblich über das Gespräch und nicht über aufreizende Bewegungen und gierige Blicke statt. Gerda und Fred von Sassendorff tauschen sich ausgerechnet über koloniale Literatur aus, und zwar über Kiplings *Dschungelbuch*. Gerdas Interesse am Weltgeschehen und ihre literarische Bildung können ebenfalls als deutliche Referenz auf Marlitt verstanden werden, in deren Romanen die Protagonistinnen meist als

94 Vgl. auch Zimmermann, Hans Dieter: Trivilliteratur? Schema-Literatur! Entstehung, Formen, Bewertung. 2. Aufl. Stuttgart: Kohlhammer 1982, S. 70–73, sowie Kohl, Katrin: E. Marlitt's Bestselling Poetics. In: The German Bestseller in the Late Nineteenth Century. Hrsg. von Charlotte Woodford u. Benedict Schofield. Rochester: Camden House 2012, S. 183–205, S. 186. Zu den Erfolgsrezepten und Erzählverfahren Marlitts im Kontext des poetischen Realismus vgl. ausführlich Günter, M.: Im Vorhof der Kunst, S. 238–261.

eigensinnige Freigeister, die einen großen Drang nach Bildung verspüren, dargestellt werden.⁹⁵ Indem sie Sassendorffs Abenteuer in direkte Verbindung zu Kiplings Literatur bringt, werden seine mitunter gewalttätigen Kämpfe über die literarischen Bezüge ästhetisiert und domestiziert. Angesichts der kursierenden Gerüchte über die Geschehnisse in Friedrichsburg und Uleia spricht Gerda ihm außerdem Mut zu und versichert ihm, dass sie ihm vertraue und ihn auch nach Afrika begleiten würde. Für sie ist Sassendorff der „ritterliche[] Mann, an dem kein Makel“ ist, auch wenn sie weiß, „daß Feinde aus dunklem Versteck manchen Pfeil gegen ihn schnellen ließen [...]“ (AL, 458).

Über dieses Gespräch verdeutlicht sich, dass „sein Glück [...] an seiner Seite unter den deutschen Eichen“ (AL, 467) schreitet, dass sie seine Gefühle also erwidert und ihn als ehrenhaften Ritter anerkennt. Es handelt sich hier um die gelungene Minne, die von ihm erwartet wird, damit er die Frau heiraten darf. Die Gesprächssituation stellt die vollkommene Inversion der vorherigen illegitimen Beziehung zu Jagodja dar, die zunächst „kein Wort“ (AL, 275) sagt und ihn dann hintergeht: Die pervertierte Minne, die nur in sexueller Verführung und anschließendem Verrat bestand, wird nun korrigiert, jedoch nicht durch einen heldenhaften Kampf, wie ihn etwa Erec durchführt, um für Enite den Sperber zu gewinnen, sondern durch ein als intellektuell inszeniertes Gespräch. Damit wird signalisiert, dass es beim moralisch richtigen Werben um eine Frau nicht um körperliche Eroberung oder kämpferische Bewährung geht, sondern um die Verständigung über die innere Verbundenheit. Anders gewendet heißt das, dass die vorherige offenkundig sexualisierte Darstellung der Beziehung zur ‚schwarzen Venus‘ hier nun über das vergeistigt-entkörperlichte Gespräch sublimiert wird.

Auch in dieser ‚richtigen‘ Minne ist es indes die Frau, die die entscheidenden Schritte einleitet, um das Geschehen in die richtige Bahn zu lenken. Nachdem sie sich angesichts der öffentlich gegen ihn laut gewordenen Vorwürfe und der erdrückend erscheinenden Beweislage zunächst von ihm abwendet und den Kontakt zu ihm abbricht, ist Sassendorff so gekränkt, dass er beschließt, den Kolonialdienst zu quittieren. Bevor es jedoch so weit kommt, sucht Gerda ihn in Berlin auf, um seine Sicht auf die Vorwürfe zu erfahren. Der Protagonist wird beschrieben als „ein Mann, der leidet, aber die Zähne zusammenbeißt. [...] Die Stimme [...] klang müde, gepreßt. Sollte man ihm so gründlich bereits das Rückgrat gebrochen haben [...]?“ (AL, 510–511) Sein Leiden schildert er dann folgendermaßen:

95 Vgl. auch Kohl, K.: E. Marlitt, S. 186–187.

Wenn Sie wüßten, was ich durchgemacht habe; wenn Sie eine Ahnung davon hätten, was man mir getan, wie man mich Tag um Tag jagt und hetzt, mir systematisch den Glauben an mein gutes Recht zu nehmen sucht, so würden Sie es verstehen, wenn ich den Glauben an eine Gerechtigkeit und damit die Freude an einer Zukunft vollkommen verloren habe. (AL, 511)

Sassendorff präsentiert sich ihr als ein Mann, dem sein gutes Recht vorenthalten wird und der deshalb der Situation hilflos ausgeliefert ist. Seine larmoyant vorgetragene Hoffnungslosigkeit wird durch die Aussprache mit Gerda beendet. Erst, als Sassendorff von Gerda mit dem Thema konfrontiert wird, gibt er zu, mit Jagodja geschlafen zu haben. Das eigentliche Vergehen ist für Gerda indes nicht die sexuelle Beziehung und Erhängung Jagodjas, sondern seine Sprachlosigkeit, also sein Unvermögen, ihr von diesem Tabubruch zu erzählen und sich dafür zu entschuldigen. Funke weicht hier erneut vom höfischen Modell ab, indem die erfolgreiche Minne nicht mehr etwas ist, das sich der Held verdient oder wofür er sich bewährt. Stattdessen ist es *ihr* Entschluss, ihm zu vertrauen, der die Beziehung wieder in die richtige Bahn lenkt und zur Versöhnung führt. Für Sassendorff fühlt es sich an wie „eine Erlösung, eine Befreiung von Fesseln und Banden, wie ein Osterläuten“ (AL, 518). So wird ein christlicher Kreuzigungs- und Auferstehungskontext aufgerufen, der den Helden als einen durch den öffentlichen Rufmord Getöteten darstellt, der nun durch die versöhnlichen, liebevollen Worte der Frau von diesen „Fesseln“ der Lüge befreit wird. Anders als in seiner Rolle als Kolonisator, in der er die Indigenen von ihrer Barbarei erlöst, ist er hier das Opfer, das erlöst werden muss. Die durch Gerda initiierte Versöhnung leitet die weitere Rehabilitation der in Frage gestellten männlichen Ehre auf dem Gebiet seines öffentlichen Ansehens als militärischer Würdenträger ein. Denn es ist auch sie, die einen Reichstagsabgeordneten und langjährigen Freund der Familie darum bittet, sich für Sassendorff einzusetzen und seinen Fall positiv zu beeinflussen.

In dem von Funke inszenierten kolonialen Abenteuer sind Liebe und Kampf untrennbar miteinander verwoben. Dabei verstehen die schwarze Venus Jagodja und die blonde Dame Gerda die Regeln von Liebe, Kampf, Anerkennung und Macht besser als der mannhafte Ritter Sassendorff, der dem Geschehen im zweiten Teil des Romans zunehmend hilflos ausgeliefert scheint. Von zentraler Bedeutung für die Bewährung, dies haben bereits der Verrat als auch die Versöhnung gezeigt, sind neben dem eigentlichen Kampfgeschehen in Afrika Worte und Erzählungen, derer der Held nicht Herr werden kann. Diese Inszenierung seiner sprachlosen Passivität dient indes primär dazu, das Ausmaß der Krise sowie die Notwendigkeit einer Erlösung zu unterstreichen. Der Roman verhandelt somit die Frage, wie Erlösung und Bewährung gelingen können, wenn abenteuerliches Handeln diskreditiert ist.

3.4 Im Dickicht der Geschichten

3.4.1 *Prekär werdende Abenteuer in der Heimat*

Die ostentative Zurschaustellung des Leidens und der Hilflosigkeit des Protagonisten kulminiert in seiner Selbstinszenierung als leidender Christus. Dass er in der Heimat seine Anerkennung als Ritter des Kolonialreichs nicht mehr aus eigener Kraft vorantreiben kann, sondern dafür auf eine Frau angewiesen ist, versinnbildlicht nicht nur einen Verfall traditioneller Geschlechterrollen, sondern rückt außerdem die Rahmenbedingungen des modernen Abenteurers in den Fokus.

Die Rückkehr des Protagonisten nach Deutschland wird als schicksalhaft geschildert, weil hier das Urteil über das bisher Geschehene gesprochen wird:

[...] auf diesem Boden würde sich sein Geschick entscheiden. Nicht Afrika, dessen Erde sein Blut getrunken und in dessen heißer Sonne er mannhaft gestanden, sprach über ihn das letzte Wort. Weit ab von der Stätte heißen Kampfes wog man ihn, prüfte und sprach gut oder böse. [...] Aber hier warteten Menschen auf ihn, mit denen vielleicht ein härterer Kampf zu führen war, als mit den Wasani. [...] Die Sonne lachte hier wie in Friedrichsburg, auch hier war deutscher Boden, wie in Uleia; auch hier galt es, um sich zu hauen und auf der Hut zu sein, schärfer als in Wald und Steppen Afrikas. Aber auch hier galt das, worauf er stets wie auf Felsen gebaut hatte: das deutsche Recht. (AL, 422)

Nach seinem erotischen Abenteuer und zahlreichen kriegerischen Abenteuern in Afrika erwartet der Protagonist den zweiten Teil der abenteuerlichen Bewährung nun in der Heimat, wo sich „sein Geschick entscheiden“ wird. Er parallelisiert den Kampf gegen die Kolonisierten mit dem noch härteren Kampf gegen seine Feinde in Deutschland, mit dem Unterschied, dass das ‚Umsichhauen‘ hier nicht mit Waffen, sondern mit Worten zu bewerkstelligen ist. Damit werden die als Gegensätze konzipierten Räume der unzivilisierten Wildheit Afrikas und der zivilisierten Ordnung Europas miteinander eingeführt. Die Hauptstadt als Zentrum der Zivilisation erscheint schon hier immer mehr als barbarische Wildnis, in der ebenfalls um die Ehre gekämpft werden muss. Der Protagonist hofft darauf, dass seine „mannhaften“ Kämpfe in Afrika auch als solche anerkannt werden, wenn über ihn das „letzte Wort“ gesprochen wird. Bewähren kann er sich in der Heimat indes nur mit den Waffen, die im imperialen Zentrum zur Verwendung kommen, nämlich mit Worten. Weil er sich aber mit seinen Taten im Recht fühlt, vertraut er zu diesem Zweck auf „das deutsche Recht“ – das aber wiederum auf Worten und Geschichten beruht, die Sassendorff zum Verhängnis werden.

Der Roman ist durchzogen von einer Vielzahl an gleichzeitig und ungleichzeitig erzählten, zum Teil ineinander verschachtelten Geschichten, die sich häufig widersprechen und dabei kein eindeutiges Bild des Erzählten ergeben. Ein Beispiel dafür stellen die Briefe aus der Heimat dar, über die darüber informiert wird, was andernorts geschieht, was die Hintergründe für bestimmte Entwicklungen sind und wie die politische Lage in Berlin ist. In den Briefen Heinz von Warnekows berichtet dieser vor allem von den kolonialpolitischen Entscheidungen, die im Reichstag und in der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes getroffen werden, aber auch von personellen Wechsels, Intrigen, Skandalen und diversen kursierenden Gerüchten. So werden der Hauptstadtclatsch und die politischen Animositäten als beständiges Hintergrundrauschen der Haupthandlung eingeführt, welches diese mehr beeinflusst, als zunächst klar ist. Denn es ist ebenfalls ein Brief einer Freundin, die Gerdas und Heinz' Mutter über die Vorwürfe gegen Sassendorff informiert, noch bevor die *Tribüne*, das sozialdemokratische „Hetzblatt“ (AL, 491), sein Verhalten als „Tropenkoller“ (AL, 459) skandalisiert. Sie schreibt über die Affäre:

„Den Don Juan bei schwarzen Grazien zu spielen, ist ohnehin schon die Gewohnheit von Deklassierten [...] aber gar die schwarze Favoritin zum Dank für die Schäferstunden – *fi donc!* – aufknüpfen zu lassen, das ist bestialische Brutalität. Tropenkoller, sagt Willichs. Für mich ist dieser Herr von Sassendorff jedenfalls erledigt. Ich hoffe, auch Heinz wird sehr bald den Geschmack an der Freundschaft mit einem Herrn verlieren, der seine Mission in Afrika als gute Gelegenheit zu neronischen Orgien auffaßte.“ (AL, 459–460)

Offensichtlich handelt es sich bei dieser Interpretation um eine grundlegend andere Auslegung des Geschehens als es im ersten Teil des Romans geschildert wurde. Sein erotisches Abenteuer mit Jagodja und die anschließenden Kampf-abenteuer werden als „bestialische Brutalität“ wahrgenommen; sein von der Erzählstimme als beherzte Reaktion auf die gefährliche Situation dargestellte Entscheidung, in den Kampf zu ziehen und die Verräterin hinrichten zu lassen, ist nun ein Ausdruck von „neronischen Orgien“. Transgression, Entschlussfreudigkeit, Tatkraft und Tapferkeit gelten jetzt als eigenmächtiger Egoismus, womit das vormals positiv konnotierte Abenteuer in der öffentlichen Wahrnehmung zu einem moralischen Vergehen mutiert, das für den Kolonialdienst als inadäquat erachtet wird.

Die Gerüchte über Sassendorff laufen in jener Dienststelle zusammen, die das Urteil über sein Verhalten in Afrika fällen wird, nämlich in der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes, das wie ein undurchschaubares, sinistres Machtzentrum inszeniert wird: „Durch den halbfinsternen Korridor schritt er,

die mit rotem dicken Tuch beschlagene Tür wurde geöffnet, eine zweite beiseite geschoben, und er stand vor dem Manne, der den ersten Spruch über ihn zu fällen hatte.“ (AL, 469–470) Schnell wird klar, dass die Vernehmung keineswegs sachlich und unvoreingenommen ist. So unterbricht ihn der Geheimrat ständig, stellt seine Darstellung der Geschehnisse „mit leiser Ironie“ (AL, 471) in Frage und weigert sich, die von Sassendorff vorgebrachten Beweise gegen Rieloff zu akzeptieren. Stattdessen stützt er sich weiterhin auf die schriftlichen Berichte und betont: „Die Akten ergeben das [...]“ (AL, 478)

In diesem Gespräch kommt neben der unrechtmäßigen Beschuldigung des Protagonisten zu Tage, dass eine Vielzahl an Geschichten miteinander konkurrieren. Nicht nur haben der Geheimrat und der Hauptmann unterschiedliche Ansichten über die Vorgänge in der Kolonie, sondern es gibt offenbar Dinge, die der Geheimrat nicht wissen möchte, etwa Rieloffs tatsächliches Wirken in Friedrichsburg, aber auch Berichte über Sassendorff, die in den Akten liegen und die der Beschuldigte als unwahr zurückweist. Anstatt seinem Beweismaterial gegen den Oberleutnant zu glauben, dreht der Geheimrat die Beweislast um, in dem er Sassendorff vorwirft, Rieloff zu denunzieren. Als Sassendorff die vorgeschlagene Versetzung nach Südwestafrika aufgrund des darin implizierten Schuldeingeständnisses ablehnt, beginnt ein Prozess, der auch unabhängig von Sassendorffs Unschuld betuernder Aussage in Gange gekommen wäre. Seine Aussage als seine Wahrheit und seine Version der Geschichte ist wertlos, da das Urteil über ihn aus politischen Gründen schon getroffen wurde: Wie Heinz von Warnekow später erfährt, sei es ein „offenes Geheimnis, daß das Zentrum die Kredite für Südwestafrika glattweg abschlagen werde, wenn Fred nicht über die Klinge springe.“ (AL, 502)

Wegen „[...] allem, was man über Fred hört und liest[...]“ wendet sich auch seine Verlobte Gerda von ihm ab, bis sich ihr Bruder Heinz darüber empört: „Hört und liest? Ja, fragt sich nur, wer das Erzählen und das Schreiben besorgt. [...] Habt ihr euch einmal die Mühe gegeben, zu forschen, wer denn die niedlichen Sachen in Umlauf brachte und wer ein Interesse daran hat, daß sie hübsch breitgetreten werden?“ (AL, 499–500) Es ergibt sich daraus ein Dickicht der Geschichten, erzählt aus einer Unmenge an Dokumenten, Briefen, Aussagen, Zeitungsberichten, Akten, Dienstanweisungen und ministeriellen Beschlüssen. Sie entspringen einem administrativen und publizistischen Apparat, der durch sein indirektes Kommunikationsmedium der Schrift eine Herausforderung für die ‚eine‘ Wahrheit, welche die Erzählstimme im ersten Teil des Romans hervorzuheben versucht, darstellt. Kritisiert wird somit zunächst die sensationshungrige Klatschpresse, die keine noch so fragwürdige Berichterstattung scheut, um einen medienwirksamen Skandal zu schaffen und eine regelrechte Hetzjagd in Gang zu setzen. Genannt wird explizit die

sozialdemokratische *Tribüne*, die politisch klar kolonialkritisch ausgerichtet ist. Kritisiert werden neben den Sozialdemokraten aber auch das Zentrum und die Missionare, die durch ihre Version der Geschichte versuchen, die Kolonialpolitik zu beeinflussen. Schlussendlich wird auch die Kolonialverwaltung kritisiert, die mit ihren von außen undurchschaubaren internen Vorgängen und unklaren Befehlsstrukturen eine ehrenwerte Karriere durch geschriebene Worte in Akten zerstört, anstatt dem Ehrenwort eines schon von Standes wegen ehrbaren Charakters Glauben zu schenken.

Der Kampf um Ehre und Ansehen hat sich damit vom ritterlichen Kampf zum Ringen um die Wahrheit als der richtigen Geschichte verschoben. Von den Abenteuern, die Sassendorff in Afrika erlebt hat, erzählt und schreibt nicht er selbst, sondern Andere, die eine politische Agenda verfolgen, in der Charaktere wie Sassendorff stören. Die Deutungshoheit über das Erlebte wird also vom Abenteurer selbst auf unbeteiligte Dritte verlagert, denen mehr Autorität über die Wahrheit zugestanden wird als dem Protagonisten selbst. Seine eigene Geschichte vom Abenteurer hingegen wird zu einer unglaubwürdigen Lüge diskreditiert. Weil zuvor schon das Erleben der kolonialen Abenteurer an sich kritisiert wurde, sind es nun beide Seiten des Abenteurerbegriffs, sowohl das Erleben des Abenteurers in Afrika als auch das Erzählen von diesem Abenteurer, die in Verruf gebracht werden, und zwar von einem Gegner, der nicht ritterlich bekämpft werden kann, weil er im Verborgenen operiert: ein opaker Verwaltungsapparat, bei dem unklar bleibt, wessen Befehle er ausführt und wem er sich verpflichtet fühlt, korrumpierte Politiker, die die Verwaltung erpressen, Missionare, die das Gebot der Nächstenliebe missachten, und Journalisten, denen eine aufsehenerregende Geschichte wichtiger ist als die Ehre eines hochrangigen Offiziers. Es ist ein unbegreiflicher, eigenartig formlos bleibender Feind, der hier als Bedrohung für den scheinbar hilflosen Kolonialakteur skizziert wird. Sassendorff muss passiv abwarten, wie diese undurchdringliche Maschinerie der politischen Öffentlichkeit über ihn urteilt, ohne dass er in diesem Prozess eine Handlungsmacht besitzt. Das im ersten Teil des Romans angelegte Abenteuer der ritterlichen Bewährung kann im zweiten Teil demnach nicht zu Ende gebracht werden, weil im modernen Stimmengewirr eine Vielzahl an Geschichten entsteht, die Ambiguität schafft. Somit wird der Abenteurer und Held zum hilflos zuschauenden Zaungast der Erzählung seiner eigenen Geschichte.

3.4.2 *Resouveränisierte Männlichkeit*

Während die Handlung deutlich auf die öffentliche Demontage des Kolonialhelden Carl Peters anspielt, wird im Roman, anders als im ‚Fall Peters‘, dem Helden schlussendlich doch noch eine Rehabilitation ermöglicht. Diese wird

an der historischen Situation der Ernennung Bernhard Dernburgs zum Direktor der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts im Jahr 1906 festgemacht. Die Erzählstimme suggeriert, dass der Gesinnungswandel in der „Wilhelmstraße“ (AL, 521), also dem Auswärtigen Amt, auf eine Weisung von Dernburg selbst erfolgt. Der Protagonist darf nicht nur in einer neuen Anhörung bei einem anderen Geheimrat seine Sicht auf die Geschehnisse noch einmal schildern, sondern bekommt sogar die Gelegenheit, mit Dernburg persönlich über seinen Fall zu sprechen. Dieser möchte Sassendorff auf jeden Fall im Kolonialdienst halten, da er erkannt hat, dass man „für Afrika bewährte Leute, keine Dilettanten“ (AL, 531) brauche und dass Sassendorff „solche Leistungen aufzuweisen“ (AL, 532) habe. Damit gibt er ihm jenes Vertrauen und die Zuversicht zurück, welche „ihm die Aktenmenschen so schmähdlich gestohlen.“ (AL, 532). Außerdem wird ihm in Aussicht gestellt, eine Audienz beim Kaiser zu bekommen, um ihm höchstpersönlich „die letzten Kämpfe um Friedrichsburg“ (AL, 553) zu schildern.

Um diesen Triumph zu unterstreichen, handeln die letzten Seiten des Romans von einer Reichstagssitzung, während derer Dernburg ankündigt, in Zukunft die Manipulationen der Mission und der Zentrumspartei, mit denen das Ansehen verdienter Kolonialbeamter beschädigt werde, nicht länger hinnehmen zu wollen. Mit dieser Szene stützt sich der Roman noch einmal direkt auf historisch verbürgte Ereignisse, konkret auf die im Exkurs dieses Kapitels bereits erwähnte Reichstagsdebatte vom Dezember 1906, in der Dernburg tatsächlich zu den diversen Kolonialskandalen in Togo und Kamerun Stellung bezog, welche vor allem Abgeordnete der Sozialdemokratie und der Zentrumspartei immer wieder angeprangert hatten. Fast wörtlich wird die Rede des Zentrumsabgeordneten Roeren zitiert, der „zweifelhafte Elemente“ unter den Kolonialbeamten kritisiert und stattdessen „das beste Beamtenmaterial“ (AL, 539) fordert.⁹⁶

Die darauffolgende Rede Bernhard Dernburgs wird als Abrechnung mit den kolonialkritischen Parteien und insbesondere mit der von der Mission gesteuerten Zentrumspartei dargestellt: „Diese Eiterbeule mußte aufgestochen werden, ich habe sie aufgestochen, und ich trage ganz gern die Konsequenzen.“ (AL, 542) Daraus schlussfolgert die Erzählstimme: „Die geheimen Versuche, auf den Reichskanzler zugunsten der Missionare zu wirken, die Ränke

96 Den stenographischen Berichten der Reichstagssitzung ist zu entnehmen, dass Roeren auch in Wirklichkeit von „zweifelhafte[n] Elemente[n]“ und dem „beste[n] Beamtenpersonal“ sprach, siehe Stenographische Berichte, 3. Dezember 1906, S. 4087. Dass Alfred Funke bei der Reichstagssitzung selbst anwesend war oder zumindest ausführliche Berichte darüber gelesen hatte, ist demnach sehr wahrscheinlich.

gegen die Beamten, das ganze stille Spiel der Hintertreppe, [...] – alles zog der Redner ans Licht.“ (AL, 541) Tatsächlich legte Dernburg in dieser Rede offen, dass es in der Vergangenheit Versuche seitens des Zentrums gegeben hatte, die Kolonialpolitik zu manipulieren (vgl. Kap. 3.2.); zugleich machte er sich während seiner Amtszeit aber für umfassende Reformen in der Kolonialverwaltung stark und nahm die Kolonialskandale wie keiner seiner Vorgänger ernst.⁹⁷ Alfred Funke nimmt sich hier die darstellerische Freiheit, dem Protagonisten die Genugtuung der öffentlichen Kritik seiner Widersacher zu gewähren, womit eine politische Rückbesinnung auf den respektvollen Umgang mit verdienten Kolonialbeamten angemahnt wird. Das Bild der aufgestochenen Eiterbeule suggeriert Reinigung und Heilung von moralischer Verworfenheit und somit schlussendlich die Wiederherstellung einer früheren Ordnung.

Indem Alfred Funke in seinem Kolonialroman *Afrikanischer Lorbeer* den Kolonialskandal um den einstigen Kolonialhelden Carl Peters literarisch aufgreift, verbindet er die Erzählung vom kolonialen Abenteuer mit einer scheinbaren Krise der Männlichkeit sowohl in der Kolonie als auch im wilhelminischen Mutterland und nutzt diese Verbindung zu einer dezidiert politischen Stoßrichtung seines Romans. Dazu wird das historische Geschehen am Kilimandscharo zunächst strukturell und motivisch an die ritterliche *aventure* der höfischen Romane des Mittelalters angelehnt. Insbesondere der Krieg gegen die Kolonisierten wird in dieses vormoderne Muster eingepasst, um der gewaltsamen Kolonisierung durch Carl Peters den Anschein der Ritterlichkeit geben zu können und das koloniale Abenteuer in ein positives Licht zu rücken. So wird es möglich, die exzessive Gewalt Peters', die der zeitgenössischen Leserschaft über die entsprechenden Zeitungsberichte bekannt war, als ein vormodernes Abenteuer umzudeuten und sie damit zu verschleiern.

Diese geschichtsklitternde Sicht auf den Kolonialskandal zeigt sich auch darin, dass die in der Skandalisierung lautwerdende Kritik an der kolonialen Gewalt als das Ende des Abenteuers in der Moderne beklagt wird: Denn die politische Intention, der gewalttätigen Selbstherrlichkeit der kolonialen Akteure Schranken aufzuzeigen, wird im Roman als Rufmord präsentiert, dem sich der Held, auf diese Weise seiner heldenhaften Geschichte vom Abenteuer beraubt, nicht erwehren kann. Was vormals als legitimes Abenteuer galt, erscheint aus kolonialkritischer Sicht nun als verantwortungsloser Eigensinn, und die Abenteuererzählung ist nur noch eine Geschichte der unwahren Selbstverherrlichung.

97 Dernburg plädierte für eine deutliche Rationalisierung der deutschen Kolonisation. Zu den Reformen der ‚Ära Dernburg‘ vgl. auch Speitkamp, W.: Kolonialgeschichte, S. 140–142, sowie Conrad, S.: Deutsche Kolonialgeschichte, S. 36–37.

Somit thematisiert der Roman im Kern eine Männlichkeit, die als bedroht wahrgenommen wird, weil sie nicht mehr so sein darf, wie es einer traditionellen, konservativen Vorstellung entspricht. Als das Gegenteil vom aktiven, selbstbestimmten und transgressiven Abenteuer des vormodernen Ritters⁹⁸ wird deshalb an zentralen Stellen des Romans Hilflosigkeit evoziert. Während es im kolonialen Setting noch möglich ist, diesen Zustand der Schwäche durch Aktion und Transgression zu überwinden, stößt dieses bewährte Muster der Bewährung durch Abenteuer in der von Funke so vehement verurteilten kolonialkritischen Gemengelage in der modernen Metropole an seine Grenzen, sodass hierfür eine Umkehr der traditionellen Rollen inszeniert wird: Der Mann bedarf zunächst der Erlösung durch seine Frau, bevor er mit ihr gemeinsam seine eigentliche Rolle als Erlöser der kolonisierten Indigenen einnehmen kann. Das so bediente Narrativ der Krise der Männlichkeit dient letztlich dazu, die eigene Machtposition zu bekräftigen, indem durch die attestierte Krisenhaftigkeit eine Möglichkeit der Überwindung der Krise aufgezeigt wird, die zu einer Resouveränisierung und Sicherung der männlichen Hegemonie führt.⁹⁹

Für die Frage nach dem Verbleib und der Verarbeitung des Abenteurers in der deutschen Kolonialliteratur erhält *Afrikanischer Lorbeer* besondere Relevanz dadurch, dass der Roman als literarische Intervention in kolonialpolitische und gesellschaftliche Diskussionen zu verstehen ist. Mit seinen kultur- und modernekritischen Rhetoriken zeugt der Roman somit exemplarisch von einer politischen Indienstnahme der Erzählung vom Abenteuer und seinem vermeintlichen Ende in der modernen Welt.

98 Diese Deutung des vormodernen Abenteurers als Akt der Selbstbestimmung ist wiederum eine eher eigenwillige Rückprojektion der Jahrhundertwende, die keineswegs das Wesen der höfischen *aventure* erfasst, vgl. dazu auch Eming, J.: Sirenenlist, S. 53.

99 Zu dieser Wirkweise von Krisen- und Erlösungsnarrativen zur Sicherung von Hegemonie vgl. ausführlicher Haschemi Yekani, E.: ‚Enlightened Imperialism‘.

Arbeit statt Abenteuer: Der Fetisch der Mitte im kolonialen Siedlungsroman

Ein wesentliches Ziel der deutschen Kolonialrhetorik bestand darin, die afrikanischen Kolonien als dauerhaften Siedlungsraum zu inszenieren und damit so etwas wie ein ‚Deutschland unter Palmen‘ in Aussicht zu stellen. Dafür wurden nicht nur die klimatischen und wirtschaftlichen Vorzüge dieser Räume hervorgehoben, sondern auch die Notwendigkeit, dort eine neue, deutsche Ordnung zu etablieren, die im Rahmen des behaupteten Zivilisierungsauftrags die scheinbare Barbarei der Kolonisierten beenden sollte. Dass es sich bei der geordneten, fest verankerten Kolonialherrschaft um ein Phantasma handelte, das in den allermeisten Fällen in der Realität keine Entsprechung fand, ist historiografisch mittlerweile gut untersucht.¹ Dennoch wurde in der Kolonialliteratur gerne das Thema der erfolgreichen zivilen Besiedelung des kolonialen Raums aufgegriffen. Diesen Erzählungen, dies wird in diesem Kapitel exemplarisch an einem Kolonialroman gezeigt, eignet daher oft der Charakter der Affirmation einer Ordnung, die real nicht existiert, aber durch die literarische Schilderung als realistisch umsetzbares Ziel dargestellt wird. Besonders häufig kreisen diese Erzählungen um einen männlichen Protagonisten, der die Diskrepanz zwischen den ihm aufgetragenen Aufgaben zur Sicherung eines solchen Siedlungsraums einerseits und seinen persönlichen Vorstellungen von Selbstverwirklichung sowie der Befriedigung der eigenen Sehnsüchte andererseits miteinander zu vereinbaren versucht. Im hier untersuchten Roman, Richard Küas‘ *Vom Baum der Erkenntnis*² (1911), spielt die spezifische Aneignung des Abenteuers für diese Vereinbarkeit eine zentrale Rolle.

Zunächst 1910 unter dem Titel *Fetisch* als Fortsetzungsroman in der Kolonialzeitschrift *Kolonie und Heimat* erschienen, folgte 1911 die Publikation in Buchform mit dem geänderten Titel *Vom Baum der Erkenntnis*. Das Werk erzählt die Geschichte des Bezirksamtmanns Werner Pahlen, der an der westafrikanischen Küste eine deutsche Kolonialstation leitet und dort unerwartet Besuch von seiner Frau Marianne bekommt, nachdem ihr gemeinsamer Sohn gestorben ist. Erzählt wird sodann von der bereits seit längerem schwelenden Ehekrise der Pahlens, die zunehmende Brisanz erhält durch das offensive

¹ Vgl. z. B. Conrad, S.: Deutsche Kolonialgeschichte, S. 43.

² Küas, Richard: *Vom Baum der Erkenntnis*. Deutscher Kolonialroman. Leipzig: Paul List 1911. Die Romanzitrate werden im Folgenden mit der Sigle ‚BE‘ im Fließtext nachgewiesen.

Buhlen des so charismatischen wie geheimnisvollen Faktoreibesetzers Uhlberg um Marianne. Zu diesem Handlungsstrang kommt ein weiterer, der die Unzufriedenheit des indigenen „Fetischpriesters“ (BE, 62) Fiono mit der kolonialen Herrschaft und die daraus resultierenden Aufstandspläne thematisiert. Am Ende steht ein Aufstand, in dem die langsam aufgebauten Konflikte des Romans kulminieren.

Der Weg zu einer neuen kolonialen Normalität und einem geordneten kolonialen Zusammenleben, so deutet schon die alttestamentarische Allusion im Titel an, führt über einen kolonialen Sündenfall und die daraus resultierende Erkenntnis über Gut und Böse. Die Handlung organisiert sich dabei über das zentrale Strukturelement des Romans, nämlich die Dichotomisierung von gegensätzlichen Positionen, die permanent miteinander konkurrieren. In dieser Bewegung zwischen diametralen Gegensätzen kristallisiert sich eine Suche nach der ausgleichenden Mitte, in der die Herrschaft einer kolonialen Norm entspricht, insofern sie weder in das Extrem der brutalen Unterdrückung noch in das Extrem des unterwürfigen Diensts für die Indigenen ausschlägt. Im Folgenden wird der Frage nachgegangen, welche Rolle das koloniale Abenteuer als sich dezidiert von der Norm abgrenzende Transgression für diese Suche nach der richtigen, mittleren Herrschaft spielt. Das Abenteuer, wenngleich im Konflikt mit der Normalität des Alltags, wird dabei nicht nur aufgegriffen, um die Handlung spannend erzählbar zu machen, sondern wird gezielt als Akt der Krisenbewältigung und der Neuschöpfung einer dauerhaften, friedlichen Ordnung instrumentalisiert.

Um die signifikante Bedeutung von Ordnung an sich hervorzuheben, desavouiert der Roman das Abenteuer zunächst als Inbegriff von Unordnung, was insbesondere anhand des Rollenverständnisses des kolonialen Beamten nachvollziehbar gemacht wird. Das erste Unterkapitel ist daher der dargestellten Entwicklung des Protagonisten zu einem mittelmäßigen kolonialen Helden innerhalb einer intermediären Herrschaftssituation gewidmet.

Das Ideal des mittleren Heldentums als Gegenentwurf zum selbstbestimmten, rücksichtslosen Abenteuerer bleibt indes unerfüllt, weil die intermediäre Herrschaft des Kolonialbeamten durch seine Opferbereitschaft für die koloniale ‚Aufbauarbeit‘ in das Extrem der dienenden Knechtschaft zu kippen droht. Im zweiten Unterkapitel wird deshalb aufgezeigt, wie die Lust zu Dienen mit masochistischen Anklängen pathologisiert und über diese Terminologie eine aus der Unfähigkeit zu Herrschaft resultierende Ohnmacht zum Ausdruck gebracht wird.

Während das Abenteuer im dargestellten Herrschaftsverständnis zunächst keinen Platz zu haben scheint, lässt sich auch für *Vom Baum der Erkenntnis* festhalten, dass das Abenteuer nicht einfach fehlt oder für obsolet erklärt wird.

Stattdessen wird es, so die These dieses Kapitels, paradoxerweise sowohl zu einem trans- und regressiven als auch zu einem ordnungstiftenden Element erklärt. Wie gerade die Sehnsucht nach Abenteuer die politische und eheliche Ordnung in eine Krise bringt, wird im dritten Unterkapitel thematisiert. Diese Krise kann gelöst werden, indem der Protagonist zu seiner mittleren Herrschaftsposition zurückkehrt, was indes nur über eine abenteuerliche Bewährung möglich ist. Daher wird zuletzt Pahlens Bewältigung des Aufstandes als Abenteuer untersucht. Gezeigt wird somit, wie der Roman mit der Ablehnung des Abenteuers als kolonialer Erlebnisform ein erzählerisches Ringen um die Mitte, um das rechte Maß des Kolonisierens zwischen Gewalt und Unterwerfung darlegt.

Richard Küas, der selbst zwischen 1889 und 1901 als Kolonialbeamter in Togo und Kamerun tätig war,³ wandte sich erst nach seinem Kolonialdienst der Schriftstellerei zu. Neben zahlreichen Romanen und Erzählungen mit kolonialer Thematik publizierte er 1939 einen autobiografischen Bericht über seine Erlebnisse in Togo, die *Togo-Erinnerungen* (1939). Im letzten Unterkapitel wird abschließend der Frage nachgegangen, wie der Autor darin seine eigene koloniale Vergangenheit über autofiktionale Erzählelemente nachträglich in das Spannungsfeld von Abenteuer und Verwaltungsdienst bettet. Zugleich wird der Blick auf seine autobiografischen ‚Erinnerungen‘ vor allem die Kritik am Abenteuer als wichtiges Element einer kolonialrevisionistischen Positionierung verdeutlichen.

4.1 Das Ringen um die Mitte: der mittelmäßige Held des kolonialen Alltags

4.1.1 *Intermediäre Herrschaft in der Kolonie*

Der Protagonist des Romans, der Bezirksamtman Werner Pahlen, wird gezielt als eine Figur beschrieben, die sich von den anderen Bewohnern der westafrikanischen Küstensiedlung unterscheidet. Anders als die Faktoreibesitzer, Händler und Hilfsarbeiter gesellt sich der Stationsleiter nur selten zu deren sozialen Aktivitäten und gemeinsamen Abendessen mit anschließenden Alkoholexzessen und Vergnügungen mit schwarzen Frauen – Beschäftigungen, die bereits die Losgelöstheit von jeglichen sittlichen Regeln andeuten. Er

3 Vgl. Oloukpona-Yinnon, Adjai Paulin: Kolonialliteratur zwischen Fiktion und Realität. ‚Götzen – Kolonialdrama in vier Akten‘ von Richard Küas. In: *Histoire, littérature et société au Togo*. Hrsg. von János Riesz u. Simon A. Amegbleame. Frankfurt a. M.: IKO 1997, S. 45–63, S. 52.

nimmt damit augenscheinlich eine Sonderrolle im Roman ein. Die selbst auferlegte soziale Isolation deutet darauf hin, dass Pahlen Entbehrungen in Kauf nimmt und seine eigene Person gerne hinter seine dienstlichen Aufgaben stellt. Er wird als „ein dunkel gebräunter Herr mit ernst blickenden Augen im mageren Asketengesicht“ (BE, 14) beschrieben, als „hager und gelb“ und „offenbar nicht in guter Form“ (BE, 25). Sein äußeres Erscheinungsbild verdeutlicht, dass Pahlen seine eigene Gesundheit zugunsten der Erfüllung einer Vielzahl an Aufgaben vernachlässigt.

In erster Linie ist der Stationsleiter für die Verwaltung der kolonialen Siedlung zuständig, also für bürokratische Abläufe wie das Verfassen von Berichten über Geschehnisse und Entwicklungen vor Ort an das zentrale Gouvernement, dem er als Bezirksamtmann direkt unterstellt ist. Darüber hinaus gestaltet er das koloniale Zusammenleben auch aktiv, etwa in seiner Rolle als „parteiloser Richter“ an „Palavertagen“ (BE, 150).⁴ Die Art, wie der Roman diese Rechtsprechung inszeniert, lässt Pahlen als väterlichen Freund der Kolonisierten erscheinen, der über die als harmlos erachteten Konflikte der kindlich gezeichneten Afrikaner entscheidet und ihre gleichfalls als kindisch dargestellten Versuche, ihn zu manipulieren, zu durchschauen und zu überlisten im Stande ist. Die offizielle Befugnis zur Rechtsprechung zeugt zudem von umfassender Macht, die sich jedoch nicht nur auf juristisch-bürokratische Abläufe konzentriert. In Ermangelung eines dauerhaft stationierten Arztes bietet der Bezirksamtmann freiwillig eine medizinische Grundversorgung an und verköstigt Arme auf eigene Kosten. Was hier unter dem Vorzeichen des paternalistischen Altruismus beschrieben wird, bringt das zentrale Ziel der deutschen Kolonisierung zum Ausdruck, nämlich die Erziehung der Kolonisierten zu Arbeit, die gewinnbringend nutzbar ist. Gemäß dem Selbstverständnis einer zivilisatorischen Überlegenheit der europäischen Kultur ging die Disziplinierung der Kolonisierten im kolonialen Diskurs mit der Vorstellung einer Vorbildfunktion der ‚Kolonialherren‘ einher, die auch in diesem Roman zum Ausdruck gebracht wird.

Wenn der Protagonist betont, dass „die Schwarzen [...] einen Fürsorger, einen Anwalt, einen Führer“ brauchen und man „ihnen Gerechtigkeit und Wohlwollen entgegenbringen“ muss, anstatt sie nur als „das Lastvieh für unsere

4 Ähnlich wie beim Schauri, das in den ostafrikanischen Kolonien praktiziert wurde, handelt es sich beim Palaver als einer auf älteren indigenen Traditionen aufbauende Form der Rechtsprechung um ein wichtiges Element der deutschen Kolonialherrschaft. Den Kolonialbeamten kam damit das Recht zu, Konflikte, die die Kolonisierten untereinander hatten, zu schlichten und Urteile zu sprechen. Interessant ist hierbei die Vermischung von indigenen und europäischen Rechtsnormen und die Instrumentalisierung dieser Praxis zur Inszenierung kolonialer Macht, vgl. ausführlicher Pesek, M.: *Koloniale Herrschaft*, S. 270 ff.

Arbeit“ (BE, 28) zu verstehen, wird klar, dass er sich in der Rolle des patriarchalen Menschenfreundes sieht: „Die Weißen hier brauchen mich ja eigentlich nicht – aber die Schwarzen, die, die brauchen mich, die ...[...] glauben auch an mich. [...] Ich habe hier gewissermaßen eine Mission zu erfüllen.“ (BE, 28). Als „Mission“ zielt sein Dienst darauf ab, die Kolonisierten aus ihrer scheinbaren Unzivilisiertheit zu erlösen. Hier deutet sich bereits an, dass Pahlens Arbeit eine therapeutische oder kompensatorische Funktion erfüllen soll: Während er sich selbst als erlösender Heilsbringer sieht, ist sein Dienst und die damit von ihm angestrebte „messianische Männlichkeit“⁵ für ihn selbst, wie im weiteren Verlauf dieses Kapitels erläutert wird, von therapeutischer Bedeutung, die seine Erlösung ermöglicht.

Als Bezirksamtmann ist Pahlen in vielen alltäglichen Situationen de facto allein verantwortlich für die Geschicke in der kolonialen Siedlung, da dort noch keine weiteren Beamten stationiert sind. Mit der Fülle der Aufgaben, die ihm obliegen, steht er sowohl im Zentrum der Romanhandlung als auch in der Mitte der Siedlergemeinschaft, die er zu verwalten versucht. Er vermittelt zwischen den allgemeinen Verwaltungsregeln des zentralen Gouvernements und den individuellen Anliegen der Indigenen und hat zugleich ein genuines Eigeninteresse am Gelingen dieser Vermittlung, an welcher der Erfolg seiner Arbeit gemessen wird. Was zunächst nach großer individueller Entscheidungsfreiheit aussieht, relativiert sich angesichts seiner Beziehung zum indigenen „Häuptling der Fetischdörfer“ (BE, 64), Mensah, dem sich Pahlen beinahe freundschaftlich verbunden fühlt. Im Roman wird eine Phase des Übergangs geschildert, in der die Deutschen auf die Zusammenarbeit mit indigenen Machthabern angewiesen waren, da ihre eigene Macht noch nicht konsolidiert genug war, es ihr also an „Basislegitimität“⁶ fehlte, wie für die koloniale Staatlichkeit in Westafrika konstatiert wurde. Solange Pahlen von den afrikanischen Dorfbewohnern noch nicht als neuer, legitimer Herrschaftsvertreter anerkannt wird, braucht er Mensahs Hilfe. Richard Küas rekurriert mit dieser unfreiwilligen Angewiesenheit der Europäer auf indigene Mittler auf das Funktionsprinzip der Intermediarität⁷: Die indigenen Machthaber, die in

5 Koschorke, Albrecht: Theologische Maskerade. Figurationen der Heiligen Familie in ‚Star Wars‘. In: Männlichkeit als Maskerade. Kulturelle Inszenierungen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Hrsg. von Claudia Benthien u. Inge Stephan. Köln: Böhlau 2003, S. 316–335, S. 320.

6 Trotha, T. von: Über den Erfolg und die Brüchigkeit, S. 234.

7 Zum Phänomen der intermediären Herrschaft und der Rolle der *intermediaries* als Stütze kolonialer Macht gibt es einige aktuelle Publikationen. Vor allem Übersetzer, Schreiber und Soldaten stehen darin neben den Häuptlingen als Hauptträger intermediärer Macht im Fokus, beispielsweise: Lawrance, Benjamin N., Emily Lynn Osborn u. Richard L. Roberts (Hrsg.): *Intermediaries, Interpreters, and Clerks. African Employees in the Making of*

diesem Typus kolonialer Herrschaft als sogenannte *intermediaries* fungierten, hatten meist schon vor der Ankunft der Europäer eine Machtposition inne. Sie wurden von den Kolonisatoren zwar in ihrer Handlungsbefugnis eingeschränkt, behielten gleichzeitig aber ihre repräsentative Funktion, um im Gegenzug die Kolonisierenden bei der Durchsetzung ihrer Herrschaft zu unterstützen und um Akzeptanz für die Kolonialherrschaft zu werben.⁸

Im Roman ist es daher Mensah, der die Dorfbewohnerinnen und -bewohner davon zu überzeugen versucht, dass die Kolonisation den Indigenen Nutzen bringe und daher legitim sei. Nach Homi Bhabha erwächst gerade aus dieser erzwungenen Kooperation mit den Kolonisatoren, die im Wesentlichen auf der mimetischen Nachahmung europäischer Herrschaft beruht, ein subversives Machtpotenzial, das sich aus dem „almost the same but not quite“⁹ der kolonialen Mimikry ergibt: Indem das nachahmende Verhalten nie identisch mit dem nachzuahmenden Verhalten der Kolonisatoren ist, entsteht Raum für eigensinnige Differenz, die indes durch die Mimikry verborgen bleibt. Mensah ist sich dieser widerständischen Macht, die in seiner intermediären Vermittlungsleistung liegt, durchaus bewusst und – so vermittelt es die Erzählstimme – unterstützt aus einer opportunistischen Motivation heraus abwechselnd entweder die deutsche Kolonialherrschaft oder die traditionelle Herrschaft, die durch seinen Bruder, den indigenen Priester Fiono, ausgeübt wird.

Die früh offenbarten Aufstandspläne illustrieren im Roman, dass die koloniale Herrschaft keineswegs so akzeptiert ist, wie Pahlen meint. Dass Pahlen weder den Aufstand errahnen kann noch Mensahs Integrität als ambivalent einzuschätzen vermag, vermittelt schon früh Zweifel an seinem Urteilsvermögen und seiner Führungsstärke. Die Erzählung suggeriert, dass seine Arglosigkeit gegenüber den Dorfbewohnern, die stellenweise sogar in Bewunderung für die indigene Kultur übergeht, einem benevolenten Idealismus entspricht, der seine eigene Macht bedroht. Damit referiert der Roman, ähnlich wie bereits *Afrikanischer Lorbeer*, auf eine in der Kolonialliteratur dominant formulierte Kritik an der in Deutschland spätestens seit den Kolonialskandalen häufig

Colonial Africa. Madison: Univ. of Wisconsin Press 2006, Moyd, Michelle R.: Violent intermediaries. African soldiers, conquest, and everyday colonialism in German East Africa. Athens, Ohio: Ohio Univ. Press 2014, sowie Habermas, Rebekka u. Alexandra Przyrembel (Hrsg.): Von Käfern, Märkten und Menschen. Kolonialismus und Wissen in der Moderne. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2013.

8 Zur Umgestaltung des Häuptlingswesens nach den Vorstellungen der europäischen Kolonialmacht vgl. z. B. die Ausführungen von Trotha, T. von: Über den Erfolg und die Brüchigkeit, S. 230–232.

9 Bhabha, H. K.: The Location of Culture, S. 127. Kursivierung im Original.

geforderten ‚Humanisierung‘ der Kolonialherrschaft, die Pahlen mit seinem Verhalten mustergültig repräsentiert. Nachdem Bernhard Dernburg 1906 erst zum Direktor der Kolonialabteilung und 1907 zum Staatssekretär des Reichskolonialamts¹⁰ ernannt worden war, begann mit der sog. ‚Ära Dernburg‘ eine Phase der kolonialen Neuausrichtung.¹¹ Dernburg leitete Reformen in der Kolonialverwaltung ein, die darauf abzielten, dass nicht mehr mit „Zerstörungsmitteln“, sondern mit „Erhaltungsmitteln“¹² kolonisiert werde, dass die Kolonisierung also die Indigenen als wertvolle Arbeitsressourcen nutzbar machen solle, anstatt sie brutal zu unterdrücken oder zu töten. Dies kann als Reaktion auf die Kolonialschandale (vgl. Kap. 3.2.), aber auch auf die kolonialen Kriege in Deutsch-Südwestafrika und Deutsch-Ostafrika gesehen werden, die Rufe nach einer besser funktionierenden und effizienteren Herrschaft laut werden ließen.¹³ Damit änderte sich nicht nur das offizielle Selbstbild der Kolonialverwaltung, das nun viel stärker das Streben nach einer dauerhaften Besiedelung und einem geordneten Kolonialalltag beinhaltete, sondern auch der öffentliche Diskurs darüber, wie koloniale Herrschaft richtig ausgeübt werden sollte. Anstatt, wie es in der Anfangsphase der Kolonisation üblich war, in der Kolonisierung einen ständigen ‚Kampf ums Dasein‘ zu sehen, den nur die Besten, in dem Fall die militärisch und zivilisatorisch scheinbar höherentwickelten Europäer, gewinnen können und in dem das blanke Überleben zu sichern ist, wurde nun das bereits erwähnte Ideal der benevolenten ‚Erziehung zur Arbeit‘ in den Fokus gerückt.

In Küas‘ Roman wird – wie in vielen anderen Kolonialromanen – diese geforderte Abkehr von totalitärer Herrschaft jedoch als problematisch dargestellt, weil die deutsche Öffentlichkeit damit die tatsächlichen Verhältnisse in den Kolonien grundlegend verkenne. Eine Lockerung der Herrschaft zugunsten einer wohlmeinenden und respektvolleren Beziehung zu

10 Erst 1907 wurde mit dem Reichskolonialamt ein eigenes Ministerium für die zentrale Verwaltung der Kolonien geschaffen, die davor der Kolonialabteilung, einer Unterabteilung des Auswärtigen Amtes, oblag. Auch anhand dieser Neustrukturierung zeigt sich die Absicht, Belange der kolonialen Entwicklung professioneller zu behandeln und ihnen insgesamt größeren politischen Stellenwert beizumessen. Vgl. dazu auch Sippel, Harald: Die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes und das Reichskolonialamt. In: Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche. Hrsg. von Ulrich van der Heyden u. Joachim Zeller. Berlin: Berlin Edition 2002, S. 29–32.

11 Vgl. Speitkamp, W.: Kolonialgeschichte, S. 140–142.

12 Dernburg, Bernhard: Zielpunkte des deutschen Kolonialwesens. Zwei Vorträge. Berlin: Ernst Siegfried Mittler und Sohn 1907, S. 9. Die Begriffe ‚Zerstörungsmittel‘ und ‚Erhaltungsmittel‘ sind im Original im Sperrdruck hervorgehoben.

13 Zu den Reformen Dernburgs als Reaktion auf die Kolonialschandale vgl. ausführlich Bösch, F.: Öffentliche Geheimnisse, S. 303–308.

den Kolonisierten hätte nach diesem Verständnis eine Unterwanderung der Herrschaft durch die Indigenen zur Folge. Während ihn die Kolonisierten abschätzig als „kleine[n] Kommandante“ (BE, 66) bezeichnen, wird Pahlen von den Europäern als „Schwärmer, der hier am liebsten eine Utopie, ein Reich des ewigen Friedens und der Güte gegründet hätte“ (BE, 19) verspottet, was ebenfalls den Eindruck vermittelt, dass Pahlens Herangehensweise an die koloniale Herrschaft potenziell gefährlich ist. Zugleich votiert Richard Küas mit seinem Roman nicht für eine einfache Rückkehr zu einer selbstherrlichen, eigenmächtigen Herrschaft, sondern schlägt einen Mittelweg vor, der anhand der Figur Pahlens und ihrem kolonialen Wirken entwickelt wird.

4.1.2 *Arbeit und mittelmäßiges Heldentum*

Der Protagonist wird vor allem über seine Arbeit charakterisiert. Als Pahlen seine Frau am Tag nach ihrer Ankunft durch die Siedlung führt, die überall Spuren seiner Tätigkeit trägt, wird deutlich, wie umtriebiger der stille Bezirksamtmann tatsächlich ist. Er zeigt ihr die Allee, die er hat anlegen lassen, was, wie er betont, nur unter viel Mühen zu bewerkstelligen war, da der Boden zu sandig für die Bäume ist. Außerdem hat er den Bau des Marktplatzes vorangetrieben, um den Handel zu beleben und einen Ortsmittelpunkt, und damit die Keimzelle einer dauerhaften Siedlung, zu schaffen:

Pahlen hätte seiner Frau erzählen können, wieviel Mühe das gekostet hatte, die Leute dorthin zu ziehen und daran zu gewöhnen, diesen Ort vorzuziehen, ihre Produkte dorthin zu bringen und ihre Einkäufe hier zu besorgen, anstatt über die Grenze zu gehen. Aber das wäre eine lange Geschichte gewesen, und er hätte sich selbst und seine Arbeit dabei in den Vordergrund stellen müssen. (BE, 88)

Der Protagonist möchte weder seine Frau mit einer langen Geschichte behelligen noch die Effekte seiner Arbeit stolz präsentieren – stattdessen schweigt er. Dieses Schweigen steht in offensichtlicher Diskrepanz zur wiederkehrenden Betonung, wie viel er arbeitet: „Er war schon mitten bei der Arbeit [...]. Er war schon wieder bei der Arbeit.“ (BE, 144). Mit der ostentativen Betonung seines Fleißes treten die Begriffe ‚Arbeit‘ und ‚Dienst‘ als zentrale Bezugspunkte des Romans hervor. Der Arbeitseifer des Protagonisten verweist auf den im 19. Jahrhundert geschaffenen Topos der ‚Deutschen Arbeit‘¹⁴ als nationalem Charakteristikum der Deutschen. Zur Prägung dieses Konzeptes

14 Für eine ausführliche Auseinandersetzung mit dem Topos der ‚deutschen Arbeit‘ von seinen Anfängen in der Philosophie des 18. Jahrhundert bis in den Nationalsozialismus vgl. Campbell, Joan: *Joy in Work, German Work. The National Debate, 1800–1945*. Princeton, New Jersey: Princeton Univ. Press 1989.

trug maßgeblich Wilhelm Heinrich Riehls volkskundliche Studie *Die deutsche Arbeit* (1861) bei, in der Arbeit nicht nur als ökonomisch messbares, zweckrationales Erbringen von Leistung auf einem bestimmten Gebiet verstanden wurde, sondern auch als die Möglichkeit, die eigenen Individualität sowie gleichsam die Eigenheiten des nationalen Kollektivs, dem das Individuum angehört, also die „Seele des Volkes“¹⁵ zum Ausdruck zu bringen. Um 1900 erlebte der Topos der ‚Deutschen Arbeit‘ eine Hochkonjunktur, sodass der Begriff längst auch außerhalb eines wirtschaftlichen Zusammenhangs Verwendung fand.¹⁶ Dabei war neben dem ökonomischen Aspekt, der den Fleiß und die besondere Hingabe der Deutschen zu ihrem Beruf betonte, vor allem die kulturelle Aufladung des Konzepts zentral: Gerade die ‚Deutsche Arbeit‘ im Ausland, insbesondere in den kolonialen Gebieten, wurde als „Kulturleistung“¹⁷ verstanden, die die sittliche Tugend der Deutschen zum Ausdruck bringe und somit einen Dienst für die nationale Gemeinschaft darstelle. Außerdem war die Vorstellung von der ‚Deutschen Arbeit‘ eine wichtige Voraussetzung für die bereits geschilderte und als notwendig erachtete ‚Erziehung zur Arbeit‘, mittels derer die Kolonisierten vom disziplinierten Wesen der Deutschen profitieren sollten.

Die moralisch derart aufgeladene Arbeit des Protagonisten bleibt von den anderen Siedlern zunächst jedoch weitestgehend unbemerkt. Mit dieser auffälligen Unauffälligkeit wird klar, dass Pahlen keineswegs aufsehenerregende Großtaten vollbringt, sondern im Gegenteil vor allem für die vielen kleinen Aufgaben des kolonialen Alltags verantwortlich ist. Hier wird ein Held entwickelt, der den exotistischen Versuchungen der kolonialen Außeralltäglichkeit wie gefährlichen Jagdausflügen im Dschungel oder besonders riskanten Kriegs- und Eroberungszügen nicht erliegt, sondern sich stattdessen darauf konzentriert, in der Siedlung eine funktionierende Ordnung und ein tragfähiges Gemeinwesen zu etablieren. An die Stelle der kolonialen Eskapade tritt hier die Beherrschung, sowohl der Kolonisierten als auch seiner selbst. Pahlen ist es, der aus den unterschiedlichen Bedürfnissen und Erwartungen der afrikanischen Dorfbewohner, der europäischen Siedler, der Missionare und des Gouvernements die Weiterentwicklung der Station zu koordinieren versucht. Besonderen Mut, körperliche Stärke oder außerordentliche Intelligenz hingegen zeichnen ihn nicht aus; vielmehr wirkt er wie ein gewissenhafter Beamter, der seine Pflicht erfüllt, davon aber kein Aufheben macht. Dem

15 Riehl, Wilhelm Heinrich: *Die deutsche Arbeit*. Stuttgart: J. G. Cotta'scher Verlag 1861, S. 3.

16 Vgl. ausführlicher Conrad, Sebastian: *Globalisierung und Nation im Deutschen Kaiserreich*. München: Beck 2006, S. 281.

17 Ebd., S. 283.

geläufigen Modell eines Helden, der sich durch außergewöhnliche und außeralltägliche Eigenschaften und Taten auszeichnet und eine „charismatische Wirkung“¹⁸ auf andere Menschen ausübt, entspricht Pahlen demnach nicht.

Die demonstrative Zurschaustellung seines Arbeitseifers knüpft stattdessen an eine Figur an, die sich in ähnlicher Form bereits in den romantheoretischen Überlegungen des 19. Jahrhunderts und in der Literatur des bürgerlichen Realismus finden lässt: den Helden der Mitte bzw. den mittelmäßigen Helden. Das vor allem in historiografischen und geschichtsphilosophischen Schriften dieser Zeit vorherrschende Heldenmodell des ‚großen Mannes‘, in dem die „exzellierende[] Individualität“¹⁹ des Einzelnen von der Masse aus gewöhnlichen Menschen abgegrenzt wird,²⁰ steht im Kontrast zu einer Entwicklung innerhalb der Literaturtheorie, die eng mit dem Aufkommen des Romans und seiner Entgegensetzung zum Epos zusammenhängt.

Hegel formulierte in seinen *Vorlesungen über die Ästhetik* die – in Grundzügen schon in Blanckenburgs *Versuch über den Roman* angelegte²¹ – Vorstellung, dass das Epos einer vergangenen, einem „staatenlosen Zustande“ ähnelnden „Heroenzeit“ zugeordnet ist, in der die Heroen „aus der Selbständigkeit ihres Charakters und ihrer Willkür heraus“ und mit „Kraft und Tapferkeit“²² handeln und die Welt gestalten. Dem Epos wird der Roman als Gattung einer „Prosa der Wirklichkeit“ entgegengesetzt, in der der Held sich in die „bestehenden Verhältnisse“²³ einfügen muss. Der Romanheld kann also nicht mehr, wie noch der Held im Epos, durch „abenteuernde Selbständigkeit“²⁴ in die Weltgeschichte eingreifen, sondern findet sich in der prosaischen, bürgerlichen Welt in ein Geflecht aus Strukturen, Beziehungen und Verbindlichkeiten eingebunden, welches er kaum eigenmächtig beeinflussen kann.²⁵

18 von den Hoff, R., R. G. Asch u. a.: Helden – Heroisierungen – Heroismen, S. 8.

19 Gamper, Michael: Ausstrahlung und Einbildung. Der ‚große Mann‘ im 19. Jahrhundert. In: Das 19. Jahrhundert und seine Helden. Literarische Figurationen des (Post-)Heroischen. Hrsg. von Jesko Reiling u. Carsten Rohde. Bielefeld: Aisthesis 2011, S. 173–194, S. 173.

20 Beispielhaft findet sich diese Vorstellung etwa in den Schriften des Historismus, aber auch in der einflussreichen Studie Thomas Carlyles zu Helden und Heldenverehrung, vgl. Carlyle, Thomas: On Heroes, Hero-Worship, & the Heroic in History. Six Lectures. London: James Fraser 1841. Der Figur des ‚großen Mannes‘ hat sich Michael Gamper in einer Studie und mehreren Aufsätzen intensiv gewidmet, siehe Gamper, Michael: Der große Mann. Geschichte eines politischen Phantasmas. Göttingen: Wallstein 2016, außerdem Plett, Bettina: Problematische Naturen? Held und Heroismus im realistischen Erzählen. Paderborn: Schöningh 2002, S. 39–68.

21 Vgl. Plett, B.: Problematische Naturen, S. 26.

22 Hegel, G. W. F.: Ästhetik Bd. I, S. 242–244.

23 Hegel, G. W. F.: Ästhetik Bd. II, S. 219–220.

24 Hegel, G. W. F.: Ästhetik Bd. I, S. 257.

25 Vgl. Plett, B.: Problematische Naturen, S. 29.

Diese Überlegungen wurden in der Romantheorie des 19. Jahrhunderts weiterentwickelt. So beschrieb beispielsweise der Schriftsteller Willibald Alexis den Unterschied zwischen der Heldenfigur in Epos und Roman in seiner ausführlichen Rezension zu den historischen Romanen Walter Scotts, in denen er den neuen Romanhelden mustergültig verwirklicht sah, folgendermaßen:

Wirkliche Helden gehören desgleichen für das Epos. – Im Romane aber mußten [...] aus den heroischen Helden tüchtige Männer, wie wir sie jetzt im Leben erblicken, werden. Der Name wurde beybehalten, konnte aber im Romane nichts weiter als die Hauptperson bedeuten, für welche wir uns interessiren.²⁶

Scotts Ablehnung gegenüber herausragenden Einzelnen und exzessivem Heroismus zeigt sich darin, dass er größtenteils darauf verzichtete, seine Romanfiguren heroisch zu überhöhen. Der epische Held wird im Roman also verdrängt durch den ebenfalls als Held bezeichneten Protagonisten, dessen unheroischer Alltag Gegenstand der Romanhandlung ist. Scotts „liebenswürdige Nullen“²⁷ zeichnen sich nach Alexis dadurch aus, dass sie keine außergewöhnlichen Heldentaten vollbringen, sondern ihr Tun in eine kausale Handlung eingebettet ist, in der sich die Taten Einzelner also mit äußeren Bedingungen, Zufällen und Zuständen verbinden.²⁸ Dieser nichtheroische und somit defizitäre Held des Romans, so konstatierte der Literaturtheoretiker Friedrich Theodor Vischer einige Jahre später noch in deutlicher Anlehnung an Hegel, handle „nicht eigentlich“, sondern sei „wesentlich der mehr unselbstständige, nur verarbeitende Mittelpunkt [...], in welchem die Bedingungen des Weltlebens[...], die Wirkungen der Verhältnisse zusammenlaufen.“²⁹ In der Aufgabe als ‚verarbeitender Mittelpunkt‘ tritt Roman Lach zufolge die „Funktion der ‚mittleren Helden‘“ hervor, die sich jeweils zwischen zwei gegnerischen Seiten bewegen und zwischen gegensätzlichen Positionen vermitteln, sodass sie am Schluss „zu einer ausgeglichenen, relativierten Sicht auf die historische Konstellation“³⁰ kommen. Der Romanheld ist eine durchschnittliche,

26 Alexis, Willibald: *The Romances of Walter Scott*. In: *Jahrbücher der Literatur* 22 (1823), S. 1–75, S. 30.

27 Ebd., S. 29.

28 Vgl. ebd., S. 19 f.

29 Vischer, Friedrich Theodor: *Asthetik oder Wissenschaft des Schönen. Zum Gebrauche für Vorlesungen* (1846). Bd. 6: *Kunstlehre Dichtkunst*. Hrsg. von Robert Vischer. 2. Aufl. München: Meyer & Jessen 1923, § 880, S. 180.

30 Lach, Roman: *Von Walter Scotts „liebenswürdigen Nullen“ zu Friedrich Spielhagens „Held im Roman“*. Die problematische Mitte des Realismus. In: *Das 19. Jahrhundert und seine Helden. Literarische Figurationen des (Post-)Heroischen*. Hrsg. von Jesko Reiling u. Carsten Rohde. Bielefeld: Aisthesis 2011, S. 215–234, S. 227.

mittlere Figur, weil er zwischen der Tugendhaftigkeit des epischen Heros und der charakterlichen Schlechtigkeit eines Antihelden vermittelt. Sowohl charakterlich als auch intellektuell zeichnet er sich nicht durch Perfektion, sondern durch Perfektibilität aus, verfügt also über mittelmäßige Begabungen und Fähigkeiten und ist auch hinsichtlich seiner sozialen Position in der Mitte angesiedelt.³¹ Somit eignet er sich vor allem als nahbare Identifikationsfigur für die Leserinnen und Leser, die mit dem mittelmäßigen Helden auf Augenhöhe sind, was ihnen den Zugang zur erzählten Welt erleichtert.³² Entsprechend hielt Otto Ludwig in seinen *Romanstudien* fest:

Der Held ist dem Alletage des Menschlichen nahe, das ja im Leben überhaupt die größte Masse macht. [...] Nun hat der Held seine Betrachtungen anzustellen, seine Vermuthungen und Meinungen von Charakteren und Dingen, seine Hoffnung wie seine Furcht in Beziehung darauf zu entwickeln, und wir sind seine Vertrauten dabei; wir identifiziren uns mit ihm, was uns leicht wird, da er in seinem mittlern Menschendurchschnitt Blut von unser'm Blute und Fleisch von unser'm Fleische ist.³³

Die in diesen Zitaten anklingende Fokussierung auf den menschlichen Durchschnitt und den Alltag sowie das darin formulierte Ziel, Literatur möglichst nah an die Realität der Leserschaft anzupassen, verdeutlicht, dass die Mitte im poetologischen Programm des Realismus von zentraler Bedeutung war.

Die Rede vom Mittelmaß ist, so Michael Gamper, jedoch nicht eigentlich literarischen Ursprungs, sondern entspringt der sich im 19. Jahrhundert schnell entwickelnden Sozialstatistik, die wiederum auf die Literatur zurückwirkte. Das zeigt er anhand des belgischen Sozialstatistikers Adolphe Quetelet, der in seinen auf den Formeln Carl Friedrich Gauß' zur Berechnung der genauen Position von Sternen basierenden statistischen Erhebungen entdeckte, dass auch im gänzlich anderen Feld der Gesellschaftsuntersuchung in der scheinbaren Zufälligkeit der erhobenen Daten eine Ordnung erkennbar wird, nämlich eine Häufung von Mittelwerten. Für Quetelet ergab sich daraus, dass die Mittelwerte im Gegensatz zu den extremen Werten an den Rändern Ausdruck eines Normalzustandes seien. Für die von Zersetzung und moderner Kontingenz

31 Vgl. Plett, B.: *Problematische Naturen*, S. 111–112.

32 Vgl. Grüne, Matthias: *Realistische Narratologie. Otto Ludwigs „Romanstudien“ im Kontext einer Geschichte der Erzähltheorie*. Berlin: De Gruyter 2018, S. 213.

33 Ludwig, Otto: *Romanstudien. Historisch-kritische Edition*. Unter Mitarbeit von Tobias Eiserloh. Hrsg. von Matthias Grüne. Köln: Böhlau 2021, S. 115–116.

bedrohten gesellschaftlichen Strukturen sollte durch diese gehäuften Mittelwerte zentralisierende Stabilität garantiert werden.³⁴

Anhand von Alexis de Tocquevilles Amerika-Studie verdeutlicht Gamper außerdem, dass die statistische Durchschnittlichkeit der Mittelwerte nun zu einem „soziale[n] Paradigma“³⁵ entwickelt wurde. Für Tocqueville war eine Ausrichtung des menschlichen Verhaltens auf die Mitte insofern sinnvoll, als so niemand rein egoistisch handle und sich das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft durch die Mäßigung des Verhaltens selbst reguliere. Weil sie zur Sicherung eines demokratischen Gemeinwesens beiträgt, verspricht die Ausrichtung auf die Mitte dieser Überlegung zufolge nicht nur individuelle Zufriedenheit, sondern auch kollektive soziale Sicherheit.³⁶ In diesen Überlegungen werden das bereits viel ältere Leitbild der Mäßigung mit einer neuartigen Konditionierung des Individuums auf einen permanenten Vergleich seiner selbst mit den Mittelwerten des gesellschaftlich akzeptablen Verhaltens verknüpft.³⁷ Mit Jürgen Link lässt sich durch die „protonormalistische Strategie“³⁸ der strikten Abgrenzung des normalen Verhalten vom anormalen der Beginn eines Normalismus erkennen, der sich auch in den bereits geschilderten Überlegungen zum mittelmäßigen, ‚normalen‘ Helden widerspiegelt, der gleichsam die Norm der Mitte verkörpert, dabei aber immer von Denormalisierungstendenzen bedroht ist.

Dieses Paradigma der Normalisierung und Vermittelmäßigung zeigt sich in der Literatur des Realismus, die maßgeblich zu dessen Perpetuierung beitrug, am augenscheinlichsten in der Thematisierung des Bürgertums als der gesellschaftlichen Mitte. Bereits das Gustav Freytags *Soll und Haben* (1855) vorangestellte Diktum Julian Schmidts verweist auf die Bedeutung von Arbeit als Ausdruck einer deutschen Normalität.³⁹ Und auch Freytag selbst unterstrich 1853 die Notwendigkeit, bürgerliche – nicht etwa proletarische – Arbeit literarisch aufzugreifen, um das deutsche ‚Wesen‘ im Roman wahrhaftig darstellen zu können: „Wer uns schildern will, muß uns aufsuchen in unserer Arbeitstube, in unserem Comptoir, unserem Feld, nicht nur in unserer

34 Vgl. Gamper, Michael: Emergenz des Mittelmäßigen: Cousin, Quetelet, Tocqueville und der literarische Realismus. In: Spektakel der Normalisierung. Hrsg. von Christina Bartz u. Marcus Krause. München: Fink 2007, S. 123–142, S. 124–126.

35 Ebd., S. 126.

36 Vgl. ebd., S. 127–128.

37 Vgl. ebd., S. 130.

38 Link, Jürgen: Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. 5. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2013, S. 54.

39 Das Motto des Romans lautet: „Der Roman soll das deutsche Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit.“ Zitiert nach Freytag, Gustav: *Soll und Haben*. Roman in sechs Büchern. Leipzig: Hirzel 1855, o. S.

Familie. Der Deutsche ist am größten und schönsten, wenn er arbeitet. Die deutschen Romanschriftsteller sollen sich deshalb um die Arbeit der Deutschen kümmern.⁴⁰ In seiner „Bibel des Bürgertums“⁴¹ schilderte Freytag daher bekanntlich den Lebensweg des mittleren, bürgerlichen Helden Anton Wohlfart, der zu einem tüchtigen Kaufmann ausgebildet wird und dessen positive Entwicklung vor allem durch die ständige Abgrenzung von negativen Gegenfiguren vorangetrieben wird, die gerade nicht tüchtig arbeiten, sei es der unehrlich schachernde Jude, die unzivilisierten Polen oder der moralisch verkommene Adelige.⁴²

Die schon früh konstatierte „Totalität der Mitte“ in realistischen Erzähltexten, die auf die „Vermeidung aller extremen Haltungen“⁴³ abzielt, verdeutlicht die zugrundeliegende poetologische Prämisse der Vermittlung. Weil der Realismus sich, zumindest in der Programmatik der *Grenzboten*, einerseits von der irrationalen Realitätsferne des vorrevolutionären Idealismus, den man insbesondere in der Romantik zu erkennen glaubte, und andererseits vom bloßen, scheinbar auf jegliche künstlerische Formung verzichtenden Materialismus des Vormärz und Naturalismus abzugrenzen versuchte, schien es geboten, zwischen diesen als gegensätzliche Extreme verstandenen literarischen wie politischen Ausprägungen zu vermitteln.⁴⁴ Die Mitte zwischen desillusionierter, möglichst unverfälschter Wirklichkeitsdarstellung und reinem Idealismus liegt im Kompromiss der Verklärung: Die Aufgabe realistischer Literatur ist es demnach, einen ‚schönen‘ Aspekt der Wirklichkeit auszuwählen und diesen durch Idealisierung zu verklären, ihn dabei aber nicht seiner realistischen

40 Zitiert nach Ort, Claus-Michael: Was ist Realismus? In: Realismus. Epoche – Autoren – Werke. Hrsg. von Christian Begemann. Darmstadt: WBG 2007, S. 11–26, S. 16.

41 So bezeichnet Sabina Becker Gustav Freytags Monumentalwerk *Soll und Haben*, vgl. Becker, Sabina: Erziehung zur Bürgerlichkeit. Eine kulturgeschichtliche Lektüre von Gustav Freytags *Soll und Haben* im Kontext des Bürgerlichen Realismus. In: 150 Jahre *Soll und Haben*. Studien zu Gustav Freytags kontroversen Roman. Hrsg. von Florian Krobb. Würzburg: Königshausen & Neumann 2005, S. 29–46, S. 33.

42 Vgl. dazu aus der Fülle an Forschungsarbeiten exemplarisch Süselbeck, Jan: Die Totalität der Mitte. Gustav Freytags Figur Anton Wohlfart und Wilhelm Raabes Protagonist Hans Unwirrsch als ‚Helden‘ des antisemitischen ‚Bildungsromans‘ im 19. Jahrhundert. In: Ästhetischer Heroismus. Konzeptionelle und figurative Paradigmen des Helden. Hrsg. von Nikolas Immer u. Mareen van Marwyck. Bielefeld: Transcript 2013, S. 293–324.

43 Mayer, Hans: Gustav Freytags bürgerliches Heldenleben. In: Gustav Freytag: *Soll und Haben*. Roman in sechs Bänden. Mit einem Nachwort von Hans Mayer. München, Wien: Hanser 1977, S. 837–844, S. 838.

44 Vgl. Plumpe, Gerhard: Einleitung. In: Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Bd. 6: Bürgerlicher Realismus und Gründerzeit 1848–1890. Hrsg. von Edward MacInnes u. Gerhard Plumpe. München: Hanser 1996, S. 17–83, S. 68 ff.

Glaubhaftigkeit zu berauben.⁴⁵ Vor diesem Hintergrund ist die Darstellung des bürgerlichen Arbeitsalltags, in dem sich eine mittlere Heldenfigur mit der sie umgebenden Welt auseinandersetzt, zu verstehen. Durch die Mittelmäßigkeit des Helden kann der Ausschnitt aus der ‚normalen‘, alltäglichen Wirklichkeit ausreichend idealistisch erzählt werden, ohne in einen heroisierenden Idealismus zu verfallen.⁴⁶

Ähnlich wie in der Sozialstatistik, in der anhand von realen Mittelwerten ein artifizielles Ideal einer Mittellage geschaffen wird, trägt die realistische Literatur durch diese künstlerische Stilisierung der Wirklichkeit dazu bei, dass ein Ausschnitt dieser Wirklichkeit, nämlich die bürgerliche Arbeit, zu einer positiv besetzten Norm der Mitte wird. Dieser Prämisse folgt auch Küas mit seinem Roman und verbindet das realistische Ideal der bürgerlichen Arbeit als Ausdruck einer poetisierten Wirklichkeit mit der deutschen Nationaltugend der ‚Deutschen Arbeit‘, die nun im kolonialen Kontext umso mehr Möglichkeiten zur Abgrenzung von der ‚indigenen Arbeit‘, aber auch von der Faulheit mancher Siedler, und somit zur positiven Selbstbestätigung bietet.

Die poetologischen Überlegungen weisen indes auch politische Implikationen auf, die sie für die Kolonialliteratur besonders anschlussfähig machen. In der Kritik am Idealismus, der mit der nach der Revolution von 1848 ausbleibenden Liberalisierung und wachsenden Partizipation im deutschen Bürgertum einer allgemeinen Resignation wich, deutet sich eine Hinwendung zu einer ‚realistischeren‘ Sicht auf die sich nun durch Industrialisierung und Modernisierung verändernden politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse an. Vor allem in der Person Otto von Bismarcks und seiner ‚Realpolitik‘ sah man eine gelungene Verbindung aus entschiedener, kalkulierender Tatkraft und einer moralischen Orientierung an Idealen verwirklicht.⁴⁷ Der so konstruierte ‚Real-Idealismus‘ grenzte sich als Bestandteil des deutschen Nationalstereotyps auch vom angeblichen Idealismus der Franzosen, die im Deutsch-Französischen Krieg von den ‚realistischeren‘ Deutschen besiegt

45 Vgl. Ort, C.-M.: Was ist Realismus?, S. 22.

46 Vgl. dazu ausführlicher Achinger, Christine: Deutsche Arbeit und die Poetisierung der Moderne. Gustav Freytags *Soll und Haben*. In: „Deutsche Arbeit“. Kritische Perspektiven auf ein ideologisches Selbstbild. Hrsg. von Felix Axster u. Nikolas Lelle. Göttingen: Wallstein 2018, S. 252–284, S. 268 ff.

47 Vgl. Parr, R.: Real-Idealismus, S. 112–114 und Parr, Rolf: „Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust“. Strukturen und Funktionen der Mythisierung Bismarcks (1860–1918). München: Fink 1992, S. 134–155.

worden waren, sowie vom rücksichtslosen Realismus der bereits deutlich weiter industrialisierten Briten ab.⁴⁸

Die Tendenz, sich als Nation von anderen Ländern abzuheben, findet sich in verstärktem Maße dort wieder, wo die Konkurrenz am größten war, nämlich im Wettlauf um die Kolonisierung Afrikas. Der deutsche Kolonialdiskurs ist demnach durchzogen von einer antagonistischen Haltung gegenüber den größten Konkurrenten Großbritannien und Frankreich, die sich auch in der Kolonialliteratur niederschlägt. In vielen Kolonialromanen finden sich Seitenhiebe auf die scheinbar viel zu laxen und auf irrationalen Idealen basierenden Kolonialherrschaft der Franzosen und die brutale, nur auf wirtschaftliche Ausbeutung ausgerichtete Herrschaft der Briten, denen die deutsche Kolonialverwaltung als eine humanitären Idealen folgende und gleichzeitig realpolitischen und wirtschaftlichen Interessen dienende Herrschaftspraxis entgegengestellt wird. Auch hier dient die Rede vom Mittelmaß dazu, eine gemäßigte, ‚normale‘, realpolitisch orientierte koloniale Ordnung zu inszenieren, die optimal zwischen völligem Kontrollverlust und gewalttätiger Oppression vermittelt.

In Küas' Roman verbinden sich die poetologische Prämisse der Vermittlung und der Normalisierung der Mitte mit der politischen Argumentation für eine mittlere Ordnung. Für den Protagonisten Werner Pahlen liegt in seiner zur Schau gestellten Mittelmäßigkeit das Potenzial für koloniale Macht. Seine individuelle Größe gründet vor allem darauf, dass er sich nicht selbstherrlich über die anderen erhebt, sondern sich aus der Mitte heraus zu beweisen versucht. Trotz der zahlreichen positiv konnotierten Eigenschaften des Bezirksamtmanns, darunter Fleiß, Besonnenheit, Sorgfalt, Demut und Voraussicht, wirkt die Figur Pahlens wenig individuell und menschlich, stattdessen recht holzschnittartig entworfen. In seiner schematischen Charakterisierung stellt er das personifizierte Ideal des Kolonialbeamten dar. Mit Hegel ließe sich festhalten, dass der zuvor auf Abenteuer ausziehende koloniale Held, verkörpert durch die nur auf Eroberung ausziehenden frühen ‚Kolonialherren‘, sich nun in die ‚Verkettung der Welt‘ fügen und sich in ihrer Mitte „einen angemessenen Standpunkt“⁴⁹ erwerben muss. Dies zeigt sich insbesondere daran, dass Küas seinen Helden nicht nur mit den auch aus der realistischen Erzählliteratur bekannten bürgerlichen Tugenden abgleicht, sondern auch mit den Eigenschaften, die den nichtmilitärischen Repräsentanten der Kolonialmacht in Ratgebern und in der kolonialaffirmativen Publizistik zugeschrieben wurden.

48 Parr verweist außerdem darauf, dass dieser Real-Idealismus ein älteres, stärker idealistisches Element des deutschen Nationalstereotyps ablöst, nämlich die Vorstellung der Deutschen als Volk der ‚Dichter und Denker‘. Vgl. Parr, R.: Real-Idealismus, S. 113.

49 Hegel, G. W. F.: Ästhetik Bd. II, S. 220.

Da es insbesondere in der chaotischen Anfangsphase der deutschen Kolonisation keine standardisierte Ausbildung für Kolonialbeamten gab,⁵⁰ stand der Kolonialdienst zunächst prinzipiell jedem Interessierten offen.⁵¹ Spätestens seit den medial äußerst hitzig diskutierten Kolonialskandalen galt es jedoch, ein Ideal des kolonialen Beamten klarer zu umreißen, um so auch die Ernsthaftigkeit und Legitimität der Kolonialherrschaft unterstreichen zu können. Hierbei zeigt sich eine Spannung zwischen dem Versuch, ungeeignete Interessenten für den Kolonialdienst abzuschrecken, und der gleichzeitigen Bemühung, den schlecht bezahlten und ein niedriges Ansehen genießenden Kolonialdienst nicht nur für hochqualifizierte militärische und adelige Kandidaten, also Assessoren einer Beamtenlaufbahn, möglichst attraktiv und ehrenvoll erscheinen zu lassen, sondern auch eine breitere, bürgerliche Adressatengruppe anzusprechen.⁵² Vor diesem Hintergrund sind die entsprechenden Äußerungen in zeitgenössischen Ratgebern für Auswanderungsinteressierte zu verstehen. „Für unsere Kolonien sind die besten Männer gerade gut genug“⁵³, bringt es etwa Paul Kohlstock in seinem Tropenleitfaden auf den Punkt, und der Reichstagsabgeordnete der Zentrumspartei Matthias Erzberger erläutert in seinem Ratgeber für koloniale Berufe: „Die Kolonien brauchen ganze Kräfte, die sittlich und leiblich vollauf gesund sind.“⁵⁴ Oscar Bongard fügt in seinem Handbuch für Auswanderer als grundlegende Voraussetzungen für ein erfolgreiches Leben und Arbeiten in den Kolonien „Fleiß, Tatkraft und Ausdauer“⁵⁵ hinzu. Ein „geschlossener [...] selbständiger Charakter“ solle der ideale Kolonialbeamte sein, ausgestattet mit „Willensstärke“ und „gesundem

50 Zum Fehlen eines strukturierten Plans für den Aufbau von kolonialen Verwaltungsstrukturen und zur eher informellen Ausbildung der Kolonialbeamten vgl. Eckert, Andreas u. Michael Pesek: Bürokratische Ordnung und koloniale Praxis. Herrschaft und Verwaltung in Preußen und Afrika. In: Das Kaiserreich transnational. Deutschland in der Welt 1871–1914. Hrsg. von Sebastian Conrad u. Jürgen Osterhammel. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2006, S. 87–106, S. 92 f.

51 Einer dieser Interessierten war etwa Richard Küas selbst, der keinerlei kolonial-administrative Ausbildung hatte, als er seine Stelle als Kolonialbeamter in Togo antrat.

52 Speitkamp erläutert, dass zumeist nicht die Angehörigen der gesellschaftlichen Elite den Kolonialdienst in Erwägung zogen, sondern vor allem junge Männer, deren Karriereaussichten in der Heimat weniger gut waren. Eine Tätigkeit als kolonialer Beamter hatte somit ein relativ geringes Ansehen. Vgl. Speitkamp, W.: *The Imagined Elites*, S. 304 f.

53 Kohlstock, Paul: *Dr. Paul Kohlstock's Ratgeber für die Tropen*. Neubearbeitet von Oberstabsarzt Dr. Mankiewitz. 2. Aufl. Göttingen, Leipzig: Hermann Peters 1905, S. 1.

54 Erzberger, Matthias: *Kolonial-Berufe. Ratgeber für alle Erwerbsaussichten in den deutschen Schutzgebieten*. Berlin: Germania 1912, S. 6.

55 Bongard, Oscar: *Wie wandere ich nach Deutschen Kolonien aus? Ratgeber für Auswanderungslustige*. Berlin: Wilhelm Süsserott 1907, S. 14.

Menschenverstand“, der „nicht nur gehorchen, sondern auch befehlen gelernt hat.“⁵⁶

Bemerkenswert an den Ratgebern für Kolonialinteressierte ist zudem, dass sie gleich zu Beginn klarstellen, wer *nicht* für diese Tätigkeit geeignet ist: „Jeder Auswanderer muß sich darüber klar sein, daß er nicht einem mühelosen Reichwerden oder einem abenteuerreichen Jagd- und Kriegsleben entgegengeht“,⁵⁷ postuliert Bongard und versucht so, jegliche Illusionen all derer, die sich durch einen Weggang in die Kolonien möglicherweise die Verwirklichung all ihre Abenteuerträume erhofft hatten, zu vernichten. Abenteurern, also „ganz oder halbverkrachten Existenzen [...], denen der europäische Boden aus verschiedenen Ursachen zu heiß geworden ist“,⁵⁸ wird kein Platz im Kolonialdienst zugestanden, von dem sie folglich abgehalten werden sollen.

Indem Küas seinem Protagonisten mit den in den Ratgebern erwähnten Eigenschaften ausstattet, schafft er eine Figur, die für die Leserinnen und Leser eine Signalwirkung haben soll: Seine als spezifisch bürgerlich konnotierten Tugenden zeichnen die Tätigkeiten eines Kolonialbeamten in einem positiven Licht, gleichzeitig deutet seine Mittelmäßigkeit – verstanden als Fehlen von Extravaganz – darauf hin, dass jeder anständige, sittlich-tugendhafte Bürger für den Kolonialdienst geeignet sein kann. Pahlen ist demnach nicht so sehr als durch besondere Individualität gekennzeichnete Figur zu verstehen, sondern vor allem als ein mit allgemein akzeptierten Eigenschaften ausgestatteter, idealisierend-typisierter Repräsentant der bürgerlichen Verwaltung. Küas' Roman kann so durchaus als kolonialpädagogisches Instrument zur positiven Beeinflussung seiner Leserschaft hinsichtlich der Beurteilung des Kolonialismus und, konkreter, der Vorgänge in den Kolonien gesehen werden.⁵⁹

Der Roman transportiert damit eine idealisierte Norm, wie koloniale Herrschaft sein soll, nachdem die als abenteuerlich konnotierte extreme Gewalt und Ausbeutung als nicht mehr angemessen angesehen wurde. Indem aber dieses Ideal als eine Vermittlung zwischen ökonomischer und physischer Ausbeutung und Laissez-faire dargestellt wird, wird die Mitte zu einer Position,

56 Erzberger, M.: Kolonial-Berufe, S. 8.

57 Bongard, O.: Wie wandere ich nach Deutschen Kolonien aus?, S. 14.

58 Erzberger, M.: Kolonial-Berufe, S. 6.

59 Hierfür ist auch die Tatsache ausschlaggebend, dass der Roman vor dem Erscheinen als Buch in Fortsetzungen in der Zeitschrift *Kolonie und Heimat* erschien, die vom Verlag kolonialpolitischer Zeitschriften vertrieben wurde und sich als „Organ des Frauenbundes der deutschen Kolonialgesellschaft“ verstand, wie dem Untertitel der Zeitschrift zu entnehmen ist. Küas veröffentlichte seinen Roman also in einer populären Zeitschrift, die außerdem mit der deutschen Kolonialgesellschaft den größten organisierten Interessensverein für koloniale Belange hinter sich hatte.

die von den extremen Polen, von denen sie sich abgrenzt, immer bedroht ist. Die dargestellte Normalisierung von kolonialer Herrschaft durch die Figur des mittleren Helden kann jederzeit durch denormalisierende, die Ordnung überschreitende Figuren, Verhaltensweisen oder Geschehnisse, etwa durch ein Abenteuer, gestört werden. Gerade in der demonstrativen Abwesenheit von Abenteuerlichkeit in Pahlens Verhalten verdeutlicht sich, dass das Konzept des Abenteurers keineswegs nebensächlich für den Roman ist. Dies wird im Roman allerdings erst greifbar, als das von ihm angestrebte Ideal eines kolonialen Beamten, der aus einer mittleren und mittelmäßigen Position heraus die Geschicke der Kolonie lenkt, durch seinen Idealismus und die damit verbundene Bereitschaft zur vollkommenen Selbstopferung ihn immer mehr aus dieser Mitte entfernt. Die hier geschilderte Position der Mitte ist für Pahlen nämlich nur sein selbsterklärtes Ziel und Ideal, dem er nacheifert und daran vorerst scheitert. Mit den Worten Oscar Bongards kann Pahlen zwar „gehorsamen“, hat aber bislang noch nicht gelernt, zu „befehlen“,⁶⁰ wodurch die angestrebte Mitte aus der Balance gerät.

4.2 Die Lust am Dienst: masochistische Inversionen kolonialer Herrschaft

„Kolonialdienst bedeutet nicht: Sichausleben! Genußsucht und Sittenlosigkeit, sondern Koloniarbeit heißt: Entsagung und Opferleben.“⁶¹ Mit diesen Worten präzisiert Matthias Erzberger⁶² die Quintessenz des neuen Verständnisses vom kolonialen Siedler- und Beamtendasein: Das Abenteuer, definiert als

60 Bongard, O.: Wie wandere ich nach Deutschen Kolonien aus?, S. 335.

61 Erzberger, M.: Kolonial-Berufe, S. 5.

62 Dass Matthias Erzberger in seinem Berufsratgeber für die Kolonien Verzicht und Opferbereitschaft fordert, erklärt sich daraus, dass er als Reichstagsabgeordneter der Zentrumsparterie und als kolonialpolitischer Sprecher seiner Fraktion mit dem Fehlverhalten deutscher Beamter in Afrika bestens vertraut war und es auf mangelnde christliche Nächstenliebe und Entsagung zurückführte. Aus seiner religiösen Überzeugung ergab sich für ihn, dass die Kolonisierung und Christianisierung Afrikas nur durch individuelle Aufopferung des jeweiligen kolonialen Akteurs voranzubringen sei. Neben dem Sozialdemokraten August Bebel war der Zentrumspolitiker Erzberger zugleich einer der schärfsten Kritiker der inhumanen Behandlung der Kolonisierten und trug mit seiner vehementen Kritik dazu bei, dass das Reichskolonialamt nach den sog. ‚Hottentottenwahlen‘ mit Bernhard Dernburg einen Leiter bekam, der sich für eine rationalere Nutzbarmachung der kolonialen Arbeitskräfte ohne exzessive Gewalt einsetzte. Vgl. auch Bösch, F.: Öffentliche Geheimnisse, S. 294–299, Habermas, R.: Der Kolonialskandal, S. 297 und Speitkamp, W.: Kolonialgeschichte, S. 139–140, sowie die Schilderungen in Kapitel 3.2.

„Sichausleben“ und „Sittenlosigkeit“, erhält ein eindeutig negatives Gepräge. Kolonialbeamte sollen aber nicht nur – wie Pahlen es mustergültig repräsentiert – keine Abenteurer sein, sondern darüber hinaus die Bereitschaft haben, persönliche Opfer für die Arbeit zu erbringen. Während Erzberger damit zum Ausdruck bringen möchte, „daß auf viele europäische Bequemlichkeiten und Genüsse dauerhaft verzichtet werden muß“,⁶³ klingt auch eine andere Konnotation mit an, die Sabine Wilke als kolonialen Masochismus⁶⁴ beschreibt. Pahlens deutlich zum Vorschein getretene Opferbereitschaft verweist auf eine masochistisch gefärbte Dynamik, die sich im Roman erst nach und nach entwickelt. Während Kolonialismus grundlegend durch ein stark hierarchisches Verhältnis der gewaltbereiten Kolonisierenden gegenüber den unterdrückten Kolonisierten geprägt ist, ist nicht zu übersehen, dass der koloniale Sadismus, für den Carl Peters im deutschen Kolonialismus das prominenteste Beispiel ist, in literarischen Texten häufig Beschreibungen von masochistischen Konstellationen weicht. Dies verweist auf eine wichtige rhetorische Dimension, die sich an Küas' Roman beispielhaft erkennen lässt, nämlich die Umkehrung von Täter- und Opferrollen zur Wiederherstellung und Sicherung einer Machtposition mittels eines Diskurses der Schwäche.

4.2.1 *Die Erotisierung des Dienens*

Anleihen an eine masochistische Disposition werden im Roman über Pahlens Frau Marianne eingeführt. Bei ihrer Ankunft in der Kolonie berichtet sie ihrem Mann, dass ihr Sohn gestorben ist. Der gemeinsame Schmerz über diesen Verlust führt das voneinander entfremdete Ehepaar jedoch nicht wieder zusammen, sondern „auch den fühlte jeder der beiden für sich.“ (BE, 25) Als Grund für Pahlens Eintritt in den Kolonialdienst wird angeführt, dass ihre Ehe von Anfang an von ihrer „Kälte, von ihrer Abweisung und Fremdheit“ (BE, 30) geprägt und dadurch überschattet gewesen sei, dass Marianne ihn nicht aus Liebe, sondern aus Trotz gegenüber ihren Eltern geheiratet habe. Zudem war sie es, die wegen Pahlens fehlenden Vermögens für die Aufrechterhaltung eines repräsentativen Haushalts finanziell aufkam.

Marianne wird nicht nur als kalt und abweisend, sondern auch als strafend und verachtend geschildert. So empfindet sie es etwa als befriedigend, dass ihr Mann nach Überbringung der Todesnachricht den gleichen Schmerz fühlt wie sie selbst: „Das Gesicht Mariannes hatte maskenartige Züge angenommen. Eine Art wilder Genugtuung schien sie überkommen zu haben. [...] Mochte

63 Bongard, O.: Wie wandere ich nach Deutschen Kolonien aus?, S. 14.

64 Vgl. Wilke, Sabine: Masochismus und Kolonialismus. Literatur, Film und Pädagogik. Tübingen: Stauffenburg 2007.

er nun auch einmal empfinden, was sie gelitten!“ (BE, 24) Auf diese Weise wird sie als „grausame weiße Frau“⁶⁵ inszeniert, womit sich der Roman ikonografisch in die literarische Masochismustradition einreicht, als deren prominenteste Manifestation die 1870 erschienene Novelle *Venus im Pelz* von Leopold von Sacher-Masoch gilt. In Sacher-Masochs Novelle wird die von männlicher Unterordnung und sklavischer Ergebenheit geprägte Beziehung des Ich-Erzählers Severin zur grausamen, ihn strafenden Wanda thematisiert. Daraus ziehen beide einen sexuellen Lustgewinn, bis ein zweiter, dominanter Mann in diese Konstellation tritt, was zur Auflösung ihrer Beziehung führt.

Den Begriff ‚Masochismus‘ für eine solche als lustvoll empfundene männliche Unterwürfigkeit leitete der Psychiater Richard von Krafft-Ebing in seiner *Psychopathia Sexualis* (1886), einem Lehrbuch sexueller Perversionen, daher auch von Sacher-Masochs Namen ab, führte das Verhalten als Krankheitsbild in die Psychiatrie ein und trug so dazu bei, dass das Konzept überhaupt so große Bekanntheit erlangte.⁶⁶ Krafft-Ebing zufolge handelt es sich beim Masochismus um eine Perversion, bei der das männliche Individuum „in seinem geschlechtlichen Fühlen und Denken von der Vorstellung beherrscht wird, dem Willen einer Person des anderen Geschlechts vollkommen und unbedingt unterworfen zu sein, von dieser Person herrisch behandelt, gedemüthigt und selbst misshandelt zu werden.“⁶⁷ Seine Einschätzung zeigt, von welcher impliziten Norm die konstatierte Perversion abweicht, nämlich einer Ordnung, in der Männer den von Natur aus unterwürfigen Frauen überlegen sind und sie dominieren. Damit kommt zugleich der potenziell subversive Charakter des Masochismus zum Ausdruck, da die mit ihm umgekehrte Hierarchie eine Gefahr für die traditionelle Geschlechterordnung darstellt.⁶⁸

Küas nutzt den Rückgriff auf die masochistische Ikonografie, die im deutschen Sprachraum maßgeblich durch Motive aus *Venus im Pelz* gespeist ist, für die Bildsprache seines Romans, um die Unterwürfigkeit seines Protagonisten zu pathologisieren. So ist beispielsweise bereits bei Mariannes Ankunft in der Siedlung vom „Geräusch knisternder Seide“ (BE, 19) die Rede, als sie ihr Kleid zusammenrafft, was zudem den Blick auf einen „elegant beschuhte[n] Fuß“ (BE, 21) eröffnet. Ihr Anblick löst in den europäischen Kaufleuten ein

65 Ebd., S. 52.

66 Vgl. Koschorke, Albrecht: Leopold von Sacher-Masoch. Die Inszenierung einer Perversion. München: Piper 1988, S. 63.

67 Krafft-Ebing, Richard von: *Psychopathia Sexualis*. Mit besonderer Berücksichtigung der konträren Sexualempfindung. Eine medizinisch-gerichtliche Studie für Ärzte und Juristen. 13., verm. Aufl. Stuttgart: Ferdinand Enke 1907, S. 99–100.

68 Vgl. Musser, Amber Jamilla: *Sensational Flesh. Race, Power, and Masochism*. New York: New York Univ. Press 2014, S. 4.

„dunkle[s] Empfinden“ aus, „ein schönes Traumbild vor sich zu haben.“ (BE, 23) In Sacher-Masochs Novelle sind es ebenfalls Wandas edle Kleider aus Pelz und Seide, an die Severins Erregung eng geknüpft ist und die Wanda in seiner Fantasie als ein Ebenbild von Katharina der Großen, einer absoluten Herrscherin, erscheinen lassen.⁶⁹ Des Weiteren ist Marianne als „Traumbild“ angelehnt an Severins Traum von einer in Pelz gehüllten Venusstatue aus Marmor,⁷⁰ wodurch symbolisch auf die Begegnung mit Wanda als steinern-kalter Venus rekuriert wird. Auch Mariannes maskenhafte Gesichtszüge verweisen auf eine strafende Haltung sowie steinerne Kälte und somit auf eine drohende Inversion der traditionellen Geschlechterrollen.

Mittels dieser masochistischen Bildtradition wird verdeutlicht, dass Marianne ihren Mann verachtet für seine Arbeit in der Kolonie. Als er sie durch die Siedlung führt, zeigt sich, dass sie all seine Errungenschaften keineswegs respektiert: „Das alles könnte ein Chausseewärter oder ein Gärtner auch tun“, dachte sie“ (BE, 87), und auf seine Erläuterungen reagiert sie nur „spöttisch lachend“ (BE, 84) und mit einem „verächtliche[n] Zug“ um den Mund: „Pahlen wurde immer kleiner in ihren Augen.“ (BE, 82) Ihre Beziehung ist allerdings keine masochistische, schon allein, weil Marianne die Rolle der strafenden Frau ablehnt und keinerlei lustvolle Befriedigung aus dieser Konstellation zieht, sondern ihren Mann lediglich verachtet für seine Unterwürfigkeit, die sie als Schwäche interpretiert. Der Grund für ihre Geringschätzung ist, dass Pahlen ihrer Vorstellung eines unnachgiebigen kolonialen Herrschertyps, der anderen seinen Willen und seine Gesetze aufzwingt, nicht entspricht, sondern stattdessen versucht, auf Augenhöhe mit den Indigenen zu verhandeln und mit ihnen Kompromisse zu schließen: „Und sie hatte sich ihn als den Großen, den Starken, den Herrenmenschen, den Helden vorgestellt, der alles unter dem Banne seiner starken Persönlichkeit hält, der herrschte, über andere und über sie und alles zu seinen Füßen zwang.“ (BE, 86) Hierin kommt nicht nur ihr Wunsch zum Ausdruck, von einem Mann beherrscht zu werden, sondern auch die geläufige, hier stark erotisierte Vorstellung, dass koloniale Herrschaft mit Dominanz und Unterdrückung einherzugehen habe.

Die weißen Frauen, die in die Kolonien gingen, fanden sich häufig in der Rolle wieder, einen Haushalt mit schwarzem Dienstpersonal und Arbeitern zu organisieren und wurden so „gewollt oder ungewollt in die Position der

69 Vgl. Süess, Martina: Die kleinen Füßchen der großen Katharina. Frauenherrschaft bei Leopold von Sacher-Masoch. In: Größe. Zur Medien- und Konzeptgeschichte personaler Macht im langen 19. Jahrhundert. Hrsg. von Michael Gamper u. Ingrid Kleeberg. Zürich: Chronos 2015, S. 173–192, S. 175.

70 Vgl. Sacher-Masoch, L. v.: Venus im Pelz, S. 18–20.

Strafenden geschoben“.⁷¹ Im Fall Mariannes resultiert diese Position vor allem daraus, dass ihr Mann für sie nicht rücksichtslos und herrschsüchtig genug ist, sodass sie selbst ihm gegenüber in diese Rolle schlüpft. Jedoch gewährt sie ihm keine Befriedigung durch Bestrafung, sondern straft ihn stattdessen mit Verachtung. Statt mit dem entsprechenden Maß an Demut ihrem Mann zur Seite zu stehen, erscheint Marianne also vielmehr als strenge Mutterfigur, die sich, nun kinderlos, ihrem Mann, aber auch den anderen Siedlern erzieherisch widmet. Beispielsweise bringt sie die Siedler dazu, sich wieder regelmäßig zu waschen und sich anständig zu kleiden, führt also europäische Anstandsregeln in der Kolonie ein. Dies korrespondiert mit der im Kolonialismus allgemein formulierten Erwartung, dass mit der Ansiedelung weißer Frauen in den Kolonien eine zivilisierte Ordnung erst richtig etabliert und aufrechterhalten werden könne und dass der unmoralischen und rauen Lebensweise der ‚Kolonialherren‘ durch das sanfte und dennoch entschiedene Beharren der Frauen auf Sitte und Anstand korrigierend entgegengewirkt werden müsse.⁷²

Obwohl die Ehe also nicht als masochistisch zu bezeichnen ist, wird Pahlens Hang zur Aufopferung und seine mangelnde Fähigkeit, sich gegenüber seiner Frau ebenso wie den Indigenen durchzusetzen, durch masochistische Bildelemente in die Nähe des Pathologischen gerückt. Das zeigt sich beispielsweise auch an der Peitsche, dem wohl sinnfälligsten Symbol für sadomasochistische Unterwerfungspraktiken seit *Venus im Pelz*, das im Roman an mehreren Stellen vorkommt, einmal aber explizit, um Pahlens Verwaltungsstil zu kritisieren. Im Umgang mit den Indigenen reiche meist nicht das Zuckerbrot, sondern man dürfe „die Peitsche nicht aus der Hand lassen“ (BE, 101), befindet der Faktoreibesitzer und Pahlens Kritiker Uhlberg. Statt selbstbewusster Dominanz wird dem Bezirksamtman lediglich Schwäche und laxer, unterwürfiger Fürsorglichkeit attestiert. Pahlen kann die von ihm angestrebte und für ihn vorgesehene Position der Mitte nicht einnehmen, weil er zu sehr damit beschäftigt ist, anderen zu dienen. Er vermag es auch nicht, seine Frau und ihre Verachtung für ihn in die Schranken zu weisen und die traditionelle Rollenverteilung wiederherzustellen, nach der sie sich so zu sehnen scheint. Mit einem expliziten Hinweis

71 Wilke, S.: Masochismus und Kolonialismus, S. 52.

72 Zur weißen Frau als ‚Hüterin der Zivilisation‘ vgl. z. B. Wildenthal, L.: German Women, S. 79–130, sowie Loosen, Livia: „Trägerinnen deutscher Bildung, deutscher Zucht und Sitte“. Alltag und Rollenbild deutscher Frauen in den Südseekolonien des Kaiserreichs. In: Frauen in den deutschen Kolonien. Hrsg. von Marianne Bechhaus-Gerst, Mechthild Leutner u. Hauke Neddermann. Berlin: Links 2009, S. 40–49. Dass die Leserinnen und Leser die Innenperspektive der weiblichen Hauptfigur überhaupt so detailliert kennenlernen und darin so dezidiert das Ideal der kolonialen Siedlerin zum Ausdruck gebracht wird, kann als Identifikationsangebot für das weibliche Publikum verstanden werden.

auf den ausbleibenden Geschlechtsverkehr zwischen den Eheleuten (vgl. BE 148 f.) wird seitens der Erzählinstanz überdeutlich gemacht, dass Pahlens Männlichkeit durch seine Unterwürfigkeit prekär wird.

Die Inszenierung Mariannes als strafende Frau, die eigentlich dominiert werden möchte, und Pahlens als schwächlicher Beamter statt eines ‚Herrenmenschen‘ dient also nicht dazu, ihre Ehe als masochistisch zu charakterisieren. Vielmehr geht es darum, Pahlens Schwäche auch in seiner Ehe als Problem erscheinen zu lassen, wobei das eigentliche Problem darin liegt, dass der Bezirksamtmann sich gänzlich seiner Arbeit opfert. Die dazu evozierten sprachlichen Bilder sind hinsichtlich seiner unterwürfigen Neigung aufschlussreich. Zu der „ewig sich neu vor ihm auftürmenden Arbeit“ (BE, 31) kann er hinaufschauen, erscheint diesem riesigen Berg an Aufgaben in seiner imposanten Übermacht aber zugleich hilflos ausgeliefert. Er arbeitet über seine Kapazitäten hinaus bis zur vollkommenen Selbstopferung, kann aber „doch die Freude an seiner Arbeit und ihrem Gelingen nicht ganz verbergen“ und spricht von seinem aufopfernden Kolonialdienst mit „frohglänzenden Augen“ (BE, 88), die Erregung vermitteln. Während seine amtliche Position ihn eigentlich zu rücksichtsloser Herrschaft berechtigt, möchte er die indigene Bevölkerung mit Respekt und Rücksicht behandeln, kommt mit seiner übertriebenen Rücksichtnahme aber in eine Position der Unterwürfigkeit, die wiederum seine unerwiderte Liebe zu Marianne kompensieren und sublimieren soll:

Sie ahnte ja nicht, daß der, der jetzt mit aufgeschlagenen Hemdsärmeln vor ihr stand und nach Karbol roch, jetzt noch mehr als vor Mariannes Abwesenheit zu all diesen Arbeiten griff, weil er in der Arbeit seine einzige Trösterin sah, weil er zu dieser als zu dem einzigen Mittel aufblickte, um sein rastlos in unerwideter Liebe für Marianne pochendes Herz zum Schweigen zu bringen. (BE, 148)

Deutlich wird eine starke Erotisierung seiner Arbeit als Ersatzbefriedigung, die das Dienen als fragwürdigen Fetisch erkennbar macht. Dies vermittelt auch der ursprüngliche Romantitel, *Fetisch*, der sich nicht nur auf den vermeintlichen Aberglauben der Indigenen und ihren Fetischbaum beziehen lässt, sondern auch auf die fehlgeleitete Arbeitswut des deutschen Kolonialbeamten. Mit der Kopplung seiner persönlichen Unterwürfigkeit an seinen professionellen Hang zur obsessiven Aufopferung wird gezeigt, dass das für den Kolonialismus grundlegend autoritär und dialektisch geprägte Verhältnis von Herrschaft und Knechtschaft ebenso aus den Fugen geraten ist wie die Geschlechterrollen. Zwar wird herausgestellt, dass Pahlens Herrschaftsverständnis dem gewalttätigen Kolonisieren moralisch überlegen und grundsätzlich begrüßenswert ist; zugleich wird aber auch demonstriert, dass er durch seine Selbstopferung die Mitte verlassen hat. Die von ihm selbst als messianisch verstandene Erlösung

der Indigenen von ihrem Fetisch und ihrer Barbarei durch seinen aufopfernden Dienst verkehrt sich hier zu seiner Suche nach der eigenen Erlösung durch die Erotisierung seines Dienens und durch das Gefühl, von den Kolonisierten geliebt und gebraucht zu werden.

4.2.2 *Ohnmacht und Schuldgefühle: kolonialer Masochismus*

Indem der Roman die seit den Kolonialskandalen in der Öffentlichkeit geführte Diskussion um das richtige Maß an Gewalt und um die humanere Behandlung der Indigenen anhand von Pahlens masochistisch aufgeladener Verwaltungsarbeit aufgreift, positioniert er sich kritisch zur öffentlich vorherrschenden Meinung, man müsse den Kolonialdienst mit väterlicher Hingabe ausführen und die Kolonisierten zwar streng, aber nicht mit Gewalt beherrschen. Die Vorstellung einer wohlmeinend-patriarchalen Kolonialherrschaft ging häufig mit eben jener Rhetorik der selbstlosen Opferung für die Indigenen einher, die der Protagonist mit seiner Arbeitsliebe zur Schau stellt und die Rudyard Kipling mit der Wendung *The White Man's Burden* in seinem gleichnamigen Gedicht (1899) prominent formulierte. In dieser Rhetorik der Aufopferung schwingt indes immer auch die formulierte Angst davor mit, dass die dienende Hingabe zu einer schleichenden Umkehrung von Herrschaft und Knechtschaft führen könnte und die pflichtbewussten europäischen Beamten sich zu Knechten der Kolonisierten machten.

Masochistisch inszenierte koloniale Ohnmachtsfantasien wie in Küas' Roman lassen sich als Ausdruck einer Krise des männlichen Selbstverständnisses verstehen, die einerseits mit der beginnenden Emanzipation der Frau und der daraus resultierenden immer unklarer werdenden Grenzziehung zwischen den Geschlechtern, andererseits aber auch mit den sich verändernden Ansprüchen an koloniale Akteure zusammenhängt.⁷³ Zwar herrschte um 1900 ein politischer Kult männlichen Autoritarismus vor, der eine rigorose und oftmals sadistische Herrschaftsausübung in den Kolonien begünstigte, zugleich erhöhte sich mit dem neuen Ideal einer benevolenten Kolonialherrschaft aber der Druck auf die kolonialen Akteure, die nun ohne Gewalt herrschen sollten. Die widersprüchlichen Erwartungen – unangefochtene Macht und radikale wirtschaftliche Ausnutzung der Ressourcen einerseits, wenig Gewaltanwendung und zivilisatorische Zuwendung für die Kolonisierten andererseits –, die darüber hinaus mit den gegenläufigen persönlichen Bedürfnissen nach Selbstentfaltung, Regression und Macht kollidierten, führten dazu,

73 Vgl. Noyes, John K.: *The Mastery of Submission. Inventions of Masochism*. Ithaca, N.Y.: Cornell Univ. Press 1997, S. 106–107.

dass das Gefühl von Hilflosigkeit und der persönlichen Unzulänglichkeit angesichts der ihnen gestellten Aufgaben wuchs.⁷⁴

Dieses Gefühl der Unzulänglichkeit war für Sigmund Freuds Beschäftigung mit dem Masochismus zentral. Freud unterschied in *Das ökonomische Problem des Masochismus* (1924) den erogenen Masochismus, der die rein körperliche Schmerzlust darstellt und den femininen Masochismus, der mit Fantasien von Weiblichkeit einhergeht, vom moralischen Masochismus, in dem sich das Lustempfinden von der Bestrafung durch eine „geliebte[] Person“ löst und sich stattdessen auf „das Leiden selbst“ richtet, das von einem „unbewusste[n] Schuldgefühl“⁷⁵ ausgelöst wird. Freud zufolge reagiert das Ich bei diesem moralischen Masochismus mit Gewissensbissen, weil es den moralischen Anforderungen des Über-Ichs nicht zu entsprechen vermag. Diese Anforderungen wiederum bezieht das Über-Ich als Instanz der Bestrafung aus der Außenwelt, die in diesem Fall jedoch nicht allein durch die Eltern repräsentiert ist, sondern durch andere soziale und politische Autoritäten und moralische Grundsätze von Vorbildern und Helden. Der vom Masochismus als gegensätzlich abgegrenzte Sadismus richtet sich durch die unbewusste Schuld nun gegen die eigene Person: die antizipierte Bestrafung gegen den Verstoß der Moral wird lustvoll.⁷⁶ Indem Freud die Moralvorstellungen der Außenwelt als Grundlage des Masochismus identifiziert, wird dieser zu mehr als einer individuellen, vermeintlich perversen Vorliebe, nämlich zu einem politischen Phänomen.⁷⁷

Frantz Fanon hat Freuds Überlegungen zum moralischen Masochismus auf der Basis seiner Arbeit als Psychiater im kolonialen Algerien weiterentwickelt und dabei den Zusammenhang von kolonialer Gewalt und Aggression einerseits und Schuldgefühlen andererseits in den Mittelpunkt gerückt. In *Schwarze Haut, weiße Masken* beschreibt Fanon, wie die Kolonisierenden die Kolonisierten zunächst durch sadistische Gewalt enthumanisieren und damit eine strikte Trennung und Distanz herbeiführen. Allerdings entstehe seitens der „Weißen“ ein „Schuldkomplex“ für die „sadistische Aggressivität“, weil die „demokratische Kultur des betreffenden Landes“⁷⁸ dieses Verhalten mit einer Strafe belegt. Es sind also die demokratischen Werte, wie

74 Vgl. auch Reinkowski, M. u. G. Thum: Helpless Imperialists.

75 Freud, Sigmund: Das ökonomische Problem des Masochismus. In: ders.: Gesammelte Werke. Chronologisch geordnet. Dreizehnter Band. Hrsg. von Anna Freud. Bd. 13. 5. Aufl. Frankfurt a. M.: Fischer 1967, S. 371–383, S. 378–379.

76 Vgl. ebd., S. 380–383.

77 Vgl. Noyes, J. K.: Mastery of Submission, S. 109–110.

78 Fanon, Frantz: *Schwarze Haut, weiße Masken*. Aus dem Französischen von Eva Moldenhauer. 2. Aufl. Wien, Berlin: Turia + Kant 2016, S. 148.

etwa Gleichheit und Freiheit, mit denen das grundlose, dem reinen Sadismus geschuldete Strafen im kolonialen Zusammenhang nicht vereinbar ist. Der Wunsch des Weißen, die Kolonisierten zu bestrafen und zu verletzen, zeugt daher für Fanon von einer gegen die Moral verstoßenden Perversion, für die die Kolonisierenden sich aufgrund der Anprangerung ihres Handelns in der Öffentlichkeit des Mutterlandes schuldig fühlen. Hinzu kommt, so Fanon, eine homoerotisch aufgeladene Bewunderung für den schwarzen Mann, der mit seinem „(ungezügelter) Geschlechtstrieb“ eine „genitale Potenz“ und damit eine überlegene „sexuelle[] Männlichkeit“⁷⁹ repräsentiert, wodurch wiederum ein Gefühl der Unterlegenheit und Unzulänglichkeit im kolonialen Leben entsteht.⁸⁰ Diese Schuld werde dadurch kompensiert, dass die strafende Gewalt nun sowohl durch die Kolonisierten als auch durch die weiße Frau, die den weißen Mann moralisch bewertet, ausgeübt wird. Die Aggression der weißen Frau und der Kolonisierten gegen den weißen Mann wird gleichsam masochistisch umgedeutet, um aus der Bestrafung wiederum einen Lustgewinn ziehen zu können.⁸¹

Man kann diesen psychoanalytischen Ansatz hinsichtlich seiner behaupteten psychologischen und historischen Validität und seines universalistischen Anspruches durchaus problematisch finden und einige der genannten Aspekte, insbesondere Fanons Fokus auf homoerotische Dynamiken und genitale Neidkonstellationen, als unsachlich und nicht mehr zeitgemäß kritisieren. Zugleich ist bemerkenswert, dass Fanon über die Rezeption von Freuds (nicht auf koloniale Machtverhältnisse ausgerichteten) Überlegungen zum Masochismus eine masochistisch inspirierte Rhetorik im kolonialen Diskurs sichtbar macht, über die Schwäche und Ohnmacht verhandelt werden kann. Die grundsätzliche Dynamik der Lustgewinnung aus der dienenden Unterwürfigkeit, die auf einem politischen Schuldgefühl angesichts der grundsätzlichen kolonialen Unterdrückung basiert, lässt sich, wenn auch nicht mit all den von Fanon formulierten Implikationen, auf das Verhalten der Romanfigur übertragen. Im Roman wird suggeriert, dass aus dem Gefühl, für das Wohlergehen der Kolonisierten verantwortlich zu sein, für den Protagonisten die Notwendigkeit erwächst, sich dienend für sie zu opfern. Anstatt diesen Dienst als eine lästige Pflicht zu erfüllen, wird sie für ihn zu einer Quelle der Lust, insofern er daraus eine moralische Bestätigung und Anerkennung gewinnen kann. Die Befriedigung, die im kolonialen Sadismus aus der brutalen Unterwerfung

79 Ebd.

80 Vgl. Noyes, John K.: Imperialist Man, Civilizing Woman and the European Male Masochist. In: *Acta Germanica* 23 (1995), S. 41–65, S. 43.

81 Vgl. Fanon, F.: *Schwarze Haut, weiße Masken*, S. 148.

und Bestrafung der Kolonisierten gewonnen wurde, wird hier nun über das Bewusstsein der gesellschaftlichen Verurteilung dieser exzessiven Gewalt umgewandelt in eine Lustgewinnung durch dienende Unterwürfigkeit, in der die eigentlich geknechteten Indigenen und die Ehefrau in die Rolle der Straftenden rücken. Die Rolle der lustvollen Unterwürfigkeit ist hier demnach das fehlgeleitete Resultat aus der Hilflosigkeit des männlichen Kolonialakteurs, den gegensätzlichen Ansprüchen an die koloniale Herrschaft adäquat gerecht zu werden. Wie problematisch die erotisierte Knechtschaft für das koloniale Machtgefüge werden kann, wird erzählerisch zum einen über die kriselnde Beziehung zwischen Pahlen und seiner Frau, zum anderen aber über den im Hintergrund vorbereiteten Aufstand der Indigenen vermittelt.

4.3 Der ‚Schritt vom Wege‘: Denormalisierung ins Abenteuer

4.3.1 *Die Sehnsucht nach sexueller Transgression und das weibliche Abenteuer*

Das sich anbahnende Abenteuer wird als Denormalisierung beschrieben. Da der koloniale Protagonist sowohl die Macht über seine Frau als auch über die Geschicke der Kolonie verliert, führt seine Hilflosigkeit in die Krise, die durch zahlreiche biblische Symbole rund um den Sündenfall antizipiert wird. Die Krise zeigt sich im sich anbahnenden Ehebruch zwischen Marianne und dem Faktoreibesitzer Uhlberg, der deutlich als Pahlens Gegenspieler inszeniert wird: Dies zeigt sich sowohl in seinem äußeren Erscheinungsbild als „kraftstolze[] Siegfriedsgestalt“ (BE, 255) als auch in seinem Charakter: Während Pahlen als traumtänzerischer Idealist und väterlicher Freund der Kolonisierten dargestellt wird, kommt ihm die Rolle des kolonialerfahrenen Realisten zu, der sich selbst als „Dompteur“ der „Bestien“ (BE, 100) bezeichnet. Anders als Pahlen, dem nur ein verstohlener Seitenblick auf die afrikanischen Frauen bleibt,⁸² beansprucht Uhlberg als Zeichen seiner hegemonialen Männlichkeit

82 Pahlen betrachtet die Frauen beim Baden, was nicht nur eine offensichtliche Parallele zur Badeszene in *Afrikanischer Lorbeer* darstellt (vgl. Kap. 3.2.), sondern auch ein gutes Beispiel dafür ist, wie die kolonisierten Menschen durch den Blick der Kolonisierenden, den „imperial gaze“ (E. Kaplan), überhaupt erst sichtbar werden: „Schwarze Mädels, in allen Stadien der Entwicklung, vom Kinde, das sich eben auf den Beinchen halten konnte, bis zur voll erblühten Jungfrau, tummeln sich da. Manche unter ihnen hätte einem Klinger Modell stehen können, so ebenmäßig standen ihre Glieder, die wie aus poliertem Ebenholz gemeißelt schienen. Sie hatten ihr einziges Staats- und Werktagskleid an, das zugleich ihr Badeanzug war, ihr schimmerndes schwarzes Fell, von dem sich die Tropfen des Meerwassers im Sonnenlicht abhoben wie Diamanten vom schwarzen Sammet.“ (BE, 126) Dass sowohl bei Funke als auch bei Küas eine solche Badeszene mit einem

nicht nur eine indigene Geliebte für sich, sondern beschließt, Marianne gegen jeden Widerstand zu erobern.

Gemeinsame Ausritte in das „Innere“ (BE, 103) initiieren die sexuelle Eroberung Mariannes, die ein „wenig Zerstreung“ (BE, 98) sucht, während Uhlberg zudem ein Dienstpferd für Pahlen zureiten soll. Diese Konstellation kann als Reminiszenz an die nach Ablenkung vom langweiligen Alltag mit ihrem diensteifrigen Mann suchende Effi Briest verstanden werden, deren Ehebruch ähnlich eingeleitet wird. Die Metapher des Reitens als Zurichtung und sexuelle Eroberung wird hier auf das Äußerste ausgereizt: Während Uhlberg in der riskanten Tätigkeit des Zureitens seine Chance zur Eroberung Mariannes erkennt, ist Pahlen zu ängstlich, sich auf ein wildes Pferd zu setzen. Das wilde Pferd – Sinnbild für Wankelmüt und Gefahr, für eine widerspenstige Frau und gleichzeitig zentrale Requisite des auf Abenteuer ausfahrenden Ritters – verdeutlicht, dass der in seiner nüchternen Arbeitswut an Geert von Innstetten erinnernde Pahlen keinerlei Bereitschaft für Abenteuer jeglicher Art aufweist. Bislang lediglich durch ostentative Abwesenheit auffällig geworden, wird das Abenteuer als erotisches Begehren durch diese Konstellation wieder in die Handlung eingeführt. Dies ist auch räumlich markiert: Die von Pahlens Ordnung und Alltagsroutine geprägte Siedlung wird nun in Richtung des territorial nicht klar definierten, Gefahr verheißenden Landesinneren, der *terra incognita*, abgelöst.

Von Marianne nach seiner Vergangenheit gefragt, verweigert Uhlberg eine Antwort, da er sie dafür „von einem Abenteuer zum anderen führen“ (BE, 139) müsste. Durch interne Fokalisierung in vorhergehenden Kapiteln sind die Leserinnen und Leser längst darüber im Bilde, dass die abenteuerliche Vergangenheit ein unrühmlicher Dienst in der Fremdenlegion ist, was in der Kolonialliteratur als Chiffre für unverantwortliches Abenteuer im Gegensatz zum geordneten Kolonialdienst zu verstehen ist.⁸³ Mariannes Reaktion ist indes aufschlussreich: „Abenteuer!“ rief Marianne interessiert. „Das habe ich mir schon längst gewünscht! In dieser Beziehung hat mich Afrika gründlich enttäuscht. Da muß es ja ordentlich erfrischend wirken, wenigstens ein

heimlichen Beobachter geschildert wird, ist kein Zufall, sondern kann als feststehender Topos kolonialer Fantasien vom exotischen Fremden gesehen werden, den Edward Said in *Orientalism* am Beispiel der badenden Frauen als Motiv orientalistischer Gemälde erläuterte.

83 Zur negativen Konnotation der Fremdenlegion vgl. Christadler, Marieluise: Schreckensbild und Vorbild. Die Fremdenlegion in der deutschen Literatur und Propaganda vor 1914. In: *Visions allemandes de la France (1871–1914). Frankreich aus deutscher Sicht (1871–1914)*. Hrsg. von Helga Abret u. Michel Grunewald. Bern: Peter Lang 1995, S. 63–77, sowie Kapitel 7 dieser Studie.

Abenteuer erzählen zu hören.“ (BE, 140) An Mariannes Enttäuschung über Afrikas Abenteuerarmut zeigt sich nicht nur die Konnotation Afrikas als prototypischer Abenteuerraum, in dem raue Anarchie herrscht. Sie bringt auch zum Ausdruck, dass ihr pflichtbesessener Ehemann ihre Sehnsucht nach Ausbruch aus der Ordnung und gleichzeitig danach, von einem Mann beherrscht zu werden, nicht stillen kann. Abenteuer finden sich unter Pahlens Kolonialherrschaft nur noch als Erzählung.

Da Uhlberg „aber nicht in Ihren Augen zum Abenteuerer herabsinken“ (BE, 140) möchte, versucht Marianne, das Abenteuer als legitimes Verhalten zu begründen: Es sei ein „Rest jener Sehnsucht, den die ersten Menschen nach dem Paradies empfanden, nachdem sie es verloren hatten“ (BE, 140). Mit dem Rekurs auf den Sündenfall und die Vertreibung aus dem Paradies wird suggeriert, dass eine wahrhaft göttliche Ordnung lediglich über einen Akt des Abenteuers zu finden sei. In diese Metaphorik fügt sich auch Mariannes sinnbildliche Verkörperung Evas als „erste[r] weiße[r] Frau“ [BE, 23] im kolonialen Garten Eden ein: einerseits als die sündige Urmutter, die durch die ersehnte Liaison mit Uhlberg vom Baum der Erkenntnis kosten möchte, andererseits aber auch als mütterliche Kulturbringerin, die für den Fortbestand der kolonialen Siedlung von besonderer Bedeutung ist.

Die sie heimsuchenden Gewissensbisse vor dem Ehebruch führen zu einer ersten Abenteuersequenz, die nun allerdings gerade die weibliche Protagonistin erlebt und gänzlich anders ist, als diese sie sich ausgemalt hatte. In „selbstzerstörerischen Gedanken“ reitet Marianne „ziellos ins Innere“, während ein Unwetter aufzieht. Hier bedient sich der Autor einer geläufigen Metapher für Ehebruch, wie sie etwa auch aus *Effi Briest* bekannt ist: der ‚Schritt vom Wege‘.⁸⁴ Marianne steht an einer Wegkreuzung und weiß nicht mehr, auf welchem der Wege sie gekommen ist. Sie möchte auf einem umgestürzten Baum Rast machen, wofür sie den Weg verlässt, stellt dann jedoch schnell fest, dass das Holz morsch ist und darin „Scharen von Ungeziefer und Gewürm“ sind – ein untrügliches Symbol moralischer Verderbnis. Nach längerem Umherirren reitet sie in die falsche Richtung, nämlich in das „Fetischdorf“ (BE, 205), das wiederum als Sinnbild für Unordnung und Gefahr fungiert. Als Uhlberg sie dort schließlich rettet, entscheidet sie sich für ihn, erbittet sich vor dem tatsächlichen Ehebruch jedoch Zeit, um sich zunächst von Pahlen zu trennen.⁸⁵

84 In *Effi Briest* wird Ernst Wicherts Theaterstück mit diesem Titel aufgeführt.

85 Anders als Effi, die den herbeigesehnten ‚Schritt vom Wege‘ in der Kutsche über dem Schloon vollzieht, befreit sich Marianne hier aus der Situation und entgeht so dem endgültigen Ehebruch.

Das in Aussicht gestellte sexuelle Abenteuer einer weiblichen Figur dient dem Autor dazu, über das Angebot einer imaginativen Transgression eine lustvolle Lektüre für das weibliche wie für das männliche Lesepublikum zu ermöglichen. Die Frau erlebt mit ihrem Umherirren zwischen richtigen und falschen Wegen und der Transgression in die barbarisch anmutende Welt des „Fetischdorfs“ ein Abenteuer, das durch ihre sündigen Absichten und die daraus resultierende Verwirrung bedingt ist, dabei aber unfreiwillig und unvorhergesehen bleibt. Das weibliche Abenteuer stellt sich demnach als ein Parforceritt durch ein Dickicht aus biblischen Sündenfallssymbolen dar, den die Protagonistin besinnungslos taumelnd durchlebt. Anders als ein männlicher Abenteuerprotagonist ist sie nicht dazu in der Lage, das ihr widerfahrende Abenteuer bewusst und aktiv zu gestalten, zu bewältigen und es so zur Erfüllung ihrer Wünsche zu nutzen, sondern muss mehrfach aus der Gefahr gerettet werden. Das wiederum tatsächlich von ihr ersehnte und von den Leserinnen und Lesern erwartete Abenteuer des Seitensprungs bleibt indes unerfüllt, weil sie sich gerade gegen die illegitime Untreue entscheidet und stattdessen einen geordneten Weg aus der Ehe finden möchte.

4.3.2 *Krise im kolonialen Paradies*

Ein weiteres Abenteuer wird über Pahlens zweiten Antagonisten, Fiono, eingeführt. Dieser versucht, die Kolonialmacht durch einen Aufstand zu verdrängen, um zu traditionellen Herrschaftsverhältnissen zurückkehren zu können. Fiono entspricht dem gängigen Stereotyp eines barbarischen, gewaltbereiten ‚Wilden‘, der einem animistischen Gott namens Yewe mit „rasende[n] Tänze[n]“ (BE, 108) unter einem Fetischbaum huldigt. Der Aufstand richtet sich neben Pahlens Verwaltungsstil auch gegen die Missionare, die maßgeblich in die indigene Lebenswelt eingreifen. Deren mangelndes interkulturelles Gespür im Umgang mit den animistischen Traditionen⁸⁶ wird durch einen Missionar verdeutlicht, der ein Kreuz an den heiligen Fetischbaum nagelt, um die Wirkmacht des Christentums symbolisch zu unterstreichen. Damit zieht er den Zorn der indigenen Dorfgemeinschaft auf sich und löst zugleich den Aufstand aus.

Mit diesem Bruch der kolonialen Ordnung rückt das zentrale Thema des Romans in den Fokus, das dieser über die zahlreichen metaphorischen

86 Es handelt sich bei der Kritik an der katholischen Mission um ein geläufiges kolonial-literarisches Narrativ, das bereits in Funkes *Afrikanischer Lorbeer* verhandelt wurde, seinen Ursprung insbesondere im Kulturkampf hat und zeigt, dass die Mission als Konkurrenz in der Beeinflussung und Beherrschung der Kolonisierten wahrgenommen wurde. Vgl. dazu etwa Speitkamp, W.: *Kolonialgeschichte*, S. 90.

Verweise auf das Alte Testament vermittelt. Als Leitmotiv für die Frage nach der Einführung und dem Aufrechterhalten einer guten Ordnung fungiert der Baum: Sei es die Bäume, die Pahlen für die Allee gepflanzt hat, sei es der umgestürzte Baum voller Ungeziefer oder der Fetischbaum, sie alle referieren auf den Baum der Erkenntnis über Gut und Böse aus dem Buch Genesis. Dabei symbolisiert der Baum zunächst vor allem Stabilität und Verwurzelung, die Pahlen durch die kluge Besiedelung der Kolonie erzielen möchte. Inmitten paradiesischer Landschaft soll eine Rückkehr zur Wiege der Menschheit erfolgen, zu einer Lebensform, die von naturnaher Ursprünglichkeit zeugt. Doch damit sich diese Bäume der Stabilität im Boden des kolonialen Paradieses verankern können, müssen die Rahmenbedingungen dafür noch geschaffen werden, woraus sich die Mühe erklärt, die Pahlen beim Pflanzen hat. Das Pflanzen der Bäume verweist entsprechend auf ein Verständnis von Kolonisation als Prozess der Kulturalisierung, im Sinne eines *cultura agri*, also einer ackerbauartigen Bearbeitung, Durchdringung und Kultivierung des fremden Bodens, der so ‚verheimatet‘ werden soll. Damit greift der Roman eine allgemein verbreitete Vision kolonialer Besiedelung auf, die durch Pahlen und Marianne als Ureltern narrativ realisiert werden könnte.

Die an einigen Stellen erwähnte Schlange sowie das morsche, von Schädlingen zersetzte Holz des umgestürzten Baums lassen indes Mariannes Sehnsucht nach Ehebruch als Ursünde Evas, von der verbotenen Frucht des Baums der Erkenntnis zu kosten, erscheinen. Der Fetischbaum hingegen repräsentiert neben der räumlichen Sphäre der kolonialen Siedlung sowie der Sphäre der außerhalb der Siedlung verorteten Liebesabenteuer eine dritte Sphäre, nämlich die indigene, als vorzeitlich-tyrannisch präsentierte Lebenswelt des „Fetischdorfs“. Das so entworfene Netz aus alttestamentarischen Bezügen gibt untrügliche Hinweise auf die Erkenntnis über das Gute und Böse.

Für diese Erkenntnis bildet der Aufstand der Dorfbewohner den Höhepunkt des Romans. Während Pahlen auf einer Expedition im Landesinneren ist, stürmen die Aufständischen in der Nacht die europäische Siedlung. Sie werden als eine wirbelnde „schwarze Menschenwelle“ (BE, 268) geschildert, die alles mit sich reißt:

Mit großer Schnelligkeit kam der Haufen näher. Allen weit voran ein riesiger Kerl, den Uhlberg [...] als den Vortänzer bei den Fetischprozessionen wiederzuerkennen glaubte. Mit wilden Sprüngen tanzte er an, in der einen Hand die Kriegsglocken, in der anderen Hand ein Gewehr schwingend. Zwischen den Zähnen hielt er ein breites, blitzendes Messer. (BE, 281)

Damit wird eine Abenteuerszene eingeleitet, die vor allem durch Kampf gekennzeichnet ist. Der indigene Aufstand verebbt zunächst jedoch abrupt

beim Zusammentreffen mit den Europäern, die, aufgrund der Abwesenheit Pahlens unter dem Kommando Uhlbergs, mit „Schnellfeuer“ reagieren. Die Geschosse treffen auf „heiß pulsierendes nacktes Menschenfleisch“:

Der Vortänzer machte den lächerlichsten Luftsprung seines Lebens, um nie wieder aufzustehen. [...] Und dann hielt der Getroffene plötzlich in seinem Lauf inne, als ob ihm was Wichtiges eingefallen wäre, oder schoß auf einmal mit dem Gesicht nach vorn, der Erde zu, als ob er da etwas Wertvolles suche. Wie einer, der plötzlich kurzsichtig geworden ist. Bis er die Balance verlor und mit der Nase darauf lag. (BE, 282)

Auch wenn der Aufstand noch nicht vorbei ist, wird davon – von dieser kurzen Beschreibung abgesehen – kaum mehr erzählt. Was mit abenteuerlicher Spannung ausgeschmückt werden könnte, wird stattdessen mit den taumelnden, linkisch auf die Nase fallenden Aufständischen ins Lächerliche gezogen, um die scheinbare Primitivität der indigenen Kriegsführung zu illustrieren. Anstatt ausführlich das Gefecht und die damit einhergehenden Gefahrensituationen zu schildern, wird das Potenzial für eine kontingente Abenteuersequenz an dieser Stelle nicht ausgeschöpft; stattdessen wechselt die Erzählperspektive auf den abwesenden Pahlen. Nicht der Aufstand, so lässt sich schlussfolgern, ist der entscheidende Wendepunkt der Geschichte, sondern der Umgang des Helden mit dieser Störung der Ordnung.

4.3.3 *Das (Un-)Heil des Abenteuers*

Ein abenteuerlich strukturierter Plot kommt in Gang, als der Protagonist während seiner Expedition über den drohenden Ehebruch informiert wird. Sich seiner Hilflosigkeit und gekränkten männlichen Ehre bewusst werdend, führt ihn die Verzweiflung über das vermeintliche Scheitern seiner Ehe in einen rauschhaften Wahn:

Immer größer wurde er in seinen Augen. Er stieg vor sich selber zu unermeßlicher Höhe und unschätzbarem Werte. Er war ein Großer, ein Fürst, ein Einsamer auf der Menschheit Höhen! Sich selbst genug! Er brauchte niemanden. Niemanden, selbst Mariannen nicht – nicht mehr! [...] Nichts konnte mehr an ihn herantreiben. Er, Werner Pahlen, stand über diesem allen. (BE 283 f.)

Im ungeordneten, unbeherrschten Raum der Wildnis lässt der Bezirksamtmann all seine Selbstbeherrschung und Bescheidenheit fallen und gibt sich ganz einer Entgrenzung ins Triebhafte und Irrationale hin, das offenbar ebenfalls in ihm steckt und erst im geänderten Setting der äußeren Wildnis seine Wirkung entfalten kann – auch hier scheint so das bereits erläuterte Tropenkoller-Narrativ noch einmal auf. Seine Expedition ins ‚Innere‘ führt

ihn demnach in ein nach innen gerichtetes Abenteuer der Erkundung seiner unterdrückten Triebe. Darin realisiert sich, was ihm aufgrund seiner masochistischen Vorliebe versperrt geblieben war, und zwar in skurril zugespitzter Form: „Er war ein Gott! [...] Er schwebte [...] auf einer rosagefärbten Wolke über seinem Bezirk, und [...] alle, alle lagen auf den Knien [...] und beteten ihn an.“ (BE, 284) Vor allem die Betonung der Unabhängigkeit und die ins Extreme gesteigerte Verabsolutierung des eigenen Ichs zu einem Gott zeigen, dass sich nun zumindest in seiner Fieberfantasie die Relation von Herrschaft und Knechtschaft verkehren. Er sakralisiert sich selbst in eine göttliche Machtposition, die seinem vorherigen unterwürfigen Diensteifer diametral entgegengesetzt ist.

In diesem Fieberzustand, „[w]ie ein Mondsüchtiger, [...] ein Schlafwandler“ (BE, 285), kehrt er in die Siedlung zurück, wo sich der Aufstand aufgrund mangelnder Munition erneut verschärft. Der Bezirksamtman realisiert, dass nicht nur seine Ehe durch die vermeintliche Untreue seiner Frau in Scherben liegt, sondern dass auch sein „Traumreich [...] im Untergehen begriffen“ ist: „Alles, was er hier geschaffen hatte [...], war hier in einer einzigen Nacht erschossen und begraben worden. Von seiner geträumten Größe blieb nichts, [...] als er selber, ein gebrochener Mensch.“ (BE, 287) Er wird so als Leidender inszeniert, der an seinem Idealismus gescheitert ist und nun hilflos auf die Trümmer seiner Ideale blickt. Weil er sich selbst in seiner Allmachtsfantasie „als Gott Hans Werner Pahlen“ (BE, 287) sieht, beschließt er, in der Krisensituation die Initiative zu ergreifen, um somit zu ihrem Bezwinger zu werden. Die Krise wird also augenblicklich dazu genutzt, um aus dem Schmerz und dem Scheitern heraus eine Bewährungsprobe für seine angegriffene hegemoniale Männlichkeit zu generieren.⁸⁷

Mit seinem Entschluss, in das indigene Dorf zu gehen, wendet sich sein inneres Abenteuer nach außen in ein tatsächlich stattfindendes Abenteuer, in dem er seine Ohnmacht in Macht umzukehren versucht. Die in seinem Wahn antizipierte Ermächtigung manifestiert sich nun auch in seinem Handeln, wobei er kaum Bewusstsein über dieses Handeln hat, das sich als fieberinduziertes Abenteuer eher wie eine Naturgewalt Bahn bricht. In einer Umnachtung, die als „gegen alle und jede Vernunft handelnder Wahnsinn“ (BE, 289) bezeichnet wird und in der ihn jegliche Rationalität verlassen zu haben scheint, irrt er durch den nächtlichen Wald in Richtung des Dorfes, wo ihn eine gewaltbereite Menge erwartet. Ihm gelingt es, den Aufstand zu beenden, ohne selbst an den Kampfhandlungen beteiligt zu sein: Dazu bedient er sich einer List, mit der er die Indigenen davon überzeugt, dass er der rechtmäßige Herrscher über das

87 Vgl. zu dieser Dynamik auch Haschemi Yekani, E.: ‚Enlightened Imperialism‘, S. 97.

Dorf sei, wie es das Orakel einer Seherin einst vorhergesagt hatte. Ergriffen von der scheinbar erfüllten Prophezeiung fallen die Indigenen „auf die Knie vor Pahlen und berührten mit den Stirnen die Erde. Erst von diesem Augenblicke herrschte Pahlen über sie – auch in ihrem Herzen.“ (BE, 301). So vermittelt die Erzählstimme, dass die Dorfbewohner wie Kinder, die naiv jede Geschichte glauben, seiner Täuschung zum Opfer fallen und der Aufstand so beendet werden kann. Das Abenteuer besteht also nicht in der erwartbaren gewalttätigen Niederschlagung des Aufstandes, sondern darin, dass er das Unerwartete tut, indem er sich absichtlich in die gefährliche Kontingenz der angespannten Lage im Dorf begibt, diese dann aber nicht durch Kampf, sondern durch schlaue Berechnung meistert.

Erst nach dieser abenteuerlichen Bewältigung des Aufstandes kann die koloniale Ordnung in allen Bereichen wiederhergestellt werden, was Küas mittels einer demonstrativen, dabei gänzlich ironiefreien Moralisierung expliziert. So kann nun auch die Ehekrise überwunden werden, da Marianne erkannt hat, wer der Richtige für sie ist. Von maßgeblicher Bedeutung für diese Erkenntnis ist neben ihrer Bewunderung für Pahlens eifrige und unermüdliche Arbeit sein Handeln in der Nacht des Aufstandes, mit dem ihr Mann seine wahre Größe unter Beweis stellen konnte: Er sei „über sich selbst und alle anderen“ hinausgewachsen, „als er den Weg ging, auf dem kein anderer Weißer ihm zu folgen wagte, und von dem keine Wiederkehr winkte“ (BE, 304). Gerade in diesem Hinauswachsen über die Grenzen des eigenen Selbst, in der Transgression in die größtmögliche Kontingenz und Gefahr liegt für Pahlen das Abenteuer, über das erst die Lösung aller Probleme eingeleitet wird. Marianne hat durch ihren Mann „den Wert der Arbeit, der Arbeit für andere kennen gelernt“ und erkannt, „daß unser Glück und unsere Stärke, das Leben zu tragen, nicht von der Befriedigung unserer eigenen Wünsche, sondern von erfüllten Pflichten abhängt.“ (BE, 304) Sie entscheidet sich damit gegen den autoritären ‚Herrenmenschen‘ Uhlberg und für den sich aufopfernden, nüchternen Beamten Pahlen, der allerdings vor allem deshalb von sich überzeugen konnte, weil er sich in ein unvorhersehbares Abenteuer gestürzt hat.

Die Problemlösung am Ende des Romans kommt im Gewand einer lang ersehnten Familienzusammenführung daher: Mensah fällt nicht nur vor Pahlen auf die Knie, sondern gesteht auch voller Pathos seine Rolle als erziehungsbedürftiges Kind ein: „Du bist unser Vater!“ (BE, 323) Pahlens Autorität als kolonialer Herrscher über die Station und die indigenen Dorfbewohner ist nun erst vollständig etabliert, da er jetzt in einer eindeutig hierarchischen Machtposition ist. Zugleich wünscht sich seine Frau nach der Versöhnung: „Und nun soll es eine rechte Ehe werden zwischen uns beiden!“ (BE, 326). Als ‚recht‘ kann der Erzähllogik zufolge eine Ehe gelten, in der die traditionellen

Geschlechterbeziehungen insofern wiederhergestellt sind, als die Ehefrau dem Mann fürsorglich-unterstützend zur Seite steht und ihn nicht mit Verachtung straft. Jetzt erst kann der Protagonist die von ihm angestrebte Position der Mitte, die sich dadurch auszeichnet, dass er als väterlicher Herrscher in der Mitte der kolonialen Siedlung steht, richtig einnehmen. Daraus ergibt sich eine familiäre Konstellation aus väterlichem Pahlen, mütterlicher Marianne und kindlichen Kolonisierten.

Das dargestellte Abenteuer präsentiert sich dabei in einer widersprüchlichen Gestalt, die daher rührt, dass es einerseits als koloniale Erlebnisform abgelehnt und gleichzeitig als Motor kolonialen Erzählens, das von Bewährung und Ordnungswiederherstellung handelt, benötigt wird. Zunächst verdeutlicht die Pathologisierung des Abenteurers als grotesk auf die Spitze getriebener Fiebertwahn, dass das Abenteuer deutlich perhorresziert wird. Die im Abenteuer stattfindende Absolutsetzung des männlichen Ichs als Gott, die Regression in die innere Triebwelt und die rücksichtslose Selbstbehauptung erscheinen als Verhaltensmodus einer dauerhaften kolonialen Siedlung unangemessen. Das Fieber verweist gemäß der ursprünglichen Herkunft des Krisenbegriffs als kritischer Phase einer Krankheit (vgl. Kap. 1.3.) sowohl auf die Brisanz der Lage als auch auf die Gefahr der individuellen Verwilderung, die sich durch die männliche Regression ergibt. Dass nach Beendigung des Aufstandes wieder die entbehrungsreiche Arbeit und die Hintanstellung der eigenen Wünsche idealisiert werden, ist als deutliche Zurückweisung des Abenteurers zu verstehen.

Strukturell indes leitet erst das Pahlen'sche Abenteuer die vorgesehene Entwicklung – heraus aus der Unterwürfigkeit und hinein in eine machtvoll Position der Mitte – ein. Dafür bedarf es folglich eines Umschlags von dem einen Extrem in das andere, also vom übersteigerten Diensteifer in die vermessene Imagination der eigenen Göttlichkeit, die im Abenteuer in überspitzter Form stattfindet. Erst nach dem Wechsel dieser diametralen Positionen kann dazwischen eine gute koloniale Herrschaft aufgebaut werden. Das Abenteuer wird in dieser Konstellation zu nichts weniger als einem einmaligen kolonialen Schöpfungsakt instrumentalisiert, der paradoxerweise Grundlage einer möglichst abenteuerfreien neuen Ordnung ist. Somit erfüllt sich Mariannes Vorstellung des Abenteurers als „Sehnsucht [...] nach dem Paradies“ (BE, 140). Die neue Ordnung ist demnach eine Abkehr vom vorherigen kolonialen Sündenfall und der Beginn einer Heilszeit, in der die koloniale Familie nun leben kann. In diesem sakralisierten System wird durch die vorhergehende abenteuerliche Bewährung des Protagonisten seine Männlichkeit restituiert und seine Ohnmacht in paternalistische Macht verwandelt.

Indem sein listiges Abenteuer als Effekt des fiebrigen Wahns dargestellt wird, an das sich Pahlen nach seinem Delirium kaum noch erinnern kann, rückt das

Abenteuer wiederum in den Bereich des unbewussten Inneren, das durch das Fieber kurzzeitig überhandgenommen hat, nun aber wieder durch die Selbstbeherrschung eingehegt ist. Die Zurückdrängung ins beinahe vergessene Unbewusste ermöglicht es, die weiße Weste des Kolonialbeamten retrospektiv nicht durch den anrühigen abenteuerlichen Kontrollverlust befleckt sehen zu müssen. Zugleich unterstreicht die Tatsache, dass er selbst unter Fieberinfluss die Lebensgefahr nicht gescheut hat, um die Krise zu bewältigen, den von Pahlen von Anfang an angestrebten Opfergestus des messianischen Helden. Dieser erlöst nicht nur die Kolonisierten von der tyrannischen Herrschaft ihres Aberglaubens und seine Frau von ihrem Mangel an weiblicher Demut gegenüber ihrem Ehemann, sondern auch sich selbst durch die abenteuerliche Transgression seiner auf Dauer gestellten Entsagung von der bedenklich übersteigerten Lust am Dienst.

Während das Abenteuer, gleichgesetzt mit unverantwortlicher Egozentrik, Gewalt und Selbstbestimmung, im Roman als nicht vereinbar mit dem Aufbau einer verantwortungsbewussten kolonialen Siedlung abgelehnt wird, verdeutlicht die Art und Weise, wie Pahlen den Aufstand beendet und seine Herrschaft sichern kann, dass das Abenteuer für die Erzählstruktur ebenso wie für die Entwicklung des Protagonisten notwendig ist. Ohne ein transgressives Element wäre die Handlung sujetlos und somit nicht unterhaltsam erzählbar. Darüber hinaus erweist sich das Abenteuer als widerständig gegenüber jeglicher rationalen Diskreditierung, insofern das Begehren nach Transgression im Regressiv-Triebhaften persistiert. Wie zuvor bei seiner Frau, deren Abenteuer dadurch ausgelöst wird, dass sie ohne klares Bewusstsein ihrer Umgebung umherirrt und so in eine Gefahrensituation stolpert, ist das Abenteuer auch bei Pahlen selbst vor allem durch ein inneres Ungleichgewicht, ein Aufbäumen seines ansonsten unterdrückten Machtwillens induziert, der sich nun im Fieberwahn ungehindert durchsetzt. Die so dargestellte Notwendigkeit des Abenteuers, die widerwillig in Kauf genommen wird, zeugt davon, dass ein gewisses Maß an individueller Resistenz gegen die Anpasstheit, die Pahlen anfangs verkörpert, unerlässlich ist, um der Verwaltung einer kolonialen Siedlung gerecht zu werden. Erst die Erfahrung, im Abenteuer einmalig über sich selbst hinausgewachsen zu sein, ermöglicht dem Protagonisten die Fähigkeit, tatsächlich Macht ausüben zu können. Zugleich entzieht sich das Abenteuer durch die Etablierung einer neuen, nun gefestigten Ordnung selbst die Grundlage.

Was Richard Küas hier aufzeigt, ist die gegenseitige Bedingtheit von Ordnung und Abenteuer: Die Ordnung benötigt die Transgression des Abenteuers, um ihre Krisen zu bewältigen; zugleich kann keine Transgression von Grenzen stattfinden, wenn es keine geregelte Ordnung gibt, die man überschreiten könnte. Die beinahe obsessive Fokussierung auf die mittlere koloniale Ordnung,

die zwischen den verschiedenen diametralen Positionen ausgehandelt wird, lässt die Ordnung selbst zu einem kolonialen Fetisch werden, der indes zu seinem Fortbestand immer die Option eines unvorhergesehen hereinbrechenden Abenteurers benötigt.

In *Vom Baum der Erkenntnis* zeigt sich dieses Spannungsverhältnis zwischen der Ordnung der Mitte und der Gefahr ihrer Denormalisierung einerseits in Anlehnung an die biblische Erzählung des Sündenfalls und andererseits als Strategie der männlichen Resouveränisierung. Die Betonung der Krise der ehelichen wie politischen Ordnung dient dazu, dem männlichen Protagonisten die Gelegenheit zu geben, seine Hilflosigkeit und Ohnmacht über den krisenhaften Schwebезustand des Fiebers in Macht und Selbstbewusstsein zu wandeln. Die symbolische Rahmung dieser nach dem Sündenfall neu geschaffenen Ordnung als Beginn einer Heilszeit verdeutlicht, dass die Wiedererlangung der männlichen Hegemonie zentraler Bestandteil dieser sakralisierten Ordnung ist.

Der Roman ist somit dominiert von der Frage, wie koloniale Herrschaft richtig geschaffen und durchgeführt werden kann. Das Paradigma der Vermittlung, das Küas aus den programmatischen Überlegungen des Realismus übernimmt, verwirklicht sich in *Vom Baum der Erkenntnis* in zweifacher Hinsicht. Poetologisch wird ein Ausschnitt kolonialer Wirklichkeit, nämlich die dauerhafte Etablierung einer kolonialen Handelssiedlung, aufgegriffen und durch die idealisierte Schilderung der Handlung verklärt. Dazu zählt auch, dass die unschönen Seiten dieses Zusammenlebens, beispielsweise die Zwangsarbeit der Kolonisierten, die religiöse Bevormundung durch die Missionare, aber auch die Brutalität des Aufstandes nicht, nur am Rande oder in geschönter Form erzählt werden. Mit der Figur des mittleren Helden Pahlen wird außerdem der politische Aspekt der Vermittlung übernommen. Nach seinen Eskapaden in den unterwürfigen Masochismus und der Gegenbewegung in das andere Extrem der abenteuerlichen Selbsterhöhung zu einem Gott verbindet er schließlich seinen Idealismus einer friedlichen, gewaltfreien Kolonialstation mit dem Realismus der pragmatischen, machtbewussten Kolonialherrschaft. Erst durch diese realidealistische Vermittlung kann er schlussendlich seinen Platz in der „bestehenden Ordnung und Prosa der Wirklichkeit“, in der die „Abenteuerlichkeit“ die „nötige Korrektion erfahren muß“,⁸⁸ einnehmen.

88 Hegel, G. W. F.: *Ästhetik* Bd. II, S. 220.

4.4 Abenteuer zwischen Unterhaltung, Belehrung und Autofiktion

Die ambivalente Positionierung zum Abenteuer in *Vom Baum der Erkenntnis* zeigt ein erzählerisches Ringen darum, wie das Abenteuer einerseits für das Erzählen kolonialer Geschichten nutzbar gemacht werden und wie man sich zugleich von seinen als politisch bedenklich erachteten Implikationen distanzieren kann. Für Richard Küas allerdings, der im Gegensatz zu vielen anderen Kolonialautoren selbst über Erfahrung im Kolonialdienst verfügte, beschränkt sich dieser politisch aufgeladene Umgang mit dem Abenteuer nicht nur auf den Bereich der Fiktion, sondern spielt auch in seiner Autofiktion⁸⁹ eine zentrale Rolle. Im Folgenden wird daher untersucht, wie der Autor in seinem erst 1939 erschienenen autobiografischen Werk *Togo-Erinnerungen*⁹⁰ die Schilderung seiner Erlebnisse in Westafrika zwischen wirtschaftlich rentabler Unterhaltung, glorifizierender und relativierender Selbstinszenierung und ideologisch gefärbten Aufklärungsintentionen verortet und welche Rolle dafür das Abenteuer spielt.

4.4.1 „ein wirklich afrikanischer Roman“: versuchte Monetarisierung kolonialer Erlebnisse auf dem Buchmarkt nach 1918

Richard Küas, der 1861 als Sohn eines katholischen Mühlenverwalters im schlesischen Kempczowitz geboren wurde, besuchte nach seiner Gymnasialzeit in

89 Der Begriff der Autofiktion, der ursprünglich auf den französischen Schriftsteller und Literaturkritiker Serge Doubrovsky zurückgeht, ist mittlerweile zum Gegenstand zahlreicher theoretischer Auseinandersetzungen geworden, vgl. dazu ausführlich Gronemann, Claudia: *Autofiction*. In: *Handbook of Autobiography/Autofiction*. Volume I: *Theory and Concepts*. Hrsg. von Martina Wagner-Egelhaaf. Berlin, Boston: De Gruyter 2019, S. 241–246, und Ott, Christine u. Jutta Weiser: *Autofiktion und Medienrealität*. Einleitung. In: *Autofiktion und Medienrealität. Kulturelle Formungen des postmodernen Subjekts*. Hrsg. von Jutta Weiser u. Christine Ott. Heidelberg: Winter 2013, S. 8–16. Hier wird mit Autofiktion grundlegend die Vermischung von faktuellem und fiktionalem Schreiben in Texten mit eigentlich faktuellem Charakter, wie einer Autobiografie, verstanden. Dem zugrunde liegt das Bewusstsein, dass jeder autobiografische Text das Leben der Autorin oder des Autors mit fiktionalen Elementen und Mitteln erzählt – schon allein dadurch, dass die Erinnerung an das tatsächlich Erlebte rückblickend unter der Wirkung der eigenen Fantasie und der Selbstimagination steht. Zentral ist für die folgenden Ausführungen aber vor allem der gezielte Einsatz von Fiktion zur positiven Schilderung des eigenen Lebenswerks. Vgl. auch Wagner-Egelhaaf, Martina: *Einleitung: Was ist Auto(r)fiktion?* In: *Auto(r)fiktion. Literarische Verfahren der Selbstkonstruktion*. Hrsg. von Martina Wagner-Egelhaaf. Bielefeld: Aisthesis 2013, S. 7–21, S. 8–9.

90 Küas, Richard: *Togo-Erinnerungen*. Berlin: Vorhut-Verlag Otto Schlegel 1939. Die Zitate werden im Folgenden mit der Sigle ‚TE‘ und der entsprechenden Seitenzahl im Fließtext nachgewiesen.

Oberschlesien ab 1877 die Seemannsschule in Hamburg-Steinwerder und kam als „Schiffsjunge“⁹¹ nach Niederländisch-Indien, Frankreich, Großbritannien, Russland, Dänemark, Chile und an die Ostküste der USA.⁹² 1882 ließ er sich zum Steuermann ausbilden, bereiste in dieser Funktion nach eigener Aussage die „fünf Erd-theile“ und verbrachte mehrere Jahre in „Australien [...], Californien, British Columbia und Washington-Territory“.⁹³ Nach mehrjähriger Beschäftigung als Ladungsinspektor im Hamburger Zollinstitut wurde ihm 1888 eine Stelle im Kolonialdienst angeboten, sodass er ab 1889 das Zollamt, die Postverwaltung und die Lokalverwaltung im togolesischen Lomé und in Bagida übernahm.⁹⁴ 1895 wurde er nach Kribi in Südkamerun versetzt, wo er ebenfalls als Zollassistent arbeitete, bis er aufgrund einer Malariaerkrankung 1900 tropendienstuntauglich erklärt wurde und 1901 aus dem Kolonialdienst ausscheiden musste.⁹⁵

Abgesehen von kleineren Nebentätigkeiten war er von diesem Zeitpunkt bis zu seinem Tod 1943 als freier Schriftsteller tätig und verfasste in dieser Zeit zahlreiche Romane, Novellen und andere Erzählungen sowie Dramen, die fast alle eine koloniale Handlung aufweisen. Der „weitgespannte Entwicklungsweg“ seiner Seereisen und seiner Zeit als „erfolgreicher Kolonialpionier“, so Küas in einem weiteren Manuskript seines Nachlasses, dienten ihm als „Quell der Anregungen“⁹⁶ für seine Bücher. In einem Brief an einen Bekannten aus dem Jahr 1935 betonte er außerdem, dass er „bis zum letzten Schnaufer“ arbeiten müsse, um „soviel zu meiner kleinen Pension hinzuzuverdienen, um mich und meine Frau anständig über Wasser zu halten.“⁹⁷ Seine schriftstellerische

91 Diese Informationen stellte Küas selbst in einem undatierten und unpaginierten maschinengeschriebenen Bericht über seine Biografie zusammen, der sich in seinem Nachlass befindet, vgl. Küas, Richard: Autobiografischer Bericht. Maschinengeschriebenes Manuskript im Besitz der Familie Pietzcker (Hamburg), ohne Datum, o. S.

92 Die folgenden Ausführungen basieren maßgeblich auf den von Richard Küas' Enkel, Frank Pietzcker, aus dem Familiennachlass zur Verfügung gestellten Dokumenten. Darunter finden sich mehrere autobiografische Berichte von Richard Küas, wobei unklar bleiben muss, für welchen Zweck diese geschrieben wurden. Mein herzlicher Dank geht an dieser Stelle an Frank Pietzcker für die freundliche Unterstützung dieser Analysen.

93 Das ist einem kurzen handschriftlichen Grußwort Richard Küas' im Einband eines seiner Erzählbände zu entnehmen, vgl. Küas, Richard: Das zweite Gesicht und andere Erzählungen aus unseren Kolonien. Berlin, Leipzig: Hermann Hillger 1912, o. S.

94 Vgl. Küas, R.: Autobiografischer Bericht, o. S.

95 Ebd.

96 Küas, Richard: Einseitiger, unpaginierter maschinengeschriebener Bericht im Besitz der Familie Pietzcker (Hamburg), ohne Datum.

97 Küas, Richard: Brief an Herrn Henke im Besitz der Familie Pietzcker (Hamburg). Unpaginiertes Brieffragment, 26.03.1935, o. S.

Tätigkeit hatte demnach nicht nur den Stellenwert einer nostalgischen Liebhaberei, sondern fußte vor allem in einer monetären Notwendigkeit.

Seine Bemühungen, sich schriftstellerisch einen Namen zu machen, zeigen sich beispielsweise in verschiedenen Briefen an die Cotta'sche Buchhandlung, in denen er – erfolglos – um die Aufnahme seiner Werke in das Verlagsprogramm bat.⁹⁸ In einem dieser Briefe aus dem Jahr 1927 hob er hervor, dass seine Romane vor allem deshalb von Wert für den Verlag seien, weil er selbst als kolonialer Beamter Erfahrungen in Afrika sammeln konnte. Dies unterscheide ihn von Edgar Wallace, dessen ‚afrikanische Reihe‘ um den Kolonialbeamten *Sanders of the River* nur auf einem „mehrwöchigen Aufenthalt“ in Afrika und auf „Literatur“ und „Hörensagen“ beruhe, die Richard Küas aber unter dem Titel *Sanders vom Strom* ins Deutsche übersetzt und damit dem Goldmann-Verlag einen Verkaufserfolg mit „Massenaufgaben“⁹⁹ beschert hatte. Bei dem von ihm angebotenen Manuskript, *Graslandzauber*, handle es sich, so Küas, „um einen wirklich afrikanischen Roman; nicht um einen Roman zwischen Weissen, die ad hoc in ein mehr oder weniger oberflächlich behandeltes afrikanisches Milieu gesetzt wurden [...]“. Stattdessen verspricht er „ächtches Inlandsmilieu, das zeitweise märchenhaft anmutet.“¹⁰⁰ Seine Authentizitätsbegründungen halfen jedoch selten, dass seine Romane tatsächlich als Bücher publiziert wurden, denn „[f]ür koloniale Bücher finden sich nur wenig Liebhaber zwischen den Käufern und deshalb auch zwischen den Herren Verlegern.“¹⁰¹ Die meisten seiner Schriften publizierte er deshalb in Zeitungen, darunter die *Hamburger Neue Zeitung*, die *Leipziger Neuesten Nachrichten* und der *Berliner Lokal-Anzeiger*, sowie in Zeitschriften wie *Welt und Haus. Das deutsche Familienblatt* und der sehr bekannten *Kolonie und Heimat*, dem zentralen Organ des Frauenbundes der deutschen Kolonialgesellschaft, in dem 1910/11 auch *Vom Baum der Erkenntnis* unter dem Titel *Fetisch* erschien.¹⁰²

Dieser Publikationskontext zeigt, dass Küas mit seiner Unterhaltungsliteratur ein bürgerliches Massenpublikum zu erreichen versuchte. Gerade *Kolonie und Heimat* kann als eine der profiliertesten populären Zeitschriften

98 Diese Briefe, datiert auf den 23.11.1910, 8.5.1916 und 3.9.1927, befinden sich im Deutschen Literaturarchiv Marbach, Cotta Archiv (Stiftung der Stuttgarter Zeitung).

99 Küas, Richard: Brief an die Firma Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart. 3.9.1927, unpaginiert. Literaturarchiv Marbach, Cotta Archiv (Stiftung der Stuttgarter Zeitung), o. S.

100 Ebd.

101 Küas: Brief an Herrn Henke, 26.03.1935, Hervorhebung im Original.

102 Diese Zeitungen und Zeitschriften listet Küas selbst in einem Brief an Cotta auf, vgl. Küas, Richard: Brief an Herrn J. Cotta, G.m.b.H. Stuttgart. 23.11.1910, unpaginiert. Literaturarchiv Marbach, Cotta Archiv (Stiftung der Stuttgarter Zeitung), o. S.

für koloniale Themen gesehen werden, die sich an ein bürgerliches, dezidiert auch weibliches Publikum richtete. Dafür sprechen auch die in der obigen Romananalyse aufgezeigten inhaltlichen Verweise auf den literarischen Kanon, wie beispielsweise Fontanes *Effi Briest*, aber auch die formale Orientierung am bürgerlichen Realismus. Zwar ist davon auszugehen, dass Richard Küas literaturtheoretisch zu wenig bewandert war, um in seinen Romanen die Protagonisten gezielt nach Normvorstellungen des Realismus zu entwerfen, die noch dazu selbst in der Literaturtheorie nicht unumstritten waren und zum Zeitpunkt des Verfassens ihren Zenit ohnehin längst überschritten hatten. Dennoch war der Autor als Vertreter der unteren Mittelschicht sehr wahrscheinlich mit einem bürgerlichen Bildungskanon vertraut, in dem um 1900 die Werke des bürgerlichen Realismus auf jeden Fall vertreten waren. Als Leser dieser Literatur hatte Küas dementsprechend vermutlich idealtypische Protagonisten im Sinn, die als Folie für sein eigenes Schreiben dienten.

Nicht nur inhaltlich und stilistisch, insofern Küas die poetologischen und thematischen Schwerpunkte des Realismus in einen Unterhaltungsroman übertrug, sondern auch hinsichtlich des vorgesehenen Publikums und des gewählten Vertriebskanals zeigt sich demnach eine Ausrichtung auf die Mitte. Die auf eine ästhetische Mittellage zwischen gänzlich trivialer Literatur und autonomer Kunstliteratur abzielende Unterhaltungsliteratur gewann ab den 1850er Jahren mit der Entwicklung der populären Zeitschriften und insbesondere der Familienzeitschriften wie der *Gartenlaube* einen medialen Kontext, der eine gesellschaftliche Mitte erfolgreich als Leserschaft gewinnen konnte und diese Mitte als diskursive Position wiederum in ihren Inhalten manifestierte.¹⁰³ *Kolonie und Heimat* kann als koloniale Spätform dieser periodischen Familienzeitschriften verstanden werden, die mit dem Anspruch auftrat, die Entwicklungen in den Kolonien als Ausdruck einer kolonialen Normalität den bürgerlichen Leserinnen und Lesern in der Heimat auf unterhaltsame Weise nahezubringen, wofür die darin abgedruckten Fortsetzungsromane eine zentrale Rolle spielten. Zwar zeigt Küas' erfolglose Bitte um die Aufnahme seiner Romane in das Cotta'sche Verlagsprogramm, dass der Absatzmarkt für seine Form der Kolonialliteratur, die sich an bürgerliche Erwachsene richtete, nach 1918 immer weiter einbrach. Zugleich verdeutlicht aber die Tatsache, dass er nicht auf die noch lukrative Form der massenhaft verbreiteten Heftchenromane für Kinder und Jugendliche umstieg, dass er

103 Christof Hamann hat die Rolle der Mitte und die Entwicklung eines Normalitätsdispositivs in populären Zeitschriften nach 1848 eingehend untersucht, vgl. Hamann, Christof: Zwischen Normativität und Normalität. Zur diskursiven Position der ‚Mitte‘ in populären Zeitschriften nach 1848. Heidelberg: Synchron 2014.

seinem Schreiben ein ernsthaftes Gepräge verleihen und seine Inhalte in die gesellschaftliche Mitte tragen wollte.

Den Authentizitätsbekundungen im obigen Zitat kann indes auch entnommen werden, dass Richard Küas sich schon allein aus finanziellen Gründen den sich wandelnden Interessen der Leserschaft von kolonialer Literatur nicht ganz entgegenstellen konnte. So beschrieb er etwa im Jahr 1935, dass seine Frau ihm beim Verfassen der Romane „durch ihre entschieden größere Intuition wie durch ihre sachliche Kritik“ unterstütze und „meist den richtigen Riecher“ habe, „ob ein Stoff ‚gehen‘ wird, oder nicht.“ Außerdem fügte er hinzu: „In letzter Zeit ist das Romane schreiben auch für mich beschwerlicher geworden, seitdem überall der Schrei laut wird ‚Blut und Boden-Romane‘ zu bringen. Und mein vergangenes Leben verweist mich doch gerade auf Stoffe, die *nicht* in Blut und Boden wurzeln!“¹⁰⁴ Auch wenn er sich mit diesen Worten von der ideologisch gefärbten, politisch opportunen Literatur des Dritten Reichs distanziert und sich diese Tendenz auch nicht aus wirtschaftlichen Gründen zu eigen macht, ist auch sein Schreiben nicht gänzlich frei von politischen Untertönen, wie die folgende Betrachtung seiner 1939 publizierten *Togo-Erinnerungen* zeigt.

4.4.2 *Autofiktion und Abenteuer in den Togo-Erinnerungen*

Togo-Erinnerungen (1939), also der autobiografische Rückblick auf Küas' Dienstzeit in Togo, welche von 1889 bis 1895 dauerte, gliedert sich in 44 kurze Einzelkapitel, die durch eine Karte der Kolonie und zwölf Fotografien von Landschaft, Gebäuden und kolonisierten Menschen illustriert sind. Thematisch beschäftigen sich die Kapitel vor allem mit der „Aufbauarbeit“ (TE, 67), also dem Straßenbau, der Entwicklung eines florierenden Marktes, dem Handel, der medizinischen Versorgung in Abwesenheit eines Arztes und der Rechtsprechungspraxis in den sogenannten „Palavern“ (TE, 35), aber auch mit der Religion der Kolonisierten, die Küas auch hier immer wieder als „Fetisch“ (TE, 31) bezeichnet. Es ist offensichtlich, dass sich einige inhaltliche, zum Teil nur leicht verfremdete Überschneidungen mit den Schilderungen der Romanhandlung ergeben, die die Frage aufwerfen, wo die Grenzen zwischen dem tatsächlich Erlebten, der Romanfiktion und der retrospektiven Autofiktion verlaufen.

Signifikante Ähnlichkeiten zeigen sich beispielsweise in der Beschreibung der alltäglichen Arbeiten, die von Straßen- und Dammbau über die Erschließung des Hinterlandes und die Erledigung von Post- und Zollangelegenheiten reichen, aber auch der Essgewohnheiten der Indigenen (TE, 68 f.). Vor allem aber

¹⁰⁴ Küas: Brief an Herrn Henke, 26.03.1935, o. S. Hervorhebung im Original.

die Beschreibungen der indigenen Religion, die vom grausamen, Menschenopfer fordernden „Fetisch“ des „Yewé“ geprägt ist, ähneln denen im Roman sehr stark. Zentraler Akteur dieser Religion ist der „Hauptfetischör“ bzw. „Oberfetischör“ (TE, 124) namens Fionovi, der gegen Küas zu intrigieren und seine Macht zu unterminieren versucht. Während kaum zu eruieren ist, ob Küas diese religiösen Praktiken so tatsächlich in Togo vorgefunden hat und welche der geschilderten Erlebnisse wirklich vorgefallen sind, lässt sich doch daraus ableiten, dass der Roman – wie viele weitere seiner Erzählungen – offenbar autobiografisch gefärbt ist und zugleich die Autobiografie stark fiktionale Züge trägt.

Davon zeugt beispielsweise, dass im Roman an zahlreichen Stellen ausführliche Fußnoten eingefügt sind, in denen plötzlich ein ‚Ich‘ Begriffe erklärt oder weiterführende pseudoethnografische Informationen über die Indigenen an die Leserinnen und Leser vermitteln möchte, die nur jemand haben kann, der Land und Leute aus eigener Anschauung kennt.¹⁰⁵ Auf diese Weise verschwimmen Erzählstimme und Autor weitgehend miteinander, da dieses erläuternde Ich der Fußnoten nur der kolonialerfahrene Küas selbst sein kann, wodurch indes die Romanhandlung zu einer fiktional ausgeschmückten Illustration selbst erlebter und beobachteter Geschehnisse im kolonialen Togo wird, die Fiktion des Romans zugleich aber den Anschein von authentischer Glaubwürdigkeit erhält.

Ähnliches gilt umgekehrt für die *Togo-Erinnerungen*, die stark mit fiktionalen Elementen durchzogen sind. Die einzelnen Kapitel, selten länger als sechs Seiten, verfügen kaum über eine erkennbare Chronologie, die man in einem retrospektiven Bericht erwarten könnte, und bauen auch inhaltlich wenig aufeinander auf. Stattdessen erscheinen sie eher wie szenische Schlaglichter auf einzelne Situationen, die an sehr knapp geratene Kurzgeschichten erinnern. Diese sind größtenteils im erzählenden Präsens gehalten und zeichnen sich vor allem durch dialogische Rede aus. Besonders die Dialoge lassen viele der geschilderten Situationen als Szenen eines Laientheaterstücks erscheinen. Küas betont, dass er die „schwarze Seele in Dramen, Lustspielen und Possen jeden Tag“ (TE, 39) erlebe. Eben diese szenischen Possen sind es, die die Leserinnen und Leser von den Kolonisierten erfahren, seien es ihre Rechtsstreitigkeiten, die ihren kindlichen, unreifen Charakter unterstreichen sollen,

105 So heißt es etwa in einer Fußnote, beim „Sandfloh“ handle es sich um ein „kleines, kaum sichtbares, äußerst quälendes Insekt, das sich in die Haut einbohrt und dort seine Eier legt. Man findet Eingeborene, denen auf diese Weise ganze Zehen oder ein Teil der Ferse abhandengekommen ist.“ (BE, 67) An einer anderen Stelle wird beschrieben, dass ein „kleiner buckliger Kerl“ der „einzige Krüppel“ sei, „der *mir* in Togo zu Gesicht gekommen ist“ (BE, 79, Hervorh. E. H.).

oder dramatisch aufgebauschte Alltagssituationen, in denen sie ihre scheinbar mangelnde Fähigkeit zum rationalen Denken unter Beweis stellen.

Während Küas diese Vermischung von Selbsterlebtem und Fiktionalem für den Roman vor allem dazu nutzte, eine durch authentische Elemente aufgebesserte, lebendige Handlung zu schaffen, die eben nicht nur, wie bei Edgar Wallace, auf dem „Hörensagen“ beruht, ist es naheliegend, dass die szenischen, fiktional-phantastischen Elemente in seinem autobiografischen Bericht dazu dienen sollten, das Erlebte für die Leserschaft attraktiver zu gestalten und somit die Verkaufszahlen zu optimieren. Hinzu kommt, dass eine retrospektive Betrachtung des eigenen Schaffens dazu einlädt, negative Aspekte unerwähnt zu lassen, sich selbst in ein besonders positives Licht zu rücken und somit eine gezielte Selbstinszenierung zu erreichen. Entsprechend stellt sich Küas, ähnlich wie seine Romanfigur Pahlen, als pflichtbewussten Beamten dar, der seine ganze Energie in die „Aufbauarbeit“ (TE, 67) steckt:

Mein Tag ist angefüllt mit Arbeit von Sonnenauf- bis Sonnenniedergang. Zu allen Ämtern kommen jetzt die Verwundeten und Kranken, die mich jeden Morgen aufsuchen. Da sind die niemals abreißen Palaver, die danach kommen. Da sind die Wegebauten. Da ist die Kokospflanzung, die ich angelegt habe. Da sind die Versuche mit Baumwolle. (TE, 53)

Diese positive Selbstinszenierung wird durch die Schilderung seines Umgangs mit den schwarzen Frauen auf die Spitze getrieben. Anders als die Romanfigur Pahlen, dessen Männlichkeit durch seine Aufopferung geschwächt ist und der deshalb nur einen verstohlenen Seitenblick auf die badenden schwarzen Frauen werfen kann (vgl. BE, 126), beschreibt Küas, wie er von seiner Veranda die nackten Frauen, die er als „schwarze Nymphen“ bezeichnet, beim Baden beobachtet, was für ihn ein „fesselndes Schauspiel“ (TE, 104) darstellt – auch hier ist das Verhalten der Kolonisierten also nicht mehr als eine theatralische Inszenierung. Ihr Schauspiel ist vor allem durch ausgelassenes Kreischen, Springen und Tanzen gekennzeichnet, das am Schluss in eine „Sondervorstellung“ einer schwarzen Frau mündet, die genau weiß, dass sie vom Kolonialbeamten beobachtet wird und für ihn deshalb besonders ausgelassen tanzt. Er wirft ihr für diese Darbietung eine Münze zu, nach der sie sich mit einem „glückliche[n] Lachen im jungen Gesicht“ (TE, 105) bückt. So wird Küas' männliche Dominanz vermittelt, die durch das von ihm in Anspruch genommene Recht, die nackten Badenden zu beobachten und ihr Verhalten durch Bezahlung zu steuern und zu sanktionieren, zum Ausdruck gebracht wird. Wohl wissend, dass die ‚Rassenmischung‘ als absolutes Tabu im Idealbild kolonialer Herrschaft galt, wird diese ‚gefährliche‘ Beziehung zu den schwarzen Frauen von Küas jedoch nicht zu einem tatsächlichen sexuellen Verhältnis weiterentwickelt

bzw. dieses Verhältnis jedenfalls nicht geschildert. Die expliziten Avancen derselben schwarzen Frau, die für ihn tanzt, lehnt er deshalb mit pflichtbewusster Strenge ab: „Das Gesetz verlangt es.“ (TE, 42)

Indem Küas sich als arbeitsamen Beamten inszeniert, der ohne Gewalt, aber mit der gebotenen väterlichen Strenge über die deutsche Siedlung und über die kindlichen Indigenen herrscht, mit salomonischem Urteilsvermögen Recht spricht und seine körperlichen Bedürfnisse zu mäßigen weiß, entwirft er sich selbst als das Ideal eines kolonialen Herrschers und realisiert in dieser Darstellung wiederum die bereits im Roman vollzogene Ausrichtung auf die Mitte. Abgesehen vom Eigeninteresse daran, seine ehemalige Tätigkeit als Kolonialbeamter als verantwortungsvoll und ernsthaft erscheinen zu lassen, verbindet sich diese positive Selbstinszenierung jedoch außerdem mit einem politisch motivierten Ziel, das eng mit dem Erlebnis und der Darstellung des Abenteurers zusammenhängt.

In den wenigen Manuskripten und Briefen aus Küas' Nachlass fällt ein Aspekt besonders auf, nämlich die immer wieder betonte Tatsache, dass Küas als Seemann die Welt bereiste, bevor er in den Kolonialdienst eintrat. Sowohl er selbst als auch sein Sohn Herbert Küas arbeiteten so am Narrativ eines wagemutigen Abenteurers. Im Vorwort zu einem 1940 erschienenen Roman charakterisiert Herbert Küas seinen Vater rückblickend folgendermaßen:

Richard Küas gehört zu jenen Männern, die nach der Mitte unerforschter Länder zu lenken begannen. [...] Der Drang nach dem Meer aber bestimmte ihn, das Gymnasium zu verlassen. [...] Große Seereisen schließen sich an, die er des öfteren unterbricht, um fremde Erdteile kennen zu lernen – sei es als Bärenjäger in Alaska, als Farmer in Australien oder als Holzfäller im amerikanischen Nordwesten.¹⁰⁶

Sein Sohn wartet hier mit den vor allem aus der Abenteuerliteratur bekannten Attributen des Abenteurers auf, um diese frühe Lebensphase des Vaters, der als Jugendlicher die engen Grenzen der Heimat überschreitet, um aufs Geratewohl die Welt zu erkunden, anschaulich zu machen. Das ohnehin schon abenteuerliche Seefahrerleben wird in dieser Beschreibung noch ergänzt durch Aufenthalte in Nordamerika und Australien, wo Küas Old Shatterhand'sche Tätigkeiten wie die Bärenjagd ausübt. Und auch Küas selbst betonte die große Gefahr seiner Reisen und die Härte des Seemannslebens. Die Reise nach „Holländisch Indien“ sei neben „schwerer Havarie in Sturm und See“ vor allem von Hunger und Krankheit geprägt gewesen:

¹⁰⁶ Küas, Herbert: Vorwort. In: Hart am Wind. Ein Seemannsschicksal. Leipzig: E. A. Seemann, S. 9–11, S. 9–10.

Der schlechte Proviant, den wir gleich in Cardiff mit der Ladung Kohlen an Bord bekamen, brachte uns auf der Rückreise als Gast den Sporbut [sic] an Bord: Fauliges Wasser, Das Hardbrot voll von Käfern, Spinnen und Würmern und das Salzfleisch so stinkend, daß wir es gleich ganze Fässer weise über Bord hievten. Zwei Mann starben daran. [...] Als wir im August 79 [...] den Hamburger Lootsenshuner [sic] sichteten, und dieser uns [...] frische Kartoffeln an Bord warf, waren wir so verhungert, daß wir in die rohen, ungekochten, ungewaschenen Kartoffeln hineinbissen und uns das Blut aus den Mundecken der kranken Kiefer herunterlief.¹⁰⁷

Während Küas und sein Sohn das Bild des allen Widrigkeiten trotzbenden, freiheitsliebenden Abenteurers zu etablieren versuchen, wird diese Abenteuerlust mit dem Ende seines Seefahrerlebens (aufgrund von Nachtblindheit) sogleich in ein anderes Narrativ überführt:

Dieses abenteuerliche Leben jedoch verschwendet sich nicht, sondern mündet in eine große Aufgabe. 1888 tritt Richard Küas in den deutschen Kolonialdienst ein, um nunmehr durch harte Arbeit jene glänzende Periode deutscher Kolonisation einleiten zu helfen [...]. Zugleich fördert er die Entwicklung der schwarzen Bauernschaft: Aufbau statt brutaler Ausbeutung.¹⁰⁸

Die Terminologie, mit der der Übergang in diese neue Beschäftigung beschrieben wird, ist aufschlussreich hinsichtlich der Bewertung des Abenteurers: Es wird als Verschwendung verstanden, sein Leben gänzlich dem Abenteuer zu widmen, und der jugendliche Abenteurgeist wird erst mit der „großen Aufgabe“ in eine sinnvolle Richtung gelenkt, nämlich in die Arbeit – ein Argument, das auch Alfred Funke schon in seiner Schilderung des Protagonisten Sassendorff aufgriff (vgl. Kap. 3.1.). Deutlich erkennbar ist hier die schon von Hegel formulierte Vorstellung, der junge Mann stoße sich auf seinen Abenteuerfahrten die Hörner ab, um dann schlussendlich doch in die geregelten Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft einzutreten (vgl. Kap. 2.2.) und seine zuvor gepflegten Freiheiten zugunsten eines geordneten Gemeinwesens aufzugeben. Allerdings ist die Positionierung zum Abenteuer damit nicht gänzlich ablehnend, denn das Leben als Abenteurer ist es, das es ihm überhaupt erst ermöglicht, den Kolonialdienst richtig auszuführen. Nachdem er in Klein-Popo, dem späteren Aného, angekommen ist, wird er vom kaiserlichen Kommissar Eugen von Zimmerer folgendermaßen instruiert: „Und *nun* [...] gehen Sie hin und regieren Sie!“ (TE, 17) Daraufhin fragt

107 Küas, R.: Autobiografischer Bericht, o. S.

108 Küas, H.: Vorwort, S. 10.

sich Küas, ob er der Aufgabe, als einziger Kolonialbeamter allein zu regieren, gewachsen ist:

Ich prüfe mich auf Eignung zu diesem Geschäft. [...] Mein Tatendrang hatte mich auf die See geführt. Ich hatte den Kampf mit den Elementen aufgenommen, oft auf Tod und Leben. Alle Erdteile hatte mein Fuß betreten, Völker aller Schattierungen hatte ich kennengelernt. Sprachkenntnisse standen mir zur Seite. Praktische Erfahrungen auf allen Gebieten hatte ich gesammelt, und schon öfter hatte ich an Stellen gestanden, wo ich kommandieren mußte. Also, warum sollte ich mich *nicht* dafür eignen? (TE, 18)

Erst die auf seinen waghalsigen Abenteuerfahrten erworbenen Eigenschaften und Kompetenzen befähigen ihn demnach zur verantwortungsvollen kolonialen Herrschaft. Das vorherige Erleben von Abenteuern wird zur Grundbedingung eines geordneten bürgerlichen Lebens in der Kolonie. In dieser Logik bedarf es also zunächst einer Transgression der heimatlichen Grenzen, sowohl räumlich als auch moralisch, in das von Extremen gekennzeichnete Abenteuerleben, um dann schlussendlich in die – hier neu zu schaffende – koloniale Ordnung zurückzufinden und dort die Mitte besetzen zu können. Dass dieses geordnete Leben im Kolonialdienst ohne jegliches Abenteuer auskommt, haben die obigen Ausführungen gezeigt. Noch einmal vollzieht sich also die Volte vom Extrem des Abenteurers über die koloniale Arbeitskur in die machtvolle Mitte, in der Realpolitik fernab von sadistischer Gewalt und masochistischem Diensteifer betrieben wird. Sobald er eine Position der mittleren Herrschaft innehat, wird das Abenteuer abgelehnt und aus dem eigenen Selbstverständnis verdrängt.

Diese Ablehnung des Abenteurers wiederum weist im Fall Küas' eine politische Stoßrichtung auf. Einerseits zielt die kritische Distanz zum Abenteuer darauf ab, die Sicht der deutschen Öffentlichkeit auf die Kolonien und ihre Verwalter zu kritisieren. Küas stellt fest, dass seine Arbeit in Deutschland kaum als aufopferungsvoller Dienst gewürdigt, sondern eher als Freizeitvergnügen gesehen wird:

Und wenn einmal ein Kolonialpionier zu jener Zeit im deutschen Binnenlande zur Erholung weilte, dann konnte er sicher sein, als eine Art Abenteurer angesehen zu werden, und wie es mir geschah, sich meistens vor die Frage gestellt zu sehen, wieviel Löwen, Elefanten und anderes Großwild er erlegt hätte. Kaum je begegnete man einem Interesse an unserer kolonialen Arbeit und an wirtschaftlichen und zivilisatorischen Fortschritten draußen. (TE, 187)

Hier kommt wieder die Kritik an der scheinbar fehlgeleiteten öffentlichen Meinung, die die Verhältnisse in den Kolonien gründlich missversteht, zum Ausdruck. Dass Küas so darauf pocht, die koloniale Arbeit auf keinen Fall mit

einem lustigen Abenteuer zu verwechseln, hat andererseits noch einen weiteren politischen Grund, der im internationalen Konkurrenzkampf der Kolonialmächte begründet liegt.

Das erste Kapitel der *Togo-Erinnerungen* ist einem Buch gewidmet, von dem Küas schreibt, er habe es „mit wachsendem Staunen“ (TE, 7) gelesen. Es handelt sich dabei um Albert Calverts *The German African Empire* (1916), in dem die einzelnen deutschen Kolonien in Afrika vorgestellt und hinsichtlich ihrer Entwicklung und Verwaltung beurteilt werden. Calvert zieht dabei insbesondere zur Kolonisierung Togos ein durchweg positives Fazit, das Küas ausführlich referiert. Während ihn diese „positive Anerkennungen“ mit „tiefe[r] Freude“ erfüllen, zumal sie „aus feindlicher Feder stammen“ (TE, 10–11), empört sich Küas umso mehr darüber, dass der britische Autor vor dem Hintergrund des Ersten Weltkriegs dennoch zum Schluss kommt, dass die Deutschen kein Talent für die Kolonisation hätten und dass die deutschen Kolonien daher unter britische Herrschaft gebracht werden müssten.¹⁰⁹ Dieses vernichtende Urteil antizipiert für Küas den „Entscheid von Versailles“, der sich ihm mit den Worten „Deutschland ist unfähig, Kolonien zu verwalten‘ [...] in Flammenschrift [...] in die Seele gebrannt“ (TE, 7) hätte. Dass dieses negative Urteil Calverts ebenso ungerecht und ungerechtfertigt sei wie der im Versailler Vertrag besiegelte Verlust des deutschen Kolonialbesitzes, zeigt sich für Küas gerade in der Diskrepanz zwischen dem Bewusstsein der Briten, dass Deutschland gute Kolonialarbeit leiste, wie Calvert es selbst in seinem Buch darlege, und der dennoch aus machtpolitischer Berechnung getroffenen Entscheidung, die deutsche Kolonialarbeit zu diskreditieren und sich für eine Beendigung des deutschen Kolonialbesitzes einzusetzen.

Natürlich ist eine solche Sicht auf das Ende des deutschen Kolonialismus und den Versailler Vertrag kein Einzelfall, sondern stellt eine weit verbreitete Ansicht in der Weimarer Republik und im Dritten Reich dar, die sich in kolonialrevisionistischen Bestrebungen und insbesondere in der Rede von der ‚Schmach von Versailles‘ bündelt. Dass Küas diese Sicht seinen 1939 erschienenen Erinnerungen an seine Zeit in Togo voranstellt, muss nicht bedeuten, dass er tatsächlich dieser Meinung war, deutet aber darauf hin, dass er sich der Notwendigkeit, eine Position zu beziehen, die der nationalsozialistischen Doktrin entsprach, um das Buch überhaupt publizieren zu können, bewusst war. Weil diese Meinung zum Versailler Vertrag so verbreitet war, kann auch ein ökonomisches Kalkül angenommen werden. Auf jeden Fall zeigt diese kolonialrevisionistische Positionierung am Anfang des Werkes

109 Vgl. Calvert, Albert F.: *The German African Empire*. London: T. Werner Laurie Ltd. 1916, S. xxiv.

jedoch, dass die darauffolgende autobiografische Erläuterung seiner Tätigkeit in Togo diese Fehleinschätzung nachträglich korrigieren soll. Es geht ihm also nicht nur um eine positive Selbstdarstellung, sondern um die demonstrativ zur Schau gestellte Fähigkeit der Deutschen, gut zu kolonisieren. Calverts Behauptung, die deutsche Kolonialherrschaft zeichne sich in erster Linie durch „brutal treatment of the natives“¹¹⁰ aus, wird durch Küas' väterliche Beziehung zu den Kolonisierten und seine „Aufbauarbeit“ anstelle von Ausbeutung zu entkräften versucht. Die Schilderung eines riskanten Abenteurers würde dem sorgfältig stilisierten Bild der verantwortungsvollen zivilisatorischen Entwicklungsarbeit schaden, sodass die Ablehnung des Abenteurers hier vor allem der Unterstützung eines politisch instrumentalisierten Idealbildes deutscher Kolonialherrschaft dient.

Die *Togo-Erinnerungen* positionieren sich also in ähnlicher Weise zum Abenteuer wie bereits der Roman. Während es legitim ist, sein Seefahrerleben vor dem Kolonialdienst als Ausdruck großer Abenteuerfreude und eines unabhängigen, freiheitsliebenden Geistes darzustellen, ist der Kolonialdienst selbst frei von Abenteuerlichkeit und basiert stattdessen allein auf der Bereitschaft, die eigenen Fähigkeiten in den Dienst einer größeren Sache als dem individuellen Streben nach Abenteuer, nämlich die Mehrung des nationalen Ruhms durch zivilisatorischen Fortschritt in den Kolonien, zu stellen. Dies wiederum ist sowohl in der Logik des Romans als auch der Autobiografie nur über die Selbstaufopferung und die Unterdrückung etwaiger Abenteuersehnsüchte zu bewerkstelligen. Die erlebten Abenteuer haben demnach nur eine Berechtigung, wenn sie rechtzeitig in eine dienende, der bürgerlichen Gesellschaftsordnung angemessene und durch Regeln eingehegte Aufgabe münden. Aus der Rückschau des Jahres 1939 erklärt sich diese demonstrative Abwesenheit und Ablehnung des kolonialen Abenteurers nicht mehr nur aus einem persönlichen Geltungsbedürfnis des ehemaligen Kolonialbeamten Küas, sondern zeugt dem ideologischen Zeitgeist entsprechend von einer immer stärkeren politischen Indienstnahme kolonialer Narrationen.

110 Ebd., S. xxii.

Hilfloses Heldentum in der kolonialen Kriegsliteratur

Es gibt einen Themenkomplex, der in kolonialen Romanen und Erzählungen überdurchschnittlich repräsentiert ist, und das sind Kriegshandlungen. Dies ist im Allgemeinen für koloniale Literatur in den omnipräsenten Schilderungen kleinerer Auseinandersetzungen und Kämpfe mit der indigenen Bevölkerung bei der Eroberung neuer Gebiete der Fall, die in der agonalen Beziehung der Kolonialmacht zu den Kolonisierten begründet liegt. Im Besonderen aber zeigt sich dies in der gehäuften Thematisierung größerer Kriege, vor allem des Boxerkriegs in China (1899–1901), des Maji-Maji-Kriegs in Deutsch-Ostafrika (1905–1907), des Kriegs gegen die Herero und Nama in Deutsch-Südwestafrika (1904–1907) und des Ersten Weltkriegs in den Kolonien. Der Krieg gegen die Herero¹ nimmt in dieser Auflistung wiederum eine besondere Rolle ein,² sowohl hinsichtlich der hervorgerufenen medialen und politischen Aufmerksamkeit als auch der literarischen Verarbeitung des Kriegsgeschehens, die von einem Werk dominiert wird: Gustav Frenssens *Peter Moors Fahrt nach Südwest* (1906).³ Während die im Titel bereits angesprochene ‚Fahrt nach Südwest‘ mindestens Transgression in ein unbekanntes Terrain suggeriert und damit Abenteuer verheißt, wird hier der Frage nachgegangen, welche Rolle dem Abenteuer in der Thematisierung des Kolonialkriegs im Roman tatsächlich zukommt und in welchem Zusammenhang die spezifische Auseinandersetzung mit dem Abenteuer mit der gleichsam beabsichtigten Herosierung der Soldaten steht.

Es handelt sich bei Frenssens Roman – abgesehen von Hans Grimms zwanzig Jahre später publiziertem *Volk ohne Raum* (1926) – um den auflagenstärksten

-
- 1 ‚Die Herero‘ heißen in der Bantu-Sprache Otjiherero eigentlich Ovaherero – der Begriff ‚Herero‘ ist also eine falsche bzw. ungenaue ethnische Bezeichnung, die aber sowohl in den historischen und literarischen Quellentexten als auch in der literaturwissenschaftlichen und historiografischen Forschungsliteratur deutscher Sprache nach wie vor dominiert. Aus diesem Grund wird sie auch in den folgenden Ausführungen verwendet.
 - 2 Zur medialen Rezeption des Kriegs gegen die Herero vgl. ausführlich Brehl, M.: Diskursereignis ‚Herero-Aufstand‘.
 - 3 Frenssen, Gustav: *Peter Moors Fahrt nach Südwest*. Ein Feldzugsbericht. Berlin: G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung 1906. Zitate werden im Folgenden im Fließtext mit der Sigle ‚PM‘ nachgewiesen.

und meistrezipierten Kolonialroman überhaupt,⁴ der nicht nur direkte Nachahmer fand, sondern auch in der postkolonialen Literatur intertextuell aufgegriffen wurde.⁵ Die zeitgenössischen Reaktionen auf diesen Roman waren größtenteils sehr positiv. Alexander Lion beispielsweise, einer der Mitbegründer der deutschen Pfadfinderbewegung und selbst ehemaliger Kriegsbeteiligter, war in seiner Rezension zu *Peter Moor* voll des Lobes, weil er darin eine besonders authentische Kriegsschilderung und eine „kühn aus dem wirklichen Leben schaurige Wahrheit“ vermittelt sah: „Ohne Beschönigung und Idealisierung wird hier gezeigt, wie es wirklich zugeht.“⁶ Ähnlich lautet das Urteil in einer anderen Besprechung, die den Feldzugsbericht als „schlicht, ehrlich, ohne jede Pose, aber in lebendiger Anschaulichkeit“⁷ beschreibt. Die hier hervorgehobene, als überzeugend wahrgenommene Authentizität des Geschilderten mag ein Erfolgsrezept des Romans gewesen sein, das dazu beitrug, dass *Peter Moor* einer der wenigen kolonialen Erzähltexte ist, der über die Zeit des deutschen Kolonialbesitzes hinaus zahlreiche Neuauflagen erfuhr und bis heute eine gewisse Bekanntheit aufweist. Gerade deswegen ist der darin verhandelte Umgang mit dem kolonialen Abenteuer im Krieg, der außergewöhnlich und musterbildend zugleich war, als spezifische Facette kolonial-literarischen Erzählens von besonderem Interesse.

Der im Roman thematisierte ‚Aufstand‘⁸ der Herero in der Kolonie Deutsch-Südwestafrika begann am 12. Januar 1904, als die Herero deutsche Siedlerinnen und Siedler überfielen und töteten, Eisenbahnstrecken und Telegrafverbindungen zerstörten und verschiedene deutsche Siedlungen belagerten. Vorausgegangen war diesem Überraschungsangriff eine immer dramatischere Landenteignung der Herero durch die deutschen Kolonisatoren;

4 Zu den Auflagenzahlen vgl. Warmbold, J.: „Ein Stückchen neudeutsche Erd“, S. 95, sowie Hermes, Stefan: „Fahrten nach Südwest“. Die Kolonialkriege gegen die Herero und Nama in der deutschen Literatur (1904–2004). Würzburg: Königshausen & Neumann 2009, S. 46.

5 Das berühmteste Beispiel hierfür aus der deutschsprachigen postkolonialen Literatur ist Timm, Uwe: Morenga. München: Verlag Autoren Edition 1978.

6 Africanus (d. i. Alexander Lion): Peter Moors Feldzugsbericht. In: Deutsche Kultur 2.21 (1906), S. 647–651, S. 647–648.

7 N. N.: Maßgebliches und Unmaßgebliches. In: Die Grenzboten 65.4 (1906), S. 324–328, S. 325.

8 Sowohl der Begriff ‚Aufstand‘ als auch die Bezeichnung ‚Schutztruppe‘ für die kolonialen Soldaten sind ideologisch gefärbte Termini des zeitgenössischen Kolonialdiskurses. Während ‚Aufstand‘ eine illegitime Erhebung der Kolonisierten impliziert, ist ‚Schutztruppe‘ ein deutlicher Euphemismus, denn geschützt wurden von den Soldaten primär die Interessen der Kolonialmacht und der deutschen Siedlerinnen und Siedler, keineswegs aber die kolonisierten Menschen. Im Folgenden wird daher von Krieg statt von Aufstand die Rede sein. Der Terminus ‚Schutztruppe‘ hingegen wird trotz seiner gewaltverschleiern Intention als historisch korrekte Bezeichnung für die kolonialen Streitkräfte verwendet.

hinzu kam eine Rinderpest, welche die Verarmung und Hungersnot der Herero weiter verschlimmert hatte. Der Schutztruppe unter dem Befehl des Gouverneurs Theodor von Leutwein gelang es zwar schnell, die belagerten Städte wieder zu befreien, jedoch entzündete sich in der Folge ein anhaltender Konflikt, der durch kleinere Gefechte an verschiedenen Orten gekennzeichnet war und in dem die deutschen Soldaten gegen eine Überzahl an indigenen Kriegern kämpften. Bereits im Frühjahr 1904 wurde Leutwein als Oberbefehlshaber von General Lothar von Trotha abgelöst, weil Leutwein aus Sicht der Entscheidungsträger in Berlin, allen voran des Kaisers selbst, die Gefechte nicht schnell und effektiv genug beenden konnte und als zu zögerlich und nachgiebig galt. Trotha hingegen hatte sich bereits in anderen kolonialen Kriegssituationen in China und Deutsch-Ostafrika den Ruf unerbittlicher Härte erarbeitet und wollte so auch im Kampf gegen die Herero vorgehen.⁹ Sein Plan, in einer Schlacht am Waterberg den Krieg zu gewinnen, scheiterte insofern, als die Herero aus der Umzingelung durch deutsche Truppen fliehen konnten; ihre Flucht führte sie jedoch in die Omaheke-Wüste, in die sie Trotha weiter verfolgen ließ und wo sie schließlich zum großen Teil verdursteten. Aus diesem Grund wird die Kriegsführung Lothar von Trothas in der historiografischen Forschung heute als genozidal¹⁰ eingestuft.¹¹

9 Vgl. Kamissek, Christoph: „Ich kenne genug Stämme in Afrika“. Lothar von Trotha – eine imperiale Biographie im Offizierkorps des deutschen Kaiserreichs. In: *Geschichte und Gesellschaft* 40 (2014), S. 67–93, S. 68.

10 Die Interpretation des Kriegs gegen die Herero als erster deutscher Genozid geht bereits auf die 1960er Jahre zurück, vgl. Drechsler, Horst: *Südwestafrika unter deutscher Kolonialherrschaft. Der Kampf der Herero und Nama gegen den deutschen Imperialismus 1884–1915*. Berlin: Akademie 1966, sowie Bley, Helmut: *Kolonialherrschaft und Sozialstruktur in Deutsch-Südwestafrika 1894–1914*. Hamburg: Leibniz 1968. Umstritten ist jedoch bis heute, worin genau die genozidale Strategie lag und wie es dazu kam. Während einige der Einschätzung Jürgen Zimmerers folgen, der zufolge Lothar von Trotha von Anfang an die vollständige Vernichtung der Herero geplant hatte, differenzieren neuere militärhistorische Studien, betonen die Prozesshaftigkeit und Komplexität der Gewalt und argumentieren, dass der Genozid insbesondere aus dem Scheitern der zuvor von Trotha verfolgten Strategie der Entscheidungsschlacht resultierte. Dies ist vor allem für die Beurteilung der längerfristigen Wirkmacht kolonialgenozidaler Strategien im Rahmen einer im deutschen Kolonialismus begründeten „Archäologie des genozidalen Gedankens“ (J. Zimmerer) und deren Auswirkungen auf die Kriegsführung im Zweiten Weltkrieg und auf den Holocaust relevant. Vgl. dazu bspw. Zimmerer, Jürgen: *Krieg, KZ und Völkermord in Südwestafrika. Der erste deutsche Genozid*. In: *Völkermord in Deutsch-Südwestafrika. Der Kolonialkrieg (1904–1908) in Namibia und seine Folgen*. Hrsg. von Jürgen Zimmerer u. Joachim Zeller. 2. Aufl. Berlin: Links 2004, S. 45–63, sowie Zimmerer, Jürgen: *Holocaust und Imperialismus. Beitrag zu einer Archäologie des genozidalen Gedankens*. In: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 51.12 (2003), S. 1098–1119, aber auch Hull, Isabel V.: *Absolute Destruction. Military Culture and the Practices of War in*

Der Krieg, der zunächst gegen die Herero und dann bis 1907 gegen die ebenfalls in der Kolonie lebenden Nama geführt wurde, fand in der deutschen Presse großen Widerhall und wurde auch politisch kritisch diskutiert. Auch Gustav Frenssen, der selbst nie in Deutsch-Südwestafrika war, las diese Zeitungsberichte, informierte sich über den Kriegsverlauf aber vermutlich auch über den offiziellen Bericht des Großen Generalstabs.¹² Einer der Gründe, warum die eingangs zitierten Rezensionen die Authentizität des geschilderten Kriegsgeschehens lobend hervorhoben, kann in der Tatsache vermutet werden, dass Frenssen am Krieg beteiligte Augenzeugen befragte, die ihm Briefe und andere private Aufzeichnungen zur Verfügung stellten.¹³

Aus diesem Material entwickelte der Autor die als „Feldzugsbericht“ apostrophierte Erzählung über den Krieg gegen die Herero aus der Sicht des einfachen Soldaten und autodiegetischen Erzählers Peter Moor. Entsprechend folgt der fiktionale Bericht dessen Erfahrungen, Entwicklung und Raumbewegung: Als

Imperial Germany. Ithaca, NY, London: Cornell Univ. Press 2005, Häußler, Matthias: Der Genozid an den Herero. Krieg, Emotion und extreme Gewalt in Deutsch-Südwestafrika. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft 2018, sowie Lundtofte, Henrik: „I believe that the nation as such must be annihilated ...“. The Radicalization of the German Suppression of the Herero Rising in 1904. In: Genocide. Cases, Comparisons and Contemporary Debates. Hrsg. von Steven L. B. Jensen. Kopenhagen: Danish Center for Holocaust and Genocide Studies 2003, S. 15–53.

- 11 Es gibt keine genauen Zahlen, wie viele Herero tatsächlich in diesem Genozid den Tod fanden. Die Schätzungen bewegen sich zwischen 35.000 und 100.000 Menschen vor dem Krieg und etwa 14.000 bis 16.000 danach. Dem entgegen stehen ca. 1.500 Tote unter den insgesamt 14.000 deutschen Soldaten. Vgl. Kuß, Susanne: Kriegsführung ohne hemmende Kulturschranke. Die deutschen Kolonialkriege in Südwestafrika (1904–1907) und Ostafrika (1905–1907). In: Kolonialkriege. Militärische Gewalt im Zeichen des Imperialismus. Hrsg. von Thoralf Klein u. Frank Schumacher. Hamburg: Hamburger Edition 2006, S. 208–247, S. 212.
- 12 Großer Generalstab: Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika. Erster Band. Der Feldzug gegen die Hereros. Berlin: Ernst Siegfried Mittler und Sohn 1906. Dass Frenssen den Bericht des Großen Generalstabs gelesen hatte, legt eine Bemerkung im Briefwechsel mit seinem Informanten Robert Schian nahe, siehe Schian, Robert: Brief an Gustav Frenssen, 15.06.1906. 4 Seiten, unpaginiert. Nachlass Gustav Frenssen in der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek Kiel, Cb21.56.110 (4) 1906, o. S.
- 13 In seinen Memoiren benennt er als seine Quellen den Generaloberarzt Dr. Robert Schian, aber auch einen Leutnant Klinger und einen Studenten namens Heinz bzw. Heinrich Michaelson, der als sogenannter ‚Einjähriger‘ freiwillig am Krieg beteiligt gewesen war, vgl. Frenssen, Gustav: Lebensbericht. Berlin: G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung 1940, S. 143–145. Im Nachlass Gustav Frenssens, der in der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek Kiel verwahrt wird, finden sich zahlreiche, bislang nicht berücksichtigte Briefe seiner Informanten Klinger, Schian und Michaelson, die belegen, dass sie ihm umfangreiches Material wie Tagebücher, Briefe und Fotografien zur Verfügung stellten und dass es einige Treffen mit dem Autor gab, in denen dieser sie über ihre Erlebnisse befragte.

Geselle in der elterlichen Schlosserei im holsteinischen Itzehoe beschließt Moor, sich dem Seebataillon in Kiel anzuschließen, um sich dann, als er vom Ausbruch des Kriegs gegen die Herero hört, spontan als Freiwilliger zur Unterstützung der Schutztruppe zu melden. Er berichtet von der mehrwöchigen Überfahrt der Soldaten in die Kolonie und von ihrem Transport zu ihrem Einsatzgebiet. Die restliche Handlung vollzieht diesen Feldzug bis zum Kriegsende und Moors anschließende Rückkehr in die Heimat nach.

Entsprechend der Ausgangsfrage nach dem Verhältnis der Darstellungsweise von Krieg mit Semantiken des Abenteuerlichen wird in diesem Kapitel herausgearbeitet, dass das koloniale Abenteuer im Angesicht des Kriegs sowohl als Erlebnismodell als auch als Modus des Erzählens zwar aufgerufen, sogleich aber verworfen und durch eine andere Form des gesteigerten Erlebens ersetzt wird, nämlich die inszenierte soldatische Hilflosigkeit. Während der Fokus der Forschung bislang vor allem auf der Darstellung des Kriegs als ‚Kampf ums Dasein‘ lag, wurde die vom Autor prominent in den Fokus gerückte Verzweiflung der Soldaten kaum berücksichtigt. Die folgenden Ausführungen beruhen auf der These, dass erst die Ablehnung des Abenteuers eine Darstellung soldatischer Hilflosigkeit ermöglicht und legitimiert und dass diese Hilflosigkeit, vor allem aber ihre diegetische Überwindung, die Grundlage einer Heroisierung der Schutztruppensoldaten ist. Indem Frenssen, der sich eigentlich als Heimatschriftsteller und nicht als Kolonialautor einen Namen gemacht hatte, die Fremde narrativ zu ‚verheimaten‘¹⁴ versucht und zugleich die Heimat zum evaluierenden Resonanzraum des kolonialen Kriegs macht, wird das Abenteuer als das der Heimat zwangsläufig Entgegenlaufende vor allem zu einem moralischen Problem stilisiert. Der Roman verhandelt über die Thematisierung des Kriegs als existentieller Bedrohung für die deutschen Soldaten die Frage, wie sich das Verhältnis zwischen den Wünschen, Sehnsüchten und Handlungsspielräumen des männlichen Individuums und den kollektiven Aufgaben der nationalen Ehrrettung nach der Abkehr vom Abenteuer als legitimem Handlungsmodell gestaltet.

Im ersten Unterkapitel (5.1.) wird nachvollzogen, wie Frenssen den Aufbruch der Soldaten in die Fremde in das in der exotistischen Reise- und Abenteuerliteratur des 19. Jahrhunderts weit verbreitete und um 1900 fest etablierte Narrativ der Abenteuersehnsucht junger Männer einbettet. Zentral dafür erweist sich das von Frenssen bewusst gewählte Modell des doppelten Auszugs ins Abenteuer, das den Roman strukturiert. Zudem wird untersucht, wie ein Spannungsverhältnis zwischen der aufgeworfenen Abenteuererwartung und der versuchten Vereinnahmung der Fremde als neue Heimat, zu der der Krieg

14 Der Begriff ist entlehnt aus Parr, R.: Die Fremde als Heimat, S. 133.

dienen soll, aufgebaut wird. Dazu wird die Verankerung des Autors sowie seines Romans in der Heimatkunstbewegung um 1900 und deren weltanschaulichen Prämissen erläutert.

Wie die gewählte Erzählstruktur des Kursus die Kriegshandlung beeinflusst, wird im zweiten Unterkapitel (5.2.) erörtert. Zunächst wird dargelegt, dass die Verzweiflung der deutschen Soldaten aufgrund ihrer ständig aufs Neue enttäuschten Sehnsucht nach Abenteuer und Bewährung in einer Desillusion und einer vollkommenen Ablehnung abenteuerlichen Verhaltens kulminiert, an dessen Stelle Überforderung tritt. Als Antwort auf die Hilflosigkeit, die die soldatische Handlungsmacht und die Souveränität des männlichen Individuums bedroht, entwickelt die Erzählung eine Entfesselung der Gewalt im Genozid, die gleichermaßen einer männlichen und völkisch-nationalen Resouveränisierung dienen soll.

Die ideologische Ausrichtung des Romans, die darauf abzielt, die Leserinnen und Leser von der Heldenhaftigkeit des Kolonialkriegs und der deutschen Kolonialbestrebungen an sich zu überzeugen, wird im letzten Unterkapitel (5.3.) herausgestellt. Dafür arbeitet Frenssen vor allem an einer Darstellung der Schutztruppe als heroischem Kollektiv, das die eigene Opferrolle in eine Position der Aufopferung für das nationale Ziel des Siegs über die Kolonisierten umzuwandeln vermag. Zu konstatieren ist indes auch eine Diskrepanz zwischen der Heroisierung der Schutztruppe und der so bildgewaltig dargestellten Verzweiflung der Soldaten – eine Diskrepanz, die, so wird zum Schluss gezeigt, vom Autor wiederum politisch instrumentalisiert wird.

5.1 Die abenteuerliche Aneignung der Fremde

5.1.1 *Dem Abenteuer entgegen: Die Fahrt nach Südwest*

Peter Moors Fahrt nach Südwest beginnt nicht in der Fremde der südwestafrikanischen Kolonie, sondern im holsteinischen Provinzstädtchen Itzehoe. Die im Titel anklingende Raumdimension der ‚Fahrt‘ markiert bereits das entscheidende Entwicklungsmoment der sujethaften Grenzüberschreitung von der norddeutschen Marschlandschaft in die südwestafrikanische Wüste. Das zentrale Thema der Raumbewegung wird schon in den ersten Sätzen des Romans ohne Umschweife zum Ausdruck gebracht:

Als ich ein kleiner Junge war, wollte ich Kutscher oder Briefträger werden; das gefiel meiner Mutter sehr. Als ich ein großer Junge war, wollte ich nach Amerika; da schalt sie mich. So um die Zeit, als die Schuljahre zu Ende gingen, sagte ich eines Tages, ich möchte am liebsten Seemann werden; da fing sie an zu weinen. (PM, 1)

Das Ich dieser autodiegetischen Erzählerstimme ist der titelgebende Peter Moor, der mit diesen ersten Worten den Eindruck der pragmatischen Einseitigkeit eines einfachen Handwerkersohns erweckt, der sich aber gleichsam aus dieser altbekannten Lebenswelt hinaussehnt. In der prononcierten Kontrastierung der für die Mutter wünschenswerten Berufswahl, die Bodenständigkeit und heimische Verbundenheit mit nur einem begrenzten räumlichen Radius suggeriert, mit dem Fortgang nach Amerika, nur noch übertroffen von einem unsteten Seemannsleben, wird einerseits von Anfang an eines der bestimmenden Themen des Romans, nämlich das Verhältnis von Heimat und der weiten Welt, festgelegt. Andererseits wird damit ein Topos aufgeworfen, der in der deutschsprachigen Erzählliteratur des 19. Jahrhunderts nicht wegzudenken ist und um 1900 dabei ist, zum Klischee zu erstarren, nämlich die in der Auswanderung nach Amerika und dem Seefahrerleben aufscheinende Sehnsucht des jungen Manns nach Abenteuer. Die so aufgegriffene Imagination der Reise in fremde Welten besaß zeitgenössisch nichtsdestotrotz noch immer große Faszinationskraft und erschien durch die Verwirklichung der imperialen Großmachtambitionen des Deutschen Reichs ab 1884 auch immer leichter real umsetzbar.

Die Gleichzeitigkeit von Heimatverbundenheit und Sehnsucht nach Ausbruch aus dem heimatlichen Alltag endet, sobald sich Moor für „Übersee“ und „Uniform“ (PM, 2) entscheidet. Zunächst schließt er sich dem Seebataillon in Kiel an, von dem ein Freund zu berichten weiß: „Es ist eine feine Truppe. Und dann ist es möglich, daß man einmal auf Reichskosten übersee kommt.“ (PM, 2) Diese Hoffnung bringt die Spannung zwischen dem Bedürfnis, die Heimat zu verlassen und etwas erleben zu können, und dem gleichzeitigen Bedürfnis, diese abenteuerliche Transgression ins Unbekannte dadurch abzusichern, dass sie ‚auf Reichskosten‘ geschieht, zum Ausdruck. Das große Wagnis, allein und ohne Sicherheitsnetz zu einem Abenteuer aufzubrechen, ist für den bodenständigen Handwerker noch unvorstellbar, sodass das Seebataillon ihm wie ein guter Kompromiss erscheint, um wohlkalkuliert und finanziell abgesichert der Heimat zumindest temporär den Rücken kehren zu können. Damit wird einerseits der aus der zeitgenössischen Erzählliteratur und vor allem der Kolonialliteratur bekannte Topos des Ausbruchs aus der heimatlichen Enge in die exotische, oft koloniale Fremde, der zumeist jugendlichen Protagonisten zugeschrieben wurde, aufgegriffen. Andererseits wird dieses phantastisch-verklärende Motiv zugleich an der ängstlichen Unerfahrenheit des Protagonisten korrigiert zu einem kontrollierbaren und konventionalisierten soldatischen Erleben der Welt, in dem die Kontingenzen minimiert sind. Es ist offensichtlich, dass mit diesem Auftakt die Interpretation des Geschehens als Entwicklung des jungen Helden nahegelegt wird, die in der

Forschung auch immer wieder konstatiert wurde.¹⁵ Diese Lesart erscheint auch deshalb nachvollziehbar, weil die Darstellung der Überfahrt in die Kolonie den Eintritt des Protagonisten in seine persönliche Heldenreise in mehrfacher Hinsicht repräsentiert.

Der Anlass für die Heldenreise ergibt sich mit dem Krieg gegen die Herero in Südwestafrika, über dessen Ausbruch ihn wiederum ein Freund informiert: „In Südwestafrika haben die Schwarzen feige und hinterrücks alle Farmer ermordet, samt Frauen und Kindern.“ Moor beschließt, sich als Kriegsfreiwilliger zu melden, um „an einem Heidenvolk vergossenes deutsches Blut zu rächen.“ (PM, 6) Durch die Beteiligung an dieser scheinbar edlen Blutrache fühlt er sich nun beflügelt, sein persönliches Abenteuer, in dem seine eigene Wanderlust mit rassistisch-nationalistischen Motiven zusammenwirken, im Rahmen des Kriegs gegen die Herero anzutreten. Neben der Absicht, im „Heerdienst [...] rascher weiter [zu] kommen“ oder „ein Stück Geld [zu] verdienen“ sind weitere Beweggründe seiner Kameraden für eine Kriegsbeteiligung „jugendliche Freude und Begeisterung, germanische Lust an der Fremde und am Krieg“, aber auch der bereits Moor antreibende Drang, „auf Reichskosten ein Stück der weiten Welt zu sehen“ und „etwas Besonderes“ zu erleben, um „ein Leben lang damit prahlen zu können“ (PM, 129). Kurz gesagt sind es also Geld, Ansehen, Karriere, Bewährung und die Lust an der Transgression in der Fremde und damit klassischerweise als Elemente des Abenteuers verstandene Triebkräfte, die die Soldaten nach Südwestafrika bringen.¹⁶

Für eine Charakterisierung des Feldzugsberichts als abenteuerlicher Erzählung spricht nicht nur der Rückgriff der Erzählerstimme auf solche eindeutigen Abenteuer motive, sondern auch die Tatsache, dass Gustav Frenssen die literarische Form der Abenteuer narration strukturell beabsichtigte. In seiner 1940 veröffentlichten, als „Lebensbericht“ betitelten Autobiografie betonte er, dass er die Handlung in *Peter Moor* „in zwei aufeinanderfolgenden schönen, vollkommen gleichen Wellen“ strukturiert habe, die er wie folgt spezifizierte: „Auszug, im Busch, Not (Katastrophe), Ruhe; wobei, wie es nicht wünschenswerter sein konnte, die zweite Welle die erste an Gewalt und Fülle der Bilder

15 Vgl. zu dieser Lesart beispielsweise Hermes, S.: „Fahrten nach Südwest“, S. 46–47 und Brehl, Medardus: Vernichtung der Herero. Diskurse der Gewalt in der deutschen Kolonialliteratur. München: Fink 2007, S. 185.

16 Frenssen folgt mit dieser Schilderung dem Vorschlag eines seiner Informanten, dem Generaloberarzt Dr. Robert Schian, der in seiner Skizze zum Handlungsablauf des Romans eben diese und andere, ähnliche Beweggründe angab, vgl. Schian, Robert: Von Schian vorgeschlagener Gang der Erlebnisse. 8 Seiten, unpaginiert, undatiert, vermutlich April 1906. Nachlass Gustav Frenssen, Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek Kiel, Cb21.56.1110 (7), o. S.

überragte.¹⁷ Frenssen zieht hier ein bewährtes Erzählschema heran, das nicht nur, aber maßgeblich in der Abenteuerliteratur, und hier vor allem in den *aventure*-Erzählungen der höfischen Romane des Mittelalters entwickelt wurde (vgl. Kap. 2.1.1. und 3.1.1.). Dass für Frenssen dieses Abenteuermodell leitend war, verdeutlicht insbesondere die von ihm hervorgehobene und für die höfische Literatur so charakteristische Doppelung der Handlung in zwei gleich aufgebaute, aufeinander folgende Erzählstränge, von denen der zweite den ersten in der Intensität des Geschilderten und im Ausgang der Handlung übertrifft. Diese an das *aventure*-Schema angelehnte Doppelung der Handlung im kolonialen Abenteuererzählen lässt sich als „Fahrten und Fronten“¹⁸ konkretisieren, mit denen sich das Abenteuererzählung in Kolonialismus und Krieg ausgestaltet. Dabei bringt die Fahrt die raumgreifende und -erobernde Transgressivität des kolonialen Abenteurers zum Ausdruck und die Front die Agonalität der kriegerischen Bewährung. In *Peter Moor* besteht die erste Welle aus dem Auszug der Soldaten ins Gefecht, dem Kampf, der Verwundung Moors und dem Rückzug in ein Krankenlager, wonach dann der zweite Teil wiederum mit dem Auszug in den Kampf beginnt, die Schlacht am Waterberg thematisiert und über die Verfolgung der Herero in die Wüste den Genozid beschreibt, bevor Moor schließlich kriegsuntauglich in die Heimat zurückkehrt.

Diesem Modell entsprechend beginnt der initiale Auszug mit der Überfahrt nach Südwestafrika, die vor allem von Vorfriede auf das anstehende Abenteuer geprägt ist. Bevor er aus Kiel abreist, fragt ihn sein Vater beim Abschied,

ob da wilde Tiere wären, ob die Feinde schon Alle [sic] Gewehre hätten, oder ob sie noch mit Pfeil und Bogen schössen, ob es dort sehr heiß und fiebrig wäre und dergleichen. Ich konnte nicht viel drauf antworten; denn ich wußte alles dies nicht. Ich nahm aber an, daß es so wäre, wie er sagte, und gab ihm in allem recht. (PM, 8)

Wilde Tiere, ebenso wilde, unterentwickelte Menschen mit primitiven Waffen, ein Fieber begünstigendes Klima – all dies sind Motive und Vorstellungen von der Fremde, die maßgeblich durch Reise- und Zeitungsberichte über die Kolonien und über die fiktionale Kolonialliteratur bekannt wurden und weit verbreitet waren. Gerade die mit Pfeil und Bogen kämpfenden Indigenen sind ein Bild, das in den zeitgenössisch sehr beliebten ‚Wild-West-Romanen‘,

17 Frenssen, G.: Lebensbericht, S. 144.

18 Honold, Alexander: Fahrten und Fronten. Umschriften des Abenteuerromans in Kolonialismus und Krieg. In: Abenteuer in der Moderne. Hrsg. von Oliver Grill u. Brigitte Obermayr. Paderborn: Fink 2020, S. 15–50, S. 15.

beispielsweise denen Coopers und Mays, entwickelt und popularisiert wurde.¹⁹ Der einfache Schlosser reproduziert so das populäre ‚Wissen‘ um die Fremde, von der sein Sohn ebenfalls nicht mehr kennt als diese kursierenden Stereotype. Peter Moor tritt seine Fahrt ahnungslos und naiv an, denn vieles, was er nun während der Überfahrt sieht, ist ihm völlig unbekannt. Voll Verwunderung betrachtet er vom Schiff aus „fliegende Fische“, „Meerleuchten“ oder einen „Walfisch“ (PM, 20), die ihm wie „Wunder“ (PM, 26) erscheinen. Es ist ein touristischer Blick, mit dem Moor bei der Überfahrt diese Fremde wahrnimmt. Besonders deutlich wird das, als sie einen Zwischenhalt auf Madeira einlegen, das ihnen schon vom Schiff aus wie aus einem „Bilderbuch“ erscheint:

Wie war alles neu! Und wie war alles bunt! [...] Es war überhaupt, als wenn wir alle, sobald wir das Land betreten hatten, von lieblichem Wein trunken waren: so schön hell und weich schien die Sonne und so prächtig glänzte alles in Farben und so fröhlich waren die Menschen. Ich dachte: ‚Mach Deine Augen auf, daß du jetzt etwas siehst; wer weiß, ob Du noch einmal im Leben wieder unterwegs kommst.‘ (PM, 22–24)

Schon der Aufenthalt auf der märchenhaft-fremden Insel – beschrieben im Stil eines Urlaubsreiseberichts – ist für den holsteinischen Jungen ein transgressives Erlebnis. Eine wichtige Motivation, diese exotische Fremde tief auf sich wirken zu lassen, ist auch die Befürchtung, dass er womöglich nie wieder eine solche Reise unternehmen können wird. Impliziert ist damit aber auch, dass das Abenteuer, auf das er sich eingelassen hat, für ihn nur ein temporärer Ausflug, ein Urlaub von seinem eigentlichen Leben ist, nach dessen Ende er wieder in die Heimat zurückkehren wird.

So exotisch und verheißungsvoll auch alles sein mag, ist die wichtigste Perspektive für Moor und die anderen Soldaten demnach die irgendwann erfolgende Rückkehr, noch bevor sie ihr Ziel überhaupt erreicht haben. Vor dieser immer bereits mitgedachten Heimkehr stellt sich das ersehnte Abenteuer vor allem als Möglichkeit zur Bewährung der eigenen Tapferkeit und Männlichkeit und der Initiation ins Erwachsensein dar. Davon zeugt neben den eifrig durchgeführten Schießübungen, um für die bevorstehenden Gefechte gewappnet zu sein, insbesondere die immer wieder thematisierte Angst, den Krieg womöglich zu verpassen und unverrichteter Dinge zurückkehren zu müssen:

19 Vgl. auch Brehl, Medardus: „Das Drama spielte sich auf der dunklen Bühne des Sandfeldes ab“. Die Vernichtung der Herero und Nama in der deutschen (Populär-)Literatur. In: Völkermord in Deutsch-Südwestafrika. Der Kolonialkrieg (1904–1908) in Namibia und seine Folgen. Hrsg. von Jürgen Zimmerer u. Joachim Zeller. 2. Aufl. Berlin: Links 2004, S. 86–96, S. 88.

Wir [...] ärgerten uns sehr, wenn wir daran dachten, daß der Aufstand vielleicht niedergeschlagen sein könnte, wenn wir einträfen, [...]. Wir wollten doch wenigstens das Land betreten haben und nachher zu Hause von den afrikanischen Urwäldern, Affenherden und Antilopenrudeln erzählen können und von Strohhütten unter hohen Palmenschatten. (PM, 19)

Im bevorstehenden Krieg geht es den Soldaten nicht nur darum, ihre soldatische Kampfkraft und Tapferkeit unter Beweis zu stellen. Fast noch wichtiger als dieses kriegerische Abenteuer, das sie sich mit den etablierten exotistischen Motiven aus der Kolonialliteratur in ihrer Fantasie ausmalen, scheint die nachträgliche Erzählung von diesen Abenteuern zu sein. Ihre Sehnsucht richtet sich neben dem Abenteuer an sich auch auf das Erzählen einer guten Abenteuer-geschichte für diejenigen, die die Fremde nicht aus eigener Anschauung kennen, wobei die Erzählung wiederum eben jene exotistischen Elemente enthalten soll, die ohnehin längst bekannt sind. Versteht man Literatur bereits als eine Instanz der Beobachtung zweiter Ordnung, die die Beobachtung der Beobachtung darstellt,²⁰ kann das hier in Aussicht gestellte Abenteuer als ein Abenteuer dritter Ordnung begriffen werden, da es von vornherein basierend auf bereits existierenden Abenteuer-geschichten imaginiert wird und schon über die retrospektive Erzählung nachgedacht wird, bevor das Abenteuer erlebt wurde.

Dass die bereits bekannten Abenteuerschilderungen eine fragwürdige Glaubwürdigkeit aufweisen, wird von einem Kameraden betont: „Du mußt doch auch ein Andenken mitbringen, Moor“, wird ihm geraten, denn „[v]ielleicht ist der Aufstand vorbei, wenn wir in Swakopmund ankommen und wir kommen gar nicht an Land. Wenn Du dann nachher zu Hause sagst, Du wärest auch mit gewesen und hast nichts aufzuweisen, glaubt es Dir keiner.“ (PM, 23) Seine eigenen Erzählungen über die Erlebnisse in der Kolonie reichen demnach nicht als Beweis für die Authentizität des Geschilderten, denn exotistische Abenteuerzählungen aus den Kolonien sind in der wilhelminischen Kultur bereits zur weit verbreiteten Massenware geworden, die jeder schreiben und erzählen kann, ohne sie tatsächlich erlebt haben zu müssen. Ihnen haftet etwas Unglaubwürdiges, beinahe schon Erlogenes an, sodass ein materielles Souvenir als untrüglicher Beweis für das Erlebte benötigt wird.

Immer wieder wird die Unerfahrenheit des Schlossersohns ostentativ zum Ausdruck gebracht. „Ich wunderte mich, wie groß die Welt war.“ (PM, 21): So wird die ungläubige Faszination eines jungen Mannes, der erstmalig der

20 Vgl. ausführlicher Klausnitzer, Ralf: Observationen und Relationen. Text – Wissen – Kontext in literaturtheoretischer und praxeologischer Perspektive. In: *Journal of Literary Theory* 8.1 (2014), S. 55–86, S. 80.

norddeutschen Heimat den Rücken kehrt, überdeutlich unterstrichen – so deutlich, dass darin ein unverhohlenes Zitat all jener Reisebeschreibungen und Abenteuerromane zu erkennen ist, die die Überfahrt in die afrikanische Kolonie ausführlich mit den immer gleichen exotistischen Topoi beschreiben. Für die Überfahrt nach Deutsch-Südwestafrika zählen dazu etwa der Zwischenstopp auf Madeira, der Zeitvertreib auf dem Schiff, die Seekrankheit und die Überschreitung des Äquators, die Frenssen ebenfalls alle in seine Erzählung inkludiert.²¹ Er reiht sich mit seinem Feldzugsbericht also gezielt in eine koloniale Erzähltradition ein und überspannt diese zugleich so weit, dass von diesem Punkt nur zwei Möglichkeiten für die weitere Handlung des Romans bleiben: Entweder die Erzählung wird in diesem bereits etablierten Muster fortgeschrieben, was für die Leserschaft erwartbar wäre, oder dieses Muster wird so unmissverständlich aufgegriffen, um es umso effektvoller brechen zu können. Der Autor entscheidet sich für die zweite Option, und dieser Bruch wirkt umso frappierender, weil er sorgsam eingebettet wird in das Spannungsverhältnis von heimatlicher Sicherheit und kriegerischer Unsicherheit in der Fremde, die zugleich durch den Krieg zu einem Teil der Heimat werden soll.

5.1.2 *Die Fremde als Heimat*

Mit der Überfahrt nach Afrika ist zwar einerseits die räumliche Abkehr von der Heimat vollzogen, die prinzipiell die Grundlage für das Abenteuer darstellt, andererseits findet keine wirkliche Loslösung von dieser Heimat statt, da die Bindung an die Heimat überhaupt erst die Reise legitimiert: Der Aufbruch in den Krieg ist von vornherein als rassistisch grundierter Schutz der ‚deutschen Rasse‘ motiviert; außerdem ist das Handeln der Soldaten grundsätzlich vor allem auf die moralische Bewertung der Daheimgebliebenen ausgerichtet. Darüber hinaus soll die Kolonie durch den Sieg über die Kolonisierten zu einem neuen Heimatraum umgestaltet werden. Mit dieser Motivation wird der Heimat eine elementare Bedeutung zugemessen, die zu dem anfangs aufgeworfenen Abenteuergeist der Soldaten in einem Spannungsverhältnis steht.

Als er vom Krieg erfährt, erkundigt sich der in kolonialpolitischen Fragen offenbar unbedarfte Moor, ob „diese Ermordete[n] deutsche Menschen“ seien und erfährt, dass darunter „Schlesier und Bayern“ und Menschen „aus allen andern deutschen Stämmen, und auch drei oder vier Holsteiner [...]“ (PM, 6) seien. Obwohl der Angriff nicht ihm selbst oder einem seiner Freunde

21 Dies hat Gesine Krüger gezeigt, siehe Krüger, Gesine: *Kriegsbewältigung und Geschichtsbewußtsein. Realität, Deutung und Verarbeitung des deutschen Kolonialkriegs in Namibia 1904 bis 1907*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1999, S. 76–78, aber auch Brehl, M.: *Vernichtung der Herero*, S. 115.

persönlich gilt, sondern ihm unbekanntem Deutschen in Afrika, fühlt er sich mit diesen offenbar verbunden genug, um für sie in den Krieg zu ziehen. Dies ist umso bemerkenswerter, als zunächst keine nationale, sondern eine sehr parzellierte regionale Identität ausgestellt wird, die stark im Heimatraum verankert ist. Schon der Name Moor deutet auf die Nähe zum sumpfigen Boden der holsteinischen Marschlandschaft hin, auf dem der Protagonist seine ersten Lebensjahre verbracht hat und auf dem er der Tradition gemäß eigentlich das Handwerk seines Vaters fortführen sollte. Und nicht nur seine regionale Identität wird betont, sondern auch die der Schlesier und Bayern, stellvertretend für die Vielzahl der „deutschen Stämme“. Die Verwendung des Begriffs des Stamms legt die Vorstellung nahe, dass die regionale Abstammung die Identität fundamental beeinflusst und diese sich somit aus einer jahrhundertealten, in den Heimatboden eingeschriebenen Tradition der Urwüchsigkeit speist.

Diese Idee ist wiederum fester Bestandteil der sogenannten Heimatkunstabewegung, der Gustav Frenssen als Vertreter der Heimatliteratur zuzuordnen ist. Denn abgesehen von *Peter Moor*, seinem einzigen Kolonialroman, verfasste Frenssen, der selbst aus dem holsteinischen Barlt in Dithmarschen stammte, vor allem sehr erfolgreiche Heimatromane, von denen der bekannteste, *Jörn Uhl*, im Jahr 1903 auf Platz drei der meistgelesenen Bücher stand und der von Autoren wie Wilhelm Raabe, Paul Heyse oder Thomas Mann wohlwollend aufgenommen wurde.²² Der große Erfolg des *Jörn Uhl* bewegte Frenssen überhaupt erst dazu, seine eigentliche Tätigkeit als Pastor ruhen zu lassen und sich ganz der Schriftstellerei zu widmen.²³ Als vorherrschende Themen seiner Literatur können die Veränderung ländlichen Lebens durch die fortschreitende Modernisierung und der Verlust von Sicherheit und Sinn in diesem veränderten Heimatraum betrachtet werden. Dabei war Frenssens Zugang zur Literatur nicht geprägt von der theoretischen Auseinandersetzung mit literarischen

22 Das Buch überholte damit Thomas Manns *Buddenbrooks*, das auf Platz vier lag. Vgl. Boa, Elizabeth: Some Versions of *Heimat*. Goethe and Hölderlin around 1800, Frenssen and Mann around 1900. In: *Heimat. At the Intersection of Memory and Space*. Hrsg. von Friederike Eigler u. Jens Kugele. Berlin: De Gruyter 2012, S. 34–52, S. 45. Zu den begeisterten Reaktionen Heyses, Raabes und Manns vgl. Ketelsen, Uwe: *Literatur und Drittes Reich*. Schernfeld: SH 1992, S. 154–156, Krobb, Florian: *Wilhelm Raabe und Gustav Frenssen. Zur Konvergenz des Ungleichzeitigen (in der Rezeption)*. In: *Kein Nobelpreis für Gustav Frenssen. Eine Fallstudie zu Moderne und Antimoderne*. Hrsg. von Heinrich Detering u. Kai Sina. Heide: Boyens 2018, S. 85–110, sowie Kaiser, Gerhard: *Ruhm. Zum Verhältnis von Gustav Frenssen und Thomas Mann*. In: *Kein Nobelpreis für Gustav Frenssen. Eine Fallstudie zu Moderne und Antimoderne*. Hrsg. von Heinrich Detering u. Kai Sina. Heide: Boyens 2018, S. 111–140.

23 Zum Erfolg des *Jörn Uhl* vgl. das Kapitel zur Erzählkonzeption des Romans in Ketelsen, U.: *Literatur und Drittes Reich*, S. 148–171, hier S. 149–151.

Strömungen seiner Zeit, beispielsweise dem Naturalismus, oder mit führenden Schriftstellerinnen und Schriftstellern. Stattdessen kam er durch die Theologie zum Schreiben, sodass er seine schriftstellerische Tätigkeit vor allem als Form der idealistischen Sinnstiftung in einer sich stark wandelnden Welt mit brüchigen Sinnangeboten verstand.²⁴

Zwar hatte es schon früher Heimatromane oder, allgemeiner, regionalistische Literatur wie etwa die Dorfgeschichte gegeben,²⁵ doch um 1900 formierte sich innerhalb der Heimatkunstbewegung eine spezifische Heimatliteratur, die sich programmatisch vor allem durch ihre kritische Positionierung zur Moderne kennzeichnet. Als Reaktion auf die schnellen Modernisierungsprozesse in Wirtschaft, Politik und Gesellschaft, wie etwa der Wandel von vornehmlich agrarischer Lebensweise zur Industrialisierung mit negativen Begleiterscheinung wie massenhafter Verarmung, aber auch das Entstehen neuer gesellschaftlicher Ordnungsformen und die rasante Urbanisierung, formierte sich die Grundlage der Heimatkunstbewegung in einer Reihe von Programmschriften wie Julius Langbehns *Rembrandt als Erzieher* (1890) und Friedrich Lienhards *Die Vorherrschaft Berlins* (1900) primär in Form der Gegenhaltung zu diesem als bedrohlich empfundenen Fortschritt. Dieser Abwehr von allem Modernen entsprechend basiert die Heimatkunst grundlegend auf Dichotomien. Weil die Großstadt als die Verkörperung der industrialisierten und modernen Lebenswelt gesehen wird, wird diese als Raum der Dekadenz dämonisiert und stattdessen der ländliche Raum, und hier vor allem das Dorf, idyllisierend als Heimat verklärt. Den Massen der modernen Großstadt wird die Rückbesinnung auf das Individuum in der ländlichen Gemeinschaft entgegengestellt. Die zunehmend wissenschaftlich-kritische Durchdringung der Welt wird mit einer anti-intellektualistischen Hinwendung zu Gefühl und der Vereinfachung von Komplexität in binäre Muster beantwortet. Der auf diese Weise abgewerteten Gegenwart wird eine antifortschrittliche Nostalgie nach einer scheinbar besseren Vergangenheit entgegengesetzt.²⁶

24 Vgl. Ketelsen, Uwe-K.: Frenssens Werk und die deutsche Literatur der ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts. Zuordnungen, Parallelen, Abgrenzungen. In: Gustav Frenssen in seiner Zeit. Von der Massenerliteratur im Kaiserreich zur Massenideologie im NS-Staat. Hrsg. von Kay Dohnke u. Dietrich Stein. Heide: Boyens & Co. 1997, S. 152–181, S. 154–158.

25 Zum Unterschied zwischen regionalistischer Literatur im Allgemeinen und dem Heimatroman im Besonderen vgl. grundlegend Mecklenburg, Norbert: Erzählte Provinz. Regionalismus und Moderne im Roman. Königstein: Athenäum 1982, S. 71–112.

26 Zu einer umfassenden Charakterisierung der Heimatkunstbewegung und der Heimatliteratur im Besonderen vgl. Rossbacher, Karlheinz: Heimatkunst in der frühen Moderne. In: Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Naturalismus – Fin de siècle – Expressionismus 1890–1918. Band 7. Hrsg. von York-Gothart Mix. München: Hanser 2000, S. 300–313, und Dohnke, Kay: Völkische Literatur

All dies ist Ausdruck eines Rückzugs in einen umfassenden Traditionalismus, der auch die Heimatliteratur innerhalb der Heimatkunstbewegung kennzeichnet. Diese sieht sich in Opposition zu modernen Strömungen wie dem Naturalismus, den sie als dekadente Großstadtliteratur missbilligt und von dessen urbanen Kosmopolitismus sie sich maßgeblich über die Vorstellung abgrenzt, dass regionale Literatur vor allem den jeweils spezifischen Regionalcharakter einer Gegend, die auch die Identität des Verfassers oder der Verfasserin prägt, zum Ausdruck bringt. Heimatliteratur versucht demnach, das vormoderne Leben in den verschiedenen Heimaträumen der deutschen ‚Stämme‘ authentifikatorisch aufzugreifen und innerhalb eines größeren, nationalen bzw. völkischen Zusammenhangs zu verorten. Anstatt neue Erzählformen und Themen zu generieren, konzentriert sie sich vor allem auf die Reproduktion bereits existierender Muster und die Inszenierung einer verloren geglaubten Lebenswelt. Formal orientieren sich die meisten Heimatromane am Realismus, wobei vor allem Wilhelm Raabe, Theodor Storm und Theodor Fontane Vorbilder sind.²⁷ Gänzlich unbeirrt von der in der modernen Literatur oft zum Ausdruck gebrachten Sprachkrise und der Vorstellung einer fragmentierten Welt findet sich hier häufig eine souveräne, allwissende Erzählinstanz, die die Leserinnen und Leser durch eine lineare, jederzeit klar nachvollziehbare Handlung führt.

Auch abgesehen von der inhaltlichen Thematisierung des ländlichen bzw. dörflichen Heimatraums kreierte beispielsweise Gustav Frenssen in *Jörn Uhl* eine Erzählweise, die das Erzählen selbst zur Heimat für die Leserinnen und Leser werden lässt. Frenssens Schreibweise zeichnet sich zumindest in diesem frühen Roman maßgeblich durch eine Aufhebung von Anonymität und Objektivität im Text aus. Der sinnstiftende, mal ernsthafte, mal humorvolle Plauderton der auktorialen Erzählstimme sowie die weitschweifigen, häufig kolloquialen und mundartlichen Dialoge tragen dazu bei, die Leserinnen und Leser in der erzählten Welt und im Text selbst heimisch werden zu lassen.²⁸ Dafür wird im *Jörn Uhl* ebenso wie in anderen Werken der Heimatliteratur weitestgehend von einer komplexen Psychologisierung der Figuren abgesehen. Das Personal ist stattdessen meist idealtypisch und schematisch gezeichnet auf der Grundlage der jeweiligen Herkunft, deren Merkmale auf die Figuren übertragen werden, wie etwa auch bei Peter Moor, der als Sprössling einer

und Heimatliteratur 1870–1918. In: Handbuch zur „Völkischen Bewegung“ 1871–1918. Hrsg. von Uwe Puschner, Walter Schmitz u. Justus H. Ulbricht. Berlin: De Gruyter Saur 1996, S. 651–684.

27 Vgl. Ajouri, Philip: Literatur um 1900. Naturalismus – Fin de Siècle – Expressionismus. Berlin: Akademie 2009, S. 171.

28 Vgl. dazu ausführlicher Ketelsen, U.: Literatur und Drittes Reich, S. 157–165.

holsteinischen Handwerkerfamilie ebenso (wort-)karg und schlicht ist wie sein Heimatboden.

Zwar ist die Heimatliteratur nicht zwangsläufig völkisch, doch ergeben sich große Überschneidungen zur völkischen Literatur, die sich etwa in einer stärkeren Biologisierung der Handlung und der Figuren oder einer rassistischen Darstellung anderer Ethnien zeigen und im historischen Verlauf auch stärker wurden, sodass hier bereits Elemente der Blut- und Boden-Ideologie antizipiert werden.²⁹ Für Frenssen, dessen *Jörn Uhl* schon deutlich rassistische Züge trug, ist zu konstatieren, dass seine Konzeption von Heimat in *Peter Moor* ebenfalls völkisch geprägt ist, insofern diese nicht nur lokalpatriotisch ausgerichtet ist, sondern über die Beschreibung der verschiedenen Volksstämme archaisierend und biologisierend charakterisiert wird. Für eine solche rassistische Grundierung spricht auch das Motiv der Blutrache, das Moor dazu bewegt, in den Krieg zu ziehen.³⁰

29 Vgl. dazu auch Dohnke, K.: *Völkische Literatur*, S. 652–654. Davon zeugt in besonderer Form auch die Karriere, die Gustav Frenssen als völkischer Schriftsteller im Dritten Reich machte, siehe dazu Dohnke, Kay: ‚... und kündigt die Zeichen der Zeit‘. Anmerkungen zur politisch-ideologischen Publizistik Gustav Frenssens. In: *Gustav Frenssen in seiner Zeit. Von der Massenerliteratur im Kaiserreich zur Massenideologie im NS-Staat*. Hrsg. von Kay Dohnke u. Dietrich Stein. Heide: Boyens & Co. 1997, S. 220–261.

30 Frenssen bekannte sich schon früh zum Nationalsozialismus und stand umgekehrt in nationalsozialistischer Gunst. Die völkische Ideologie kommt in späteren Schriften Frenssens, beispielsweise *Der Glaube der Nordmark* (1936), sowie in seiner Beteiligung an der Kriegspropaganda auch deutlich zum Ausdruck. Dennoch zeigen genauere Untersuchungen, dass der von Frenssen selbst, beispielsweise in seinem *Lebensbericht* (1941), lancierte Eindruck, er sei immer schon ein Anhänger des völkischen Nationalismus und ein Fürsprecher des ‚Deutschtums‘ gewesen, als Versuch einer nachträglichen Ausrichtung seiner Überzeugungen auf den Nationalsozialismus verstanden werden können, was indes nicht wirklich der Realität entspricht. Stattdessen lassen sich in früheren Schriften etwa auch Sympathien für Sozialismus, Bolschewismus und Frauenrechte erkennen, die verdeutlichen, dass Frenssens Schriften vor allem als Resonanzraum für eine Auseinandersetzung mit der Moderne interessant sind, er diese Erfahrungen aber gänzlich anders verarbeitet als seine schreibenden Zeitgenossen in Naturalismus, Expressionismus oder Avantgarde. Zur Verortung des Werks Frenssens in der Literatur der Moderne vgl. die Aufsätze im Sammelband *Kein Nobelpreis für Gustav Frenssen*, insbesondere die Beiträge Detering, Heinrich u. Kai Sina: *Poetik und Propaganda. Einführende Anmerkungen zu Gustav Frenssen*. In: *Kein Nobelpreis für Gustav Frenssen. Eine Fallstudie zu Moderne und Antimoderne*. Hrsg. von Heinrich Detering u. Kai Sina. Heide: Boyens 2018, S. 7–17 und Kiesel, Helmuth: *Moderne und Antimoderne. Gustav Frenssen im Kontext*. In: *Kein Nobelpreis für Gustav Frenssen. Eine Fallstudie zu Moderne und Antimoderne*. Hrsg. von Heinrich Detering u. Kai Sina. Heide: Boyens 2018, S. 21–42, sowie außerdem die Beiträge in Dohnke, Kay u. Dietrich Stein (Hrsg.): *Gustav Frenssen in seiner Zeit. Von der Massenerliteratur im Kaiserreich zur Massenideologie im NS-Staat*. Heide: Boyens & Co. 1997.

Weil sie sich rückwärtsgewandt an einer längst verlorenen Vergangenheit festhält und diese immer wieder neu aufleben lassen will, ist die Heimatliteratur vor allem gegenüber ästhetischen Innovationen in der Defensive, insofern sie allem Neuen ablehnend gegenübersteht. Diese Haltung lässt sich als „Hilflosigkeit“³¹ angesichts der sich immer weiter und schneller modernisierenden Welt der Gegenwart und ihren künstlerischen Innovationen beschreiben, denen sie ästhetisch wenig entgegenzusetzen hat. Frenssen versucht jedoch durch die Verlagerung des heimatliterarischen Szenarios in den kolonialen Raum, dieser literarischen Hilflosigkeit entgegenzuwirken, indem in der Kolonie ein realer Raum der zeitgenössischen Lebenswelt gefunden wird, der als neue Heimat der einzelnen deutschen Volksstämme vereinnahmt werden soll.

Mit der immer weiter fortschreitenden Modernisierung um 1900 wurden die Utopien einer traditionellen Heimat, die in der Heimatliteratur beschworen wurden, zunehmend unerreichbar. Es setzte sich langsam die desillusionierte Ansicht durch, dass die Heimat, nach der sich sowohl die Autorinnen und Autoren als auch ihre Leserschaft sehnten, in Deutschland aufgrund der Denormalisierungseffekte eines tiefgreifenden Gesellschaftsumbruchs endgültig verloren sei. Durch innere Kolonisierungstendenzen rückständiger Provinzen und Meliorationsprojekte, beispielsweise die Entwässerung von Mooren oder die systematische Aufforstung von Wäldern zur industriellen Holzgewinnung, wurde diese alte deutsche Heimat immer fremder und im Zuge dessen konnte die Fremde immer attraktiver werden. Wie bereits die Solidarisierung vieler Autoren mit dem niederdeutschen ‚Brudervolk‘ der Buren während des Kriegs gegen die Briten gezeigt hatte, wurden auch kolonisierte Gebiete nach und nach als Räume einer neu zu schaffenden Heimat vereinnahmt.³² In den Kolonien, und hier insbesondere in der dezidiert als Siedlungsraum ausgewiesenen Kolonie Deutsch-Südwestafrika, konnte in einem vorindustriellen Raum nun das Programm der Heimatkunst vermeintlich realisiert und die Suche nach Verankerung in einem neuen Heimatboden ermöglicht werden. Die Kolonien sollten nicht nur ein neues, sondern auch ein besseres Deutschland ermöglichen, in dem all jene degenerativen Tendenzen, die man in der Moderne zu erkennen glaubte, rückgängig gemacht werden konnten.³³

31 Dohnke, K.: *Völkische Literatur*, S. 658.

32 Zur Solidarisierung mit den Buren im Burenkrieg vgl. Parr, Rolf: Wilhelm Raabe und die Burenkriege. 1899: Deutsche Schriftsteller begeistern sich für die „Burensache“. In: *Mit Deutschland um die Welt. Eine Kulturgeschichte des Fremden in der Kolonialzeit*. Hrsg. von Alexander Honold u. Klaus R. Scherpe. Stuttgart: Metzler 2004, S. 254–263.

33 Zu den „wechselseitigen Affinitäten“ zwischen Heimat- und Kolonialliteratur vgl. ausführlicher Parr, R.: *Die Fremde als Heimat*, S. 10, sowie Parr, Rolf: *Heimat, oder: Warum koloniales Fernweh so prekär ist*. In: *Fernweh nach der Romantik. Begriff – Diskurs – Phänomen*. Hrsg.

Dabei erwies sich die so hoffnungsvoll in die Zukunft gerichtete Vorstellung von Heimat in einem weit entfernten Raum zugleich als Zeitreise in die Vergangenheit, denn in die gemäß der imperialistischen Ideologie zivilisatorisch ohnehin auf einer Vorstufe der europäischen Lebenswelt stehenden Kolonie ließ sich eine Utopie von Ursprünglichkeit und Rückkehr optimal hineinprojizieren, um die koloniale Fremde zu ‚verheimaten‘.³⁴ Doch auch außerhalb dieser sehr rückwärtsgewandten Heimatideologie wurden Bilder der Kolonien zunehmend in den Heimatdiskurs um 1900 eingebunden. Eine wichtige Rolle dafür spielten Abbildungen der kolonialen Lebenswelt in kolonialen Periodika wie der *Deutschen Kolonialzeitung* oder *Kolonie und Heimat*, aber auch Bildpostkarten mit kolonialen Motiven, die sich immer weiter an heimatliche Motive annäherten, sowie die stärkere Thematisierung der Kolonien als feste Bestandteile der Heimat im schulischen Geografie- und Heimatkundeunterricht.³⁵ Auch die koloniale Literatur vollzieht diese Verheimatung, indem zahlreiche Romane um 1900 nicht mehr reine Eroberungs- und Abenteuer-geschichten erzählen, sondern, wie in Kapitel 4 bereits gezeigt wurde, vor allem den Versuch der dauerhaften Besiedelung der Kolonien thematisieren.

An dieser versuchten Verheimatung der Fremde partizipiert auch *Peter Moor*, auch wenn darin primär ein Krieg geschildert wird. Dies wird vor allem an den Stellen im Roman evident, an denen die Siedlungsleistung der Deutschen beschrieben wird. Als Moor und seine Kameraden die Überreste einer deutschen Siedlung sehen, welche die Herero zerstört haben, ist die Rede von einem „bescheidene[n] Haus“ in einem „schmalen, dürrtigen Garten, dem man noch ansah, mit welcher Mühe deutsche Hände ihn in dem dünnen Erdreich gepflegt hatten“ (PM, 41). Zerstört finden sie des Weiteren auch ein „schönes stattliches Farmhaus“; zerschlagen sind nicht nur dessen Fenster, sondern auch die „schweren, sauber gearbeiteten Möbel“ (PM, 50). In den von deutschen Siedlerinnen und Siedlern kultivierten Gärten wachsen „wahrhaftig Palmen und Weinlauben, von denen wir in Kiel und auf dem Meere geträumt und geredet hatten“ (PM, 111). In diesen Schilderungen scheint die ganze Bandbreite von Elementen der heimatliterarischen Ideologie mit ihrer Idyllisierung von bäuerlichem Leben, Gartenbau und harter, ehrlicher Arbeit in einem Land ohne Industrialisierung auf. Die Art und Weise, wie diese neue Heimat zu

von Irmtraud Hnilica, Malte Kleinwort u. Patrick Ramponi. Freiburg i. Br.: Rombach 2017, S. 101–117, S. 102–104.

34 Vgl. Parr, R.: Die Fremde als Heimat, S. 9–11.

35 Dies hat Jens Jäger überzeugend herausgearbeitet, vgl. Jaeger, Jens: Colony as *Heimat*? The Formation of Colonial Identity in Germany around 1900. In: German History 27.4 (2009), S. 467–489.

besiedeln ist, wird von einem Deutschen, der schon vor dem Krieg in der Kolonie war, deutlich romantisiert dargestellt:

Ich suche mir einen Platz aus mit gutem Wasser und guter Weise; [...]. Dann lasse ich das bißchen Vieh, das ich habe, dort weiden. Es nährt und tränkt und mehrt sich selbst, ganz wie bei Abraham und Jakob. Nach zwei, drei Jahren habe ich schon eine ganze Herde. Unterdes baue ich mir ein kleines steinernes Haus. Wenn ich allmählich anfangen, einige Stücke Vieh zu verkaufen, wird aus dem Haus ein besseres. [...] Sieh! Du kannst hier gehen und stehn und ruhn und trekken, hundert Meilen, und kein Mensch sagt Dir, was Du sollst oder nicht [...]. (PM, 124–125)

Es ist das ursprüngliche, einfache Leben im Einklang mit der Natur, das hier glorifiziert wird als Rückkehr in einen archaischen Urzustand, der nun in das neue ‚gelobte Land‘ Deutsch-Südwestafrika verlagert wird. Hier, so wird suggeriert, kann ein Neuanfang in einem noch nicht durch technischen Fortschritt entfremdeten Land gewagt werden, das man mit primitiven Mitteln wie in längst vergangenen, biblischen Zeiten zu einer Heimat formen kann.

Die so als neue Heimat vorgestellte Kolonie kollidiert mit dem anfangs in Aussicht gestellten Abenteuer, da dieses einen Austritt aus der heimatlichen Ordnung bedarf, um seine spezifische Eigengesetzlichkeit entwickeln zu können. Die anfänglich evozierte Abenteuersehnsucht der Soldaten wird somit gebrochen an der ebenfalls mitlaufenden Heimatverankerung. Die Erzählung bewegt sich somit in einem ständigen Spannungsverhältnis zwischen dem erhofften Abenteuer und der Sehnsucht nach einer neuen Heimat, die traditioneller und archaischer als die alte sein soll, wobei die alte Heimat zugleich als emotionale Basis bestehen bleibt.

5.1.3 *Kollektive Identitätsstiftung in der Schutztruppe*

Der Angriff der Herero auf dieses Verheimatungsprojekt wird in *Peter Moor* zum Anlass genommen, aus den einzelnen regionalen ‚Stämmen‘, die aus völkischer Sicht die deutsche Nation ausmachen und in der Schutztruppe zusammenkommen, über das gemeinsame Ziel der Bekämpfung der Feinde in der neuen Heimat eine nationale Identität zu schaffen, die sich im Krieg bewähren kann. Anders als der Titel zunächst vermuten lässt ist die Schutztruppe nicht als ein Verbund aus Einzelkämpfern zu verstehen, sondern als ein Kollektiv, das sich in dem Moment bildet, als sich die Soldaten der Gefahr durch einen Angriff ihrer Feinde in Südwestafrika bewusst werden und beschließen, sich kollektiv dagegen zu wehren. In seinem Hauptwerk *Masse und Macht* (1960), das dem Zusammenschluss einzelner Menschen zu einem Kollektiv und der daraus resultierenden Macht gewidmet ist, konstatiert Elias Canetti:

„Nichts fürchtet der Mensch mehr als die Berührung durch Unbekanntes“, und schlussfolgert daraus, dass diese Furcht vor dem „plötzlichen, unerwarteten Griff aus dem Dunkel“,³⁶ also dem taktilen An-greifen als tatsächlichem Angriff, den Menschen dazu führt, sich anderen Menschen anzuschließen. Das von ihm beschriebene „Dunkel“ ähnelt dem kolonialen Topos der oft als noch unbekannt und unerforscht und daher als dunkel beschriebenen Kolonien,³⁷ wo die Deutschen vom unerwarteten Angriff der indigenen Bevölkerung überrascht wurden. Was Canetti als Masse bezeichnet, lässt sich auf die Schutztruppe als Kollektiv übertragen: Erst im Kollektiv, bzw. in der Masse, in der man dicht an dicht steht, „alle gleich“ werden und „[k]eine Verschiedenheit zählt“, fürchtet man diese Berührung nicht mehr. Stattdessen löst sich die Angst in einer „Entladung“,³⁸ d. h. man geht in diesem kollektiven Zusammenschluss nun zum Gegenangriff über. Im Gegenangriff kann das nationale Kollektiv, repräsentiert durch die Schutztruppe, die hier vor allem sich selbst vor den Feinden schützt, Tapferkeit, Mut, Tatkraft und Überlegenheit zum Ausdruck bringen und mittels dieser als paradigmatisch maskulin attribuierten Männlichkeitstugenden die eigene Tatkraft erleben, wiederherstellen und unter Beweis stellen. Es geht beim Zusammenschluss zu einem militärischen Kollektiv darum, die jungen Männer nicht nur ins Erwachsensein, sondern auch ins soldatische Mannsein einzuführen, was mit dem Weggang aus der mütterlichen Geborgenheit in die durch Kampf geprägte Fremde markiert ist. Der Gegenangriff gegen die ‚Aufständischen‘, die koloniale Siedlungen zerstört und Deutsche getötet haben, dient also dazu, die einzelnen männlichen Individuen zu einer Gruppe zu vereinen, in der aus den ‚an-gegriffenen‘, gejagten Deutschen Jäger der Herero werden.

Darüber hinaus wird diese initiatorische Kollektivierung an der Schwelle zur erwachsenen Männlichkeit in Frenssens Roman mit einer nationalistischen Symbolik realisiert, insofern die Soldaten bis auf wenige Ausnahmen keine individuellen Eigennamen tragen, sondern allein aufgrund ihrer Herkunft charakterisiert werden: So ist die Rede von Schwaben, Schlesiern, Bayern und Holsteinern, die sich auf Hochdeutsch unterhalten, um sich überhaupt verständigen zu können. Ihre Namenlosigkeit zugunsten der Charakterisierung nach der Herkunft lässt ihre individuelle Identität hinter die Gruppenidentität zurücktreten. Für die „performative Fabrikation eines Wir“ sind

36 Canetti, Elias: *Masse und Macht*. Hamburg: Claassen 1984, S. 11.

37 Zum Narrativ der ‚Dunkelheit‘ der kolonisierten Gebiete vgl. Brantlinger, P.: *Rule of Darkness*, sowie neueren Datums die ähnlich gelagerte Untersuchung von Thanner, V.: *Tückische Oberflächen*, v.a. Kapitel II.

38 Canetti, E.: *Masse und Macht*, S. 14.

„Einheitsfiktionen“ nötig, derer sich Frenssen hier mehrfach bedient, um die Schutztruppe als „Kollektivsubjekt“³⁹ zu beglaubigen. So wird etwa das Aufgehen in einer an sich unsichtbaren nationalen Identität äußerlich durch die Uniformierung der Soldaten versinnbildlicht. Neben einer „schmucken, reinen Schutztruppenuniform“ (PM, 112) tragen sie allesamt „den Tornister mit der weißen Schlafdecke auf dem Rücken, das Gewehr über der Schulter, den Patronengurt um den Leib [...]“ (PM, 34). Der Sprechgestus des Erzählers trägt ebenfalls dazu bei, dass die Truppe als eine auf Vielfalt basierende Einheit wahrgenommen wird: Statt seiner individuellen Erlebnisse und Gefühle beschreibt er vor allem die gemeinsam erlebten Geschehnisse – es kämpft, marschiert und leidet also nicht ein ‚Ich‘, sondern ein ‚Wir‘. Dass es Frenssens erklärtes Ziel war, die „marschierende Truppe“ als „Kollektivkörper *in actu*“⁴⁰ erzählerisch auszugestalten, bezeugte er in seiner Autobiografie, der zufolge er lieber den „Zug einer bestimmten Truppe“ statt der Bewegung einzelner Individuen „durch den einsamen Busch, sozusagen querfeldein, von einer vorrückenden Truppe zur andern“⁴¹ beschreiben wollte. Zwar schildert der Ich-Erzähler Moor das Geschehen naturgemäß aus seiner eigenen Perspektive, allerdings befragt er auffällig häufig seine Kameraden nach ihrer Sicht. Zudem sammelt und bündelt er ihre Äußerungen, indem er einzelne Elemente der Gespräche am Lagerfeuer in direkter Rede wiedergibt. Peter Moor fungiert also als Sprachrohr der Namenlosen, denen er in seinem Bericht stellvertretend eine Stimme gibt und dabei selbst schweigt:

Ich setzte mich still zu ihnen und hörte mit großer Begierde, was sie miteinander redeten. [...] Sie kamen auch auf die Ursachen des Aufstandes; und ein Älterer, der schon lange im Lande war, sagte: ‚Kinder, wie sollte es anders kommen? Sie waren Viehzüchter und Besitzer, und wir waren dabei, sie zu landlosen Arbeitern zu machen; da empörten sie sich. [...]‘ Sie sprachen auch darüber, was wir Deutschen hier eigentlich wollten. (PM, 66–67)

Diese Unterhaltungen dienen dazu, dem unerfahrenen Moor ebenso wie den Leserinnen und Lesern die Logik und die Regeln der diegetischen Welt zu erklären und dabei eine rassistisch-nationalistische Ideologie zu vermitteln. Im Zuge dessen werden nämlich die Beweggründe der Feinde lediglich angerissen, um diese im weiteren Gesprächsverlauf unverzüglich zu diskreditieren, sodass das agonale Verhältnis zu den Herero und somit die Kriegsführung der

39 Alkemeyer, Thomas u. Ulrich Bröckling: Jenseits des Individuums. Zur Subjektivierung kollektiver Subjekte. Ein Forschungsprogramm. In: Jenseits der Person. Hrsg. von Thomas Alkemeyer, Ulrich Bröckling u. Tobias Peter. Bielefeld: Transcript 2017, S. 17–32, S. 18–20.

40 Ebd., S. 26.

41 Frenssen, G.: Lebensbericht, S. 144.

Deutschen unangetastet bleiben. An diesen Dialogen sind die Herero gleichwohl nicht beteiligt – es wird nur hegemonial *über sie* gesprochen, wodurch die Beziehung zu ihnen der grundlegenden Ideologie des Kolonialismus folgend polarisiert und somit asymmetrisch bleibt.⁴²

Mit der kollektiven Identitätsstiftung in der Schutztruppe wird die bei der Überfahrt nach Afrika ausgemalte individuelle Bewährung im Kampf indes prekär. Was nämlich nicht verwirklicht wird, ist die prototypische Sehnsucht des Abenteurers im kulturell etablierten Verständnis, allein gegen die ‚Wilden‘ zu kämpfen und die eigene Tapferkeit unter Beweis zu stellen. Stattdessen erwächst die Handlungsmacht der einzelnen Soldaten erst aus dem Zusammenschluss mit anderen Soldaten in ein kriegerisches Kollektiv, in dessen Masse man sich sicher genug fühlt, den Feind zu bekämpfen. Dieser Widerspruch zwischen militärischer Kollektivierung und Verheimatung der Fremde einerseits und individueller Heldenreise mit kolonialen Abenteuern andererseits durchzieht Moors Bericht leitmotivisch und wird erzählerisch so zugespitzt, dass der Konflikt schließlich in einer wohlkalkulierten Inszenierung von Verzweiflung und Hilflosigkeit mündet.

5.2 Frustration und Resouveränisierung im Krieg

5.2.1 „Durch die Welt ich wandern muss“: *Desillusion, Heimweh und die Abkehr vom Abenteurer*

Die von Frenssen aufgebaute Abenteuersehnsucht und -erwartung unter den Soldaten wird schon während der Überfahrt gezielt gebrochen. Bereits die erste Begegnung des unbedarften Ich-Erzählers mit schwarzen Menschen, die in Liberia als Arbeitskräfte an Bord kommen und ihm wie monströse Tiere vorkommen, zeugt davon: „Da erschrak ich und staunte mit offenem Munde. Denn über beide Borde kam es, mit Katzenschleichen und Schlangengleiten, schwarz und lang und halb nackt, mit großen entblößten Gebissen, mit lachenden wilden Menschengenossen [...]“ (PM, 28) Die Schwarzen erscheinen wie eine Naturgewalt, gegen die man sich nicht wehren kann, und irritieren die auf dem Schiff herrschende weiße Ordnung. Moor beobachtet entsetzt, wie

42 Zur Funktionsweise asymmetrischer Gegenbegriffe bei der Bildung von Wir-Gruppen vgl. Koselleck, Reinhart: Zur historisch-politischen Semantik asymmetrischer Gegenbegriffe. In: ders.: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. 2. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1992, S. 211–259, sowie Koschorke, A.: *Wahrheit und Erfindung*, S. 96–101. Zum hier sichtbar werdenden „imperial gaze“ vgl. Baer, Elizabeth R.: *The Genocidal Gaze. From German Southwest Africa to the Third Reich*. Detroit: Wayne State Univ. Press 2017, S. 52.

sie „mit ihren großen knarrenden Tiergebissenen Beine, Gekröse und Eingeweide ungereinigt fraßen“ (PM, 30). Mit dem Ekel vor den als tierisch beschriebenen Schwarzen wird verdeutlicht, dass sie für Peter Moor das ganz und gar Andere verkörpern. Ihre fremden Essgewohnheiten und Tischmanieren laufen seiner beinahe obsessiven Fixierung auf Ordnung zuwider, die sich immer wieder offenbart, etwa wenn er erleichtert feststellt, dass die anderen Holsteiner an Bord „lauter ordentliche Leute“ (PM, 19) sind. Die den ethnisch Fremden zugeschriebene Unreinheit bewegt ihn zu der Distanzierungshaltung, dass „daß diese Schwarzen [...] ganz, ganz anders sind als wir.“ (PM, 30)

Nun ließe sich vermuten, dass die durch eine dergestalt radikale Alterisierung aufgebaute Agonalität zu den afrikanischen Feinden dazu dienen soll, die kollektive Identität der Schutztruppe zu stärken und im Kontrast umso sichtbarer hervortreten zu lassen. Ähnlich wie der Ritter im höfischen Roman, der in die Fremde ausreitet und dort gegen Ungeheuer kämpfen muss, wird hier der Kampf gegen die barbarisch-tierischen Ungeheuer der Herero antizipiert, um so unterstreichen zu können, wie gewaltig dieser Kampf sein wird und wie transgressiv die Überfahrt in die ungeheure Fremde ist. Zugleich verdeutlicht der Ton der Erzählstimme jedoch, dass der bevorstehende Krieg wenig vom glorreichen Kampf gegen Ungeheuer haben wird. Stattdessen wird ein dystopisch-unheilvolles Bild entwickelt: „Am siebenten Tage, nachdem die Neger über die Reeling [sic] geglitten waren, an einem Morgen, sagte uns ein Matrose, daß wir Swakopmund heute noch erreichen würden.“ (PM, 32) In dieser negativen, regressiven Schöpfungsgeschichte erkennen die Soldaten am siebten Tag, dass die Wirklichkeit, entgegen der Schöpfung ihrer Fantasie, ganz und gar nicht gut ist: Erwartet werden die Soldaten von „grelle[r] Sonne“ (PM, 32) und menschenleerer Ödnis:

Durch den unendlich tiefen und heißen Sand, unter brennender Sonne, ungefähr sechzig Pfund auf den Schultern zogen wir landeinwärts. Wir hatten gedacht, daß ganz Swakopmund am Strand stehen würde, übergücklich, daß endlich Hilfe käme; aber es war kein einziger Mensch da. [...] Wo wir [...] einen Menschen zu Gesicht bekamen, schien es uns, daß er uns gleichmütig und fast spöttisch zusah. [...] rund um uns, so weit wir sehen konnten, war nichts als dürerer, heißer Sand, auf den die Sonne mit grellem Flimmern brannte. Die Augen zogen sich zusammen; ein heißes, trockenes Gefühl zog die Kehle herunter. Wir waren ziemlich still. (PM, 35–36)

Die Beschreibung der Ankunft in der Kolonie setzt den Ton für den Rest der Feldzugsbeschreibung, die vor allem die Widrigkeiten in den Fokus rückt. Die Soldaten fahren mit einem primitiv gezimmerten Zug ins Landesinnere, sehen ein „ungeheures, schrecklich wildes Gebirge“, dessen Felsen „finster und fürchterlich“ drohen, und kommen schließlich auf einer „Hochebene

von rötlichgelber Erde, dürrtzig bestanden mit grobem, gelblichem, trockenen Grase“ (PM, 37–40), an. Das Umschlagen vom *locus amoenus* der madeirischen Märchenlandschaft zum *locus terribilis* der kolonialen Fremde Südwestafrikas soll verdeutlichen, wie hart die deutschen Siedlerinnen und Siedler arbeiten müssen, um dieses karge Land zu einer neuen Heimat zu machen. Zugleich weisen die Kargheit und die Unbarmherzigkeit der Sonne auf die noch ausstehenden Qualen des Krieges hin. Die Landschaftsbeschreibung signalisiert außerdem einen Bruch der Erwartung der Soldaten: Sie sind nicht in einer Landschaft, die ihnen aus der Abenteuerliteratur bekannt ist – weder ist hier geheimnisvoller Urwald noch sehen sie Löwen, Elefanten oder Tiger. Es zeigen sich auch keine fremd aussehenden ‚Indianer‘ mit Pfeil und Bogen, die man nun bekämpfen könnte. In der Brachlandschaft zeugt bislang nur eine Spur der Verwüstung von der Existenz der Feinde, die diese bei ihren Angriffen auf die deutschen Siedlungen hinterlassen haben.

Moor und seinen Kameraden werden nach und nach alle Illusionen genommen, die sie vom Kolonialkrieg hatten. Ihre Anweisung lautet, „den Feind nordostwärts im Bogen [zu] umgehn und ihn [zu] stellen“ (PM, 58). Damit greift Frenssen die tatsächlich zunächst von Leutwein und später von Trotha verfolgte militärische Strategie auf, die Herero am Waterberg sternförmig einzukreisen und sie dort in einer Entscheidungsschlacht zu schlagen.⁴³

Bald wird klar, dass Moor und seine Kameraden keineswegs schnell ins Gefecht ziehen können, sondern sehr lange marschieren müssen, bevor sie überhaupt in die Nähe des Kriegsgeschehens kommen. „Müde und gleichgültig zogen wir in den Abend hinein. Ich weiß nicht, ob wir in diesen Wochen jemals gesungen haben.“ (PM, 60) Während sie noch auf der Überfahrt ständig fröhliche Lieder angestimmt haben, schwinden nun Begeisterung und Optimismus mit jedem neuen Tag. Der kräftezehrende Marsch durch das Buschland bietet keine Gelegenheit zur abenteuerlichen Bewährung. Diese wird immer weiter aufgeschoben, weil sich ihre Feinde geschickt dem Kampf entziehen und sie stattdessen durch kleinere Überfälle aus dem Hinterhalt schwächen. Diese Taktik kennzeichnet den Kleinkrieg⁴⁴ bzw. die Guerilla, insofern der

43 Mit der Ablösung Leutweins durch Trotha änderte sich jedoch das Kriegsziel: Während Leutwein versucht hatte, die Herero durch fortwährende militärische Konfrontation zum Aufgeben zu zwingen und einen Frieden auszuhandeln, der die Herero auch weiterhin als Arbeitskräfte erhalten sollte, ersetzte Trotha diese Ermattungstaktik durch eine Vernichtungsstrategie. Zu den begriffsgeschichtlichen Implikationen des Terminus ‚Vernichtung‘ und der Entwicklung der Trotha’schen Vernichtungsstrategie vgl. ausführlich Häussler, M.: Der Genozid, S. 167–184.

44 Zum Kolonialkrieg gegen die Herero als Kleinkrieg und zum Begriff des Kleinkriegs allgemein vgl. ausführlicher Häussler, Matthias u. Trutz von Trotha: Brutalisierung ‚von

Kampf der Herero nicht Teil der offiziellen Strategie eines nationalen Heers ist, sondern sich durch Irregularität und gesteigerte Mobilität⁴⁵ kennzeichnet. Das bedeutet, dass es immer wieder Vorstöße gegen die deutschen Soldaten gibt, gefolgt von Rückzügen ins undurchdringliche Gelände, nicht aber die ersehnte große Schlacht, in der die deutschen Truppen ihre militärische Überlegenheit nutzen könnten. Anstatt ausführlicher Schlachtenbeschreibungen finden sich im Feldzugsbericht deshalb detaillierte Schilderungen davon, wie sich die Soldaten immer weiter durch das Land schleppen, zunehmend geschwächt durch fehlenden Proviant, Krankheiten und das schlechte Wetter. „Denn bald fing die Zeit an, wo wir mehr und mehr verhungerten und verelendeten, [...]. So mußte es kommen, daß wir bald kraftlose Leute wurden.“ (PM, 59–61) Auch ihr Äußeres spiegelt dieses Elend wider:

Unsere Stiefel gingen entzwei; unsere Beinkleider waren unten nichts als Fetzen und Lumpen; unsere Jacken bekamen vom Dorn große Löcher und wurden entsetzlich schmierig, weil wir alles daran abwischten; unsere Hände waren voll von entzündeten Stellen, weil wir oft in den Dorn greifen mußten. (PM, 64–65)

Die Uniform als sichtbarstes Kennzeichen ihrer Identität und Integrität als vormals stolze Schutztruppen-Soldaten kleidet sie nun als verlumpte, dreckige Gestalten, denen sie nicht mehr als schützende Hülle dienen kann. Durch Krankheit, Hunger und Durst geschwächt und äußerlich durch den Zerfall der Uniform von der Desintegration der soldatischen Identität bedroht, wirkt die immer weiter mutlos vor sich hin marschierende Schutztruppe wie ein Heer der Hoffnungslosen. Diese Hoffnungslosigkeit speist sich auch aus der fehlenden individuellen Handlungsmacht, denn es ist schlicht unmöglich, individuell etwas an der Situation zu verändern. Die Soldaten sind dazu gezwungen, innerhalb ihres Trupps immer weiter zu marschieren und zu warten; die gemeinsame Vorwärtsbewegung des Gehens ist ihre einzige Option. Für eine Bewährung durch eine Einzelaktion bietet sich somit keine Gelegenheit, was dem Abenteuer jegliche Grundlage entzieht.

unten'. Kleiner Krieg, Entgrenzung der Gewalt und Genozid im kolonialen Deutsch-Südwestafrika. In: *Mittelweg* 36 21.3 (2012), S. 57–89.

45 Carl Schmitt machte als zentrale Charakteristika des Partisanenkampfs neben der Irregularität und der gesteigerten Mobilität der Partisanen die Intensität und den tellurischen Charakter ihres Einsatzes aus, vgl. Schmitt, Carl: *Theorie des Partisanen*. Zwischenbemerkung zum Begriff des Partisanen. Berlin: Duncker & Humblot 1963, S. 20–28. Zur umstrittenen Frage nach der (Ir-)Regularität des Partisanen zwischen Soldat und Terrorist vgl. Münkler, Herfried: *Die Gestalt des Partisanen*. Herkunft und Zukunft. In: *Der Partisan*. Theorie, Strategie, Gestalt. Hrsg. von Herfried Münkler. Opladen: Westdeutscher Verlag 1990, S. 14–39, S. 16 ff.

Am Ostermorgen – der Pastor Gustav Frenssen geizt ähnlich wie Alfred Funke und Richard Küas nicht mit religiösen Verweisen – entwickelt sich ein erneuter Angriff aus dem Hinterhalt für die deutschen Soldaten zum traumatischen Kampf ums nackte Überleben. Sie schießen „gegen Feinde, von denen wir nichts sahen, als hier und da zwischen Büschen ein Wölkchen Rauch. [...] Nun sah ich auch etwas Fremdes herankommen. In Klumpen lag und kniete und schlich es zwischen den Büschen. Ich sah keinen einzelnen; nur eine Masse.“ (PM, 83–84) Sie verteidigen sich gegen diffuse Klumpen, eine amorphe Masse, die überall zu sein scheint und aus allen Richtungen angreift. Abermals wird deutlich, dass die – zumindest idealiter – geordnet marschierende Schutztruppe gegen Partisanen kämpft, zu deren Merkmalen es gehört, dass sie sich ihrer „Umgebung bis zur Ununterscheidbarkeit anpassen können“,⁴⁶ worin auch ihr von Carl Schmitt ausgemachter „tellurische[r] Charakter“⁴⁷ zum Ausdruck kommt, der sie mit der Erde verschmelzen lässt, für die sie kämpfen.

Die von Canetti beschriebene Angst vor dem Angriff aus dem Unsichtbaren verleitet die Soldaten dazu, sich zu einer „Jagdmeute“ zusammenzuschließen, als welche sie eigentlich die Herero am Waterberg zu „ereilen“, „umstellen“ und „töten“⁴⁸ versuchen, um so die „Berührung durch Unbekanntes“⁴⁹ kollektiv zu bewältigen. Dabei werden die Feinde zu einem undefinierbaren ‚Es‘ degradiert, das eher tierisch als menschlich erscheint und gerade deshalb so großen Schrecken auslöst. „Schwarze, halbnackte Gestalten“, wie „Affen, mit Händen und Füßen, das Gewehr im Maul“ heben sich „wie Schlangen aus dem Gras“ (PM, 84–85) oder klettern auf Bäume. Diese Beschreibung als tierische Rotte hilft zwar, die eigene kollektive Identität der Schutztruppe durch die Abgrenzung von den vermeintlich unmenschlichen Feinden zu profilieren. Zugleich verdeutlicht sich aber auch, dass eine individuelle Bewährung nicht möglich ist, erstens weil die Soldaten nicht selbst entscheiden können, ob und wie sie auf die Herero schießen, sondern an die Weisung des Hauptmanns gebunden sind, der zufolge sie sich „[s]prungweise rückwärts“ (PM, 84) in die Defensive begeben sollen. Zweitens stellt dieses Kampfszenario keineswegs einen ehrenhaften Zweikampf dar, in dem der Ritter gegen einen anderen Ritter kämpft. Ein ‚Mann-gegen-Mann‘-Nahkampf ist nur möglich, wenn der Gegner sichtbar gegenübersteht. Die Herero werden hingegen als wilde ‚Klumpen‘

46 Münkler, H.: Die Gestalt des Partisanen, S. 14.

47 Schmitt, C.: Theorie des Partisanen, S. 26.

48 Canetti, E.: Masse und Macht, S. 108.

49 Ebd., S. 11.

wahrgenommen, die ihren Krieg gezielt asymmetrisch führen, indem sie auf Bäumen oder im Gras lauern.

Die erste „Welle“ des Kriegsgeschehens endet in einem improvisierten Lazarett, wo es zu der im Erzählschema vorgesehenen „Ruhe“⁵⁰ kommt, die in der Makrostruktur des Krieges mit einem Stillstand des Feldzugs aufgrund mangelnder Soldaten und Waffen sowie fehlendem Proviant korrespondiert. Moors Trupp ist kein aktiv vorrückender „Heerzug“ mehr, sondern ein demobilisierter „Krankentransport“ (PM, 98). „Vorne im Leib den Typhus, hinten die Ruhr“ (PM, 105) sind die Soldaten – „schlaff, träge und gleichgültig“ (PM, 96) – nur noch Schatten ihrer selbst. Wenn Moor beklagt „Wir hatten nicht einmal ein bisschen Reinlichkeit“ (PM, 98), dann konzentriert sich darin der Kern des Problems, nämlich die sich zuspitzende physische wie psychische Zerrüttung des soldatischen Ichs, das durch die Verunreinigung die Differenz zu den als schmutzig dargestellten Feinden immer mehr einbüßt, dies aber nur noch gleichgültig zur Kenntnis nehmen kann.

Das vorherrschende Gefühl neben der Gleichgültigkeit ist Heimweh, das insbesondere in einem angestimmten Volkslied zum Ausdruck kommt: „Doch mein Schicksal will es nimmer,/Durch die Welt ich wandern muß,/Trautes Heim, dein denk ich immer,/Trautes Heim, dir gilt mein Gruß,/Sei begrüßt in weiter Ferne,/Teure Heimat, sei begrüßt.“ (PM 106–107) Das Lied verdeutlicht, dass die Bemühungen der Soldaten von Anfang an auf die Heimat ausgerichtet waren, und zwar einerseits, indem der Kampf in der Fremde die Integrität der Heimat und der ‚neuen Heimat‘ bewahren soll, und andererseits, indem die in der Heimat Gebliebenen die emotionale Grundlage sind, auf der das Handeln der Soldaten beruht, aber auch diejenigen sind, denen die Beurteilung des Kriegsgeschehens obliegt. Außerdem wird im Lied eine Wehmut formuliert, durch „die Welt wandern“ zu *müssen*, die hinsichtlich der anfänglichen Abenteuersehnsucht der Soldaten bemerkenswert ist. Der Aufbruch in die Fremde erscheint nur noch als lästige Pflicht, die gehorsame Soldaten zu erfüllen haben.

Dieser Eindruck verfestigt sich an einer Stelle, an der Moor ein paar der verletzten Soldaten näher beschreibt, darunter einen Nürnberger, der bereits viel gereist ist:

Er war in Nürnberg geboren und hatte dort seine Kindheit zugebracht. Fünfzehnjährig war er wegen seines Stiefvaters aus der Heimat gegangen und war seitdem unruhig durch die Welt gewandert. Als Steward war er von Bremen aus nach Südamerika gefahren, war quer hindurch nach Chile gekommen, hatte Samoa gesehen und hatte in San Franzisko Kellner gespielt. Dann war er in die Marine

50 Frenssen, G.: Lebensbericht, S. 144.

der Vereinigten Staaten eingetreten; doch nicht auf lange. Einige hundert Mark, die er in der Tasche hatte, hatten ihn verleitet, von New Orleans nach Australien zu fahren, um Gold zu graben; er hatte aber wenig oder nichts gefunden. Als Australien gegen die Buren Freiwillige stellte, war auch er hinübergefahren, als Trimmer, aber um den Buren zu helfen. Er war gefangen genommen und hatte auf Ceylon böse Tage erlebt. Von da war er nach Kapstadt zurückgekehrt und war auf die erste Nachricht vom Aufstand in unserer Kolonie als Kriegsfreiwilliger eingetreten. Es gibt, glaube ich, nicht wenige Deutsche, die so unruhig und wirr und gutmütig dumm durch die Welt wandern. Ihr ganzes Leben geht damit hin, wahllos einem ersten Einfall ihres unruhigen, haltlosen Gemütes zum Rechten oder Verkehrten nachzulaufen und nach getanem Lauf ohne Nachdenken oder gar Reue sich auf ein anderes Ziel, das eben gerade in ihr Gesichtsfeld kommt, zu stürzen. [...] Es ist schlimm, wenn ein Mensch sein Leben nicht in der Hand behält. (PM, 103)

Offenkundig nimmt Moor an all jenen Tätigkeiten und Verhaltensweisen des Nürnbergers Anstoß, die man als abenteuerlich bezeichnen könnte: Als sein eigener Herr wandert er durch die Welt, ohne dabei an Heimat und Moral rückgebunden zu sein, er arbeitet wahllos in verschiedenen Berufen und gerät in Gefangenschaft, aus der er geschickt zu fliehen vermag. Dabei ist er getrieben von der Sehnsucht, irgendwo auf dieser Welt, nur nicht in der Heimat, sein Glück zu finden. Moor stört sich an der vollkommenen Kontingenz dieser Abenteurerexistenz, in der das Abenteuer als Selbstzweck ersehnt und erlebt wird. Genauer kann man diese spezifische Existenz des Abenteuerlichen in der literarisch sehr erfolgreichen Figur des Glücksritters fassen, womit der Autor über seinen Ich-Erzähler indirekt eine lange Tradition literarischer Glücksritter- und Schelmenerzählungen von *Don Quijote* und dem *Abenteuerlichen Simplicissimus* über *Candide* bis zu den klassischen Abenteuerromanen wie *Robinson Crusoe* aufruft, um sich davon umso deutlicher abgrenzen zu können.⁵¹ Glücksritter charakterisieren sich gerade dadurch, dass sie „das Glück suchen“, dass sie aus der Heimat „in ein Unbekanntes“ aufbrechen, um die Kontingenz „zu ihren Gunsten zu wenden“. Dabei ist der Glücksritter nicht so sehr ein „Verirrter und Verlorener“, sondern ein „Prototyp des Abenteurers“, der das Abenteuer „um seiner selbst willen aufsucht“.⁵² Hinzuzufügen ist, dass sich der Glücksritter als moderne Abenteurerfigur vom vormodernen ritterlichen Abenteurer dadurch unterscheidet, dass Ehre und Bewährung, für die der Ritter ausgezogen ist, um so die gestörte höfische Ordnung

51 Zum Glücksritter-Motiv siehe die Beiträge in Ette, Wolfram u. Bernhard Teuber (Hrsg.): *Glücksritter. Risiko und Erzählstruktur*. Paderborn: Fink 2021.

52 Ette, Wolfram u. Bernhard Teuber: Einleitung. In: *Glücksritter. Risiko und Erzählstruktur*. Hrsg. von Wolfram Ette u. Bernhard Teuber. Paderborn: Fink 2021, S. VII–XI, S. VIII.

wiederherzustellen, an Bedeutung verlieren und stattdessen individuelle Selbstverwirklichung wichtiger wird.

Besonders deutlich zeigt sich Moors Missfallen an dieser Glücksritterexistenz in der Problematisierung des unsteten Gemüts, mit dem der Nürnberger Kamerad die Welt bereist und das ihn von einem Ort zum anderen treibt, immer auf der Suche nach etwas Neuem. Die rastlose, dabei völlig vom Zufall getriebene Impulsivität, mit der er willkürlich entscheidet, heute hier und morgen dort zu sein, signalisiert für Moor, dass ihm die emotionale Verankerung in der Familie und im Heimatboden fehlt.⁵³ Darüber hinaus deutet die Serialität dieser Reisen um die Welt, in der ein Abenteurer das nächste jagt, auf eine mangelnde Innerlichkeit und Wertorientierung hin: An die Stelle des melancholischen Heimwehs tritt das Primat der Tat, das indes immer an der Oberfläche bleibt und keine individuelle Entwicklung erlaubt. Ohne die Ausrichtung auf einen höheren Zweck, für den all diese Reisen unternommen werden, also beispielsweise die Mehrung des nationalen Ansehens oder die Unversehrtheit der alten wie neuen Heimat, erscheint Moor das Abenteuer in seiner endlosen Reihung als sinnlos. Die Kriegsbeteiligung in der deutschen Schutztruppe ist für den Nürnberger nicht mehr als eine von vielen Abenteuerepisoden, die keinerlei Auswirkung auf ihn und seine Persönlichkeit haben wird, weil für ihn das Abenteuer zum Selbstzweck geworden ist, aber nicht mehr auf ein Ziel ausgerichtet ist. Anders als Moor und die anderen Soldaten, die im Krieg gegen die Herero Rache an den getöteten Deutschen üben wollen und so – zumindest anfänglich – von der moralischen Notwendigkeit ihres Handelns überzeugt sind, ist dem Abenteurer die Heimat im Wesentlichen gleichgültig, denn er stellt das Erlebnis des Abenteurers über alles andere. Aus einer heimatliterarischen Perspektive kann das Abenteuer als unverantwortlicher Egoismus eines Einzelnen und Abkehr von der Heimat daher nur aufs Entschiedenste abgelehnt werden, wie der Ich-Erzähler es hier tut.

Die Vehemenz, mit der Moor sich von diesem Abenteurer abgrenzt, ist dabei bezeichnend, denn seine größte Angst scheint es zu sein, „sein Leben nicht in der Hand“ zu behalten und die Kontrolle zu verlieren. Anders als für den Nürnberger ist für Moor und seine Kameraden der im Abenteuer angelegte Verlust der Kontrolle über das, was auf sie zukommt, die immer neuen Wendungen des Schicksals, die unvorhergesehenen Situationen, das damit einhergehende Risiko und die Kontingenzen, mit denen der Abenteurer umgehen muss und

53 Zu einer ähnlichen Deutung der Passage vgl. Noyes, John K.: National Identity, Nomadism, and Narration in Gustav Frenssen's *Peter Moor's Journey to Southwest Africa*. In: *The Imperialist Imagination. German Colonialism and its Legacy*. Hrsg. von Sara Friedrichsmeyer, Sara Lennox u. Susanne Zantop. Ann Arbor: Univ. of Michigan Press 1998, S. 87–105, S. 94.

innerhalb derer er seine Handlungsmacht immer wieder aufs Neue (er-)finden muss, das Schreckensbild der Soldaten. Sie sind in den Krieg eingetreten mit eher diffusen, populärkulturell inspirierten Vorstellungen der Fremde als Raum exotischer Abenteuer, in dem es zum einen möglich ist, ‚etwas zu erleben‘, das man in der Heimat nicht erleben kann, und in dem sie zum anderen das ‚Vaterland‘ und das ‚deutsche Blut‘ gegen seine Feinde verteidigen und sich dadurch als Einzelne bewähren können. Ihre Entscheidung, in den Krieg zu ziehen, ist also nicht nur durch Abenteuersehnsucht, sondern maßgeblich durch den gegenläufigen Anspruch motiviert, mit diesem Feldzug eine aus den Fugen geratene koloniale Ordnung wiederherzustellen. Das dabei erhoffte besondere Erlebnis wurde zunächst durch die Transgression der heimatverbundenen Soldaten hinein in die Fremde als Abenteuer gerahmt, insofern der Aufbruch und die Überfahrt nach Afrika und die Vorstellung von wilden Tieren, Pflanzen und Menschen als Teil eines doppelten Kursus an die Genrekonventionen erfolgreicher Abenteuererzählungen angelehnt wurde.

Dieses unscharfe Nebeneinander von zweckorientierter Kriegsmotivation und diffuser Transgressionslust wird nun zugunsten einer Ablehnung alles Abenteuerlichen entschieden. Denn der weitere Verlauf dieses vage vorgestellten ‚afrikanischen Abenteurers‘ in seiner ersten „Welle“ bis ins Krankenzimmer verdeutlicht, dass das Kriegsgeschehen alles andere als abenteuerlich wahrgenommen wird. Selbst die Situationen, die potenziell abenteuerlich sein könnten, also die Angriffe der Feinde aus dem Hinterhalt, werden nicht abenteuerlich erzählt, sondern bringen stattdessen die Angst vor den vermeintlich wilden, tierähnlichen Feinden zum Ausdruck, denen man nicht gewachsen zu sein scheint.

Die anfängliche Abenteuersehnsucht der Soldaten wird also von der Angst vor dem Kontrollverlust abgelöst. Frenssen entwickelt gezielt ein abenteuerliches Erzählsetting, indem er die Handlung in zwei Teile teilt, in denen das Geschehen zweimal einen Auszug ins Gefecht beschreibt, der in eine existenzielle Bedrohung führt und in „Ruhe“ endet, und enttäuscht dann die Abenteuererwartung ebenso gezielt, indem das Geschehen schlicht nicht abenteuerlich ausgestaltet wird. Dieses Vorgehen dient ihm dazu, das Abenteuer als etwas zu diskreditieren, das von unmoralischer Egozentrik zeugt. Es wird außerdem als ein Erlebnismodus dargestellt, welcher der Erfahrung des kolonialen Kriegs nicht mehr gerecht wird, weil es darin gerade nicht mehr um individuelle Selbstverwirklichung und ein lustvolles Zurechtkommen in der Kontingenz des Lebens in der Fremde geht, sondern um eine kollektive Kraftanstrengung, in der jegliche Kontingenz eliminiert werden soll. Der Krieg kann nicht als Abenteuer erlebt werden, weil er als zu ernst und schrecklich erfahren wird, als dass man darauf mit der spielerischen Leichtigkeit eines

Abenteurers, für die der Nürnberger Kamerad steht, reagieren könnte. Im Sinn einer heimatideologischen Verankerung der Figur in der heimischen Ordnung muss der Krieg auch ernsthaft und nicht als lapidares Abenteuer erlebt werden. Dass Frenssen die Struktur des doppelten Abenteuer-Kursus dennoch verwendet, um sie schließlich mit der Realität des Krieges kollidieren zu lassen, dient dazu, die Unzulänglichkeit des Abenteuers als Erlebnis- und Erzählform für den Kolonialkrieg auszustellen und damit das Abenteuer als etwas zurückzuweisen, das der modernen Erfahrungswelt nicht mehr angemessen ist.

5.2.2 *Auf der Suche nach soldatischer Handlungsmacht*

An die Stelle der erwartbaren Schilderung der Gefechte und Schlachten als abenteuerliche Handlungsfelder tritt die ausführliche, den Feldzugsbericht vollkommen dominierende Schilderung des Elends, der Krankheit und Überforderung der Soldaten. Es geht damit um eine demonstrative Inszenierung von soldatischer Hilflosigkeit. Aus der dezidierten Ablehnung der abenteuerlichen Kontingenz resultiert ein Mangel derjenigen Handlungsmacht, die nötig wäre, um auf die Unwägbarkeiten in der Wildnis individuell reagieren zu können. Die Soldaten fürchten zwar den mit dem Abenteuer verbundenen Kontrollverlust, doch ist es gerade die eigentümliche Handlungsmacht des Nürnbergers innerhalb seines nicht zu kontrollierenden, vollkommen kontingenten Abenteuererdaseins, die es ihm erlaubt, sein nicht vorhersehbares Schicksal und die ständig neuen Situationen so gut es geht selbstbestimmt zu gestalten. Moor und seine Kameraden hingegen fühlen sich trotz ihrer Ablehnung des Abenteuers von äußeren Faktoren wie der größer angelegten Kriegsstrategie des Feldzugs sowie der unberechenbaren Vorstöße der Feinde in ihrer individuellen Freiheit eingeschränkt. Sie erleben den größtmöglichen persönlichen Kontrollverlust durch die völlige Regellosigkeit der sie umgebenden ‚Wildnis‘, in der ihre Vorstellungen vom richtigen, ordentlichen Krieg nach europäischem Modell nicht umgesetzt werden können. Damit bedroht die paradoxe Konstellation zwischen der Sehnsucht nach Kontrolle über das Unkontrollierbare und der gleichzeitigen Fremdkontrolle die Souveränität der Soldaten; ihre männliche *agency* wird somit prekär.

Frenssen nimmt die historisch tatsächlich nachweisbare Überforderung der Soldaten⁵⁴ zum Anlass, diese in plakativ ausgestellte Hilflosigkeit zu über-

54 Trothas Idee einer Entscheidungsschlacht war zu eurozentrisch gedacht, weil die dafür benötigte Artillerie im unwegsamen und kaum kartografierten Gelände der Wüste bzw. Steppe nur schwer vorwärtskam und insgesamt zu wenig mobil war. Außerdem erforderte sie berittene Infanterie als mobile Kundschafter, für die speziell ausgebildete Soldaten und gute Pferde nötig waren. Die Pferde starben an Krankheiten, Durst und Unterernährung und die Truppen wurden unter Zeitdruck aus allen möglichen Bereichen

formen. In seiner Erzählung beruht dieses Gefühl größtenteils auf der Verunsicherung über adäquates soldatisches Verhalten, die sich aus der Ablehnung abenteuerlichen Handelns bei gleichzeitig fehlender Handlungsalternative und wachsendem Kontrollverlust ergibt. Er rückt mit der Hilflosigkeit ein soldatisches Gefühl in den Fokus, das zumindest in der kolonialen Kriegsliteratur bislang nicht repräsentiert war. Die Verzweiflung der Soldaten kann nun dargestellt werden, ohne die Soldaten als ‚unmännliche‘, larmoyante Feiglinge erscheinen zu lassen, denn ihre Hilflosigkeit ist nicht selbstverschuldet, sondern von außen induziert.

Angesichts dieser betonten Hilflosigkeit malen sich die Soldaten gedanklich immer wieder ihre Heimkehr aus. Neben der Sehnsucht, heimzukehren, klingt hier außerdem das Bedürfnis an, vom Erlebten zu berichten:

Wohl fünfzigmal kam immer wieder von neuem das Gerede. Wir sollten abgelöst werden und nach Hause. Davon sprachen wir am liebsten. Nach Hause! Was werden sie zu Hause sagen, wenn wir wieder kommen! [...] Was werden wir alles zu erzählen haben! [...] O, nach Haus! Wir wollten alle, alle nach Haus. (PM, 95–96)

Die Heimkehr scheint erst dann richtig vollzogen zu sein, wenn die Zuhausegebliebenen ihre Geschichten vom Krieg zur Kenntnis genommen haben. Ihre Sehnsucht richtet sich demnach auf einen zukünftigen Rückgewinn von *agency* im Sinn einer narrativen Gestaltungsmacht zumindest über die Geschichte, die sie vom Krieg erzählen werden, welche es ihnen erlauben wird, das Geschehene in eine sinnvolle Ordnung zu bringen, die dem Geschehen in der Gegenwart fehlt. Impliziert wird damit aber auch, dass es schlussendlich die Menschen in der Heimat als Publikum dieser Geschichte sein werden, die über das Erlebte und Erzählte urteilen werden: Was „sie zu Hause sagen“ werden, ist demnach der Fluchtpunkt ihres ganzen Unterfangens, denn es geht darum, vor dem Urteil der Daheimgebliebenen bestehen zu können. Zwar kämpft man für die ‚neue Heimat‘, die in der Kolonie geschaffen werden soll, doch diese ist für die Soldaten in ihrem Krankenlager nichts mehr als ein „Affenland“ (PM, 64), aus dem sie interessante Geschichten zu erzählen haben werden.

Wie elementar die positive Beurteilung des Kriegs durch die Zuhausegebliebenen ist, verdeutlicht bereits Moors Abschied aus Kiel:

zusammengestellt, sodass Marineinfanteristen – wie Peter Moor – und noch völlig unselbstständige Rekruten plötzlich zu berittenen Kundschaftern werden mussten und für diese Aufgabe auch vor Ort kaum ausgebildet wurden. Vgl. ausführlicher Häussler, M. u. T. von Trotha: Brutalisierung ‚von unten‘, S. 70–75, und Kuß, Susanne: Deutsches Militär auf kolonialen Kriegsschauplätzen. Eskalation von Gewalt zu Beginn des 20. Jahrhunderts. 3., durchges. Aufl. Berlin: Links 2012, S. 165–166.

Wenn ich hundert Jahre alt werde, so vergesse ich doch niemals diese nächtliche Stunde, als Tausende von Menschen mit uns zogen [...], uns anriefen, grüßten und winkten, und Blumen auf uns warfen und unsere Gewehre trugen und uns zum Bahnhof brachten. Der Platz vor dem Bahnhof war schwarz von Menschen. (PM, 9)

Moor erhofft sich von Anfang an, dass ihn dieses Verehrerkollektiv der jubelnden Menschenmenge auch bei seiner Rückkehr am Bahnhof empfangen und seine Erlebnisse als heroische Taten interpretieren wird. Während aus dieser in Aussicht gestellten Heroisierung ursprünglich maßgeblich der Antrieb erwuchs, überhaupt in den Krieg zu ziehen, verstärkt sich die nun vorherrschende Hilflosigkeit umso mehr, als einer der Soldaten im Krankenlager einen Brief aus der Heimat bekommt, der sie darüber informiert,

daß in Deutschland jedermann von dem Krieg zwischen Rußland und Japan spräche, von uns aber spräche kein Mensch, ja man spotte über uns und unsern Jammer als über Leute, die für eine lächerliche und verlorene Sache stritten, und man wollte nichts von uns wissen, weil wir das rasche Siegen nicht verstünden. (PM, 105)

Die sie bejubelnde Menschenmenge hat sich also längst von den Soldaten abgewandt. Nun reagieren die Menschen auf Berichte aus dem Krieg im fernen Afrika bestenfalls noch mit Desinteresse, eher aber mit Hohn und Verachtung. In dieser unscheinbaren Passage formuliert Frenssen eine für zeitgenössische Leserinnen und Leser deutlich erkennbare Kritik an der allgemeinen Einstellung der Deutschen gegenüber dem Geschehen in den Kolonien und der diesbezüglichen Presseberichterstattung. In der historischen Forschung wurde nachgewiesen, dass in der Anfangsphase des Kriegs die Zeitungsberichte darüber tatsächlich eher spärlich waren, weil die Nachrichten durch zerstörte Telegrafien- und Bahnverbindungen und die weite Entfernung zum Mutterland nur sehr langsam durchdrangen.⁵⁵ Stattdessen beschäftigten sich viele Zeitungen mit dem ungefähr zeitgleich stattfindenden Krieg zwischen Japan und Russland, sodass Frenssen hier die zunächst geringe mediale Repräsentation des Kriegs zum Anlass nimmt, sie als Desinteresse der Öffentlichkeit zu interpretieren und gleichsam zu kritisieren.⁵⁶

55 Vgl. Zeigerer, Merle: *Kriegsberichtersteller in den deutschen Kolonialkriegen in Asien und Afrika. Augenzeugen, Anstifter, Komplizen?* Kiel: Solivagus Præteritum 2016, S. 67–68.

56 Dass dieses von Frenssen hier eingeführte scheinbare Desinteresse der medialen Öffentlichkeit am Kriegsgeschehen zu einem wirkmächtigen Narrativ wurde, zeigt beispielsweise die Übernahme dieses Narrativs in der Pfadfinder-Literatur, die in Kapitel 6.3.1 untersucht wird.

Mit dieser über den Brief aus der Heimat eingeführten Vorstellung des scheinbaren Desinteresses nimmt der Autor eine Moralisierung vor, die die Hilflosigkeit der Soldaten zusätzlich unterstreichen soll. Vor allem wird insinuiert, dass die Deutschen die Soldaten dafür verachteten, für etwas zu kämpfen, das nicht des Kämpfens wert sei – nämlich die ‚neue Heimat‘ in der Kolonie –, sodass ihre erbrachten Opfer entsprechend auch nicht ernst genommen würden. Der Vorwurf, nicht ‚rasch siegen‘ zu können, spielt auf die damals in Reichstag und Medien formulierte Kritik an der Kriegsführung an. Schon im März 1904, also etwa ein halbes Jahr vor dem eigentlichen Völkermord, regte sich Widerstand gegen die extreme Brutalität und die kompromisslose Tötung der Feinde, aber auch der Zivilbevölkerung.⁵⁷ Der Verweis auf die Länge des Krieges deutet zudem auf die Reichstagsdebatten zur Erweiterung des Kriegsetats, dem die Parlamentarier zustimmen mussten, hin: Je länger der Krieg dauerte und je mehr Kosten entstanden, desto mehr wurde der Krieg an sich in Frage gestellt, was schlussendlich zu einem so großen Zerwürfnis führte, dass sich der Reichstag im Winter 1906 auflöste und Reichskanzler Bernhard von Bülow die als „Hottentottenwahlen“ bekannt gewordenen Neuwahlen anordnete.⁵⁸ Während einerseits von Kaiser Wilhelm II. als Oberbefehlshaber und der Kolonialverwaltung ein schnelles Ende des Kriegs gefordert und zu diesem Zweck auch ein erheblich höheres Gewaltausmaß in Kauf genommen wurde, wurde andererseits eben diese Gewalteskalation von den Oppositionsparteien scharf kritisiert.⁵⁹ Indem diese politischen Erwägungen und die scheinbare Gleichgültigkeit der Deutschen hier en passant in die Handlung eingeflochten werden und die Erschütterung der Soldaten über den fehlenden Rückhalt in der Heimat daraus abgeleitet wird, wird verdeutlicht, dass die vorgesehene „Interpretationsgemeinschaft“⁶⁰ den Soldaten in den Rücken fällt und sich nicht für ihr Handeln in der Fremde interessiert.

57 Es war August Bebel, der bereits am 17.03.1904 zwei Soldatenbriefe im Reichstag verlas, die die Kriegsgräuere ungeschönt zum Ausdruck brachten. Es dauerte allerdings noch etwa ein Jahr, bis im Reichstag ausführlicher darüber diskutiert wurde und auch die Presse darüber kritischer berichtete. Vgl. dazu Kuß, S.: Deutsches Militär, S. 348.

58 Zu den „Hottentottenwahlen“ vgl. ausführlicher van der Heyden, Ulrich: Die „Hottentottenwahlen“ von 1907. In: Völkermord in Deutsch-Südwestafrika. Der Kolonialkrieg (1904–1908) in Namibia und seine Folgen. Hrsg. von Jürgen Zimmerer u. Joachim Zeller. 2. Aufl. Berlin: Links 2004, S. 97–104.

59 Vgl. Krüger, G.: Kriegsbewältigung, S. 49.

60 Asch, Ronald G. u. Michael Butter: Verehrergemeinschaften und Regisseure des Charisma. Heroische Figuren und ihr Publikum. Einleitung. In: Bewunderer, Verehrer, Zuschauer. Die Helden und ihr Publikum. Hrsg. von Ronald G. Asch u. Michael Butter. Würzburg: Ergon 2016, S. 9–21, S. 11.

Mit der fehlenden Anerkennung seitens der Daheimgebliebenen erscheint selbst der Schutztruppe ihr Unterfangen immer sinnloser: „[I]m Typhuslager hörte ich, [...] daß der Feldzug nun also mit mehr Macht wieder losgehn sollte. Aber mir war es gleichgültig; ich dachte: ‚Wärst Du bloß aus diesem Affenlande heraus.“ (PM, 108) Ähnlich wie bereits bei Funke wird hier ein ‚Dolchstoß‘-Narrativ entwickelt, das für Frenssens Erzählmotivation von zentraler Bedeutung ist. Die Sehnsucht danach, heimzukehren, wird effektiv gebrochen, indem die scheinbare Abkehr der heimischen „Interpretationsgemeinschaft“ insinuiert wird, woraus eine noch gesteigerte Hilflosigkeit abgeleitet wird, weil die Soldaten der Sinnhaftigkeit ihres Handelns gänzlich beraubt werden. Dieser Tiefpunkt ist erzähltechnisch notwendig, um aus der Hilflosigkeit im zweiten Teil des Kriegs eine neue Handlungsmacht als Bestandteil einer Heroisierung zu generieren.

5.2.3 *Going native und Genozid*

Der zweite Teil des von Frenssen strukturell angelegten ‚Abenteuers‘ und des Feldzugs beginnt damit, dass Moor sich überlegt, „daß es doch nicht so schön wäre, so, nach diesen Erlebnissen, nach Hause zurückzukehren. Ich wollte gern bei dem zweiten und bessern Teil des Feldzugs, bei dem ‚raschen Siegen‘, dabei sein.“ (PM, 108) Ein gänzlich unrühmliches Ende des Kriegs und eine Rückkehr als Kriegsversehrter, der gar nicht wirklich gegen die Feinde gekämpft hat, kommen für ihn offenbar doch nicht in Frage. Ob der zweite Teil des Feldzugs indes besser ist als der erste und wie viele ‚Fortsetzungsteile‘ dieser Feldzug noch haben wird, kann der homo- und autodiegetische Erzähler Moor zu diesem Zeitpunkt noch nicht wissen. Vielmehr zeigt sich an dieser Stelle ein extradiegetischer Vorgriff auf die spätere Einteilung und Bewertung des Kriegs und seiner verschiedenen Phasen, die offenkundig an die geschilderte öffentliche Diskussion des Kriegs in der Heimat anknüpft. Dass er zweimal wortwörtlich das „rasche Siegen“ aufgreift, das zur obersten Maxime des Kriegs erklärt wurde, deutet auch darauf hin, dass der Autor in seiner Gestaltung der Handlung maßgeblich durch die retrospektive Bewertung des Kriegs beeinflusst war.

Zunächst zeigt sich in Moors Sehnsucht nach dem ‚raschen Siegen‘, dass dem langsam wieder zu Kräften gekommenen Soldaten das gleichgültige Verharren im Krankenlager nicht mehr ausreicht und er der lähmenden Hilflosigkeit im Lazarett ein Ende setzen will. Er schließt sich deshalb eigenmächtig einem Oberleutnant an, der auf dem Weg zum Kriegsschauplatz ist, womit eine neue *agency* in Aussicht gestellt wird. Äußerlich markiert ist diese Überwindung der Handlungsunfähigkeit als Auferstehung aus der Grabesruhe des Lazaretts: Moor tauscht die jämmerlichen Überreste seiner Uniformfetzen durch einen „ganz neuen Kordanzug“, in den er sich nach einem ausgiebigen

Bad als symbolisch Neugetaufter kleidet. Mit dieser „schmucken, reinen Schutztruppenuniform“ (PM, 112) ist er so verwandelt, dass ihn der Oberleutnant nicht mehr wiedererkennt. Er erscheint also wie ein neuer Mensch, der nun den Neuanfang wagen kann.

Eine Gelegenheit für ein neues Abenteuer ergibt sich schnell, als Moor mit drei Kameraden beauftragt wird, einer anderen Abteilung eine Meldung zu überbringen. Auch hier weist der Ausgangspunkt, der auch aus einem Roman von Cooper oder May stammen könnte, in eine potenziell abenteuerliche Richtung: Nach einem ereignislosen Ritt durch die Nacht stoßen die vier Soldaten auf das Hauptlager der Herero, das sie im Geheimen beobachten, und reiten dann weiter in Richtung der Truppe, die sie erreichen wollen. Bei einer Rast kommt es dann zum Überfall durch die Feinde, die Moors Begleiter töten und dann ihn angreifen:

Laute Rufe und Scheltworte flogen heran. Kriechend und springend kamen sie durch das hohe, bewegte Gras auf mich zu. Da sprang ich, die Trense noch in der Hand, in fliegender Eile auf das nächste ungesattelte Pferd und brachte das müde Tier in Galopp und entkam ihnen am Busch entlang. (PM, 138–139)

Diese Situation ist in zweierlei Hinsicht bemerkenswert: Zum einen wird abermals kein heroischer Kampf geschildert, sondern eine Flucht vor Feinden, die indes für einen Spähtrupp noch nachvollziehbar erscheint. Zum anderen wird aber diese erfolgreiche Flucht Moors keineswegs für eine heroisierende Schilderung oder für eine Abenteuerepisode herangezogen. Stattdessen beschreibt Moor seine Flucht folgendermaßen:

Ich weiß nicht viel von den nächsten Stunden. Ich weiß nur, daß es mit entsetzlich schwer und dumpf auf dem Schädel lag, als wäre mein Hut voll Blei, und daß ich den Kopf sonderbar geduckt zwischen den Schultern hielt und die Augen halb geschlossen und daß ich immer wieder die furchtbaren Hiebe fühlte, die ich gesehen hatte. In schrecklich wüster Dumpfheit und wirrem, halbverrücktem Grübeln ritt ich wohl drei Stunden lang. [...] Als mir ein wenig klarer wurde, dachte ich nach, wohin ich wohl ritte, und wußte es nicht. (PM, 139)

Die von ihm mitangesehenen Tötungen der anderen Soldaten haben ihn so verstört, dass er sogleich mit somatischen Symptomen reagiert. In einem Zustand der Verwirrung reitet er ziellos durch das fremde Land und gerät in eine existenzielle Bedrohungssituation. Sein erschöpftes Pferd muss er zurücklassen und auch er selbst irrt nun immer schwächer umher: „Da stand ich auf und sah mich in großer Not um und begehrte, tot zu sein.“ (PM, 142) Anstatt unbeirrt seinen Auftrag auszuführen oder heldenhaft im Kampf gegen die Feinde zu sterben, wird hier die blanke Panik in den Fokus gerückt, die ihn

dem Wahnsinn nahebringt und den Tod herbeisehnen lässt. Der kurz zuvor noch als Auferstehung zelebrierte Neuanfang kollidiert also schnell mit der Realität des Kriegs. Zwar stirbt Moor nicht, doch nur unter dramatischen Bedingungen, die indes abermals nicht abenteuerlich ausgestaltet werden, kehrt er schließlich völlig entkräftet zu seiner Truppe zurück. „Ich meldete mich und berichtete [...] und schlief sechs Stunden wie ein Toter.“ (PM, 147). An die Stelle des ausführlichen Berichts über ein potenziell abenteuerliches Erlebnis tritt ein mehrstündiger totenähnlicher Schlaf, der den Eindruck verstärkt, dass der Soldat seinen Schock nur noch durch Verdrängung, nicht aber durch eine Erzählung bewältigen kann.

Die hier zum Ausdruck gebrachte fundamentale Erschütterung durch das Kriegsgeschehen ist auffällig und kennzeichnet auch den weiteren Verlauf des Feldzugs, der sich nun rund um den Waterberg konzentriert. Moor plagt die „furchtbare Angst“, dass „sie nun hervorbrächen, im wilden Sturm, und daß es aus mit uns wäre.“ (PM, 152) An einen tapferen Zweikampf, den sie anfangs noch herbeisehnten, ist längst nicht mehr zu denken. Seine Angst kann nur durch den Einsatz von überlegener Waffentechnik abgemildert werden:

Das Rohr eines Maschinengewehrs schob sich neben meinem Gesicht vor. Gleich darauf knatterte es los. Die rasende Kugelsaat pff in die Büsche, prasselte und pff. Wie schön das klang! [...] Nun donnerten auch die Kanonen von einer Anhöhe hinter uns über unsre Köpfe weg. Da wurde es drüben etwas stiller. (PM, 153)

Nicht die eigene kriegerische Leistung, sondern erst die überlegene Waffenmaschinerie lässt das verängstigte Kriegerkollektiv wieder Hoffnung schöpfen. Die Technisierung der Kriegsführung ersetzt also die individuelle Kampfkraft und Tapferkeit des einzelnen Soldaten, der immer mehr zu einem Maschinenbediener wird und nur in dieser Rolle souverän erscheint, nicht aber als Krieger. Stärker könnte der Kontrast zwischen dem tapfer im Zweikampf kämpfenden Ritter der Vormoderne und dem wahllos in die feindlichen Reihen feuernenden Soldaten des modernen Kolonialkriegs nicht herausgestellt werden.

Je länger, je intensiver und näher dieser Kampf ist, desto weniger fremd werden dabei die Feinde dargestellt. Nun sind die vormals als „Klumpen“ beschriebenen Herero laut der Erzählstimme sogar dazu fähig, Deutsch zu sprechen, wenn auch noch in einer alterisierenden Pidgin-Form, in der sie die deutschen Soldaten „heiser und höhnisch nachäffen“ (PM, 154). Bei genauerer Betrachtung offenbart sich als das Unheimliche an den Herero, dass manche von ihnen „die Uniform unserer Schutztruppe“ tragen, „andere hatten europäische Sommeranzüge“ (PM, 87), die sie den Deutschen gestohlen haben, sodass sie den deutschen Soldaten bedrohlich ähneln. Darin zeigt sich der

„chamäleonhafte[] Charakter“ des Partisanen, der als ein „Meister der Tarnung [...] sein Aussehen, seine Erscheinungsform fast nach Belieben verändern kann.“⁶¹ Diese Gefechtssituation stellt sich als „uncanny encounter“⁶² dar, also als eine Begegnung, deren Unheimlichkeit gerade darin liegt, dass man im vermeintlich Fremden das Eigene erkennt. Die durch die Kleidungsverwechslung geschaffene „Uneindeutigkeit der Partisanengestalt“⁶³ unterstreicht somit den Horror der deutschen Soldaten davor, sich nicht mehr vom Feind unterscheiden zu können.⁶⁴ Eben weil Moor und die anderen Soldaten so sehr auf der Opposition zu den Indigenen beharren, verstehen sie es als größtmögliche Provokation, von ihren Feinden nachgeahmt zu werden, und reagieren mit rasender Wut darauf.⁶⁵

Diese Wut signalisiert eine Annäherung an die Gewalttätigkeit der Feinde, die als ‚Verwilderung‘ dargestellt wird. Während es zunächst die Herero sind, die „unter wilden Rufen durch die Büsche vorstürmten“, ist es dann „das heisere Brüllen der verdurstenden Tiere“, das die sich zuspitzende Lage verdeutlicht, sodass es nun die deutschen Soldaten sind, die immer wilder agieren: „Dann ging es von Mann zu Mann: Wir wollen stürmen. [...] Mit wildem Schreien, mit verzerrten Gesichtern, mit trockenen, brennenden Augen sprangen wir auf und stürmten vorwärts.“ (PM, 158) Dass die strenge Opposition zwischen Deutschen und Herero nur eine Illusion ist, suggeriert indes bereits der Name ‚Moor‘, der eben nicht nur auf die heimische Moorlandschaft verweist, sondern auch auf die von Anfang an als Möglichkeit angelegte Annäherung der Weißen an ihre schwarzen Feinde, die als wild, tierisch und barbarisch geschildert werden. Mit zunehmender Verelendung sind ihre Gesichter so schmutzig und

61 Münkler, H.: Die Gestalt des Partisanen, S. 14.

62 Diesen Begriff hat John Zilcosky unter Rückgriff auf Freuds Konzept des Unheimlichen geprägt, siehe Zilcosky, John: *Uncanny Encounters. Literature, Psychoanalysis, and the End of Alterity*. Evanston, Illinois: Northwestern Univ. Press 2016.

63 Münkler, H.: Die Gestalt des Partisanen, S. 14.

64 Es erscheint naheliegend, bei dieser Nachahmung an Homi Bhabhas Konzept der kolonialen Mimikry zu denken, demzufolge die Kolonisierten aus dem Zwang heraus, sich der Kultur der Kolonisierenden anzupassen – was Bhabha am Beispiel der christlichen Missionare demonstriert –, eine subversive Handlungsmacht gerade daraus generierten, indem sie zwar die Kolonisatoren imitieren, dabei aber immer noch ein Maß an Andersheit bewahren. Diese Vorstellung führt hier jedoch in die Irre, da die deutschen Soldaten, anders als die Missionare, die die Kolonisierten ‚zivilisieren‘ wollen, gar kein Interesse an zivilisierten Indigenen haben, sondern stattdessen eine größtmögliche Fremdheit bewahren wollen.

65 Vgl. zu diesem Zusammenhang auch Stefan Hermes' Analyse dieser Textpassage, siehe Hermes, S.: „Fahrten nach Südwest“, S. 63–65, sowie Kenosian, David: *The Colonial Body Politic. Desire and Violence on the Works of Gustav Frenssen and Hans Grimm*. In: Monatshefte 89.2 (1997), S. 182–195, S. 188.

von der Sonne „verbrannt[]“, dass die Deutschen „fast schwarz“ (PM, 183) aussehen. Die Erzählerstimme beschreibt mit dieser unfreiwilligen Annäherung an die Kolonisierten den Vorgang, der im kolonialen Duktus als *going native* bezeichnet wird und in vielen kolonialen Erzählungen als Schreckensbild auftaucht, weil diese Anpassung an das Fremde als eine Bedrohung für die körperliche und geistige Gesundheit der Europäer betrachtet wurde.

Nicht nur äußerlich, sondern auch in ihren Taten zeigt sich dieses perhorreszierte *going native*, und zwar indem die zunehmende ‚Verwilderung‘ der Deutschen auch mit einer Brutalisierung in ihrem Handeln korrespondiert, die ursprünglich nur den Feinden attestiert wurde. Die Hilflosigkeit angesichts der nicht gegebenen adäquaten Reaktionsmöglichkeiten auf die ständigen Angriffe der Herero führt dazu, so suggeriert es die Erzählstimme, dass die Soldaten in ihrem Handeln kompromissloser werden. Auf eine Radikalisierung der Kriegshandlungen deuten neben dem zum Einsatz kommenden Maschinengewehr auch das wilde Schreien und ihre verzerrten Gesichter hin. Unter den Soldaten entwickelt sich die Bereitschaft, gegen die Feinde alles zu tun, was nötig ist, um den Krieg endgültig zu beenden. Als einzigen Ausweg aus der Überforderung der Soldaten stellt die Erzählung eine Umkehrung in eine erbarmungslose Handlungsmacht in Aussicht, die die bedrohte männliche Souveränität wiederherstellen soll. Dafür greift Frenssen wieder die im Doppelweg angelegte Möglichkeit der Bewährung im zweiten Kursus auf, die hier jedoch nicht mehr im ehrenhaften Zweikampf des einzelnen Ritters liegt, sondern in der kollektiven, durch einen technisierten Waffenapparat gestützte Brutalisierung.

Diese Brutalisierung äußert sich in jenem Geschehen, das in der heutigen Historiografie als Genozid verstanden wird. Es wurde in verschiedenen Studien darauf hingewiesen, dass die Erzählstimme keinen Hehl aus der Auslöschung der Herero macht.⁶⁶ Ganz im Gegenteil wird die genozidale Strategie⁶⁷ Lothar

66 Vgl. beispielsweise Brehl, Medardus: „Diese Schwarzen haben vor Gott und Menschen den Tod verdient“. Der Völkermord an den Herero 1904 und seine zeitgenössische Legitimation. In: Völkermord und Kriegsverbrechen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Hrsg. von Irmtud Wojak u. Susanne Meinl. Frankfurt, New York: Campus 2004, S. 77–97, S. 93, Baer, E. R.: *The Genocidal Gaze*, S. 54–57, Brehl, M.: „Das Drama“, S. 90–92, sowie Hermes, S.: „Fahrten nach Südwest“, S. 49.

67 Matthias Häussler betont, dass der Völkermord von Trotha zunächst nicht dezidiert geplant gewesen war. Zwar hatte er angekündigt, weder vor „Strömen von Blut“ noch vor „krassem Terrorismus“ (Lothar von Trotha in einem Brief an Theodor Leutwein, zitiert nach Zimmerer, Jürgen: *Von Windhuk nach Auschwitz? Beiträge zum Verhältnis von Kolonialismus und Holocaust*. Berlin: Lit 2011, S. 49) zurückzuschrecken, doch sein Ziel, die Feinde in einer vernichtenden Schlacht zu besiegen, behielt er noch bei, als die Herero bereits in die Omaheke geflohen waren. Er ließ sie weiter in die Wüste

von Trothas, die darin bestand, die Herero nach den Gefechten am Waterberg am 11. August 1904⁶⁸ weiter in die Wüste zu verfolgen, auf den letzten 40 Seiten des Romans ausführlich geschildert.

Die Verfolgung der Herero in die Wüste beschreibt der Roman jedoch aus der Retrospektive des Jahres 1906, als längst klar war, dass es nicht zu einer Entscheidungsschlacht gekommen war, sondern zum massenhaften Dursttod der Herero. Nach wochenlanger Verfolgung in die Wüste, die auch für die deutschen Truppen lebensbedrohlich wurde, erließ Trotha schließlich am 2. Oktober 1904 den berühmt-berüchtigten „Aufruf an das Volk der Herero“, in dem er den Herero den Status als deutsche Untertanen aberkannte und ihnen somit die Rückkehr aus der Wüste unter Androhung der Ermordung durch deutsche Soldaten untersagte: „Innerhalb der deutschen Grenze wird jeder Herero mit oder ohne Gewehr, mit oder ohne Vieh erschossen, ich nehme keine Weiber oder Kinder mehr auf, treibe sie zu ihrem Volk zurück oder lasse auf sie schießen.“⁶⁹

Indem Frenssen für den Roman auf Augenzeugenberichte deutscher Soldaten zurückgreift und diese in Form eines Feldzugsberichts mit einem auto-diegetischen Erzähler, Peter Moor, fiktionalisiert, entwickelt er eine diegetische Perspektive, die einerseits die ursprüngliche Erwartung der Soldaten, dass

verfolgen, obwohl dort auch für seine Soldaten kein Wasser vorhanden und das Gebiet weitgehend unbekannt war, um sie schließlich wieder einkesseln und dann besiegen zu können. Dies zeigt Häußler anhand von Briefen und Tagebucheinträgen, in denen Trotha seine Strategie darlegte, vgl. Häußler, M.: Der Genozid, S. 184–188. Ähnlich argumentiert auch Lundtofte, H.: The Radicalization. Dieser Lesart zufolge wäre der Genozid das Resultat des Scheiterns dieser von Trotha viel zu lange verfolgten, sehr traditionellen und auf europäische Kriegsschauplätze zugeschnittenen Strategie der ‚großen Operation‘, die im unwegsamen Gelände Südwestafrikas misslingen musste.

68 Die Schlacht am Waterberg kann kaum als wirkliche Schlacht und erst recht nicht als militärischer Erfolg für die Deutschen bewertet werden, auch wenn der General dies in seiner Rückmeldung an den Kaiser so kommunizierte. Trothas Plan, die Herero von allen Seiten einzukreisen und dann gleichzeitig anzugreifen, scheiterte insofern, als eine Truppe zu früh angriff und damit die Herero in die Richtung der schwächsten deutschen Abteilung drängte. Diese zahlenmäßig deutlich unterlegene Abteilung musste den Herero weichen, sodass sie fliehen konnten, wenngleich ihnen nur der Weg in die Omaheke-Wüste übrigblieb. Trothas Plan einer Entscheidungsschlacht war also gescheitert, weil sich die Herero dieser erneut entzogen hatten. Zum Kriegsgeschehen rund um den Waterberg vgl. Krüger, G.: Kriegsbewältigung, S. 50–51, sowie Hull, I. V.: Absolute Destruction, S. 33–43.

69 Proklamation Lothar von Trothas vom 2.10.1904, zitiert nach Zimmerer, J.: Von Windhuk nach Auschwitz, S. 52. Der für die eigenen Soldaten bestimmte Zusatz, dass der Befehl nicht dazu gedacht sei, Frauen und Kinder zu erschießen, sondern „daß über sie hinweggeschossen wird, um sie zum Laufen zu zwingen“, mag zur Ehrrettung der deutschen Soldaten gedacht gewesen sein, ändert indes nichts an der Tatsache, dass die Herero – Krieger wie Zivilisten, Männer wie Frauen und Kinder – dazu gezwungen waren, sich entweder von deutschen Soldaten erschießen zu lassen oder in der Wüste zu verdursten.

es irgendwann doch noch zu einer entscheidenden Schlacht kommt, und andererseits eine rückwirkende Apologie des Völkermords beinhaltet.⁷⁰ Es wird kein Zweifel gelassen, dass die Verfolgung der Herero in die Wüste von Elend und Tod begleitet ist:

Wie tief hatte sich das stolze, wilde, höhrende Volk in seiner Todesangst erniedrigt. Wohin ich von meinem müden Pferd herab die Augen wandte, da lag haufenweise all ihr Gut: Ochsen und Pferde, Ziegen und Hunde, Decken und Felle. Und da lagen Verwundete und Greise, Leiber und Kinder. Ein Haufe [sic] kleiner Kinder lag hilflos verschmachtend neben Weibern, deren Brüste lang und schlaff herabhingen; andre lagen allein, die Augen und Nasen voll von Fliegen, noch lebend. [...] Mittags machten wir an den Wasserlöchern Halt, die bis an den Rand voll von Kadavern waren. [...] Mensch und Tier wird nachher in den Busch gestützt sein, irgendwohin, sinnlos, in letzter Verzweigung, irgendwo Wasser zu finden. Im Busch werden sie verdurstet sein. (PM, 163–164)

Obwohl immer wieder lapidar festgestellt wird, dass die Herero in den „grausen Dursttode“ (PM, 172) fliehen, wird an der Vorstellung von einer großen Schlacht festgehalten. Als diese ausbleibt, kommentiert Moor: „Vom Feinde war nichts zu sehen, als unten in der Ferne eine ungeheure schwere Staubmasse, die rasch durch die Steppe vorwärtszog.“ (PM, 190) Diese zu einer „Staubmasse“ deformierte Menschenmasse wird nun in Ermangelung einer Entscheidungsschlacht so lange gehetzt, bis sie endgültig ausgelöscht ist.

Neben der Weisung ‚von oben‘, die Herero durch die Vertreibung in die Wüste zu vernichten, kommt die Vernichtungswut zum anderen durch Einzel-taten der Soldaten zum Ausdruck. Der gesamte zweite Teil des Feldzugs ist durchzogen von Gewalttaten Einzelner, die davon zeugen, dass die Soldaten ihre ursprüngliche Hilflosigkeit nun umkehren in gewalttätige Handlungsmacht. Moor erschlägt beispielsweise einen Herero mit dem Kolben seines Gewehrs und verspürt danach zwar ein Gefühl des Ekels vor seinem Gewehrkolben, aber keine Reue. Der offiziellen Weisung Trothas folgend erschießen sie fünf Männer, von denen einer den Waffenrock mit den „Namenszeichen eines unsrer gefallenen Offiziere“ trägt, wofür sie sich rächen wollen. „Die Weiber und Kinder, die jämmerlich verhungert aussahen, jagten wir in den Busch.“ (PM, 176) Als die Verfolgung bereits abgebrochen und der Krieg vorbei ist, stöbern Moor und seine Kameraden einen Feind auf, den sie zunächst aus

⁷⁰ Dass es sich um eine Vernichtung handelte, war auch zeitgenössisch bereits unbestritten – diskutiert wurde aber, ob und wodurch die Vernichtung berechtigt und angemessen war. Zu diesen Rechtfertigungsstrategien vgl. ausführlicher Brehl, M.: „Diese Schwarzen“. Die Diskussion in den Medien und im Reichstag über die Rechtmäßigkeit dieses Gewaltmaßes greift Susanne Kuß auf, vgl. Kuß, S.: Deutsches Militär, S. 348–352.

scheinbarer Gnade laufen lassen, um ihn dann doch von hinten zu erschießen. Die Schilderung solcher Gewaltexzesse konstatiert eine Brutalisierung, die zugleich als notwendige Reaktion auf die zuvor kaum auszuhaltende Passivität gerechtfertigt wird, weil nur so das hilflose Warten auf die Schlacht endgültig umzukehren ist in die Freiheit, selbst handeln zu können und über das eigene Handeln selbst entscheiden zu können, auch wenn dieses Handeln dann als wütende Reaktion auf die eigene Hilflosigkeit nur noch gewalttätige Rache ist.⁷¹ In der durch das *going native* ausgelösten Verrohung liegt also der Schlüssel für die ersehnte Resouveränisierung, die zwar als Bewährung im Kampf, aber nicht mehr als Teil einer abenteuerlichen Episode erzählt wird.

Die direkte Bezugnahme des Autors auf den konkreten Kriegsverlauf ebenso wie die Stimmung und Gefühlslage der Soldaten ist auffällig. Dass Frenssen über seinen Erzähler Peter Moor die Angst, Verunsicherung und die permanente Todesgefahr in den Fokus rückt und somit den Anschein von Authentizität erweckt, trägt in erster Linie zu einer spezifischen Heroisierung der Schutztruppe bei.

5.3 Heroisierung zwischen Authentizität und Ideologisierung

5.3.1 *Täter, Opfer, Helden: Zur Heroisierung der Schutztruppe*

Dass die detaillierte Beschreibung der leidenden, hilflosen, heimwehgeplagten Soldaten neben einer möglichst anschaulichen Abbildung des Kriegs dem

71 Der Erzähler schildert einen Prozess, der auch historisch belegt ist. Missionare berichteten bereits kurz nach dem Ausbruch des Kriegs von einer sich rasch ausbreitenden „Pogromstimmung“ (Missionar Elgner an die Rheinische Missionsgesellschaft, zitiert nach Häußler, M. u. T. von Trotha: Brutalisierung ‚von unten‘, S. 61) unter den deutschen Siedlerinnen und Siedlern sowie den Soldaten, denen es unerhört erschien, dass die Herero die koloniale Ordnung störten und die europäische Überlegenheit in Frage stellten. Zugleich machte ihnen dieser ‚Aufstand‘ auch ihre eigene prekäre Situation in zahlenmäßiger Unterlegenheit gegenüber der indigenen Bevölkerung bewusst, was, so Matthias Häußler und Trutz von Trotha, die Angst schürte. An die Stelle der großen Schlachten trat der Kleinkrieg. Die sich immer wieder der direkten militärischen Konfrontation entziehenden Feinde lösten außerdem eine wachsende Frustration und Verbitterung der Soldaten aus, die zunehmend unter der tatsächlich schlechten Versorgungslage litten. Um die eigene Überlegenheit unter Beweis zu stellen und ein Surrogat für die fehlende Schlacht zu erschaffen, so wird vermutet, kam es immer wieder zu Angriffen auf Herero-Siedlungen und Massakern, auch als der Krieg längst entschieden war. Entscheidend ist, dass es sich hierbei um eine „Brutalisierung ‚von unten‘“ handelte, die nicht von der Heeresleitung initiiert wurde, die Vernichtungsabsichten derselben aber flankierend unterstützte. Vgl. ausführlicher Häußler, M. u. T. von Trotha: Brutalisierung ‚von unten‘, S. 61–82.

Zweck der Heroisierung dient, ist nicht auf den ersten Blick evident. Denn Gelegenheiten, die eigene Tapferkeit unter Beweis zu stellen und sich als heroisch zu bewähren, wie etwa Kampfschilderungen, fehlen weitestgehend. Die Situationen, in denen es möglich wäre, wie beispielsweise der Überfall auf Moors Patrouille, bei dem er panisch die Flucht ergreift, werden weder heroisierend noch abenteuerlich ausgeschmückt. Einer zentralen Grundannahme der Heldenforschung zufolge ist davon auszugehen, dass ein Held oder eine Heldin sich weniger durch seine respektive ihre Taten auszeichnet, sondern dass diejenige Figur als heroisch zu verstehen ist, „der heroische Eigenschaften zugeschrieben werden“.⁷² Diese Zuschreibung des Heroischen, das hat der ernüchternde Brief, der Moor über das Desinteresse der Deutschen informierte, gezeigt, fehlt in diesem Fall – im Gegenteil hat sich die für die Heroisierung vorgesehene Verehrergemeinschaft sogar verächtlich von den Soldaten abgewandt.

Dennoch zeugt die Erzählung vom Versuch, die Schutztruppe als heroisches Kollektiv darzustellen. Die Eigenschaften und Leistungen, die typischerweise einer heroischen Figur attestiert werden, finden sich in Moors Feldzugsbericht nämlich trotzdem. Zu nennen ist zunächst die Außerordentlichkeit ihres Handelns, die bereits dadurch erfüllt ist, dass die Soldaten, anders als die Zuhausegebliebenen, die Heimat verlassen und in einem fremden Land für das eigene Volk kämpfen. Dies erscheint umso außergewöhnlicher, als in der am Anfang des Romans zur Schau gestellten Heimatverbundenheit der Charaktere ein Aufbruch in die Fremde gar nicht vorgesehen ist. Es handelt sich größtenteils nicht um an transnationale Mobilität gewohnte Offiziere, sondern um einfache Soldaten, die sich als Handwerker- und Bauernsöhne aus ihrer gewohnten Ordnung in eine neue, koloniale Welt herausbewegt haben. Dies macht ihr Handeln außerdem transgressiv: Peter Moor und seine Kameraden überschreiten eine für sie eigentlich unüberschreitbare Grenze in eine gegensätzliche Welt, wodurch der Text erst Sujethaft wird. Diese Transgression lässt sich räumlich verstehen, aber auch moralisch, da etablierte Normen im Krieg,

72 So formulieren es die Mitglieder des Freiburger Sonderforschungsbereichs 948 „Helden – Heroisierungen – Heroismen“ in ihrem Konzeptpapier zum eigenen Forschungsfeld. Heroische Eigenschaften sind demnach vor allem „agonale, außeralltägliche, oftmals transgressive eigene Leistungen.“ Siehe dazu: von den Hoff, R., R. G. Asch u. a.: Helden – Heroisierungen – Heroismen, S. 8. Tobias Schlechtriemen fügt in seiner heuristischen Typologie des Heroischen noch eine „starke Agency“ und die „moralische und affektive Aufladung des Handelns“ als Elemente der Heroisierung hinzu, vgl. Schlechtriemen, Tobias: Der Held als Effekt. *Boundary work* in Heroisierungsprozessen. In: Berliner Debatte Initial 29.1 (2018), S. 106–119, S. 109.

zumal im hier geschilderten Kleinkrieg, keine Geltung mehr beanspruchen können.

Die Exzeptionalität und Transgressivität der Schutztruppe stellen sich hier jedoch nicht in einem besonderen Talent oder einer außerordentlich gut beherrschten Fähigkeit wie Schießen oder Kämpfen dar. Frenssen konzipiert Figuren, die zunächst absolut unbedeutend erscheinen und zum Teil sogar kriminell oder gesellschaftlich in Ungnade gefallen sind. Sie stellen Durchschnittstypen dar, die primär durch die Einfachheit ihres Gemüts gekennzeichnet sind. Peter Moor etwa wendet sich von seinen Gesprächspartnern ab, als sie „von gelehrten Dingen“ (PM, 13) sprechen.⁷³ Dass der Autor, wie er in seiner Autobiografie festhielt, einen „rechten, ordentlichen holsteinischen Jungen“ zum Erzähler macht, dessen „Sinn und [...] Sprache [...] für diesen Stoff grade geeignet“⁷⁴ sei, zeugt nicht nur davon, dass mit diesem nahbaren, zur Identifikation einladenden Erzähler ein Massenpublikum adressiert werden soll, sondern unterstreicht auch, dass die Protagonisten keine herausragenden Einzelindividuen und keine besonders ausgebildeten Elitesoldaten sind. Ihre eigentliche Kraft schöpft die Schutztruppe demnach aus ihrer Verfasstheit als Kollektivsubjekt.

Zunächst zeichnen die bereits untersuchten ausschweifenden Passagen, in denen anstelle von Schlachtenbeschreibungen das Leid der Soldaten thematisiert wird, ein eindrückliches Bild des existenzbedrohenden Elends, in dem die Soldaten als hilflose Opfer der widrigen Umstände erscheinen. Im Krankenzimmer konstatiert Peter Moor dann: „Offiziere, Ärzte, Lazarettgäste, Soldaten, die taten noch treu ihre Pflicht wie eine Maschine, die noch eine Weile weiterläuft, wenn der Dampf schon abgestellt ist, und waren inwendig schon krank und voll von wirren Gesichtern.“ (PM, 105) Frenssen entwirft somit Helden, deren Außergewöhnlichkeit nicht in ihrem besonderen Mut oder ihrer Kampffertigkeit liegt, sondern ausschließlich in einer überdurchschnittlich ausgeprägten Bereitschaft zum Selbstopfer.⁷⁵ Dieses bedingungslose Weitermachen für die Pflicht wird im Roman als Grundlage des Heldentums entwickelt. Als kranke Maschinen marschieren die Durchschnittssoldaten in ständiger Lebensgefahr weiter, obwohl ihre Körper langsam versagen und ihr Psyche Schaden nimmt:

73 Diese Abkehr des Protagonisten von allem Intellektuellen muss auch vor dem Hintergrund der heimatkünstlerischen Ablehnung von Wissenschaft, Abstraktion und Vergeistigung verstanden werden.

74 Frenssen, G.: Lebensbericht, S. 144.

75 Zu dieser größtmöglichen Opferbereitschaft vgl. Münkler, Herfried: Heroische und post-heroische Gesellschaften. In: Merkur 61 (2007), S. 742–752, S. 742. Auch Tobias Schlechtriemen sieht in der Bereitschaft, das eigene Leben zu opfern, eine ins Extreme gesteigerte Transgressivität, vgl. Schlechtriemen, T.: Der Held als Effekt, S. 111.

„Es ist wunderbar, wieviel der Mensch ertragen kann“ (PM, 168), betont der Erzähler und legt damit die Lesart nahe, dass ihre Bereitschaft zur Opferung ihres eigenen Lebens für das Wohl der Nation exzeptionell ist. Es ist also nicht so sehr der tatsächliche Erfolg in der Schlacht, quantifizierbar durch die Zahl der getöteten Feinde, sondern die immer wieder in Kauf genommene Todesgefahr als größtmögliche Transgression, die das Handeln heroisch macht. Dieser vom Erzähler insinuierte Aufopferungsgestus wird jedoch erst dann überzeugend, wenn die Soldaten selbst keine Opfer mehr sind, denn eine Aufopferung zeugt gerade von einer fundamentalen Handlungsmacht, die ihnen zumindest im ersten Teil des Kriegs fehlt. Denn wie die obigen Ausführungen gezeigt haben, sind die Soldaten keineswegs zu jedem Zeitpunkt zur bedingungslosen Selbstopferung bereit – im Gegenteil wird wiederholt betont, wie gleichgültig ihnen der weitere Verlauf des Krieges ist und wie groß ihre Angst davor ist, in diesem ohne heimatlichen Rückhalt immer sinnloser werdenden Krieg zu sterben. Damit die heroisierende Lesart des soldatischen Handelns als Aufopferung überzeugend werden kann, muss also zuvor die Opferrolle überwunden werden.

Als Mittel zur Überwindung der im ersten Teil des Feldzugs beschriebenen Hilflosigkeit dient im zweiten Teil des Feldzugs die zur Schau gestellte Gewalt. Der Beschluss von Trothas, den Feind „zu zwingen, nordostwärts in den Durst und in den Tod zu gehen“, wird als unerlässlich erachtet, „damit die Kolonie für alle Zeit vor ihm Ruhe und Frieden hätte.“ (PM, 171) Ihre Strategie der Vernichtung wird so nicht nur als notwendige, endgültige Befreiung von den als lästig empfundenen Aufständischen dargestellt. Darüber hinaus wird sie außerdem als Befreiung von der eigenen Hilflosigkeit präsentiert und ihre kollektive Täterschaft als Selbstopferung zum heroischen Akt stilisiert. Die sich entladende Gewalt gegen die Herero dient also maßgeblich der Resouveränisierung der Soldaten im Sinn einer Rückgewinnung von Handlungsmacht, die durch diese Täterschaft ihre Opferrolle hinter sich lassen können. Sie sind demnach zuerst Opfer der widrigen Begleitumstände und der unrechtmäßigen Auflehnung der Indigenen gegen die koloniale Ordnung und später stolze Täter im Dienst der Nation.⁷⁶ Erst als Täter gelingt es ihnen, sich aktiv für die Selbstaufopferung zu entscheiden und so eine radikale heroische *agency* zu entwickeln. Beim Anblick der Leichen ihrer Opfer und der sterbenden Herero-Frauen und Kinder betont Moor trotzdem noch einmal, dass *sie* die

76 Vgl. ähnlich auch Hermes, Stefan: Täter- und Opfermythen in der Kolonialliteratur. Von Gustav Frenssens *Peter Moors Fahrt nach Südwest* zu Hans Grimms *Volk ohne Raum*. In: Täter als Opfer? Deutschsprachige Literatur zu Krieg und Vertreibung im 20. Jahrhundert. Hrsg. von Stefan Hermes u. Amir Muhić. Hamburg: Dr. Kovač 2007, S. 149–163, S. 152–153.

eigentlichen Leidtragenden sind: „Auf durstenden und hungernden Pferden ritten wir weiter, wir Durstenden und Hungernden.“ (PM, 163)

In dieser so zum Ausdruck gebrachten Vernichtungsstrategie wird zudem die heroische Eigenschaft der Agonalität als Effekt der polaren Beziehung zum Feind deutlich. Das Verhältnis zu den von Anfang an entmenschlichten Herero ist zwar agonal konzipiert, wird aber zwischenzeitlich von Hybridisierung und Verwilderung der deutschen Soldaten bedroht, sodass am Ende nur die genozidale Auslöschung als ultimative Grenzziehung bleibt, um sich endgültig von den Gegnern abzuheben. Die Herero sind zum Schluss nichts weiter als eine „Staubwolke“, die „hinein in den Dursttod“ (PM, 191) verschwindet. Die Überwindung der eigenen Hilflosigkeit durch die individuelle wie strategische Gewalt ermöglicht in dieser Logik eine Resouveränisierung der angeschlagenen kolonialen Identität und Integrität, für die Frenssen durch die geschilderte Darstellung eine Heroisierung nahelegt.

Diese Heroisierung hängt jedoch maßgeblich davon ab, ob das Agieren der Schutztruppe moralisch positiv oder negativ aufgeladen wird. Denn ihre Grenzüberschreitung kann von der Gemeinschaft der Daheimgebliebenen sowohl kriminalisiert als auch heroisiert werden.⁷⁷ Hier setzt nun Frenssens Roman intentional an: In seinem *Lebensbericht* betonte er rückblickend seine Verärgerung darüber, dass die Deutschen die „heiße Tapferkeit und das Sterben unsrer eignen Leute“ nicht gewürdigt hätten und ihnen somit der „ergreifende Zug der Geschehnisse“ und „ein großer sittlicher Wert“ verborgen geblieben seien. Um diesem „ungerechten Zustand“⁷⁸ ein Ende zu setzen, entschied er sich nach einem Gespräch mit Generaloberarzt Dr. Robert Schian, einem seiner Informanten, dazu, den Krieg als „erste Waffentat des neuen Deutschlands“⁷⁹ fiktional so zu verarbeiten, dass den Leserinnen und Lesern das Schicksal der Soldaten nahegebracht und deren Taten nachträglich in das ihm angemessen erscheinende Licht gerückt würden. Dem Feldzugsbericht, welcher der „deutschen Jugend, die in Südwestafrika gefallen ist, zu ehrendem Gedächtnis“ (PM, o. S.) gewidmet ist, wird als weiteres Symbol dieser Vermittlung ein Zitat aus der *Odyssee* als präventives Motto vorangestellt: „Grolle doch dem Sänger nicht, daß er singt von dem Leid der Achäer! / Solchem Liede ja geben den Preis vor andern die Menschen, / Welches, die Hörer umschwebend, das jüngst Gescheh'ne verkündet!“ *Odyssee*, I, 350“ (PM, o. S.) Frenssen inszeniert

77 Vgl. Schlechtriemen, T.: *Der Held als Effekt*, S. 111.

78 Frenssen, G.: *Lebensbericht*, S. 142–143.

79 Frenssen, Gustav: *Brief an Dr. Robert Schian*. 2 Seiten, unpaginiert, 7.04.1906. Nachlass Gustav Frenssen, Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek Kiel, Cb21.56.1110 (03).

sich damit als Heldensänger,⁸⁰ der die Menschen mit scheinbar authentischen Neuigkeiten aus dem heroischen Kampfgeschehen informiert und zugleich ihr durch Medienberichte fehlgeleitetes Bild vom Feldzug zu korrigieren versucht.

Der von Frenssen zur Publikation dieses Werks gewählte Zeitpunkt dürfte nicht zufällig gewesen sein. Schon in zeitgenössischen Rezensionen wurde gemutmaßt, dass Frenssen mit der Veröffentlichung von *Peter Moor* gezielt die 1906 hitzig geführte Debatte um die Aufstockung des Kolonialhaushalts, die schließlich zur Auflösung des Reichstags am 13. Dezember 1906 und zu Neuwahlen am 25. Januar 1907 führte, zu beeinflussen versuchte, indem er einen emotionalisierenden und heroisierenden Bericht beisteuerte.⁸¹ Diese Vermutung erhärtet sich durch den dringenden Rat seines Informanten Michaelsen, den Roman zu publizieren, „bevor der Reichstag los macht“,⁸² da „der Moment des Erscheinens wohl kaum günstiger sein“⁸³ könnte. Und tatsächlich rezensierten Zeitschriften wie *Die Grenzboten* oder *Daheim* den Roman noch vor der Neuwahl des Reichstags und stellten ihre Lektüre des *Peter Moor* in direkten Zusammenhang mit der Notwendigkeit, eine Mehrheit für die weitere Finanzierung des Kriegs zu erlangen.⁸⁴ Dass die von Frenssen vorgesehene Beurteilung der Schutztruppe als still leidende Helden Wirkung auf die Leserschaft erzielte, zeigt beispielsweise die Rezension in den *Grenzboten*, in der das „hohe Lied auf deutsche Art, auf dieses stille, wortkarge Heldentum, ein Heldentum noch mehr des Erduldens und Leidens als der Tat“⁸⁵ lobend hervorgehoben wird. Und Robert Schian spricht in einem Brief von einem „nationalen Werke“, mit dem Frenssen auf „die Mühsale und Strapazen der deutschen Soldaten“⁸⁶ aufmerksam gemacht habe.

80 Dass Frenssen sich keineswegs bescheiden „in eine Reihe mit Homer, Sophokles, Goethe oder Keller“ stellte, hat Ketelsen gezeigt, vgl. Ketelsen, U.-K.: Frenssens Werk, S. 155. Darin scheint ein Selbstverständnis seiner Rolle als Dichter auf, das vermutlich weniger die ästhetische Qualität in den Fokus rückt als vielmehr die aus seiner Sicht epochale Bedeutung seiner Dichtung für eine umfassende ‚Welterklärung‘, die in obigem Zitat ebenfalls anklingt.

81 Vgl. z. B. Treffenfeld, H. J.: Um Deutsch-Südwestafrika! Betrachtungen eines Reichstagswählers. In: *Daheim* 43.2 (1906), S. 11–12, S. 12.

82 Michaelsen, H. J.: Brief an Gustav Frenssen, 8.09.1906. 2 Seiten. Nachlass Gustav Frenssen, Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek Kiel, Cb21.56.1046 (9), S. 2

83 Michaelsen, H. J.: Brief an Gustav Frenssen, 26.09.1906. 3 Seiten. Nachlass Gustav Frenssen, Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek Kiel, Cb21.56.1046 (10), S. 2.

84 Vgl. dazu N. N.: Maßgebliches und Unmaßgebliches, S. 326, sowie Treffenfeld, H. J.: Um Deutsch-Südwestafrika!, S. 12.

85 N. N.: Maßgebliches und Unmaßgebliches, S. 326.

86 Schian, Robert: Brief an Gustav Frenssen, 2.11.1906. 4 Seiten, unpaginiert. Nachlass Gustav Frenssen, Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek Kiel, Cb21.56.1110 (1), o. S.

Ein für diese Agitationszwecke zentraler Aspekt ist die Glaubwürdigkeit des Geschilderten. Hierzu bedient sich Frenssen einer Volte am Ende des Romans: Als Peter Moor schließlich wieder in die Heimat zurückkehrt, wird nicht das ersehnte Wiedersehen mit seiner Familie geschildert, sondern die zufällige Begegnung mit einem „Mann in mittleren Jahren“ am Hamburger Jungfernstieg, der sich als Freund seiner Familie herausstellt. Daraufhin beendet Moor seinen Bericht mit den Worten: „Ihm habe ich alles, was ich gesehen und erlebt und was ich mir dabei gedacht habe, erzählt. Er hat dies Buch daraus gemacht.“ (PM, 209–210) Mit dem letzten Satz wird Peter Moor noch einmal deutlich die Rolle des autodiegetischen Erzählers zugeschrieben, deren eigentlicher Urheber aber der Mann mittleren Alters ist, der Peter Moor als Erzählinstanz eines Feldzugsberichts basierend auf dessen erzählten Erlebnissen etabliert.

Mit dem Mann mittleren Alters literarisierte Frenssen sich selbst, denn er stützte sich für seinen Roman größtenteils auf die Erfahrungsberichte von Kriegsrückkehrern, die er laut eigener Aussage „eben vom Schiff gekommen, noch in ihrer alten Korduniform [...] besehen und ausgefragt“⁸⁷ habe. Er interviewte Soldaten, studierte die Tagebücher und Briefe, die sie ihm zur Verfügung stellten und entwickelte daraus eine Fiktion, für die er die Figur Peter Moor als Erzähler erdachte. Wie eng er dafür mit seinen Informanten, insbesondere dem Generaloberarzt Dr. Schian und dem „Einjährigen“ Michaelsen zusammenarbeitete, legen deren von der Forschung bislang nicht berücksichtigte Briefe in Frenssens Nachlass dar. Schian beispielsweise verfasste eine achtseitige, sehr detaillierte Handlungsskizze für „den Dithmarscher“ Peter Moor, der an anderer Stelle auch als „unser Held“ bezeichnet wird. Den darin vorgeschlagenen „Gang der Erlebnisse“⁸⁸ übernahm Frenssen weitestgehend, sogar bis in die Details wie die Beschreibung der fliegenden Fische während der Überfahrt, der Wellblechhütten in Swakopmund, der deutschen Farmhäuser, des Typhuslagers sowie der Heimkehr Moors. Auch der Soldat Michaelsen nahm Einfluss auf den Schreibprozess, indem er dem Autor in zwei Briefen vom 7. und 8. September 1906 seine Anmerkungen und Verbesserungen zum Manuskript übermittelte, die teilweise so weit gehen, Formulierungen zu korrigieren und Frenssen über inhaltliche Fehler aufzuklären, welche dieser dann bis zur Publikation des Romans am 18. Oktober 1906 noch korrigierte.⁸⁹ Diese detailgetreue

87 Frenssen, G.: Lebensbericht, S. 145.

88 Schian, R.: Von Schian vorgeschlagener Gang der Erlebnisse, o. S.

89 Michaelsens Korrekturen reichen von der „kleine[n] Unstimmigkeit“ bis zu vehement vorgetragenen Änderungswünschen: „Das können Sie niemals schreiben!“, so Michaelsen über eine von Frenssen geschilderte Gefechtssituation, siehe Michaelsen, H. J.: Brief an Gustav Frenssen, 7.09.1906. 4 Seiten. Nachlass Gustav Frenssen, Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek Kiel, Cb21.56.1046 (8), S. 1. Allerdings berücksichtigte Frenssen längst

Darstellung des Kriegs veranlasste seinen dritten Hauptinformanten, Leutnant Klinger, dazu, Frenssen nach der Publikation des Romans zu einem „*äußerst wohl gelungenen* kleinen Werk[]“ zu gratulieren, obwohl er sich gar nicht hatte vorstellen können, „daß jemand ohne Augenzeuge gewesen zu sein, nur auf kurze Notizen und Erzählungen gestützt, ein so sehr wahrheitstreues und lebensvolles Bild des Landes und der Verhältnisse malen“⁹⁰ konnte.

Zwar rekurrierte der Autor also ausgiebig auf Erfahrungsberichte von tatsächlich Kriegsbeteiligten, machte aber mit der Offenbarung seiner eigenen Rolle als Verfasser des Berichts klar, dass es kein unmittelbarer Erlebnisbericht, sondern ein von einem Dritten geformter Text ist. Denn für die von Frenssen beabsichtigte Heroisierung war es nötig, dass ein glaubwürdiger, da durch einen Mittler formulierter Bericht die Daheimgebliebenen erreicht und ihnen nahelegt, die Soldaten als Helden zu verstehen. Natürlich gab es auch tatsächliche, mehr oder weniger ehrliche Kriegsberichte von Soldaten der Schutztruppe über das in Südwestafrika Erlebte – sie unterscheiden sich aber von *Peter Moor* vor allem darin, dass sie sich größtenteils darauf beschränken, das Geschehene zu schildern, ohne es in eine überzeugende, emotionalisierende Geschichte zu verwandeln. Mit der Schaffung Moors als Erzähler wird einerseits bis zur letzten Seite die Fiktion aufrechterhalten, es läge tatsächlich ein authentischer Augenzeugenbericht eines Schutztruppensoldaten vor, der den Eindruck eines intimen Einblicks in das ‚tatsächliche‘ Soldatenleben vermittelt. Indem diese Fiktion im letzten Satz als solche enthüllt wird, wird es andererseits möglich, das Berichtete als durch einen unabhängigen Chronisten verifizierte Heldentaten erscheinen zu lassen.⁹¹ Als besonders hilfreich erweist sich für Frenssens

nicht alle von Michaelsens Änderungsvorschlägen, wie beispielsweise einen Handlungsstrang über eine uneheliche Liebesbeziehung, die Michaelsen selbst erlebt hatte und die ihm auch für Moor vorschwebte. Der selbstbewusste Ton, mit dem Michaelsen seine Korrekturwünsche formuliert, deutet darauf hin, dass er sich als vollwertiger Co-Autor sah, der die Figur Moor als sein fiktionales Alter Ego betrachtete, was auch erklärt, warum es später zu einem Rechtsstreit über die Urheberschaft des Romans zwischen Frenssen und Michaelsen kam, der sich bis 1912 hinzog. Diese Streitigkeiten lassen sich über die Briefe in Frenssens Nachlass detailliert nachvollziehen.

90 Leutnant Klinger: Brief an Gustav Frenssen, 22.10.1906. 4 Seiten, unpaginiert. Nachlass Gustav Frenssen, Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek Kiel, Cb21-56.996 (22), o. S. Hervorhebung im Original.

91 In späteren Auflagen fehlt diese Aufhebung der Ich-Erzählinstanz am Ende des Romans; stattdessen kehrt Moor zu seinen Eltern zurück. Dass Frenssen sich selbst als Herausgeber der Berichts Peter Moors also nicht mehr eigens hervorhob, hängt vermutlich mit dem Streit um die Urheberschaft des Romans zusammen, der zwischen Frenssen und einem seiner Hauptinformanten, Heinrich Michaelsen, nach der Veröffentlichung im Oktober 1906 entstand. Michaelsen beharrte darauf, prozentual am Verkauf beteiligt zu werden oder namentlich als Mitverfasser des Textes genannt zu werden, was Frenssen

Ziel einer emotionalisierenden Glaubwürdigkeit, dass er aus den Berichten, Tagebüchern und Briefen der Kriegsbeteiligten keine herkömmliche Hymne auf die heroische Tapferkeit der deutschen Soldaten ableitet, sondern über den Fokus auf Angst und Verzweiflung sehr persönliche Empfindungen aufgreift, die ehrlicher wirken als hurrapatriotische Bekundungen des eigenen Muts und der Stärke. Indem er die Augenzeugenberichte in eine literarische Form bringt, macht er sie nicht nur angenehmer zu lesen als einen faktualen Bericht, sondern trägt maßgeblich dazu bei, das Geschehene emotional intensiver nachvollziehbar zu machen. Frenssen macht sich so zum Fürsprecher der zahllosen unbekanntenen Soldaten, die in der Kolonie für ihr ‚Vaterland‘ kämpfen, das ihnen im Gegenzug die ihnen zustehende Anerkennung vorenthält. Zugleich lässt sich im offenen Bekenntnis der Fiktionalität des Geschilderten dem Vorwurf der Lüge vorbeugen, der ungefähr zeitgleich Karl May gemacht wurde, der gerade nicht offenlegte, dass seine Figuren fiktional erdacht waren.

Eines der Charakteristika seiner literarischen Fiktionalisierung ist die strukturelle Formung des Kriegsgeschehens in gezielter Anlehnung an den doppelten Abenteuer-Kursus. Die spezifische Struktur ist beispielsweise noch nicht in dem Handlungsentwurf enthalten, den sein Informant Schian verfasste und an den Frenssen sich sonst in weiten Teilen hielt. Sie dient vor dem Hintergrund der gezielten nachträglichen Heroisierung als dramaturgisches Mittel, um die heroische Leistung zu akzentuieren. Denn mit der Zweiteilung der Handlung, dem zweimaligen Auszug des Helden in den Kampf und mit einem Tiefpunkt zwischen den beiden Teilen tritt besonders deutlich hervor, wie außergewöhnlich das Handeln der Helden, und hier vor allem das Ausmaß ihrer Bereitschaft zur Selbstopferung, ist. Die demonstrative Abwesenheit des Abenteuerlichen deutet umso mehr auf die vorgesehene Problematisierung von egoistischer Individualität hin, die wiederum eine ideologische Aufladung erfährt.

unter Berufung auf die literarische Formung des reinen Rohmaterials, das ihm Michaelen als nur einer von mehreren Informanten gegeben habe, entschieden zurückwies, vgl. Frenssen, Gustav: Brief an Heinrich Michaelen senior. 8 Seiten, unpaginiert, 26.10.1906. Nachlass Gustav Frenssen, Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek Kiel, Cb21.56.1046 (12), o.S. Indem er den Verweis auf die Verarbeitung realer Berichte von realen Soldaten streicht, rückt zwar seine eigene Rolle als Verfasser des Textes in den Hintergrund, zugleich wird aber Peter Moor zu einer rein fiktiven Figur, die sich nur in einer fiktionalen Welt bewegt, wengleich sie auf den tatsächlichen Berichten von Kriegsbeteiligten beruht, sodass Frenssen sich uneingeschränkt als alleiniger Autor eines fiktionalen Werks präsentieren konnte.

5.3.2 „Ästhetisch doppelte Buchführung“: Dissonanz der Erzählstimmen

Trotz des von Frenssen beabsichtigten authentischen Gepräges des Romans fallen beim genaueren Lesen eigentümliche Unstimmigkeiten auf: Immer wieder scheinen die Schilderungen Moors und die Empfindungen der einzelnen Soldaten nicht mit dem übergeordneten Ziel der Heroisierung zusammenzupassen. Das wurde im Ansatz schon bei der Umwandlung der anfänglichen Opferrolle zu einer Rolle der aktiven heroischen Aufopferung deutlich, die argumentativ nicht zwingend logisch dargestellt wird. Diese Ungereimtheiten sind jedoch von zentraler Bedeutung für das Erzählprojekt. Dass Frenssen seinem Erzähler eine Mehrstimmigkeit zuschreibt, die für Dissonanzen sorgt, zeugt nicht, wie zeitgenössische Literaturkritiker mutmaßten, von seinem mangelnden literarischen Talent, sondern soll seiner ideologischen Botschaft dienen und den suggestiv-manipulativen, predigthafter Charakter der Erzählung unterstreichen.

Peter Moors Fahrt nach Südwest ist kein neutraler Kriegsbericht, sondern ein durch und durch ideologischer Erzähltext. Am offensichtlichsten zeigt das die unverblühte Schilderung des Völkermords an den Herero, der als moralisch richtiges Handeln inszeniert wird. Insbesondere die sozialdarwinistische Perspektive, der zufolge die Überlegenheit der Deutschen sie zur Kolonisierung berechtige, bestimmt die Darstellung des Krieges über weite Teile.⁹² Die fortwährende Betonung des Leidens, der feindlichen Natur und der Härte des Krieges dient dazu, den Krieg als einen existenzbedrohenden Überlebenskampf der deutschen ‚Rasse‘, also als ein ‚Kampf ums Dasein‘ in der Fremde plausibel zu machen. Dass dieser unbarmherzige Kampf, der schließlich in die Vernichtung führt, als naturgemäße Notwendigkeit angesehen wird, verdeutlicht die immer wieder aufgegriffene Vorstellung, man handle nach einem universalen, historischen, biologischen oder göttlich gegebenen Gesetz. Die völlige Vernichtung der Feinde erscheint in dieser Logik folgerichtig und notwendig, um die Homogenität der eigenen ‚Rasse‘ gewährleisten zu können.

92 Zum einen wird immer wieder insinuiert, dass es eine tieferliegende, schicksalhafte Berechtigung für den Völkermord gäbe. Zum anderen wird nahegelegt, dass die Auslöschung der Herero legitim sei, weil diese – bezugnehmend auf eine viel ältere geschichtsphilosophische Argumentation, der zufolge die Schwarzen zivilisatorisch rückständig seien – keinen Beitrag zur Kultivierung des Landes erbracht und damit ihre mangelnde eigene Kultiviertheit unter Beweis gestellt hätten. Dies mündet schließlich in ein pseudoreligiös-sozialdarwinistisches Argument von der moralischen und körperlichen Tüchtigkeit der Deutschen, die sie dazu berechtige, andere Menschen nicht nur zu kolonisieren, sondern auch zu töten, um ihre eigene Tüchtigkeit zu bewahren und zu stärken. Vgl. dazu ausführlicher Brehl, M.: Vernichtung der Herero, S. 143–156.

Man könnte die hier erzählte Geschichte dementsprechend auch mit „Peter Moors Fahrt in die Volksgemeinschaft“⁹³ betiteln, denn es geht letztlich darum, dem Individuum seinen Platz und seine Rolle in eben dieser rassistisch gedachten Volksgemeinschaft zuzuweisen, worin dieses sich einzufinden hat. Für Peter Moor läuft diese Einfindung über den Krieg, und zwar indem die Überwindung seiner persönlichen Krise als einzelner Soldat durch den Umschlag in entfesselte Gewalt auch die kollektive Krise löst und er in diesem Kollektiv aufgeht. In dieser Überwindung der Krise und dem Rückgewinn von Handlungsmacht wurde immer wieder der Beweis ausgemacht, dass es sich um einen Entwicklungsroman handle.⁹⁴ Noch einmal lohnt sich dafür der Blick auf die Einteilung des Romans in zwei Teile: Am Ende des ersten Teils, kurz bevor Moor sich entschließt, wieder in den Krieg zu ziehen, findet eine Begegnung statt, die als Epiphanie-Erlebnis⁹⁵ präsentiert wird. Moor und seine Kameraden kommen zu einer deutschen Siedlung, wo sie eine Frau sehen:

Und da, im Schatten einer Veranda, stand eine deutsche Frau; sie hatte ein kleines Kind auf dem Arm. Wie wir hinsahen! Wie wir uns über das helle, saubere Kleid freuten und über das reine, freundliche Gesicht und über das kleine weiße Kind. Wie auf ein Himmelswunder starrten wir auf das, was man in Deutschland alle Tage sehn konnte. Wie die heiligen drei Könige, die auch aus der Wüste kamen und vom Pferd herab Maria mit ihrem Kinde sahen. (PM, 111)

Nachdem er erfolglos gegen die scheinbar kulturlosen ‚Wilden‘ gekämpft und krank und völlig desillusioniert wochenlang von der Heimkehr geträumt hat, ist es dieser Anblick einer Frau, den die Forschung als den entscheidenden Wendepunkt der Handlung ausgemacht hat. Dabei strotzt die Szene vor biblischer Motivik, über die die deutsche Frau zur Mutter Gottes stilisiert und der koloniale Neuanfang auch durch das heilige deutsche Kind und das strahlendweiße (Tauf-)Kleid symbolisiert wird. Die Szene fügt sich nahtlos in die eingangs geschilderte Heimatkunstprogrammatik ein, die Frenssen auch in *Peter Moor* einfließen ließ, indem die Kolonie zum Sinnbild eines noch brachliegenden Landes gemacht wird, das es zu verheimaten gilt. Die Szene soll

93 Ebd., S. 185.

94 Vgl. beispielsweise Brehl, Medardus: (Ein)Geborene Feinde. Der Entwurf existentieller Feindschaft im Kolonialdiskurs. In: Feindschaft. Hrsg. von Medardus Brehl u. Kristin Platt. München: Fink 2003, S. 157–177, S. 160, Hermes, S.: „Fahrten nach Südwest“, S. 50, sowie Brehl, M.: Vernichtung der Herero, S. 185.

95 Dies betonen etwa Parr, R.: Die Fremde als Heimat, S. 138–139, Warmbold, J.: „Ein Stückchen neudeutsche Erd“, S. 113–114, Struck, Wolfgang: Die Lesbarkeit eines Kontinents. Afrika in der deutschen Literatur um 1900. In: KODIKAS/Code 221–2 (1999), S. 43–56, S. 53, und Brehl, M.: Vernichtung der Herero, S. 186.

dazu dienen, Moor daran zu erinnern, wofür er die Strapazen des Kriegs auf sich nimmt, nämlich den Neuaufbau einer deutschen Heimat in der Kolonie, für die die reine deutsche Frau als biologische wie emotionale Grundlage häuslicher Mütterlichkeit des deutschen Volkes sinnbildlich steht. Als eine der ganz wenigen weiblichen Figuren im Roman stellt sie eine Parallele zur am Anfang des Romans stehenden Mutter Moors dar, die ihr Kind nicht mehr in den Armen halten kann, sondern es in die weite Welt ziehen lassen muss.⁹⁶ Dort, in der Fremde, ist es wiederum die mütterliche Liebe für das Kind, die Moor dieses höhere Ziel in Erinnerung ruft, weswegen er nun mit neuem Mut in den zweiten Teil des Feldzugs auszieht. Erst in dieser Oase deutscher Reinheit und Fürsorglichkeit kann Moor vollständig heilen, und zwar, indem er seine Bestimmung findet: Für das höhere Ziel, die ‚Volksgemeinschaft‘ zu verteidigen und ihr einen neuen Heimatraum zu schaffen, muss Moor sein individuelles Leiden und seine Bedürfnisse hintanstellen und sich für die Gemeinschaft opfern, wodurch sein individuelles Leiden wiederum erst geheilt wird. Erst mit der Erkenntnis, dass das Individuum sich in die Volksgemeinschaft einfinden und für sie leiden muss, wendet sich das Blatt und der zweite Teil des Feldzugs führt zum ‚Sieg‘ über die Herero. Peter Moor entwickelt sich dieser Lesart zufolge also vom naiven, etwas egoistischen Jüngling, der die weite Welt sehen will, zu einem gereiften Soldaten, der den Ernst der Lage erkannt hat und sich in den Dienst der Volksgemeinschaft stellt.⁹⁷

Es leuchtet ein, dass Frenssen mit diesem plakativen Bild die Interpretation des Romans als Lehrstück über den Überlebenskampf des deutschen Volks gegen die ‚Wilden‘ und die Entwicklung des vormals egoistisch abenteuernden Individuums zum wertvollen, opferbereiten Mitglied der Volksgemeinschaft bezwecken wollte. Stellen wie diese machen den Roman anschlussfähig für die darauf aufbauende ideologische Indoktrination mit imperialistischem, insbesondere aber rassistisch-völkischem Gedankengut. Davon zeugt, dass *Peter Moors Fahrt nach Südwest* vielerorts zur Schullektüre wurde⁹⁸ und beispielsweise auch als lehrreicher Lesestoff Verwendung für die deutschen Pfadfinder fand (vgl. Kap. 6.), vor allem aber, dass der Roman durch die Weimarer Republik hindurch bis in das Dritte Reich erfolgreich blieb und schließlich sogar in

96 Vgl. auch Honold, A.: Fahrten und Fronten, S. 41.

97 *Peter Moor* lasse sich, so etwa Stefan Hermes, als Entwicklungsroman lesen, „[...] beschreibt [der Roman] doch die Ausbildung der Identität eines zunächst ebenso naiven wie verunsicherten Protagonisten, der sich der Bedeutung seines Handelns und seiner sozialen Rolle sukzessive bewusst wird und an Virilität gewinnt.“ Siehe Hermes, S.: „Fahrten nach Südwest“, S. 50.

98 Vgl. Benninghoff-Lühl, S.: Deutsche Kolonialromane, S. 38.

einer Wehrmachtausgabe⁹⁹ gedruckt wurde. Dass der ehemalige Pastor Frenssen hier mit großem Sendungsbewusstsein seine Botschaft von der Rechtmäßigkeit des Kriegs zu platzieren versuchte, ist unverkennbar. Der Roman trägt deutliche Züge einer literarisierten Predigt über die angeblich fehlende Moral und die notwendigen Anstrengungen zum Erhalt des ‚Deutschtums‘.¹⁰⁰ Der große Verkaufserfolg des Buchs deutet außerdem darauf hin, dass diese Botschaft so nachvollziehbar verfasst war, dass viele Menschen die darin transportierte Sicht als berechtigt ansahen. Dennoch finden sich im Roman einige Stellen, die dieser Botschaft zuwiderlaufen oder sie zumindest nicht plausibel erscheinen lassen.

Frenssens Mittel der Wahl, um ideologische Inhalte in die Handlung einfließen zu lassen, sind Dialoge, in denen sich meist erfahrene Schutztruppler, die ‚alten Afrikaner‘, über den Sinn und die Berechtigung des Kolonialismus unterhalten und ihr eigenes Handeln reflektieren. Dabei handelt es sich de facto nur um Scheindiskussionen und -reflexionen, denn am Ende behält immer die Meinung das letzte Wort, die die Kolonisierung und den Völkermord rechtfertigt. Verdichtet findet sich diese Strategie in folgender Passage:

Nach einer Weile sagte der Oberleutnant: ‚Aber der Missionar hat doch recht, daß er sagt, daß alle Menschen Brüder sind.‘ Ich sagte: ‚Dann haben wir also unsern Bruder getötet;‘ und sah nach dem dunkeln Körper, der lang im Grase lag. Er sah auf und sagte mit seiner heisern, schmerzenden Stimme: ‚Wir müssen noch lange hart sein und töten; aber wir müssen uns dabei, als einzelne Menschen und als Volk, um hohe Gedanken und edle Taten bemühen, damit wir zu der zukünftigen, brüderlichen Menschheit unser Teil beitragen.‘ [...] Ich hatte während des Feldzugs oft gedacht. ‚Was für ein Jammer! All die armen Kranken und all die Gefallenen! Die Sache ist das ganze Blut nicht wert!‘ Aber nun hörte ich ein großes Lied, das klang über ganz Südafrika und über die ganze Welt, und gab mir ein Verständnis von der Sache. (PM 200–201)

Moors aufkeimender Zweifel an der Rechtmäßigkeit der Kolonisierung und Tötung schwarzer Menschen antizipiert zunächst die im öffentlichen und politischen Diskurs immer wieder formulierte Kritik am Kolonialkrieg, wird dann aber sofort entkräftet, indem sein Gesprächspartner wieder das Argument von

99 Vgl. Baer, E. R.: *The Genocidal Gaze*, S. 60.

100 Frenssen selbst soll über den predigthafte Charakter seines Schreibens gesagt haben, seine beste Predigt sei sein Roman *Jörn Uhl* gewesen. Dass er sein literarisches Schaffen auch als erweiterte Plattform für seine Predigten ansah, verdeutlicht auch eines seiner frühen Werke: Die dreibändigen *Dorfpredigten* (1899–1902) enthalten, was der Titel verspricht, nämlich literarisierte Predigten. Siehe dazu auch Crystall, Andreas: *Gustav Frenssen. Sein Weg vom Kulturprotestantismus zum Nationalsozialismus*. Gütersloh: Kaiser 2002, S. 169.

der höher entwickelten Tüchtigkeit der deutschen ‚Rasse‘ und der ‚Bürde des weißen Mannes‘ formuliert. Während dieses ständig wiederholte Argument Moor offenbar bislang nicht überzeugen konnte, behauptet er nun ohne weitere vermittelnde Diskussion, dass er ein tieferes „Verständnis von der Sache“ bekommen habe, was wohl heißen soll, dass er nun begriffen hat, dass man individuelle Opfer bringen muss für die nationale Aufgabe der Kolonisierung und Zivilisierung anderer Völker und dabei nicht auf Einzelne Rücksicht nehmen kann. Dieser plötzliche Sinneswandel wird nicht weiter plausibilisiert, was angesichts der Handlung bis zu diesem Punkt im Roman auch keine leichte Aufgabe gewesen wäre. Denn aus dem bisherigen Verlauf lässt es sich kaum nachvollziehbar erklären, dass der leidende, hilflose Moor, der einfach denkende und sprechende, anti-intellektuelle und naive Handwerkersohn, der bis jetzt davon überzeugt war, dass „die Sache das ganze Blut nicht wert“ sei, plötzlich eine Einsicht in die komplexeren Zusammenhänge imperialer Politik haben soll. Selbst der vom Roman ergriffene Alexander Lion, der bereits erwähnte spätere Begründer der deutschen Pfadfinder, welcher als Stabsarzt ebenfalls am Krieg gegen die Herero beteiligt gewesen war, sah in seiner Rezension in dieser Stelle einen Widerspruch: „Ich habe die Worte des Oberleutnants mehrmals überlesen müssen, um zu verstehen, was damit gemeint sein kann. Und der schlichte Handwerkersohn soll dadurch auf einmal von der großen Zukunft Südwestafrikas überzeugt sein?“¹⁰¹ Selbst die Begegnung mit der sakralisierten deutschen Frau ändert nichts daran, dass Moor – auch wenn er von der Notwendigkeit des Krieges zumindest zeitweise überzeugt zu sein scheint – sich nichts sehnlicher wünscht als die Heimkehr, dass er Angst vor den Gefechten hat und ihm der Aufenthalt im „Affenlande“ (PM, 108) ein Graus ist.

Die Taktik des Autors, die Hilflosigkeit erzählerisch erst in aller Drastik aufzubauen und sie im zweiten Teil durch die Brutalität des Feldzugs zu kompensieren, ist auf der Ebene der Einzelfiguren psychologisch nicht überzeugend. Frenssens Versuch, einerseits die sehr persönlichen Eindrücke kriegsbeteiligter Soldaten zum Ausdruck zu bringen und diese andererseits durch seine Erzählung gleichsam in einen größeren Kontext nationaler Erweckung und imperialer Machtsicherung zu stellen, scheitert an einigen Stellen des Feldzugsberichts. Als der Krieg bereits vorbei ist, formuliert das einer der Soldaten so: „Ja,‘ sagte der Schutztruppler, ‚der [Krieg] ist zu Ende: vierzigtausend von ihnen sind tot; all ihr Land gehört nun uns. Aber was hilft es mir; ich muß hier sterben.“ (PM, 197)

¹⁰¹ Africanus (d. i. Alexander Lion): Peter Moors Feldzugsbericht, S. 649.

Es zeigt sich an diesen Passagen, dass Frenssen seinem Erzähler, dessen Erlebnisse er möglichst authentisch zu schildern vorgibt, Worte in den Mund legt, die von dieser Figur weder inhaltlich noch stilistisch zu erwarten wären. Immer wieder wurde in zeitgenössischen Rezensionen bemängelt, dass Moor „in der Art eines ausgewachsenen Schöngestes“ rede, wodurch die gleichzeitig betonte Einfachheit des Schlosserjüngens Moor wie „gekünstelte Schlichtheit“¹⁰² wirke. Alexander Lion, der fälschlicherweise davon ausging, dass es sich bei Peter Moor um eine tatsächliche historische Person handelte, hielt es für unwahrscheinlich, „daß Moor – all diese z. T. tiefgründigen Gedanken sich wirklich gemerkt haben kann. Hier bringt der Dichter wohl zum großen Teil seine eigenen Ansichten zum Ausdruck.“¹⁰³ Der Kritiker Leo Berg störte sich an der stilistischen Inkongruenz, wenn der „schlichte Schlosserjunge“ plötzlich etwa „vom ‚lieblichen Wein‘“ spricht und „nur so darauf los [philosophiert] wie ein richtiger Landpfarrer.“¹⁰⁴ Für Berg war dieses offensichtliche Auseinanderfallen von autodiegetisch angelegter Erzählinstanz und dem Autor Frenssen, der sich im letzten Satz selbst als Urheber offenbart, primär ein ästhetisches Problem:

Man sieht die Landschaften nicht, man sieht die Menschen nicht, man lebt ihr Leben nicht. Man sagt nur: ach, die Armen! Und vor allen Dingen: man sieht den Feldzug nicht. [...] Daß der, der dies schrieb, nicht dabei war, kann man den Blättern geradezu anriechen. Dieser Bericht ist nach Zeitungsmeldungen in einer friedlichen und sauberen Pfarrstube entstanden. Es wird von Blut und Krankheit geredet, aber es trieft und klebt nicht in den Sätzen, wie es auch dem schlichsten Berichterstatter geschieht, wenn er mit dabei gewesen ist und das alles selbst gesehen, gerochen, gehört, erlebt, gehofft, gefürchtet hat. In diesem Feldzugsbericht wird z. B. nicht geflucht. Nirgends bricht ein Naturlaut geängstigter, gequälter, enttäuschter Menschen hervor. Frenssen hat viel zu wenig Phantasie und unmittelbare Dichterkraft, um sich das alles aus sich heraus zu schaffen, um sich in andere Seelen hinein zu versenken.¹⁰⁵

Während Berg in dieser harschen Kritik der literarischen Fähigkeiten Frenssens zumindest insofern zuzustimmen ist, als die gewählten Bilder zwar an Drastik oftmals kaum zu überbieten sind, dabei aber zugleich steril anmuten, läuft diese ästhetische Bewertung dennoch insofern ins Leere, als zahlreiche Leserinnen und Leser den Roman durchaus als authentisch und rührend

102 Weber, Leopold: Ästhetische doppelte Buchführung? In: *Der Kunstwart* 20 (1906), S. 318–325, S. 321.

103 Africanus (d. i. Alexander Lion): Peter Moors Feldzugsbericht, S. 649.

104 Berg, Leo: Ein Feldzugsbericht. In: *Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde* 9.7 (1906), S. 498–500, S. 498.

105 Ebd., S. 499.

empfanden, wie die bereits zitierten Rezensionen verdeutlichen. Glaubt man Frenssens eigener Aussage in seinem *Lebensbericht*, ging es ihm vor allem um eine Emotionalisierung seiner Leserschaft, um auf die Leiden und die Selbstaufopferung der Soldaten hinzuweisen und so das öffentliche Bild des Kriegs zu revidieren. Was Leo Berg mit „Ach, die Armen!“ spöttisch abwertete, ist gerade die Evokation von Mitleid und eine Verdeutlichung der heroischen Taten, die Frenssen unabhängig von der ästhetischen Qualität des Geschriebenen offenbar gut gelang. Hier zeigt sich auch deutlich, dass der Autor seinem Feldzugsbericht offenkundig die Form einer Predigt gab, die über eine emotionale Affizierung zu einer moralischen Erkenntnis der Leserinnen und Leser führen soll.

Doch auch wenn der Roman beim Lesen eine gewisse Betroffenheit evoziert, bleibt dennoch das von Berg angesprochene Problem der mangelnden Glaubwürdigkeit. Denn der Autor schafft bedeutungsschwere Sprachbilder, die die epochale Relevanz des Krieges unterstreichen sollen, aber dennoch nicht darüber hinwegtäuschen können, dass die Soldaten von dieser höheren Idee völlig unberührt bleiben. Nachdem der Krieg beendet ist, lässt Frenssen seinen Erzähler noch einmal die ehemals wüste Landschaft beschreiben:

Es war um die Zeit des Oktobers, wo in dieser Gegend der Frühling ins Land zieht. Regen und Gewitter waren schon tüchtig über die Steppe gefahren und fuhren noch darüber; davon sprießte nun neue Kraft aus der Erde, die so unfruchtbar aussah. In dem langen gelblichen Gras erschienen Blumen und erfüllten die Luft mit ihrem milden, schönen Duft. Der verhaßte Dornbusch bekam dunkelgrüne Blätter und schneeweiße Blüten [...]. Und über all dem frischen Grün und dem herrlichen reinen Weiß und satten Gelb wölbte sich hoch, hoch oben der wolkenlose blaue Himmel. (PM, 203)

Penetrant pastorale Bilder wie diese mögen von Klischees durchzogen sein und einem Literaturkritiker ästhetisch minderwertig erscheinen. Problematisch für die beanspruchte Glaubwürdigkeit ist eher die damit beabsichtigte Lesart, dass das vormals wüste Land nun eine fruchtbare, „schneeweiße“ Oase ist, die den Deutschen als homogener, von allem Schmutz bereinigter ‚Lebensraum‘ dienen soll – denn die Soldaten wollen zu diesem Zeitpunkt gar keinen neuen ‚Lebensraum‘ mehr, sondern wünschen sich nichts sehnlicher, als in die eigentliche Heimat zurückzukehren. Zwar berichtet Moor noch von seinem Entschluss, irgendwann einmal in „das fremde Land“ zurückzukehren, doch vor allem will er „meine Eltern und mein Handwerk nicht aufgeben“ (PM, 204).

Diese Diskrepanz zwischen Peter Moors individueller Sehnsucht nach Heimkehr und der übergeordneten Absicht des Autors, über seinen Erzähler die politische Relevanz des Kriegs zum Ausdruck zu bringen, sorgt hier für eine Dissonanz zwischen der Stimme Moors als Erzähler seiner persönlichen

Geschichte und den ihm in den Mund gelegten heimat- und kolonialideologischen Narrativen. In der autodiegetischen Erzählinstanz zeigt sich also eine irritierende Mehrstimmigkeit, die die Botschaft von der bedingungslosen Aufopferungsbereitschaft der Soldaten als heroischer Tat und der Kolonie als neuer Heimat zu unterminieren scheint. Auf Figurenebene lässt Moor kaum einen Zweifel daran, dass der Krieg für ihn und viele seiner Kameraden in erster Linie eine traumatische Erfahrung ist, was besonders deutlich wird, als es kurz so scheint, als müsse er erneut ins Gefecht ziehen, weil „die Hottentotten, die im Süden wohnen, sich plötzlich erhoben hätten, und [...] nun also noch ein zweiter Feldzug käme, [...] an Heimkehr wäre jedenfalls nicht zu denken.“ (PM, 204–205) Diesem erneuten Krieg entgeht Moor jedoch, weil sich herausstellt, dass er sich „einen Herzfehler geholt“ hat und deshalb „nach Haus“ (PM, 206) muss. Einerseits bedeutet die plötzliche Krankheit Moors ein erzähltechnisch eher plump eingeleitetes Ende der Handlung, andererseits stellt das Kranksein die Vorstellung einer dauerhaften Besiedelung der Kolonie als neuer Heimat in Afrika in Frage. Frenssen mag die Kolonie nach dem Krieg noch so emphatisch als blühende, reinweiße Landschaft beschreiben – die innerhalb der Heimatideologie vorgesehene Verheimatung dieser kolonialen Fremde, die für Moor auch nach dem Krieg noch ein „fremdes Land“ ist, ist zumindest vorerst als gescheitert zu betrachten, wenn wieder ein Krieg ausbricht, „der wohl ebenso schwierig sein würde wie der eben beendete“ (PM, 204), wenn die Feindseligkeit dieses Landes anhand der widrigen klimatischen Bedingungen hervorgehoben wird, die der kranke Moor nicht aushalten kann, und wenn fast alle Soldaten auf dem Schiff zurück in die Heimat „irgendeinen Schaden“ (PM, 208) haben.

Moors Krankheit äußert sich darin, dass sein „Herz so schwer und laut schlug“ (PM, 205), worin neben dem physisch nachweisbaren Herzfehler auch ein deutlicher Hinweis auf eine melancholische Resignation im Sinne eines ‚gebrochenen Herzens‘ angesichts des erneuten Kriegs gesehen werden kann, der den Erfolg ihrer bisherigen Anstrengungen im Krieg relativiert.¹⁰⁶ Seinem klopfenden Herzen befiehlt er: „Was fällt dir ein, sei ruhig!“ (PM, 205), was nicht gelingt, und als sie vom ‚Aufstand‘ der ‚Hottentotten‘, also der Nama, erfahren, bekennt er: „Da wurden wir aber sehr still.“ (PM, 205). Wie schon das Verstummen der Lieder als Reaktion auf die überwältigenden Kriegsumstände

106 Die Idee, Peter Moor den zweiten Feldzug zu ersparen, geht wohl auf den „Von Schian vorgeschlagene[n] Gang der Erlebnisse“ in Frenssens Nachlass zurück, in dem auch das Bild des gebrochenen Herzens vorgeschlagen wird. Darin schreibt Schian, dass „unser Held“ den „Aufstand der Hottentotten [...] nicht mehr mitmachen kann, weil er wegen ‚Herzbruch‘ heimsendungsbedürftig ist.“ Siehe dazu Schian, R.: Von Schian vorgeschlagener Gang der Erlebnisse, o. S.

dargestellt wurde, reagieren die Soldaten auch jetzt mit Sprachlosigkeit auf die Vorstellung, das bereits Erlebte noch einmal erleben zu müssen – innerhalb dieser klischeebehafteten Metaphorik ist es nur das gebrochene Herz, das nicht mehr schweigen will und sich über die Krankheit Ausdruck verschafft. Was Frenssens Erzähler hier evoziert, ist das Bild traumatisierter Kriegsverwehrteter, die nur noch „fröhlich über die Heimkehr“ (PM, 208) sind, was schlicht nicht zu der beabsichtigten Vorstellung, die Soldaten würden ihre individuellen Bedürfnisse bereitwillig und aus Überzeugung für die Bedürfnisse der Volksgemeinschaft opfern, passen will. „[D]er Berichterstatter“, so noch einmal der Literaturkritiker Leo Berg, „ist nur Maske, hinter der das kluge Gesicht des Verfassers alle Augenblicke hervorlugt.“¹⁰⁷ Und der Rezensent Leopold Weber resümiert: „[A]us Liebe zu einem möglichst vielseitigen Effekte treibt Frenssen ästhetisch *doppelte Buchführung* [...]“.¹⁰⁸

Frenssen gelang es also nicht, die Diskrepanz zwischen dem vermutlich von den Augenzeugen betonten Leiden der Soldaten, das von ihm systematisch zu einer heroisch zu überwindenden Hilflosigkeit stilisiert wird, und seiner weltanschaulichen Tendenz innerhalb der Diegese plausibel zu überbrücken. Während es leicht wäre, diese Unstimmigkeit, wie Leo Berg es tat, auf das schriftstellerische Unvermögen Frenssens zurückzuführen, ist es wahrscheinlicher, dass der Autor diesen „möglichst vielseitigen Effekt“ instrumentalisierte, um für die Leserinnen und Leser zu verdeutlichen, wie wichtig zumindest eine nachträgliche Anerkennung der heroischen Taten der deutschen Soldaten, über die er mit seinem Roman aufzuklären versuchte, sei. Die so stark in den Fokus gerückte Verzweiflung der Soldaten dient also dazu, die Notwendigkeit einer Heroisierung dieser physisch wie psychisch Kriegsverwehrteten zu verdeutlichen und gleichermaßen die deutsche Öffentlichkeit für den Mangel dieser Heroisierung zu kritisieren. Frenssen ging es nicht um eine authentische Schilderung der soldatischen Gefühlswelt, sondern darum, das Publikum von der Rechtmäßigkeit des Krieges zu überzeugen, wofür er auf die ihm naheiegendste Form der appellhaft-vorwurfsvollen (Moral-)Predigt zurückgriff.

Weil die Anerkennung intradiegetisch noch fehlt, kann am Ende des Romans unter den Soldaten kein heroischer Stolz oder das Gefühl der Bewährung vorherrschen, sondern desillusionierte Verzweiflung über die Welt, in die sie ausgezogen sind, ebenso wie die Welt, in die sie nun zurückkehren. Die Bedürfnisse des ursprünglich Abenteuer erhoffenden Individuums bleiben damit inkompatibel mit der Notwendigkeit, das nationale Kollektiv zu stärken. Die von Frenssen nahegelegte und von einigen Forscherinnen und Forschern

107 Berg, L.: Ein Feldzugsbericht, S. 498.

108 Weber, L.: Ästhetische doppelte Buchführung?, S. 321, Hervorhebung im Original.

konstatierte Entwicklung des Titelhelden besteht vor diesem Hintergrund nur in der Ernüchterung seiner Träume und hochtrabenden Vorstellungen von der ‚weiten Welt‘ sowie in der damit verbundenen Erkenntnis, der Gemeinschaft zwangsläufig selbstlos dienen zu müssen. Nachdem er gesehen hat, welche Schrecken diese Welt für ihn bereithält, flieht er schließlich zurück in die heilende Sicherheit der Heimat. Abgesehen von dieser verstörenden Desillusion findet keine tiefgehende Entwicklung seines Charakters statt und er ist am Ende dort, wo er schon am Anfang stand, nämlich in der elterlichen Schlosserwerkstatt. So erscheint das im Roman geschilderte Kriegsgeschehen nur auf der Makroebene der ‚Volksgemeinschaft‘ erfolgreich, die den Kampf ums Dasein meistert und sich somit resouveränisiert. Die in Aussicht gestellte Verheimatung dieser widerspenstigen Fremde¹⁰⁹ kann angesichts der geschilderten Kriegsgräuel indes nicht glaubhaft vollzogen werden, sondern bleibt eine Fantasie für die koloniale Nachkriegszukunft. Für Moor und seine kranken Kameraden ist der Krieg nichts mehr als eine erschütternde Episode, eine vielleicht kollektiv notwendige, insgesamt aber desaströse Unterbrechung des eigenen Lebens in der Heimat, zu der er sich schlussendlich doch zugehörig fühlt. Die Eskalation der Gewalt führt für die einzelnen Soldaten daher auch nicht zu einer Rettung ihrer im ersten Teil des Feldzugs prekär gewordenen männlichen Selbstbestimmtheit, sondern lediglich zu einer anhaltenden Traumatisierung.

Aus der Betrachtung des Romans ergibt sich für den Zusammenhang zwischen Abenteuer und kolonialem Krieg, dass die Selbstverständlichkeit des Abenteuerlichen im Krieg von Gustav Frenssen aufgehoben wird. *Peter Moors Fahrt nach Südwest* thematisiert den kolonialen Krieg nicht als ein groß angelegtes Abenteuer, in dem deutsche Protagonisten ihre exotistischen Sehnsüchte nach Bewährung ausleben. Stattdessen entwickelt der Autor seinen Roman im Spannungsfeld zwischen der topisch gewordenen Abenteuersehnsucht, der heimatkunstideologisch geprägten Verankerung der Figuren in der Heimat, die zugleich fremd geworden ist, und der Aushandlung dieser Spannungen im Krieg, der weder Abenteuer noch Verheimatung wirklich ermöglicht. Die Angst vor dem verantwortungslosen Kontrollverlust über sich selbst und vor dem ziellosen Umherwandern fernab der Heimat lässt die Soldaten vor einem Abenteuer zurückschrecken, obwohl sie anfangs die Fremde „auf Reichskosten“ erkunden und sich dabei in ihrer soldatischen Männlichkeit bewähren wollten. Ihre Vorstellung, diese Bewährung über das kalkulierte Risiko einer stark reglementierten Entscheidungsschlacht, bei der die Deutschen ihre militärische Überlegenheit ausnützen könnten, herbeizuführen, wird im regellosen Kleinkrieg desillusioniert.

109 Vgl. Parr, R.: Die Fremde als Heimat, S. 133–144.

Indem Frenssen zu Beginn noch die traditionelle Erzähl- und Erlebnisstruktur der *âventiure* bemüht, verweist er nicht nur auf die mit dem Krieg oftmals verbundene Abenteuererwartung und die Sehnsucht nach vormodern-antiquierter ritterlicher Ehre, sondern auch auf die Unmöglichkeit und Unangemessenheit, ein Abenteuer zu erleben, wenn sich dieser Krieg nicht mehr in einem fremden Raum abspielt, sondern auf dem bereits von der deutschen Besiedelung zur Verheimatung vorgesehenen Boden stattfindet. Ein solches vormodernes, auf individuelle Ehre abzielendes Abenteuer kann in einem modernen Feldzug wie dem geschilderten nicht mehr verwirklicht werden. Das gilt aber auch für modernere Abenteuer Vorstellungen, die durch den Nürnberger als Inbegriff eines egoistischen, auf seine individuelle Verwirklichung ausgerichteten Glücksritters desavouiert werden. Zu groß ist die Verantwortung der Soldaten gegenüber der auf sie vertrauenden Heimat, zu gewaltig ist der Ernst dieses Kriegs und seiner scheinbar authentisch beschriebenen Schrecken, als dass dies im Modus eines lustvoll erlebbaren Abenteuers zu erzählen wäre.

Im gezielten Bruch dieses Erzählmusters scheint somit die wachsende Unmöglichkeit eines kolonialen Abenteuers, aber auch die daraus resultierende Irritation über die nun zur Verfügung stehenden Handlungsoptionen auf, die Frenssen hier als Hilflosigkeit darstellt. Diese Hilflosigkeit kann jedoch nur mit einem Gewaltausbruch überwunden werden. So kann die Gewalt nicht nur als größtmögliche Form der Selbstopferung, die hier auf eklatante Weise Täter- und Opferrollen verkehrt, sondern vor allem als ein gleichzeitig stattfindender Akt der Resouveränisierung der bedrohten Volksgemeinschaft verstanden werden.

Die nachdrücklich betonte Verzweiflung der einzelnen Soldaten innerhalb dieser uniformen Masse dient Frenssen gleichsam dazu, die Aufopferungsbereitschaft als Ausdruck des leidenden Helden zu stilisieren. Mit dieser Heroisierung tritt der propagandistische Charakter des Romans deutlich hervor: Dem Autor ging es um nichts weniger als das Ansehen der deutschen Soldaten und der deutschen Kolonisierung an sich in der öffentlichen Wahrnehmung zu korrigieren, was den Roman im Kontext der damaligen Kritik am Krieg und der dafür notwendigen Mittel zu einem zutiefst politischen Text macht. Auch die Diskrepanz zwischen der Innenperspektive seiner Erzählerstimme Peter Moor, die im letzten Satz dekonstruiert wird, und seiner eigenen Stimme als ideologisch motiviertem Autor unterläuft Frenssen weniger aus mangelnder literarischer Fähigkeit, sondern wird von ihm gezielt instrumentalisiert. Denn die Schilderung des soldatischen Leidens ist notwendig, um die Dringlichkeit einer zumindest nachträglichen Heroisierung zu unterstreichen, selbst wenn dies zu Ungunsten einer überzeugenden Psychologisierung seiner

Figuren geschieht. Wie schon bei Alfred Funks Roman wird auch hier ein ‚Dolchstoß‘ insinuiert, demzufolge eine Resouveränisierung der in die Krise geratenen soldatischen Männlichkeit durch die verwehrte Anerkennung des Geleisteten seitens der Menschen in Deutschland erschwert wird. Der erzielte Effekt ist eine Inszenierung einer krisenhaften Männlichkeit, die nicht einmal mehr im Krieg, dem ureigensten Refugium von Bewährung mittels physischer Gewalt, ihre Stärke unter Beweis stellen kann. Dass diese Inszenierung im vollen Bewusstsein um den tatsächlich erfolgten Genozid an den Herero erfolgt, zeigt schlussendlich, dass auch hier in der narrativen Betonung einer Krise augenblicklich ein Moment der Rechtfertigung und der Sicherung hegemonialer Machtstrukturen angelegt ist.

„In jedem gesunden Jungen steckt ein Robinson“: Die Pfadfinder und das koloniale Abenteuer

In *Peter Moors Fahrt nach Südwest* wurde die Hilflosigkeit der Kolonialsoldaten prominent in den Fokus gerückt, um das Fehlen eines kolonialen Heroenkults zu beklagen. Das Gefühl einer scheinbaren männlichen Unzulänglichkeit in einer sich modernisierenden Welt wurde indes nicht nur literarisch aufgegriffen, sondern auch im Bereich der Kinder- und Jugendbildung. Dies wird im folgenden Kapitel anhand der deutschen Pfadfinderbewegung und ihrer eigenen Literaturproduktion untersucht.

Alexander Lion, einer der Begründer der deutschen Pfadfinderbewegung, beschrieb im Jahr 1913 rückblickend die programmatische Ausrichtung und erzieherische Herangehensweise des 1909 ins Leben gerufenen Erziehungskonzepts mit folgenden Worten:

Die Pfadfinderbewegung wandte sich also an die Jugend [...]. Sie sagte zu ihr: Euere überschäumende Jugendkraft sucht nach Betätigung, euer romantischer, euer gesunder Abenteuersinn will sich nicht allein an den Vorbildern eines Robinsons, eines Lederstrumpfs, an all den Helden eueres Volkes, den Pfadfindern des deutschen Namens in der Welt, begnügen, er will möglichst früh versuchen, es ihnen nachzutun.¹

Während er so zunächst der männlichen Jugend einen Hang zum Abenteuerlichen attestiert, wird dieser ansonsten nur in der Fantasie ausgelebten romantischen Abenteuersehnsucht mit dem Programm der Pfadfinder sogleich eine konkrete Umsetzung in Aussicht gestellt. Was die Vorbilder der Pfadfinder betrifft, wählte Maximilian Bayer, ebenfalls ein Mitbegründer der Pfadfinderbewegung, ein ganz ähnliches Bild:

Nicht umsonst ist ein Werk, wie Defoes Robinson Krusoe [sic], zum Allgemeingut der Jugend sämtlicher Kulturvölker geworden. Darin findet der Junge, was ihn reizt, was er erstrebt: *selber* etwas zu schaffen, – frei und allein zu sein mit seinen spielerisch-grübelnden Gedanken, – ohne Anleitung nur auf sich gestellt,

1 Lion, Alexander: Die Pfadfinder- und Wehrkraftbewegung und ihre Ursachen. München: Verlag der Aerztlichen Rundschau Otto Gmelin Pfadfinder-Verlag 1913, S. 14.

durch eigene Findigkeit und Geschicklichkeit das Leben einzurichten. In jedem gesunden Jungen steckt ein Robinson.²

Das Ziel der Pfadfinderbewegung, nämlich männliche Kinder und Heranwachsende auf ein eigenständiges Zurechtkommen in der Welt vorzubereiten, stützt sich demnach auf das Bedürfnis der Jugendlichen, selbstständig die Unwägbarkeiten des Lebens meistern zu können. Dass Lion und Bayer den neugegründeten Pfadfindern ausgerechnet literarische Abenteuerfiguren des kolonialen Raums wie Robinson Crusoe oder Lederstrumpf als Idealbilder ausweisen, ist bemerkenswert, insofern die literarischen Beispiele zugleich als Ausdruck eines gesunden Verhaltens interpretiert werden, dem ein gesunder Junge in der Realität nachzueifern habe. Sie greifen mit der Sehnsucht nach Freiheit und Selbstbestimmtheit in weiten Teilen das auf, was seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert als Abenteuer in Abgrenzung von der bürgerlichen Gesellschaft verstanden wurde (vgl. Kap. 2.2.): vor allem das selbstständige Agieren und freie Entscheiden des Individuums, das den Fährnissen des Lebens entgegentritt und dabei die Grenzen des Altbekanntes überschreitet, sowie der verzweifelte Versuch der „Jünglinge“, ein „Loch in diese Ordnung hineinzustoßen“,³ bevor sie schlussendlich doch die in der Gesellschaft vorgesehene Rolle einnehmen müssen. Das durch die Referenz auf *Robinson Crusoe* evozierte Bild des Abenteurers, das außerhalb des ordentlichen Lebens angesiedelt ist, weckt die Frage nach dem Stellenwert, den das (koloniale) Abenteuer für das Pfadfinderkonzept besaß. Nicht nur die so aufgeworfene Thematik der Umsetzung literarischer Kolonialabenteuer in tatsächliches Handeln, sondern auch der im faktualen Leitfaden der Pfadfinder hergestellte Zusammenhang zwischen dem – literarischen wie außerliterarischen – Abenteuer und der pädagogisch sinnvollen Erziehung der Jugendlichen zu moralisch handelnden Erwachsenen werden im folgenden Kapitel näher untersucht.⁴ Während die

2 Bayer, Major Maximilian: Der Deutsche Pfadfinderbund. Sonderdruck aus dem Handbuch für Jugendpflege. Langensalza: Hermann Beyer & Söhne 1914, S. 4.

3 Hegel, G. W. F.: Ästhetik Bd. II, S. 219.

4 Die Entwicklung der deutschen Pfadfinderbewegung ist gut erforscht, wie beispielsweise die interdisziplinären Beiträge im Sammelband *Pfadfinden* zeigen, vgl. Conze, Eckart u. Matthias D. Witte (Hrsg.): *Pfadfinden. Eine globale Erziehungs- und Bildungsidee aus interdisziplinärer Sicht*. Wiesbaden: Springer VS 2012. Doch während sich die Forschung vor allem auf die strukturellen Veränderungen des Erziehungsprogramms im Wandel der Zeit konzentrierte, blieb der kolonialistisch-militaristische Entstehungskontext der Pfadfinderbewegung bislang weitgehend unberücksichtigt. Daher wurde auch das *Pfadfinderbuch*, abgesehen von seinem inhaltlichen Gebrauchswert, vernachlässigt. Die wichtigsten Ausnahmen bilden Bowersox, Jeff: *Raising Germans in the Age of Empire. Youth and Colonial Culture, 1871–1914*. Oxford: Oxford Univ. Press 2013, sowie Schubert-Weller, Christoph: *So begann es – Scouting*

vorangegangenen Analysen die Verarbeitung des Abenteuers anhand der literarischen Texte selbst rekonstruiert haben, wird es nun um den pädagogischen Umgang mit dem Abenteuer als nützlichem oder hinderlichen Konzept in der Erziehung gehen.

Dabei steht zum einen die Frage im Fokus, welche Rolle das koloniale Abenteuer im neu entwickelten Erziehungsprogramm der Pfadfinder einnimmt, auf welche Weise darauf rekurriert, es abgewandelt und rezipiert, aber auch abgelehnt wird. Dafür wird, ausgehend vom britischen Originaltext *Scouting for Boys*, der ins Deutsche übersetzt und als *Das Pfadfinderbuch* das Gründungsdokument der Pfadfinderbewegung wurde, zunächst der Entstehungskontext des kolonialen Kriegs und das damit zusammenhängende Zeitgefühl der imperialen Überforderung und der Degenerationsängste erläutert (6.1.1.).

Die im Pfadfinderprogramm entwickelte Antwort auf das Gefühl der männlichen Unzulänglichkeit in Kolonie und Heimat liegt maßgeblich im Spiel, das im Zentrum der Pfadfinderausbildung steht und dessen Bedeutung deshalb näher zu bestimmen ist (6.1.2.). Hier wird vor allem dem Zusammenhang von Spiel und Ernst und der Relevanz der spielerischen Nachahmung von Abenteuer für die angestrebte Erziehung, zum ‚guten Bürger‘ nachgegangen.

Die darauffolgende Analyse der Umsetzung der britischen *Scouting*-Ideen im deutschen *Pfadfinderbuch* folgt der These, dass der Umgang der Pfadfinder mit dem Abenteuer, und insbesondere mit seiner literarischen Form, widersprüchlich ist und zwischen Affirmation und vehementer Ablehnung schwankt (6.1.3.). Dies zeigt sich etwa daran, dass sich zumindest im deutschen Programm der Fokus vom literarisch inspirierten Abenteuerspiel zu konkreteren, auch militärisch nutzbaren Ausbildungsinhalten verschiebt und das literarische Abenteuer zugleich zum Gegenstand einer pädagogischen Kampagne wird, die als Bestandteil der zeitgenössischen Debatte um sogenannte ‚Schmutz- und Schundliteratur‘ zu verstehen ist (6.2.1.). Um das so in Verruf geratene Abenteuer dennoch nutzen zu können, bedienen sich die Verfasser des *Pfadfinderbuchs* einer Rückbesinnung auf das vormoderne Abenteuer, um die europäische Kolonisierung anderer Weltteile zu einem positiv besetzten Abenteuer umdeuten zu können (6.2.2.).

Zuletzt wird untersucht, wie sich dieses problematische Verhältnis der deutschen Pfadfinderbewegung zur modernen Abenteuerliteratur auf die eigene literarische Produktion der Begründer der Pfadfinder auswirkte (6.3.). Dafür wird exemplarisch der Kolonialroman *Okowi, ein Hererospion?* (1910) herangezogen, in dem der Verfasser Maximilian Bayer die Grundsätze der Pfadfinder

als vormilitärische Erziehung. Der Beginn der Pfadfinderbewegung in Deutschland am Vorabend des Ersten Weltkrieges. Baunach: Deutscher Spurbuchverlag 1988.

in Form einer kolonialen Erzählung literarisch verarbeitete. Trotz der immer wieder hervorgebrachten Kritik am konventionellen Abenteuer seitens der Pfadfinderbewegung stellt der Roman die Relevanz und Persistenz des Abenteuers als Narrativ und Erlebnißmodus unter Beweis.

6.1 Pfadfinder des tüchtigen Lebens: Ein Erziehungskonzept und seine kolonialen Wurzeln

6.1.1 *Spurenlesen in Krieg und Frieden*

Die Ursprünge der Pfadfinderbewegung liegen im Krieg: Die Spuren der ersten Pfadfinder führen ins koloniale Südafrika, wo die Briten von 1899 bis 1902 im Zweiten Burenkrieg kämpften. Der britische General Robert Baden-Powell rettete die unter Belagerung stehende Stadt Mafeking unter anderem dadurch, dass er Kinder und Jugendliche für Hilfsdienste wie Spähertätigkeiten einsetzte. Aufgrund seiner Verdienste im Burenkrieg wurde Baden-Powell in Großbritannien zum militärischen Kolonialhelden, der seine Bekanntheit dazu nutzte, den Kampf um Mafeking als den Gründungsmythos der Pfadfinder zu inszenieren.⁵ In den Jahren nach dem Burenkrieg reiste er durch Großbritannien und warb für die von ihm entwickelte Vision, britische Kinder zu sogenannten *scouts* zu erziehen, ihnen also beizubringen, wie sie – nicht nur im Kolonialkrieg – ihre Umwelt aufmerksam beobachten und sich in ihr besser zurechtfinden können. Es folgten diverse kleinere Schriften zu dieser Idee, bevor er 1908 *Scouting for Boys. A Handbook for Instruction in Good Citizenship*⁶ als Basis seines neuen Erziehungskonzepts publizierte, das sich sowohl an die Ausbilder als auch an die Kinder selbst wandte. Darin bildeten ausgerechnet die Erfahrungen der kolonialen Peripherie, und hier insbesondere der überraschend langwierige Burenkrieg, die Grundlage für das Zurechtkommen mit den Verhältnissen in Großbritannien. Baden-Powell entwickelte so ein Konzept der Selbsthilfe und Selbstdisziplinierung, das zum Kern einer neuen Jugendbewegung wurde.

5 Joseph Bristow hat darauf hingewiesen, dass die 217 Tage andauernde Belagerung Mafekings von Baden-Powell keineswegs so heroisch beendet wurde, wie er nachträglich gerne glauben machen wollte. Stattdessen habe er es lediglich geschafft, eine vernichtende Niederlage abzuwenden, vgl. Bristow, J.: *Empire Boys*, S. 179.

6 Baden-Powell, Robert: *Scouting for Boys. A Handbook for Instruction in Good Citizenship. The Original 1908 Edition*. Oxford, New York: Oxford Univ. Press 2004. Das Buch erschien zunächst ab dem 15. Januar 1908 in sechs Teilen, bevor es am 1. Mai 1908 als vollständiges Buch herausgebracht wurde, vgl. MacDonald, Robert: *Sons of the Empire. The Frontier and the Boy Scout Movement, 1890–1918*. Toronto: University of Toronto Press 1993, S. 7.

Dass ein Kolonialkrieg auch den Ursprung der deutschen Pfadfinderbewegung bildet, ist eine durchaus bemerkenswerte Parallele. Es war ein Stabsarzt der deutschen Schutztruppe, Dr. Alexander Lion, der über die große mediale Resonanz vom Erfolg der Pfadfinderidee in Großbritannien erfuhr. Lion hatte im Krieg gegen die Herero und Nama in Deutsch-Südwestafrika ähnliche Erfahrungen wie Baden-Powell gemacht und teilte dessen Einschätzung, der zufolge viele Soldaten mit einfachen Tätigkeiten, die für das Überleben fernab der Heimat nötig gewesen wären, nicht mehr vertraut seien, wie etwa Essen zubereiten, Feuer machen und Spurenlesen. Der von lebensreformerischen Idealen und Degenerationsängsten geprägte Lion führte diese Entfremdung der deutschen Jugendlichen von der Natur auf übermäßigen Alkohol- und Zigarettenkonsum und auf weitere Verführungen der modernen Großstadt zurück. Einen signifikanten Nachteil stellten diese mangelnden Fähigkeiten seiner Meinung nach insbesondere im Krieg mit scheinbar ‚unzivilisierten‘ Völkern dar, die diese ursprüngliche Naturverbundenheit noch stärker pflegten. Zusammen mit seinem ehemaligen Kriegskameraden Hauptmann Maximilian Bayer übersetzte er *Scouting for Boys* ins Deutsche, das 1909, also nur ein Jahr nach dem Original, als *Das Pfadfinderbuch*⁷ in der ersten Auflage erschien und das Gründungsdokument der deutschen Pfadfinderbewegung darstellt.⁸

Es handelt sich dabei um einen Leitfaden zur gesunden Lebensführung, mit dessen Hilfe die jungen Pfadfinder den Anforderungen der zunehmend als bedrohlich wahrgenommenen modernen Welt gerecht werden sollen. Zu den praktischen Inhalten der Pfadfinderausbildung gehört die Naturbeobachtung, das Leben und Sich-Orientieren im Freien, die Lebensrettung und die Sorge um die körperliche Gesundheit. Entsprechend ist das Buch gespickt mit konkreten Anleitungen zu Tätigkeiten wie Brot backen, Spurenlesen, dem Bau

7 Lion, Alexander: *Das Pfadfinderbuch*. Nach General Baden-Powells *Scouting for Boys*, unter Mitwirkung von Offizieren und Schulmännern. Faksimile der deutschen Erstausgabe von 1909, München: Verlag der Aertztlichen Rundschau Otto Gmelin. Baunach: Spurbuch 2014.

8 Sowohl die englisch- als auch die deutschsprachige Erstausgabe wurden zwischenzeitlich als Faksimile-Editionen neu herausgegeben. *Scouting for Boys* wurde im Zuge dieser Neuauflage mit einer ausführlichen und bibliografisch angereicherten Einführung von Elleke Boehmer sowie einer chronologischen Einordnung der Lebensdaten Baden-Powells und der Entwicklung der britischen *scouts* versehen. In der deutschen Ausgabe wurde auf eine solche kritische Einführung verzichtet, wodurch die kolonialistisch-rassistischen Inhalte unkommentiert bleiben und die Gelegenheit einer historischen Einordnung des Werks ungenutzt blieb. Stattdessen wurde ein viertelseitiges Vorwort, verfasst von Prof. Dr.-Ing. Klaus Röttcher, vorangestellt, in dem lediglich pflichtschuldig darauf hingewiesen wird, dass es sich um ein „historisches Buch“ handle, das zwar „die Wurzeln des deutschen Pfadfindertums“ aufzeige, sich dabei aber nicht als „Anleitung für die heutige Gruppenarbeit“ eigne.

einer Schutzhütte oder Körperhygiene. Die theoretischen Kapitel befassen sich dagegen mit den angestrebten Tugenden wie Tapferkeit, Ausdauer und Disziplin. Diese umfassende Bildung findet sich im Motto, „Be prepared“, bzw. „Sei allzeit bereit“ verdichtet, das den Versuch zum Ausdruck bringt, durch individuelle Optimierung gegen körperliche und moralische Degeneration gewappnet zu sein.⁹

Der so formulierte Anspruch, Heranwachsende auf das Leben vorzubereiten, beruht maßgeblich im Gefühl, in der modernen Welt Anforderungen ausgesetzt zu sein, denen man sich nicht gewachsen fühlt. Diese Verunsicherung hatte insbesondere der imperiale Krieg in Südafrika geschürt, denn der Sieg über die Buren hatte die Briten viel mehr Aufwand, Zeit und Ressourcen gekostet, als dafür vorgesehen war und war von immer neuen, unvorhergesehenen Rückschlägen geprägt.¹⁰ Der Krieg offenbarte die militärischen Schwachstellen der Truppen, leistete aber vor allem einem ohnehin bereits bestehenden Krisenbewusstsein Vorschub, das sich auf den befürchteten Niedergang der britischen Vormacht bezog. Insbesondere durch das Erstarken des deutschen Kaiserreichs als Konkurrent in Europa und in den kolonialen Überseegebieten sah man die wirtschaftliche und politische Stärke bedroht. Diese imperialen Ängste korrespondierten außerdem mit einem innenpolitischen Gefühl des gesellschaftlichen Niedergangs, der als Folge der wachsenden Arbeitslosenrate und Kriminalität sowie der Massenverarmung der Arbeiter, der scheinbaren physischen Degeneration der Jugend und anderer Auswirkungen der Industrialisierung gesehen wurde.¹¹

Dieses Gefühl der Hilflosigkeit angesichts des scheinbaren Verfalls dominierte auch im wilhelminischen Deutschland: Hier war es der katastrophal verlaufene Krieg gegen die Herero und Nama, der genozidale Ausmaße angenommen, aber auch unter den deutschen Soldaten viele Opfer gefordert hatte und deshalb in der Öffentlichkeit Kritik am rücksichtslosen Umgang mit den indigenen Feinden lautwerden ließ. Außerdem zeigte er die Schwächen der Schutztruppe schonungslos auf – und das zumal im Krieg gegen scheinbar

9 Vgl. zu diesem „Selbsthelfer-Pathos“ in Jugendbewegungen wie dem Wandervogel Dahlke, Birgit: *Selbstopfer der Naturburschen. Der Wandervogel zwischen Jugendkult und Männerbund*. In: *Ästhetik des Opfers. Zeichen/Handlungen in Ritual und Spiel*. Hrsg. von Alexander Honold, Anton Bierl u. a. Paderborn: Fink 2012, S. 297–313, S. 298.

10 Elleke Boehmer bezeichnet den Ausgang des Kriegs deshalb als „pyrrhic victory“, vgl. Boehmer, Elleke: *Introduction*. In: Robert Baden-Powell: *Scouting for Boys. A Handbook for Instruction in Good Citizenship. The Original 1908 Edition*. Oxford, New York: Oxford Univ. Press 2004, S. XI–LVII, S. xii.

11 Vgl. auch MacDonald, R.: *Sons of the Empire*, S. 3–5, und Boehmer, E.: *Introduction*, S. xix–xx.

unzivilisierte, als inferior verstandene ‚Wilde‘. Darüber hinaus dominierte in der deutschen Kolonialpolitik seit ihren Anfängen eine Rivalität mit dem britischen Empire, dem gegenüber man sich aufgrund des imperialen Vorsprungs der Briten in Erfahrung und in flächenmäßiger Expansion unterlegen fühlte.¹² Zum Gefühl der Überforderung und des drohenden Verfalls trugen außerdem die zahlreichen Kolonialskandale bei, die das Bild mangelnder kolonialer Souveränität verfestigten. Schlussendlich äußerte sich das allgemeine Krisenbewusstsein des europäischen *Fin de Siècle* auch im Kaiserreich in umfassenden Degenerationsängsten und Niedergangsszenarien, die sich oftmals auf eine bedrohte Männlichkeit bezogen.¹³ Es ist daher kein Zufall, dass Alexander Lion seine Zeit in Südwestafrika rückblickend als einen „Wendepunkt“ hinsichtlich seiner persönlichen Entwicklung vom schwachen Jüngling zum soldatischen Mann beschrieb: „Durch den jahrelangen Aufenthalt im Freien, wirksam ergänzt durch fast pedantische Körperpflege [...] war aus dem schwächlichen jungen Menschen ein wetterfester Soldat geworden, der, wie er den Pfad durch die Wüste zu finden gelernt, nun auch im Leben seinen Weg zielbewusst zu finden wusste.“¹⁴ In diesem Zitat klingt bereits an, dass insbesondere die Jugend einerseits von degenerativen Tendenzen am stärksten gefährdet gesehen wurde, dass sie andererseits aber auch als Ausgangspunkt für eine nachhaltige kulturelle Veränderung verstanden wurde. Der um 1900 in Deutschland, ähnlich wie in England, aufkommende Jugendkult kann als Reaktion auf die Ambivalenz „zwischen Aufbruchspathos und Modernisierungsängsten“¹⁵ verstanden werden, denn die Jugend wird zum Kristallisationspunkt des ‚neuen Menschen‘, der sich, unterstützt durch Jugendbewegungen wie dem Wander Vogel oder den Pfadfindern, aus diesen Ängsten selbst heraushilft.

Da die verlustreichen Kolonialkriege diese Schwäche und Verunsicherung besonders sinnfällig machten, ist es auffällig, dass ausgerechnet diese Kriegserfahrung den Ausgangspunkt für das *Scouting* darstellen. Denn gerade die für ein erfolgreiches Zurechtkommen in der kolonialen ‚Wildnis‘ unerlässlich erachteten Fähigkeiten – Spurenlesen, Naturbeobachtung, im Feldlager zurechtkommen, eine Schutzhütte bauen usw. – werden in *Scouting for Boys* als spezifisch indigene Fähigkeiten dargestellt, die sich die britischen Jungen von den Kolonisierten abschauen müssen, um das Empire erhalten zu können.

12 Vgl. Lindner, Ulrike: Koloniale Begegnungen. Deutschland und Großbritannien als Imperialmächte in Afrika 1880–1914. Frankfurt a. M., New York: Campus 2011, S. 43.

13 Vgl. auch Kapitel 1.3.

14 Lion, Alexander: Höhen und Tiefen des Lebens. Autobiographisches und Selbsterzeugnisse des Mitbegründers der deutschen Pfadfinderbewegung. Hrsg. von Stephan Schrölkamp. Baunach: Spurbuch 2014, S. 20.

15 Dahlke, B.: Selbstopfer der Naturburschen, S. 297.

Während das „spooring“ von „native trackers“ gelernt werden soll, wird zum richtigen Bau einer Hütte das Vorgehen der Zulu und ‚Indianer‘ als Vorbild herangezogen: „Zulus make their huts by planting in the ground a circle of long whippy sticks standing upright, then they bend the tops all down towards the centre and tie them together [...]. The Red Indians make their ‚Tee Pee‘ with several poles tied together in the form of a pyramid [...].“¹⁶ Von den Zulu übernahm Baden-Powell außerdem Kriegslieder, die den britischen Kindern Mut machen sollten, und entlehnte auch Elemente der Scout-Uniform von indigenen Kleidungsstücken.¹⁷

Vermittelt wird mit diesen von den Indigenen abgeschauten Tätigkeiten und Fertigkeiten die Idee, dass die Kinder im *Scouting* das nachempfinden können, was für ein Überleben an der kolonialen *frontier* nötig ist.¹⁸ Zwar sei die Idee des *Scouting* im Burenkrieg entstanden, aber die Pfadfinder sollten deshalb, so Baden-Powell, dennoch nicht zu Soldaten erzogen werden, sondern zu „peace scouts“, also an den kolonialen Pionieren orientierte „men accustomed to live on their own resources, taking their lives in their hands, brave and loyal to their employers, chivalrous and helpful to each other, unselfish and reliable; MEN, in fact, of the best type.“¹⁹ Geweckt wird so die Fantasie vom rauen Leben in der Wildnis bzw. an der Grenze zur Wildnis, wo sich die *scouts* wie Eroberer, Trapper, Waldläufer und andere *frontiersmen* im Einklang mit der Natur behaupten müssen. Nachempfinden können sie das durch die von den Pfadfindern veranstalteten Camps im heimischen Wald, wo die *frontier* in Spielen simuliert wird. Kern dieser Fantasie ist die Transgression in einen Raum, wo man sich frei und ohne äußere Zwänge bewegen, die Weite der Wildnis durchstreifen, unter freiem Himmel schlafen, sich gegen wilde Tiere und Menschen behaupten und seinen Mut und seine Tapferkeit unter Beweis stellen kann – und all dies in einem noch unbekanntem, gefährlichen, exotischen Raum, den es noch zu erobern gilt. Es ist also das koloniale Abenteuer, gekennzeichnet durch seine Transgressivität und Außeralltäglichkeit, die Loslösung von den Regeln der Heimat, das freie Handeln und der riskante Kampf ums Überleben im scheinbar ‚unzivilisierten‘ Raum der Kolonie, und die Bewährung des jungen Mannes, das bereits im eingangs zitierten Vergleich mit *Robinson Crusoe* aufschien und den zeitgenössischen Leserinnen und Lesern aus einer Vielzahl an kolonialen Abenteuererzählungen des 19. Jahrhunderts bekannt war. In

16 Baden-Powell, R.: *Scouting for Boys*, S. 132.

17 Zu den Kriegsliedern und dem dazugehörigen Tanz vgl. ebd., S. 40–41 und S. 50, sowie ausführlicher Boehmer, E.: *Introduction*, S. xxxvii.

18 Zu diesem Gedanken vgl. auch MacDonald, R.: *Sons of the Empire*, S. 119 ff.

19 Baden-Powell, R.: *Scouting for Boys*, S. 300. Hervorhebung im Original.

dieser Hinsicht stellt das Pfadfinderprogramm einen Gegenentwurf zur steifen, restriktiven Lebensrealität edwardianischer ebenso wie wilhelminischer Heranwachsender dar, aus der zumindest ein temporärer Ausbruch ermöglicht wird. Verbunden ist damit aber auch die Vorstellung, dass durch ein ‚primitiveres‘, natürlicheres Leben die degenerativen Auswüchse der Zivilisation bekämpft werden können, beispielsweise körperliche Verfallstendenzen wie Kurzsichtigkeit oder mangelnde Kondition.

Der koloniale Raum wird jedoch nicht nur mittels der sich dort bietenden Gelegenheit auf Abenteuer idealisiert, sondern die darin zu beherrschenden Fähigkeiten werden wiederum als wichtige Voraussetzung für ein Zurechtfinden im heimischen Alltag dargestellt. Das zeigt unter anderem das ausführlich erzählte Beispiel eines Mordfalls in Großbritannien, der aufgrund der „scoutcraft“²⁰ eines Schäferjüngens, also durch ursprünglich kolonialspezifisches Wissen, nämlich das genaue Beobachten der Situation und das Erkennen der Fußspuren, gelöst werden konnte. Wenn Baden-Powell erläutert, dass in diesem Fall die „scoutcraft“ in so unterschiedlichen Aspekten wie „woodcraft“, „observation“, „chivalry“, „health and strength“ und „duty“²¹ bestanden habe, dann weist das darauf hin, dass die an der kolonialen *frontier* perfektionierte ‚Schule der Natur‘, auf der das *Scouting* beruht, vor allem lehren soll, für das Leben mit einem umfassenden Programm gewappnet zu sein. Es geht nicht nur um physische Leistungsfähigkeit und das Erlernen von Bautechniken und Knoten, sondern auch um eine Prägung des Charakters und der Moralvorstellungen, die sich etwa in Selbstdisziplin, Ritterlichkeit und Pflichtbewusstsein äußert. Dahinter steckt der Versuch, die Heranwachsenden eben nicht nur für den kolonialen Ernstfall des Krieges vorzubereiten, sondern auch auf den Ernst des Lebens in der Heimat, den die *scouts* als „manly, good citizens“²² meistern sollen. Bereits hier deutet sich eine widersprüchliche Spannung zwischen dem kolonialen Abenteuer einerseits und der Rolle des guten Bürgers in der Heimat andererseits an, die im weiteren Verlauf dieses Kapitels erläutert wird.

6.1.2 *Das Abenteuer (vor-)lesen und (nach-)spielen*

Um die Erziehung der Jungen nachvollziehbar und spannend zu gestalten, setzt Baden-Powell primär auf die Stimulation der kindlichen Imagination, denn „a formal lecture is apt to bore the boys.“²³ Im letzten, an die Ausbilder

20 Ebd., S. 28.

21 Ebd., S. 28–31.

22 Ebd., S. 317.

23 Ebd., S. 303.

gerichteten Kapitel betont er zunächst: „Boys are full of romance, and they love ‚make-believe‘ to a greater extent than they like to show.“²⁴ Er attestiert den Jugendlichen damit einen verschämten Hang zur *romance*,²⁵ also zu populären Heldengeschichten, und empfiehlt daher den Ausbildern: „All you have to do is play up to this and to give rein to you imagination to meet their requirements.“²⁶ Aus dieser Sehnsucht der Kinder resultiert für den Aufbau des Buchs, dass der *romance*, und hier konkreter der Abenteuerfiktion, eine maßgebliche Position eingeräumt wird, nämlich in Form der als „campfire yarns“ gekennzeichneten Passagen in jedem Kapitel. In diesen wird dazu eingeladen, die technische Ausbildung ruhen zu lassen, um am Lagerfeuer die Lieder und Tänze der Pfadfinder zu lernen und sich in abenteuerliche Geschichten hineinzusetzen. Hier finden sich vor allem paraphrasierte Episoden aus britischen Abenteuerklassikern, wie Kiplings *Kim* oder Defoes *Robinson Crusoe*, die den Pfadfindern vorgelesen werden oder die sie selbst lesen sollen, um daraus exemplarische Lehren zu ziehen, zum Beispiel Kims schnelle Auffassungsgabe oder Robinsons Fähigkeit, allein in der Wildnis zu überleben. Darüber hinaus werden auch die Kolonialerlebnisse Baden-Powells in Indien, Südafrika und anderen Kolonien, aber auch anderer Kolonisatoren retrospektiv als Abenteuer geschichten nacherzählt. So wird etwa die Belagerung von Mafeking als ein Beispiel für ein gefährliches Kolonialabenteuer und für den erfolgreichen Einsatz von Jugendlichen als *scouts* dargestellt.²⁷ Trotz seines faktualen Handbuchcharakters wird *Scouting for Boys* in diesen Teilen also zum (Vor-)Lesebuch literarisiert, das auch die konkrete Situation des Erzählens dieser Geschichten berücksichtigt. Indem am Lagerfeuer, das man soeben erst zu entzünden gelernt hat, literarische Abenteuerepisoden vorgelesen werden, greifen nämlich die faktuale praktische Erziehung und die fiktionalen Erzählungen, die wiederum die Erziehung bereits prägen, ineinander. Dabei erweist sich das „yarning“ am Lagerfeuer als durchaus widersprüchlich: Einerseits wird damit eine orale, scheinbar primitive Erzähltradition evoziert, andererseits sind es literarische Texte, über die gesprochen wird. Und während einerseits Praxiswissen als wichtiger als das rein theoretische, in der Schule vorherrschende Buchwissen angesehen wird, wird andererseits den literarischen Veranschaulichungen des

24 Ebd., S. 312.

25 Northrop Frye definierte *romance* in Abgrenzung von *novel* grundlegend folgendermaßen: „The romance, which deals with heroes, is intermediate between the novel, which deals with men, and the myth, which deals with gods.“ Siehe dazu ausführlicher Frye, Northrop: *Anatomy of Criticism. Four Essays*. Princeton: Princeton Univ. Press 1957, S. 304–307, hier S. 306.

26 Baden-Powell, R.: *Scouting for Boys*, S. 312.

27 Vgl. ebd., S. 10–13.

frontier-Lebens, wie sie in kanonischen Abenteuerromanen zu finden sind, der gleiche Wahrheitsgehalt zugesprochen wie der Geschichtsschreibung und den selbst erlebten Abenteuern der Kolonisatoren.²⁸

Diese Vermischung von Fakt und Fiktion verstärkt sich noch dadurch, dass die fiktionalen Anregungen der „campfire yarns“ sodann über das Spiel wieder in die Tat umgesetzt werden. Am Ende einer jeden Lagerfeuergeschichte finden sich Hinweise für die Ausbilder, wie die jeweilige „Moral von der Geschichte“ vermittelt werden soll, gefolgt von weiterführenden Literaturhinweisen und Spielideen, sodass die zur Bewältigung der geschilderten Abenteuer notwendigen Fähigkeiten direkt im Spiel erprobt werden können. Für Baden-Powell besaß das Spiel einen zentralen Stellenwert innerhalb seines Ausbildungsprogramms: „Bacon said that play-acting was one of the best means of educating children, and one can quite believe him.“²⁹ Die von Baden-Powell so herausgestellte Wichtigkeit des Spiels findet eine theoretische Entsprechung in Johan Huizingas grundlegender, erstmals 1938 erschienener Studie zum *homo ludens*,³⁰ die der kulturschöpferischen Kraft des Spiels gewidmet ist. Ausgehend von der These, dass „menschliche Kultur im Spiel – als Spiel – aufkommt und sich entfaltet“,³¹ geht Huizinga davon aus, dass vor allem das soziale Spiel nach eigenen Regeln funktioniert, insofern es aus dem alltäglichen Leben heraussticht und eine eigene Welt darstellt:

Der Form nach betrachtet, kann man das Spiel also zusammenfassend eine freie Handlung nennen, die als ‚nicht so gemeint‘ und außerhalb des gewöhnlichen Lebens stehend empfunden wird und trotzdem den Spieler völlig in Beschlag nehmen kann, an die kein materielles Interesse geknüpft ist und mit der kein Nutzen erworben wird, die sich innerhalb einer eigens bestimmten Zeit und eines eigens bestimmten Raums vollzieht, die nach bestimmten Regeln ordnungsgemäß verläuft und Gemeinschaftsverbände ins Leben ruft, die ihrerseits sich gern mit einem Geheimnis umgeben oder durch Verkleidung als anders von der gewöhnlichen Welt abheben.³²

Demnach zeichnet sich das Spiel durch Außergewöhnlichkeit und eine Freiheit von den Zusammenhängen des Alltags, denen es nicht direkt dient, aus, verfügt aber zugleich über eine eigene Ordnung mit festen Regeln, ist zeitlich und räumlich begrenzt und wird von den Beteiligten mit Ernst durchgeführt.

28 Vgl. Boehmer, E.: Introduction, S. xxvi.

29 Baden-Powell, R.: Scouting for Boys, S. 313.

30 Huizinga, Johan: Homo Ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel. Mit einem Nachwort von Andreas Flitner. 19. Aufl. Reinbek: Rowohlt 2004.

31 Ebd., S. 7.

32 Ebd., S. 22.

Das dabei empfundene, kollektiv geteilte „Gefühl der Spannung und Freude“³³ dient der Vergemeinschaftung, die durch Verkleidung und ein geteiltes Geheimnis verstärkt wird.

Huizinga rückt damit das Zusammenspiel von Freiheit und Ordnung in den Fokus, welches das Spiel der Pfadfinder maßgeblich prägt, und zwar sowohl konkret bezüglich der Inhalte der gewählten Spiele als auch allgemeiner hinsichtlich des Stellenwerts des Spiels im Verhältnis zur gesellschaftlichen Ordnung.³⁴ Das praktische Nachspielen, das sogenannte *play-acting*, eigne sich, so Baden-Powell, aufgrund der höheren Erlebnisqualität besser zur Vermittlung von Pfadfinderidealen als das rein theoretische Dozieren der Inhalte, beispielsweise beim Nachahmen der Laute des jeweiligen Totemtiers. Dass diese Spiele neben dem Nachahmen von Kriegssituationen oder der konkreten Lösung eines Problems größtenteils eine Imitation der vorgelesenen Abenteuerepisoden, etwa aus Doyles *Sherlock Holmes* oder Kiplings *Kim* beinhalten, dient dazu, die Sehnsucht der Jugendlichen nach abenteuerlicher *romance* zu stillen. *Kim*, der in Indien ohne das Wissen um seine britische Herkunft unter Indigenen aufgewachsene Junge, eignet sich als Vorbild aufgrund seiner Kenntnis der indigenen Kultur, seiner Beobachtungsgabe und Verstellungskunst, durch die er zum britischen Geheimagenten wird; *Sherlock Holmes* hingegen wegen seines detektivischen Spürsinn, der das pfadfinderische Spurenlesen repräsentiert. Das Überleben auf einer einsamen Insel, offensichtlich angelehnt an *Robinson Crusoe*, sollen die Jugendlichen ebenfalls spielerisch lernen:

Act a scene of castaways on a desert island. They make camp fire: pick seawood, grass, roots, etc., and cook them: Make pots, etc., out of clay: Weave mats out of grass: Build raft, and if water is available get afloat in it: put up a mast and grass mat sail, etc.: and punt or sail away, or can be rescued by sighting ship and making smoke signals or getting a boat's crew of sailors to come and fetch them.³⁵

Darüber hinaus bezieht sich das *play-acting* auch auf das tatsächliche Theaterspielen, wie das im ersten Kapitel enthaltene *Pocahontas Play*³⁶ zeigt, das zum sofortigen Reinszenieren einer historischen Situation mit verteilten Rollen einlädt. Die von Huizinga als Element des Spiels betonte Verkleidung findet

33 Ebd., S. 37.

34 Zur „Konvergenz von Freiheit und Ordnung“ vgl. Sandl, Marcus: *Homo ludens. Überlegungen zur historischen Anthropologie des Spiels*. In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL)* 39.2 (2014), S. 404–412, S. 410.

35 Baden-Powell, R.: *Scouting for Boys*, S. 181.

36 Im *Pocahontas Play* sollen die Kinder die Gründung der kolonialen Siedlung Jamestown in Virginia unter der Ägide des Briten John Smith als Theaterstück nachspielen, vgl. ebd., S. 51–62.

sich bei den Pfadfindern jedoch nicht nur im Theaterspielen, sondern auch bereits in der Gemeinschaft stiftenden Uniform der *scouts*, die sie von anderen Kindern deutlich unterscheidet. Ihr Geheimnis besteht schlussendlich im exklusiven Wissen, das in der Pfadfinderausbildung vermittelt wird und mittels dessen sie sich von anderen, unwissenden Kindern abheben können.

Damit finden sich in den Pfadfinderspielen beide der von Huizinga genannten Aspekte des Spiels, einerseits „Kampf“ in den vielen kompetitiven Kriegsspielen und andererseits „Darstellung“³⁷ im Sinne der Nachahmung von konkreten historischen Situationen oder literarischen Szenen. Indem nun diese spielerische Nachahmung nicht einfach beliebig abläuft, sondern eine „unbedingte Ordnung“ aufweist, die sich in „Rhythmus und Harmonie“ äußert, teilt das Spiel eine zentrale Eigenschaft mit der Abenteuerliteratur, die es nachahmt, nämlich die „Neigung, schön zu sein“,³⁸ also die ästhetische Form, die die Literatur für die Leserinnen und Leser und das Spiel für die Spielenden attraktiv macht. Dass gerade das Abenteuerspiel in *Scouting for Boys* hervorgehoben wird, liegt in der Wesensähnlichkeit von Spiel und Abenteuer begründet, denn beides, sowohl Abenteuer als auch Spiel, ist „überflüssig“, insofern man beides „ebensogut lassen könnte“³⁹ und sie außerhalb des Alltags abgeschlossen und begrenzt sind. Beide verheißen eine Transgression in eine andere, von alltäglichen Regeln freie Welt, in der die eigenen Fähigkeiten mit ungewissem Ausgang auf die Probe gestellt werden, woraus Spannung erwächst.⁴⁰

Der Unterschied liegt jedoch darin, dass die in den Spielen nachgespielten Abenteuer zumindest teilweise auf reale Ernstfälle rekurrieren, die keinen festgelegten Spielregeln folgen, etwa die Eroberung kolonisierter Gebiete, das „manhunting“⁴¹ oder die Belagerung einer Stadt im kolonialen Krieg.⁴² Im Spiel wird der Ernst hingegen nur imitiert, es wird nur so getan ‚als ob‘ – die spielerischen Handlungen sind eben gerade „nicht so gemeint“.⁴³ Diese von Huizinga stark gemachte Unterscheidung zwischen Spiel und Ernst und seine Prämisse, der zufolge das Spiel „außerhalb des Bereichs des direkt materiellen Interesses oder der individuellen Befriedigung von Lebensnotwendigkeiten“⁴⁴

37 Huizinga, J.: *Homo Ludens*, S. 22.

38 Ebd., S. 19.

39 Ebd., S. 16.

40 Vgl. zur Nähe von Spiel und Abenteuer auch Best, O. F.: *Abenteuer*, S. 118–122.

41 Baden-Powell, R.: *Scouting for Boys*, S. 47.

42 Diese abenteuerlichen Ernstfälle sind indes nicht per se als Abenteuer zu sehen, sondern erscheinen erst in der Erzählung davon als abenteuerlich, so dass auch hier der narrative Charakter des Abenteuers festzuhalten ist.

43 Huizinga, J.: *Homo Ludens*, S. 22.

44 Ebd., S. 18.

stehe, stoßen jedoch im Fall der Pfadfinder schnell an ihre Grenzen, denn die Zweck- und Interessensfreiheit des Spiels ist hier nicht mehr gegeben:

It [play-acting, Anm. E. H.] develops the natural power in them of imitation, and of wit and imagination, all of which help in the development of character; and at the same time lessons of history and morality can be impressed on their minds far better by their assuming the characters and acting the incidents themselves than by any amount of preaching of the same on the part of the teacher.⁴⁵

Im ‚Als ob‘ des Spielens, in dem die Jungen mit kolonialen Abenteuern assoziierten Tätigkeiten wie dem Spurenlesen weitestgehend ohne elterliche oder schulische Reglementierung nachgehen können, soll der Keim für die Erziehung zum *good citizen* gepflanzt werden, d. h. das Spiel ist keineswegs zweckfrei, sondern es soll ihren Charakter bilden und ihnen sowohl Geschichte als auch Moral lehren.⁴⁶

Gerade aufgrund dieser moralischen Zweckorientierung führt Huizinga die Pfadfinderbewegung als die lobenswerte Ausnahme des von ihm kritisierten „Puerilismus“ an. Unter Puerilismus versteht er „Betätigungen [...], in denen der Mensch [...] als Glied einer [...] organisiert auftretenden Kollektivität, sich nach Maßstäben der Pubertätstzeit oder der Knabenjahre zu betragen scheint“. Elemente dieses Puerilismus sind für ihn neben dem „nie gesättigten Bedürfnis nach banaler Zerstreung“ vor allem „der lebendige Klubgeist mit seinem Drum und Dran von sichtbaren Erkennungszeichen, formelhaft gewordenen Handbewegungen, Losungsworten und Parolen (Yells, Zurufen, Grußformeln), das Auftreten im Marschschritt und in Marschordnung u. a.“.⁴⁷ Während Huizingas Kritik am Puerilismus wohl vor dem Hintergrund der im Gleichschritt marschierenden Jugendorganisationen und paramilitärischen Vereinigungen des Nationalsozialismus zu sehen sind, schließt er die Pfadfinder davon explizit aus, obwohl die oben genannten Aspekte diese ebenso charakterisieren:

Der Ruhm, die soziale Kraft des organisierten Knabengeistes zuerst begriffen und in seine bewundernswerte Schöpfung, die Pfadfinderbewegung, umgesetzt zu haben, gebührt Lord Baden-Powell. Hier geht es nicht an, von Puerilismus zu sprechen, denn hier handelt es sich um eine mit tiefer Einsicht durchgeführte pädagogische Absicht, die Neigungen und Gewohnheiten Unerwachsener

45 Baden-Powell, R.: *Scouting for Boys*, S. 313–314.

46 Außerdem treffen die von Huizinga genannten spielerischen Elemente wie das Gemeinschaftsgefühl aufgrund einheitlicher, spezifischer Kleidung auch auf ernste Bereiche der Kultur zu, so beispielsweise auf das Militär. Vgl. dazu auch Koschorke, A.: *Wahrheit und Erfindung*, S. 14.

47 Huizinga, J.: *Homo Ludens*, S. 221.

einem erzieherischen Zweck in der Form des Spielens dienstbar zu machen und so in nützliche Lebenswerte umzusetzen.⁴⁸

Da das Abenteuer Spiel auf den Zweck der Bildung zum guten Bürger ausgerichtet wird, verliert sowohl das Spiel als auch das nachgespielte Abenteuer seine Freiheit. Die literarischen und selbst erlebten Beispiele inszenieren den modernen Abenteuerer zwar als einen frei und unkonventionell handelnden, sich selbst behauptenden und ganz dem eigenen Urteil vertrauenden Mann, der sich in der – meist kolonisierten – Fremde ohne Hilfsmittel zurechtfinden muss, etwa im Gefecht oder in der Dunkelheit bzw. im Verborgenen.⁴⁹ Zugleich wird aber betont, dass er seine Abenteuer nicht aus Lust an Gefahr und Transgression erlebt, sondern sie in den Dienst des nationalen und imperialen Interesses stellt – sei es durch das detektivische Lösen von Kriminalfällen, Spionage für den Geheimdienst oder die koloniale Besiedelung neuer Gebiete. Indem über diese literarischen Abenteuer oft ein kolonialer Kontext spielerisch aktualisiert wird, dienen sie zudem auch als Mittel, die Jugendlichen ideologisch auf den imperialen Dienst für das Vaterland vorzubereiten. Dies bedeutet umgekehrt, dass das Abenteuer wiederum als elementare Erfahrung für die zivilisierte Gesellschaft erachtet wird, die von einem spielerischen Ausprobieren verschiedener Verhaltensweisen zum besseren Verstehen und Meistern kritischer Situationen profitiert. Die Spannung zwischen der Freiheit der imaginierten Abenteuer und der Rolle des pflichtbewussten Bürgers bleibt dabei ebenso unaufgelöst wie der Widerspruch zwischen der Erziehung der Kinder zu verantwortungsbewussten, tapferen, charakterstarken Männern und der gleichzeitig im Spiel beschworenen Fantasie, für immer ein Kind sein zu können.⁵⁰

Neben dieser gezielten Pädagogisierung und Ideologisierung des Abenteuerspiels wartet Baden-Powells Buch selbst mit Merkmalen und Inhalten des Spielerisch-Unterhaltsamen auf. Sein Versuch, eine „boyology“,⁵¹ also ein

48 Ebd., S. 222–223.

49 Peter Becker unterstreicht die Wichtigkeit der Gemeinschaft stiftenden Lese- und Vorlesesituation am Lagerfeuer und das Nachspielen der literarischen Abenteuer für die Pfadfinder, siehe Becker, Peter: Am Lagerfeuer und auf Fahrt. Fiktive und reale Abenteuer als zwei Medien jugendlicher Autonomiebestrebung. In: Pfadfinden. Eine globale Erziehungs- und Bildungsidee aus interdisziplinärer Sicht. Hrsg. von Eckart Conze u. Matthias D. Witte. Wiesbaden: Springer VS 2012, S. 121–143, S. 134.

50 Boehmer vergleicht diese Konstellation mit dem ewig Kind bleibenden Peter Pan, vgl. Boehmer, E.: Introduction, S. xxx–xxxi. Die Spannung zwischen der Freiheit der *frontier* und dem Gehorsam der Bürgerpflicht betont auch MacDonald, R.: Sons of the Empire, S. 145 ff.

51 Boehmer, E.: Introduction, S. xvii.

Programm zu entwickeln, das gerade der männlichen Jugend in ihrem Denken, ihren Bedürfnissen und ihrem Humor gerecht wird, spiegelt sich deutlich in der Form und Sprache seines Buches wider: Weil Baden-Powell hierfür auf einige seiner vorherigen Schriften zurückgriff und außerdem Zeitungsausschnitte, Abenteuerromane und Reiseberichte zitierte, stellt *Scouting for Boys* eine Montage heterogener Texte und Textformen dar, die inhaltlich eher lose aufeinander Bezug nehmen. Sein Verleger Pearson ordnete den Text nach der Vorlage einer Nachrichtenseite des Magazins *Tit-Bits* an, wo Informationen in kleinen Häppchen präsentiert wurden. So weist *Scouting for Boys* typografisch keine einheitliche Struktur auf, sondern ist ein Sammelsurium aus Bildern und Aufmerksamkeit erheischenden Überschriften, auf die kurze, leicht zu konsumierende Texte folgen.⁵² Auch die einzelnen Kapitel sind nicht linear konzipiert, sondern überraschen durch immer neue Einschübe aus Zeitungsberichten, Anekdoten aus dem Burenkrieg oder dem kolonialen Indien, Erste-Hilfe-Tipps, Kriminalgeschichten, Liedern und Theaterstücken. In dieser fragmentierten mosaikartigen Kompilation⁵³ kann ein Erfolgsfaktor des Buchs gesehen werden: Gerade weil die einzelnen Abschnitte kurz sind und belehrenden Passagen und Regeln viele Praxisbeispiele und im Plauderton formulierte, reichlich illustrierte Anekdoten folgen, richtet es sich neben den Ausbildern vor allem an adoleszente Leser, die eine kurzweilige und unterhaltsame Lektüre bevorzugen. Die fehlende Kohärenz der einzelnen Beiträge sowie das handliche Format ermöglichen es, das Buch – auch unterwegs – an einer beliebigen Stelle aufzuschlagen und sich in den abwechslungsreichen Inhalt zu vertiefen.

6.1.3 *Lehrbuch für den „richtigen Lebenspfad“: das deutsche Pfadfinderbuch*

Zwar instrumentalisiert Baden-Powell das literarisch inspirierte Abenteuerpiel in erster Linie zur Kanalisierung jugendlicher Energie in die Rolle des guten Bürgers; gemäß seinem Anspruch, den Jungen einen Raum zur Entfaltung zu gewähren, verwendet er jedoch auch großen Aufwand darauf, das Abenteuer zugleich als Erlebnis zu erhalten. Das beweist die in *Scouting for Boys* gelungene Montage von faktualen und fiktionalen Elementen mit dem Fokus auf abenteuerlichem Erzählen und Erleben.⁵⁴ Die deutsche Ausgabe hingegen reduziert diese Kombination aus dem Erzählen und dem Erleben

52 Zu den von Baden-Powell verwendeten Quellen vgl. ebd., S. xi f.

53 Vgl. ebd., S. xxxvi.

54 Vgl. hierzu auch ähnliche Überlegungen bei Schubert-Weller, Christoph: Internationale Orientierung und nationale Aufgabe: Pfadfinderpädagogik der Gründungsphase. In: Pfadfinden. Eine globale Erziehungs- und Bildungsidee aus interdisziplinärer Sicht. Hrsg. von Eckart Conze u. Matthias D. Witte. Wiesbaden: Springer VS 2012, S. 25–36, S. 32.

des Abenteuers auf sporadisch eingestreute literarische Reminiszenzen, die nur noch den Zweck erfüllen, das Interesse am Pfadfinden zu wecken.

Lion und Bayer übersetzten die Inhalte von *Scouting for Boys* nicht wörtlich, sondern übertrugen sie eher frei ins Deutsche, um eine veränderte inhaltliche Anordnung, Schwerpunktsetzung und auch Auslassungen zu ermöglichen. Im Vorwort heißt es dazu:

Vieles, was dem englischen Volkscharakter entspricht, dem Deutschen aber fremdartig erscheint, musste ausgemerzt werden, dafür möglichst eigene Erfahrungen und Beobachtungen Platz finden. Trotzdem gingen wir nicht so weit, wie es eigentlich erforderlich gewesen wäre, da wir dachten, dass es doch immerhin einen gewissen Wert haben müsse, in das Ideengebiet einer verwandten Nation einen Einblick zu gewinnen.⁵⁵

Das *Pfadfinderbuch* zeugt zunächst vom Bemühen der Herausgeber, den heterogenen Ausgangstext zu vereinheitlichen und im Kapitelaufbau logischer und kohärenter zu machen: Das Inhaltsverzeichnis ist beispielsweise deutlich ausführlicher und erleichtert damit die Orientierung im Buch.⁵⁶ Die praktischen Inhalte der Ausbildung wurden größtenteils ohne Änderungen übernommen, ebenso die meisten Illustrationen und die Anekdoten aus den britischen Kolonien und aus dem Burenkrieg. Letztere muten in der deutschen Version jedoch distanziert und spröde an, da sie oft eingeleitet werden durch Phrasen wie „Baden-Powell erzählt ...“ und teilweise in indirekter Rede wiedergegeben werden.⁵⁷ Viele der Kriminal- und Abenteuererzählungen bleiben zwar erhalten, aber sie sind nicht mehr als Lagerfeuergeschichten markiert und wirken in der Übersetzung hölzern und ohne den zumindest imaginierten situativen Kontext des Lagerfeuers in vielen Passagen fehl am Platz. Die Geschichte Kims etwa, die im britischen Original auf mehreren Seiten nach erzählt wird, wird auf einen einzigen, isoliert stehenden Satz komprimiert, der unverständlich bleibt, weil den Leserinnen und Lesern nicht erklärt wird, wer Kim überhaupt ist.⁵⁸ Das erhalten gebliebene Kim-Spiel verliert durch diesen fehlenden Zusammenhang ebenfalls an Reiz. An die Stelle der fest in den

55 Lion, A.: Das Pfadfinderbuch, S. XI.

56 Dem Inhaltsverzeichnis lässt sich auch entnehmen, dass die Kapitel von verschiedenen Personen geschrieben wurden: Bis auf das Kapitel VII „Der Ritterspiegel“, das von Dr. Ludwig Kemmer, Professor am Münchner Theresiengymnasium, verfasst wurde, und den vom Bamberger Turnlehrer Heinrich Steinmetz beigesteuerten Turnübungen wurde das Pfadfinderbuch von Alexander Lion und Maximilian Bayer ins Deutsche übertragen.

57 Vgl. z. B. Lion, A.: Das Pfadfinderbuch, S. 298.

58 „Kim, der wackere junge Pfadfinder wurde von den Indern ‚Der kleine Freund aller Menschen‘ genannt, und jeder Pfadfinder sollte danach streben, sich diesen Ehrentitel zu erwerben.“ ebd., S. 28.

Kapiteln verankerten *campfire yarns* treten nun im Inhaltsverzeichnis eigens hervorgehobene „Winke für den Lehrmeister“, die es im britischen Original zwar auch gibt, dort jedoch in einem ausgewogenen Verhältnis zu den Lagerfeuergeschichten stehen. Insgesamt verliert das Buch so an vielen Stellen die Faszinationskraft und die Literarizität, die durch die Erzählepisoden im britischen Original beabsichtigt war.

Um den vielen Beispielen aus den britischen Kolonialgebieten einen Bezug zu den deutschen Kolonien entgegenzustellen, wurden in der deutschen Version einige wenige Erlebnisse Lions und Bayers aus dem Krieg in Deutsch-Südwestafrika hinzugefügt. „Ausgemerzt“⁵⁹ wurden indes viele der Stellen, die in der britischen Fassung den spielerischen Charakter der Pfadfinder hervorheben, etwa die Beschreibung der Totemtiere der jeweiligen Pfadfindergruppe und die Nachahmung der Tierrufe zur geheimen Verständigung, die Handzeichen, Symbole und Rituale, die die Faszination dieser jugendlichen Pfadfinderwelt als groß angelegtes Spiel ausmachten. Stattdessen dominiert nun ein ermahrender Ton, der das Buch eher zum Lehrbuch als zu einem mit Abenteuern gespickten, fikionalisierten Leitfaden macht. Denn anstatt wie Baden-Powell die Bedürfnisse der Jungen im Sinne seiner *boyology* im Blick zu behalten, zeigt sich bei Lion und Bayer eine misstrauische Sicht auf die Heranwachsenden: Ausgehend von der „Gefahr, dass die Jugend körperlich zurückgeht und geistig verroht“,⁶⁰ wird sie pauschal unter den Verdacht der Delinquenz und Degeneration gestellt.⁶¹ Die im Original vorgesehenen Freiräume für die Fantasie in Form von Abenteuergeschichten am Lagerfeuer oder Theaterspielen, die für die Entwicklung zum verantwortungsvollen Bürger als förderlich erachtet wurden, werden zugunsten einer geradlinigeren Vermittlung von Lernstoff stark eingeschränkt. Besonders deutlich zeigt sich das im Kapitel über persönliche Hygiene, Sport und gesunde Lebensführung, in dem die bereits im Vorwort vehement missbilligten negativen Einflüsse, nämlich „[d]as Wirtshaus, der Alkoholgenuss, der Tabak, das andere Geschlecht“⁶² als Anlass genommen werden, den Fokus noch stärker als bei Baden-Powell auf körperliche Ertüchtigung zu richten. „[G]erade in den Entwicklungsjahren vom Kinde zum Manne, also vom 14. bis zum 18. Lebensjahre“,⁶³ sehen die Begründer der Bewegung Handlungsbedarf, worin sich deutlich die

59 Ebd., S. XI.

60 Ebd., S. III. Das Zitat ist im Original durch Sperrdruck hervorgehoben.

61 Schubert-Weller spricht deshalb von der „Perspektive des Jugendstaatsanwaltes“, die Lion und Bayer hier eingenommen hätten, siehe Schubert-Weller, C.: Internationale Orientierung, S. 32.

62 Lion, A.: Das Pfadfinderbuch, S. III.

63 Ebd.

zeitgenössisch verbreitete Angst vor der Adoleszenz als einer Phase der Verweichlichung und Verweiblichung durch erwachende, noch ungebändigte Sexualität, Devianz von elterlichen und schulischen Vorgaben, Kriminalität und körperlichen Verfall widerspiegelt. Weil die Adoleszenz als Schritt zwischen Kind- und Erwachsensein somit als mögliche „Krise der hegemonialen Männlichkeit“⁶⁴ verstanden wurde, kann die Gründung der Pfadfinderbewegung auch als Instrument zur Abschwächung oder Behebung dieser Krise verstanden werden.

Dieser Krisenbewältigung entsprechend finden sich pragmatische Vorschläge wie die folgenden:

Kräftige den Magen [...] und stärke dabei die Unterleibsorgane, um die unverdaulichen Speisereste aus dem Körper zu schaffen. [...] Kräftiges Essen, keine unnötige Anfüllung des Magens, lieber mehrmals kleine Mengen als auf einmal grosse. Gut kauen. Nie auf vollen Magen turnen. Tägliche Stuhlentleerung zu regelmässigen Zeiten. Obst essen, besonders abends. Morgens gutes frisches Wasser – nicht zu kalt – langsam trinken; auch heisses Wasser oft von Vorteil.⁶⁵

Diese diätetischen Hinweise werden also den Verlockungen von Alkohol und Zigaretten, die Turnübungen dem „anderen Geschlecht“ entgegengesetzt. Der hier anklingende sterile, syntaktisch verkürzte Kasernenhofton verdeutlicht, wie kühl und distanziert die Jungen adressiert werden und wie unmittelbar die technische Ausbildung ohne eine exemplifizierende Einbettung in eine fiktionale Geschichte, eine humorvolle Anekdote oder ein Spiel vonstattengehen soll. Stattdessen wird anhand einer wörtlich zitierten Passage aus einem militärischen Regelwerk die Pflicht eines jeden Pfadfinders verdeutlicht: „Den Soldaten ist zum Bewusstsein zu bringen, dass sie Gesundheit und Leben einzusetzen haben, andererseits alles tun müssen, um sich gesund und kampffähig zu erhalten. Vor unmässiger Lebensweise, insbesondere Trunkenheit und Ausschweifungen sind sie zu warnen.“⁶⁶

Obwohl dem Pfadfinderbuch somit weitgehend der fabulierende Überschuss und die Ungezwungenheit der britischen Vorlage fehlt, sind noch literarische Spuren des Abenteuers vorhanden, beispielsweise Bezüge zu Coopers Lederstrumpf-Romanen, deren Protagonist Natty Bumppo mit dem Beinamen „pathfinder“ immerhin der Namensgeber der deutschen Pfadfinder ist. Diese

64 Dahlke, Birgit: Proletarische und bürgerliche Jünglinge in der Moderne. Jugendkult als Emanzipationsstrategie und Krisenreaktion um 1900. In: Männlichkeiten und Moderne. Geschlecht in den Wissenskulturen um 1900. Hrsg. von Ulrike Brunotte. Bielefeld: Transcript 2008, S. 111–130, S. 121.

65 Lion, A.: Das Pfadfinderbuch, S. 179.

66 Ebd., S. 175.

Spuren des Abenteurers verankern die Pfadfinderbewegung in einer längeren, historisch gewachsenen Tradition vorbildlichen Handelns, die im Fall der Lederstrumpf-Geschichten eine nationalistische Prägung zur Profilierung gegenüber dem britischen Original erfährt: Lederstrumpf wird den jungen Pfadfindern als Musterbeispiel für Selbstlosigkeit im Dienst der Kolonisation vorgestellt; zugleich solle die Figur die Jungen aber auch mit Stolz erfüllen. Denn Cooper habe Lederstrumpf nach dem Vorbild eines deutschen Auswanderers namens Herkheimer entworfen, der die koloniale Erschließung Nordamerikas vorangetrieben habe, die damit maßgeblich auch der deutschen Schaffenskraft zu verdanken sei.⁶⁷ Das Pfadfinden wird deshalb auch als „das Suchen und Finden des richtigen Lebenspfades“⁶⁸ beschrieben, sodass die koloniale Erschließung neuer Wege und Gebiete an der *frontier* als Sinnbild für die adoleszente Selbstfindung dient. Abgesehen von Coopers Lederstrumpf-Geschichten, die im Original nur am Rande Erwähnung finden, werden im *Pfadfinderbuch* mit dem Kim-Spiel zur Schulung der Beobachtungsgabe und dem Robinson-Spiel zum Erlernen lebensnotwendiger Fähigkeiten die auch in *Scouting for Boys* bereits zitierten Abenteuerbeispiele übernommen. In einer späteren Publikation charakterisierte Alexander Lion diese Instrumentalisierung des spielerischen Abenteurers indes folgendermaßen:

Wie aber macht es der Fischer, der Fische fangen will? Er wirft den Fischen nicht den Köder vor, der ihm zusagt, sondern der den Fischen zusagt. Sonst fängt er sie nicht. So warf auch die Pfadfinderbewegung ihren Fischen, der Jugend, den Köder hin, der ihnen schmeckte. Aber war der junge Mensch erst einmal geködert, dann wurde er auch unmerklich zum Guten beeinflusst, unaufdringlich in die richtige Bahn geleitet. Die Pfadfinderbewegung wandte sich also an die Jugend, packte sie an ihrer Begeisterungsfähigkeit, an der romantischen Seite, der Robinsonnatur, die in jedem gesunden Jungen steckt.⁶⁹

Wie der eingangs zitierte Bayer beschreibt auch Lion hier mit dem neutestamentlich inspirierten Bild des Menschenfischers den Versuch, die Jugendlichen über ihre romantische Sehnsucht nach Abenteuern gezielt zu beeinflussen: Über den Köder des Abenteuerspiels werden sie dazu gebracht, dem eigentlichen Ziel der Pfadfinderausbildung zu entsprechen, nämlich dem „Vaterlande zu dienen, und dafür zu sorgen, dass es gross und mächtig bleibe.“⁷⁰ Das Spiel verliert so, noch deutlicher als im Originaltext, seine Zweckfreiheit und wird stattdessen zum zweckgebundenen Experimentieren mit bestimmten

67 Zu dieser Passage vgl. ebd., S. 233–235.

68 Ebd., S. XI. Das Zitat ist im Original ebenfalls durch Sperrdruck hervorgehoben.

69 Lion, A.: Die Pfadfinder- und Wehrkraftbewegung, S. 14.

70 Lion, A.: Das Pfadfinderbuch, S. 305.

Situationen und Kontexten. Statt einem spielerischen Sich-Ausprobieren geht es nun um ein systematisches Einstudieren von Eigenschaften und Fähigkeiten zur Bewältigung gefährlicher Situationen, für die man „allzeit bereit“ sein soll. Dies kollidiert indes deutlich mit den in Aussicht gestellten Abenteuern, die ja gerade dadurch entstehen, dass eine unvorhersehbare Situation eintritt, auf die man nicht vorbereitet ist. Der Leitsatz „Be prepared“, „Sei allzeit bereit“ läuft angesichts der Kontingenz des Abenteuers ins Leere, weil unklar ist, worauf man sich überhaupt vorbereiten soll. Die Suche der Jugendlichen nach dem „richtigen Lebenspfad“ ist also keineswegs als freie Selbstentfaltung gedacht, sondern als gezielte Einführung in eine staatsbürgerliche Rolle, wie Lion zusammenfasste: „So sucht das Pfadfindertum, moralisch wie auch körperlich den jungen Menschen zu fördern, er [sic] will ihn darüber hinaus auch zu einem tüchtigen, allen Lagen des Lebens gewachsenen Staatsbürger erziehen.“⁷¹

Wie diese tüchtigen Staatsbürger sein sollen, verdeutlicht schließlich die aus dem Englischen übernommene Aufstellung der Pfadfinder-Gebote. An erster Stelle steht die „Ehre eines Pfadfinders“, gefolgt von der Treue gegenüber „seinem Landesherrn, dem Kaiser, seinem Vaterlande, seinen Vorgesetzten, Lehrern und Brotherren.“⁷² Neben Hilfsbereitschaft, Freundlichkeit, Höflichkeit, Tierliebe, Heiterkeit und Sparsamkeit wird zudem Gehorsam gefordert: „Ein Pfadfinder gehorcht seinem Feldkornett, dessen Stellvertreter (Junker) und dem Feldmeister ohne Widerrede. Auch wenn er einen Befehl erhält, der nicht nach seinem Geschmack ist, muss er ihn dennoch wie jeder Soldat genau befolgen. Es ist dies seine Pflicht.“⁷³ Obgleich Lion und Bayer, ebenso wie bereits Baden-Powell, verschiedentlich betonen, dass sie eine nicht-militärische Ausbildung zum „Friedens-Pfadfinder“⁷⁴ konzipiert hätten, verweist

71 Lion, A.: Die Pfadfinder- und Wehrkraftbewegung, S. 21. In dieser umfassenden Bildung, die sowohl auf moralische wie auch auf physische Aspekte abzielt, wurde auch das größte Alleinstellungsmerkmal der Pfadfinderbewegung zur Abgrenzung von konkurrierenden Jugendvereinen wie dem Wandervogel gesehen. „Der Wandervogel“, so der Münsteraner Oberlehrer Dr. Adolf Bohlen, „lockt zu freier Romantik, die Jugendwehr empfiehlt militärischen Drill. [...] Falsch wäre es aber, sich auf wenige Punkte zu beschränken. Wollen wir doch, daß der Junge ein ganzer Mensch werde. Darum muß etwas Umfassendes geleistet werden, das nicht ein jeder für sich ersinnt. Das will auch der Pfadfindergedanke [...]. Träger des allen sollte sein der hohe Gedanke, daß körperliche und geistige Ertüchtigung nicht Selbstzweck ist, sondern ein Mittel nur, der Gemeinschaft zu dienen.“ Bohlen, Alfred Dr.: Pfadfinder-Erziehung an höheren Lehranstalten. Im Auftrage des Deutschen Pfadfinderbundes verfaßt. Leipzig: Pfadfinderverlag Otto Spamer 1914, S. 8–10.

72 Lion, A.: Das Pfadfinderbuch, S. 27.

73 Ebd., S. 29.

74 Ebd., S. 11.

bereits die Formulierung „wie jeder Soldat“ eindeutig darauf, dass als elementare Bestandteile der Staatsbürgerpflichten auch militärischer Drill, Gehorsam und Dienstfeier angesehen werden. Zwar war es das erklärte Ziel Lions, auch über die militärische Ausbildung hinaus möglichst umfassend darauf hinzuwirken, dass ein Pfadfinder ein „geistig, körperlich und moralisch auf das vollkommenste erzogener und gefestigter junger Mensch“⁷⁵ sei, jedoch entsprach zumindest der technische Ausbildungsteil größtenteils der damaligen militärischen Infanteristenausbildung.⁷⁶ Auch die Pfadfindertracht, die der Uniform der kolonialen Soldaten nachempfunden war, sowie die durch Ränge und Abzeichen verwirklichte hierarchische Organisation zeugen sowohl im britischen als auch im deutschen Fall vom militärischen Ethos, der den Pfadfindern zugrunde gelegt wurde.⁷⁷ So wundert es auch nicht, dass Kriegsspiele ein fester Bestandteil der Pfadfindertreffen waren. Dies geht sowohl aus der zweiten Ausgabe des *Pfadfinderbuchs*, das im Anhang eine längere Auflistung von Kriegsspielen enthält,⁷⁸ als auch aus einer Ausflugsbeschreibung einer Münchner Pfadfindergruppe aus dem Jahr 1910 hervor. Darin werden nicht nur Kriegsspiele wie Schießübungen beschrieben, sondern auch das Ritual der Lagerfeuergeschichten:

Hier am Rande der wabernden Lohe entfaltete sich bald ein gar malerisches Bild echten Lagerlebens: Da ward gesungen, gescherzt und getollt; dazwischen war aber auch wieder Ernst gemacht, und es las einer der Führer aus ‚Peter Moors Fahrt nach Südwest‘ vor. Da nahm die Stimmung wieder eine andere Färbung an, und gespannt lauschten die Jungen bei jenen ernstesten Erzählungen von deutschem Heldentum im fernen Afrika.⁷⁹

Nachdem also selbst Krieg gespielt wurde, wird die Zeit am Lagerfeuer dazu genutzt, die Heranwachsenden patriotisch zu bilden und ihnen die Kriegs-

75 Lion, Alexander: Koloniale Jugenderziehung. In: Zeitschrift für Kolonialpolitik, Kolonialrecht und Kolonialwirtschaft 10.8 (1908), S. 691–699, S. 699.

76 Vgl. Schubert-Weller, C.: Internationale Orientierung, S. 30.

77 Vgl. Schubert-Weller, C.: So begann es, S. 52.

78 Vgl. Lion, Alexander: Das Pfadfinderbuch. Nach General Baden-Powells Scouting for Boys. Zweite neubearbeitete Auflage. München: Verlag der Aertzlichen Rundschau Otto Gmelin (Pfadfinderverlag) 1911, S. 215–241.

79 N. N.: Ein Ausflug einer Gruppe des Wehrkraftvereins München. Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, Abteilung IV. Kriegsarchiv, Jugendwehr, ca. September 1910. Der Wehrkraftverein war in den Anfangsjahren der Pfadfinderbewegung der bayerische Zweig der Pfadfinder, der erst kurz vor dem Ersten Weltkrieg in den Pfadfinderverein eingegliedert werden konnte. Lion beschreibt dieses spannungreiche Verhältnis in seiner Autobiografie, vgl. Lion, A.: Höhen und Tiefen, S. 96–97. Dass in Bayern zumindest anfangs die Pfadfinderbewegung fast ausschließlich als „Wehrkraft“ Ausdruck fand, verdeutlicht die enge Verbindung zum Militarismus in der Frühphase.

geschehnisse in der deutschen Kolonie über Frenssens fikionalisierten Feldzugsbericht nahe zu bringen. Dass ausgerechnet *Peter Moor* gelesen wurde, zeugt einmal mehr von der epochalen Wirkung von Frenssens Roman auf die kollektive Wahrnehmung des Kolonialkriegs und zugleich von der nationalistischen Färbung der Pfadfinderbewegung.

Das Kriegsspiel und die Lektüre von Kriegsberichten deuten auf die praktisch untrennbare Verbindung von kriegerischer Stärke und heroischer Männlichkeit zur Jahrhundertwende hin: Birgit Dahlke hat anhand des Wandervogels gezeigt, dass Heldentum um 1900 nicht mehr wie im Epos allein mit übermenschlicher Leistung zu erringen ist, sondern durch eine besondere Motiviertheit, nämlich die patriotische Gesinnung, die den heranwachsenden Jungen zum kampfwilligen und zu Opfern im Namen des Vaterlands bereiten Mann macht.⁸⁰ Dass die Pfadfinder, wie viele andere vergleichbare Jugendbewegungen, von „Kriegserfahrungen, Kriegserwartungen, Kriegsängste[n]“⁸¹ geprägt waren, geht Thomas Macho zufolge weniger auf die immer wieder, etwa im Eingangszitat dieses Kapitels, ins Spiel gebrachte scheinbar ‚natürliche‘ Sehnsucht der Jugendlichen nach Kampf und Abenteuer zurück, sondern auf die schlichte Notwendigkeit, als moderner Nationalstaat ohne transnationale Söldnerheere eigene nationale Soldaten für die zu führenden Kriege heranzuziehen.

Sowohl in der Forschung zu *Scouting for Boys* als auch zum *Pfadfinderbuch* herrscht Uneinigkeit darüber, wie der sich so ergebende Widerspruch zwischen dem Anspruch auf spielerische Vermittlung von Staatsbürgerpflichten und dem dennoch deutlich erkennbaren Fokus auf militärischen Strukturen und Normen zu beurteilen ist. Eigene Kriegserfahrungen der Gründer, gepaart mit einem Zeitgeist, in dem Gehorsam und Disziplin in der Erziehung fest verankert waren, gehen in der Gründungszeit der Pfadfinderbewegung Hand in Hand mit lebensreformerischen Idealen der freien Entfaltung der Jugend durch eigenes Ausprobieren im Spiel, sodass zumindest das deutsche *Pfadfinderbuch*, das ohnehin eine Textkompilation unterschiedlicher Autoren mit jeweils eigenen Intentionen darstellt, nicht eindeutig als militaristisch oder reformpädagogisch einzuordnen ist.⁸² Den Erfolg des Buches hat vermutlich

80 Vgl. Dahlke, B.: Jünglinge, S. 200–201.

81 Macho, Thomas H.: Jugend und Gewalt. Zur Entzauberung einer modernen Wahrnehmung. In: Das „zivilisierte“ Tier. Zur historischen Anthropologie der Gewalt. Hrsg. von Michael Wimmer. Frankfurt a. M.: Fischer 1996, S. 221–244, S. 237.

82 Für die britischen *scouts* hat vor allem Michael Rosenthal die Meinung vertreten, es handle sich dabei um eine gezielte militaristische Charakterschmiede, wohingegen Tim Jeal eher die im Abenteuerspiel angelegte Flucht aus dem streng reglementierten Alltag in den Fokus gerückt hat, vgl. Rosenthal, Michael: *The Character Factory. Baden-Powell and the Origins of the Boy Scout Movement*. London: Collins 1986, S. 161–190 und Jeal, Tim:

gerade diese uneindeutige Mischung bedingt, die für unterschiedliche Leserinnen und Leser jeweils das versprach, was man sich davon erhoffte, also Spiel und Abenteuer für Kinder und Gehorsam und Disziplin für Erwachsene und Erzieher.⁸³ Dass das Programm der Pfadfinder kolonialideologisch und nationalistisch aufgeladen war, steht indes außer Frage.

Dadurch zeigt sich zumindest im deutschen Fall ein deutliches Aufeinanderprallen unterschiedlicher Werte: die mit den literarischen Abenteuerfiguren Lederstrumpf, Kim oder Robinson Crusoe in Verbindung gebrachte eigenständige Grenzüberschreitung, Freiheit und Selbstbestimmtheit, meist in der Abgeschiedenheit der Natur, im Gegensatz zu Disziplin, Gehorsam und Dienst-eifer der idealen, militärisch geschulten und für den Ernstfall gewappneten Staatsbürger. Die im Eingangszitat versprochene Freiheit, sich sein Leben nach eigenen Vorstellungen zu gestalten, erscheint an diesem Tugend-katalog gemessen als purer Egoismus gegenüber den Belangen der nationalen Gemeinschaft. Das Spiel und das Imitieren literarischer Vorbilder erlauben lediglich imaginierte Abenteuer, wohingegen die Ausbildung eigentlich darauf abzielt, abenteuerliche Unwägbarkeiten zugunsten der nationalen Sicherheit zu eliminieren.

Zwar trifft diese grundsätzliche Ausrichtung auf Risikominimierung unter Zuhilfenahme fiktionaler Abenteuer auch auf das britische Original zu, aber im Gegensatz zu Baden-Powell, der das lustvolle Imaginieren und Imitieren von Abenteuern stärker in den Vordergrund rückt, entschieden sich die deutschen Pfadfindergründer zu einer deutlichen Reduzierung des selbstreferentiellen Abenteuers hin zu einer stärkeren Nutzbarmachung. Damit ist das literarische Abenteuer im deutschen *Pfadfinderbuch* vor allem ein Köder, der die Jugendlichen über ihre Abenteuerlust in einen nationalen Funktionszusammenhang einbinden soll. Die Lederstrumpf-Geschichte wird beispielsweise nicht deshalb als Vorbild zitiert, weil der Protagonist darin Selbstständigkeit und Freiheit um ihrer selbst willen erlebt, sondern explizit wegen der ihm zugeschriebenen Selbstlosigkeit und Aufopferung im Dienst der Nation. Die im Roman beschriebene kriegerische Kolonisierung verschiebt sich im *Pfadfinderbuch* somit immer mehr vom reizvollen, selbstbestimmten Abenteuer zu einer nationalen Pflicht.

Baden-Powell. London: Pimlico 1991, S. 413. Für die deutsche Pfadfinderbewegung hat sich Christoph Schubert-Weller für eine Auslegung als protomilitaristische Ausbildung ausgesprochen, während Jeff Bowersox eher den spielerischen Ansatz verwirklicht sieht, vgl. Schubert-Weller, C.: So begann es, S. 89–98 und Bowersox, J.: Raising Germans, S. 173.

83 Vgl. dazu auch MacDonald, R.: Sons of the Empire, S. 150.

6.2 Das literarische Abenteuer in der Pfadfinderpädagogik

6.2.1 „Piff-Paff-Puff“: Zur Rezeption des Pfadfinderbuchs

Von dieser reduzierten und primär zweckorientierten Bezugnahme auf das – vor allem literarisch vermittelte – Abenteuer zeugt auch, dass die Gelegenheit, Beispiele der zeitgenössischen deutschen Abenteuerliteratur in das Buch einzufügen, nicht genutzt wurde. Das ist insofern auffällig, weil man nach eigener Aussage versucht hatte, zu starke britische Einflüsse zu eliminieren. Dies mag einerseits daran liegen, dass mit *Kim* und *Robinson Crusoe* zwei auch im deutschsprachigen Raum prominente Romane zitiert werden, die wie wenig andere für die literarische Repräsentation kolonialer Expansion standen und, im Fall der Robinsonade, im deutschen Kontext bereits eine lange Tradition der pädagogisierten Vermittlung durch Jugendadaptionen hatte.⁸⁴ Andererseits liegt der Verzicht auf deutsche Literaturbeispiele auch in der kritischen Haltung der Verfasser gegenüber der zeitgenössischen Jugend- und Abenteuerliteratur begründet: So wird an verschiedenen Stellen betont, man wolle unter keinen Umständen die „lebhafteste Phantasie der Jungen“ durch „Schundliteratur (Räuberromane und Detektivgeschichten) ohne jeglichen moralischen Wert“ befriedigen, da diese Art von Lektüre die „jugendlichen Gemüter“⁸⁵ vergifte. Im Gegenteil distanziert man sich ausdrücklich von der „Erziehung zur Kolportageromantik, zur Räubersehnsucht, zur Mystik des Indianerwigwams und der Sklavenjagden“,⁸⁶ derer die Gründer der deutschen Pfadfinderbewegung seitens ihrer Kritiker bezichtigt wurden.⁸⁷ Denn genau mit diesen Worten hatte ein Rezensent des *Berliner Tageblatts* schon vor Veröffentlichung des Pfadfinderbuchs über die neue Jugendbewegung geurteilt.⁸⁸ Noch bevor Lion und seine Mitherausgeber also ihre Grundsätze in Buchform publiziert

84 Robinson Crusoe wurde bereits in der Pädagogik der Aufklärung zur zentralen Figur, die etwa in Joachim Heinrich Campes Kinderbuch *Robinson der Jüngere* pädagogisch umgedeutet wurde. Vgl. Fohrmann, J.: Abenteuer und Bürgertum, S. 112–117.

85 Lion, A.: Das Pfadfinderbuch, S. 319.

86 Ebd., S. IX.

87 Dass indes ausgerechnet der Name ‚Pfadfinder‘ auf genau diese „Indianerromane“ verweist, sei, so Lion, ein unglücklicher Zufall, vgl. ebd., S. XI.

88 Es handelt sich um eine wortwörtliche Übernahme aus der Kritik des Rezensenten M.: „Nun ist doch die Erziehung zum ‚Pfadfinder‘ nichts weiter als eine Erziehung zur Kolportageromantik, zur Räubersehnsucht, zur Mystik des Indianerwigwams und der Sklavenjagden.“ Siehe M.: Die Pfadfinder. Die Erziehung zum ‚Jagdhund‘. In: Berliner Tageblatt 153, 1. Beiblatt, 25. März 1909. Lion hatte bereits vor der Publikation des *Pfadfinderbuchs* im Mai 1909 Auszüge daraus in Zeitschriften und Zeitungen vorab drucken lassen, weshalb das Buch kritisiert werden konnte, bevor es überhaupt als Buch publiziert wurde.

hatten, wurden bereits Bedenken ob des negativen Einflusses des Abenteurers laut.

Grundsätzlich bestand indes Konsens unter Pädagogen, dass es eines neuen Konzeptes bedürfe, um den schwächenden Einflüssen der Moderne auf die Jugend entgegenzuwirken, weswegen das *Pfadfinderbuch* zunächst positiv aufgenommen wurde.⁸⁹ L. Plaß, Direktor eines Erziehungsheims in Berlin-Zehlendorf, begrüßte es beispielsweise, dass die Pfadfinderbewegung versuche, die „natürliche Abenteuerlust der für das Romantische schwärmenden Jugend [...] nutzbar zu machen“, denn „die Kriegsspiele [...], Entdeckungsfahrten und Streifzüge [...] sind nur Mittel zum höheren Zweck, auf den Jugendlichen sittlich einzuwirken und ihn sozial brauchbar zu machen.“⁹⁰

Andere machten sich über die mit voller Ernsthaftigkeit immer wieder betonte Notwendigkeit der aus ‚primitiven‘ Kontexten entlehnten Überlebenskünste lustig. Der Leipziger Turnlehrer A. Rößner etwa resümierte dazu in seiner Auseinandersetzung mit dem Pfadfindersystem: „Das ist schon keine kulturelle Erziehung mehr, das gehört in die Berufsschulen für Detektive und Waldläufer.“⁹¹ Vor allem wurde verschiedentlich Kritik am Militarismus der Pfadfinderbewegung geäußert, so beispielsweise von Kurt Aram, der bereits 1909 die scheinbar rein pazifistischen Absichten der Gründer in Frage stellte:

Eines macht mich nämlich stutzig. In der ‚Pfadfindertruppe‘ sollen die Jungens laut Programm auch Ritterlichkeit, Edelmut und Vaterlandsliebe lernen. Ich bitte um Entschuldigung, aber ein Lausbub ist im Sinn der Erwachsenen nur, wenn es ihm gerade in den Kram paßt, edemütig, ritterlich oder gar vaterlandsliebend, sintemalen den Lausbuben das alles gar nicht interessiert. [...] Sollte sich am Ende die ganze ‚Pfadfindertruppe‘ zu einer Art Kriegerverein für Kinder auswachsen? Das wäre ja schrecklich!⁹²

Die Kritik am militaristischen Geist der Pfadfinder griffen linksorientierte Rezensenten auf, die sich in sozialdemokratischen Zeitschriften wie der *Arbeiter-Jugend* vom *Pfadfinderbuch* humorvoll und zugleich mit polemisch-unheilvollem Ton distanzierten, wie hier Karl Okonsky:

Er [der Pfadfinder, Anm. E. H.] ist eine der Neuzeit angepaßte, eine moderne Ausgabe von Lederstrumpf. Auch *sein* Sinn ist kriegerisch, aber er träumt

89 Vgl. auch Bowersox, J.: *Raising Germans*, S. 192–193.

90 Plaß, L.: *Boy Scouts (Die Pfadfindertruppe)*. In: *Zeitschrift für Jugendwohlfahrt* 1 (1909), S. 289–300, S. 293 und 297.

91 Rößner, A.: *Das Pfadfindersystem*. In: *Deutsche Turn-Zeitung für die Angelegenheiten des gesamten Turnwesens. Blätter der Deutschen Turnerschaft* 52 (1909), S. 917–921, S. 920.

92 Aram, Kurt: *Unsere Lausbuben*. In: *Berliner Tageblatt* 160, 29. März 1909.

nicht von Bärenjagden und Abenteuern, noch vom Lagerfeuer im Urwalde, am wenigsten vom umgebundenen Herumstreifen in der Natur. Denn er ist ein deutscher Jüngling, dessen Ohren die Klänge der Potsdamer Wachtparade bedeutend lieblicher tönen als etwa das sanfte Murmeln des Susquehanna oder das Donnerrauschen des Niagara. Nicht die Mokassins und der Büffelrock der hinterwäldlerischen Biberfänger, sondern die sohlenbenagelten Kommißstiefel und die in allen Farben des Regenbogens schillernden friderizianischen Uniformen sind sein Bekleidungsideal. Tausend Kentuckyflinten und Bowiemesser gäbe er freudig hin für ein Armeegewehr, Modell 98, und einen einzigen richtig gehenden Säbel. Und was ist das triviale Vergnügen einer freien, ungebundenen Streife durch jungfräulichen Urwald gegen die Erhabenheiten eines Parade-marsches mit durchgedrückten Knien unter liebevoller Aufsicht eines preußischen Unteroffiziers?⁹³

Während die sozialdemokratische Polemik Okonskys bemängelt, dass die unbemerkte Indoktrination in militärischen Gehorsam und Dienst die Sehnsucht nach der Freiheit des Abenteuers verdrängt habe, wurde von konservativen Kritikern eher die Tatsache beanstandet, dass es sich bei der Pfadfinderbewegung um eine englische Idee handelte, die im Umkehrschluss als undeutsch verurteilt wurde. Der Dresdner Oberlehrer Fritz Eckardt stört sich besonders an der „unausgesetzte[n] Verherrlichung“ Baden-Powells, der sich im Burenkrieg an der „Vergewaltigung eines Volkes“⁹⁴ schuldig gemacht hätte. Dass man das Erziehungskonzept eines Briten, der auch noch am Krieg gegen das niederdeutsche ‚Brudervolk‘ der Buren⁹⁵ beteiligt gewesen war, unhinterfragt übernimmt, erscheint dem Rezensenten nicht nachvollziehbar, zumal es bereits genug deutsche Erziehungsideen gäbe, die die Verfasser jedoch nicht berücksichtigt hätten. Wenn er moniert, dass mit der „vorhandenen deutschen Literatur“ im Pfadfinderbuch nicht gearbeitet werde, bezieht sich das sowohl auf die jugendpädagogische Literatur als auch auf die deutsche Erzählliteratur, denn das „Lederstrumpf-Motiv“ und das „Sherlock Holmes-Motiv“ führten, so Eckardt, nur zu „Sensationslust, Schwärmerei, Unklarheit der Jugend“.⁹⁶ Dem Kosmopolitismus⁹⁷ Lions und Bayers, den Eckardt in der Orientierung über die Landesgrenzen hinweg verwirklicht sieht, wird also eine Rückbesinnung

93 Okonsky, Karl: Der Pfadfinder. In: Arbeiter-Jugend 4 (1912), S. 118–119, S. 118.

94 Eckardt, Fritz: Eine neue Richtung. In: Monatsschrift für das Turnwesen 28.9 (1909), S. 321–330, S. 323–324.

95 Während des Burenkriegs solidarisierten sich viele Deutsche mit den Buren, die aufgrund ihrer sprachlichen und kulturellen Verwandtschaft als Brüder gesehen wurden. Zur publizistischen ‚Verbrüderung‘ mit den Buren siehe Parr, R.: Die Fremde als Heimat, S. 21–102.

96 Eckardt, F.: Eine neue Richtung, S. 324–326.

97 Man darf in dem immer wieder formulierten Vorwurf des Kosmopolitismus auch antisemitische Motive vermuten, da Alexander Lion, der mit Robert Baden-Powell in freundschaftlichem Austausch stand, ein Katholik mit jüdischen Wurzeln war.

auf deutsche Ideen und Tugenden entgegengesetzt, die die nationalistisch ausgerichteten Turner schon seit Jahrzehnten propagierten.

Das Pfadfinderkonzept wurde demnach auch von jenen kritisiert, die das Ziel einer umfassenderen Erziehung der Jugend prinzipiell unterstützten. Der bereits erwähnte Turnlehrer Rößner setzte sich in der *Deutschen Turn-Zeitung* intensiv mit dem Pfadfindersystem auseinander und konnte der Idee viel Positives abgewinnen; aus Sicht der Deutschen Turnerschaft, die ein ganz ähnliches Konzept verfolgte, nämlich durch körperliche Ertüchtigung Kinder wie Erwachsene für die Widrigkeiten des Lebens zu wappnen, galt es jedoch auch, die Schwachstellen der mit ihrem Ansatz konkurrierenden Pfadfinder herauszuarbeiten. Neben Problemen der Durchführbarkeit des Pfadfindertrainings insbesondere für Kinder aus Arbeiterfamilien, dem Mangel an körperlichen Übungen im *Pfadfinderbuch* und dessen methodisch-strukturellen Schwächen liegt der Schwerpunkt seiner Kritik auf der zugrundeliegenden Annahme, über die Abenteuererzählungen- und spiele die Heranwachsenden positiv beeinflussen zu können:

Auch das ist eine Illusion, wenn der Verfasser glaubt, daß die Jungen, die durch den romantischen Teil der Pfadfindererziehung gewonnen werden, nun auch das übrige ohne weiteres akzeptieren. [...] Was übrig bleibt ist von zweifelhaftem Werte für die Erreichung des Ziels, weil es an die Jungen in einer Weise herangebracht wird, die leicht einen albernen Stolz, ein eingebildetes Heldentum hervorrufen kann, [...] und weil es die Anschauungen unreifer Köpfe über die Romantik des ungebundenen Lebens in der Wildnis befestigt und damit der Schundliteratur einen Vorspanndienst erweist. [...] Da dieses Buch [...] die Jugend von einer Seite faßt, wo sie leicht zu haben ist, bei der Neigung zum abenteuerlichen [sic], so ist es sehr leicht möglich, daß dem System trotz allem ein großer Erfolg beschieden sein wird. Freilich, nach meinem Dafürhalten, nicht den, den es will, Pfadfinder im höchsten Sinne zu erziehen, sondern solche im Lederstrumpfsinne.⁹⁸

Eine ähnliche Argumentation findet sich in der *Bayerischen Lehrerzeitung*, die sich als Organ des Bayerischen Volksschullehrervereins naturgemäß mit der konzeptionellen Frage nach der richtigen Erziehung von Kindern und Jugendlichen beschäftigte. Der Rezensent schreibt darin folgendes:

Die Phantasie des Knaben ist voll von Räuberromantik, voll von Gedanken an kühne Abenteuer im wilden Westen, voll von Gedanken an wilde Piratenjagden auf fernen Meeren, in seinen Träumen spuken Karl May- und Lederstrumpfgestalten. [...] Oft bleibt Phantasie nicht Phantasie und begnügt sich auch nicht

98 Rößner, A.: Das Pfadfindersystem, S. 919–920.

damit, im Spiel Gestalt und Wirklichkeit zu werden. Sie wird Wille zu ernster Betätigung, und dieser Wille gebiert schlimme Tat.⁹⁹

Gemein ist diesen beiden zitierten Passagen die Vorstellung, dass die mit den Lederstrumpf- und Karl May-Geschichten heraufbeschworenen Abenteuerfantasien eben nicht in Richtung einer Erziehung zum ‚allzeit bereiten‘ Bürger gelenkt werden können, sondern dass sie gewissermaßen ein Eigenleben entwickeln und die Jugendlichen zu negativem Handeln anstiften. Weil sich „durch das Verschlingen eben dieser Machwerke“ die „Gedankenwelt des Knaben [...] mit Vorstellungen von Mord, Schmugglern, Deserteuren, Löwen usw.“¹⁰⁰ fülle, würden sie nicht nur ‚Räuber spielen‘, sondern tatsächlich zu Räubern werden.

Lion und seine Mitherausgeber nahmen diese spezifische Kritik vorweg, indem sie im Vorwort bereits betonten, dass sie gerade *keine* „Kolportageromantik“ und „Mystik des Indianerwigwams“, die ihnen vorgeworfen worden war, verbreiten wollten. Die vehemente Ablehnung der Abenteuerliteratur und die Reduzierung abenteuerlicher Inhalte im *Pfadfinderbuch* kann also auch als Versuch verstanden werden, die medial formulierte Kritik an den Pfadfindern zu entkräften. Auch die vorgehaltene Deutschfeindlichkeit durch Übernahme einer britischen Idee versuchten sie durch die Beteuerung, das Konzept dem deutschen „Volkscharakter“¹⁰¹ anpassen zu wollen, hinfällig zu machen. Dem unterstellten Militarismus wurde zudem die immer wieder formulierte Versicherung, ‚Friedenspfadfinder‘ heranziehen zu wollen, entgegengestellt. Dennoch war der Vorwurf, über das Abenteuer die Jugend auf die falsche Bahn zu bringen, nicht so leicht zu widerlegen, weil damit der Kern des Pfadfinderkonzepts getroffen wurde.

Dass ausgerechnet aus Lehrerkreisen und von Seiten einer anderen pädagogischen Bewegung wie den Turnern die Kritik an der angeblichen Verderbnis der Jugend durch das Pfadfinderprogramm laut wurde, ist im größeren Kontext der Debatte über die die Moral gefährdende Unterhaltungsliteratur zu verorten, die in Kapitel 2 bereits erwähnt wurde. Diese Debatte wurde um 1900 noch einmal vehement geführt, weil die Jugendliteratur durch neue Produktions- und Distributionsweisen einen besonders produktiven Schub erfahren hatte und sich immer weiter in vielen populären Subgenres ausdifferenzierte.

99 K. Hbr.-Fr.: Die Räuberromantik. In: Bayerische Lehrerzeitung 43.17 (1909), S. 357–358, S. 357.

100 Ebd.

101 Lion, A.: Das Pfadfinderbuch, S. XI.

Unter Gelehrten und Pädagogen setzte sich die Vorstellung durch, dass die Populärliteratur keine angemessene „geistige Nahrung des Volkes“¹⁰² darstelle. Als Gegenpol zur kommerziellen Massensliteratur wurde die Jugendschriftenbewegung gegründet, in der zunächst Hamburger Volksschullehrer einen Prüfungsausschuss für Jugendliteratur bildeten, der später auch überregional vor ‚schlechter‘ Literatur zu warnen versuchte; außerdem waren an der Kritik an der sogenannten Schundliteratur maßgeblich die Beiträger der Zeitschrift *Der Kunstwart* beteiligt, die sich später im kultureurreformerischen Dürerbund zusammenschlossen.¹⁰³ In der 1896 erschienenen Kampfschrift *Das Elend unserer Jugendlitteratur* des Hamburger Volksschullehrers Heinrich Wolgast wird die Maxime formuliert, dass die „Jugendschrift in dichterischer Form [...] ein Kunstwerk sein“ müsse, d. h. die Unterhaltung für Heranwachsende dürfe keinesfalls in Form der „elendeste[n] Indianergeschichte“, die mit einer „Überfülle gewalttätiger Ereignisse“, „übermenschlichen Kraftnaturen“ und dem „Pathos der Sprache“ locke, erfolgen, weil dem Kind der „Sinn für das Maß“ noch fehle. Stattdessen solle man den Jugendlichen „echte Dichterwerke“ zu lesen geben.¹⁰⁴ Außerdem kritisiert Wolgast, dass das Bedürfnis nach ästhetischer Unterhaltung instrumentalisiert werde für die politische Indoktrination in Form von patriotischer, kolonialistischer Tendenzliteratur.¹⁰⁵ Den Kern der Kritik an der Populärliteratur bildet somit die Vorstellung, dass diese ästhetisch unzureichend und moralisch bedenklich sei. Es wurde befürchtet, dass die jugendlichen Leserinnen und Leser durch die reißerische Darstellung von Gewalt, Kriminalität und sinnlichen Reizen verrohten und einen falschen Eindruck davon bekämen, wie das Erwachsenenleben ist.¹⁰⁶ Dadurch werde das Gefühl, was Recht und Unrecht ist, beeinträchtigt, sodass die Jugendlichen selbst zu Verbrechen und Gewalt angestiftet würden.¹⁰⁷ Indem Literatur in ihrer populären Form außerdem zu einer Ware wurde, anstatt wie vorher ein nur gebildeten Schichten zur Verfügung stehendes Kulturgut zu sein, verstieß der unmäßige Genuss dieser Unterhaltungslektüren auch gegen die bürgerlichen Ideale kultivierten Lesens. Schlussendlich wurde durch die massenhafte

102 Maase, K.: Schund und Schönheit, S. 12.

103 Vgl. Maase, Kaspar: Krisenbewußtsein und Reformorientierung. Zum Deutungshorizont der Gegner der modernen Populärkünste 1880–1918. In: Schund und Schönheit. Populäre Kultur um 1900. Hrsg. von Wolfgang Kaschuba u. Kaspar Maase. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2001, S. 290–342, S. 294.

104 Wolgast, Heinrich: Das Elend unserer Jugendlitteratur. Ein Beitrag zur künstlerischen Erziehung der Jugend. Hamburg: Selbstverlag 1896, S. 20–21.

105 Vgl. ebd., S. 19. Wolgasts kritische Perspektive auf den deutschen Kolonialismus lässt sich indes nicht für andere Pädagogen, die Kritik an der Populärliteratur äußerten, verallgemeinern.

106 Vgl. Maase, K.: Schund und Schönheit, S. 14–15.

107 Vgl. auch ausführlicher Maase, K.: Krisenbewußtsein, S. 299.

Produktion der bislang etablierte Literaturkanon in Frage gestellt. Diese Bedenken kristallisierten sich in der zur Formel gewordenen Beurteilung dieser populären Literatur als „Schmutz und Schund“, wobei Schmutz sich eher auf die mangelnde ethisch-moralische Ausrichtung der Massenerliteratur, Schund sich hingegen eher auf ihre ästhetischen Mängel bezog.¹⁰⁸

Der von den Kritikern geforderten Rolle von Literatur, nämlich die Übertragbarkeit des Dargestellten auf das Leben der Leserinnen und Leser, sodass diese eine moralische Lehre aus dem Gelesenen ziehen können, widersetzte sich insbesondere die Abenteuerliteratur, die deshalb besonders ins Fadenkreuz der Pädagogen der Jugendschriftenbewegung und der *Kunstwart*-Autoren geriet. Wolgast beispielsweise lehnte nicht nur die ganz billig produzierte Abenteuerliteratur ab, sondern auch die „Indianergeschichten im vornehmen Gewande“, also Bücher, die sich durch hochwertigere Aufmachung einen „vertrauenerweckenden, ja ernststen Anstrich“ geben: „Entweder spielen sie auf dem seit Cooper klassischen Boden des rothautbeschrifteten amerikanischen Kontinents oder als Seeroman auf dem seit Marryat nicht minder klassischen Weltmeere oder endlich auf dem für Deutschland ganz modernen Kolonialgebiete.“¹⁰⁹ Abenteuerromane als im erhöhten Maße Affekte evozierende Erzählungen standen besonders im Verdacht, ihre Leserinnen und Leser zu verderben, weil in ihnen spannungsreiche Plots gegenüber inhaltlichem Tiefgang und stilistischer Finesse bevorzugt würden. Der Pädagoge Ludwig Göhring etwa beobachtete, dass die noch in den deutschen Robinsonaden nach Campeschem Vorbild übliche „Belehrung“ und die „Rücksichtnahme auf Bildung und Pflege des Gemüths“ in den neueren Jugendromanen, die Coopers *Lederstrumpf* nachahmten, an Bedeutung verlören. Stattdessen dominiere nun die „auf dem Wechsel der äußeren Begebnisse gegründete[] Mache“, in der „Todtschlag Trumpf“ sei und die durch ihre eigene „Armseligkeit“ dazu genötigt sei,

prärentiös aufzutreten, aufzubauschen und zu übertreiben; und in ihrer Seelenmalerei sind die Farben so dick aufgetragen, und die Zeichnung derart naiv übertrieben, wie bei den Darstellungen der Marterstöcke in katholischen Gegenden. Oder aber, er verzichtet von vornherein so viel wie möglich auf innere Motive und behilft sich mit dem Aneinanderfädeln von äußeren Vorkommnissen [...].¹¹⁰

108 Vgl. Schönert, Jörg: Zu den sozio-kulturellen Praktiken im Umgang mit Literatur(en) von 1770 bis 1930. In: Schund und Schönheit. Populäre Kultur um 1900. Hrsg. von Wolfgang Kaschuba u. Kaspar Maase. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2001, S. 283–289, S. 286.

109 Wolgast, H.: Das Elend unserer Jugendlitteratur, S. 146.

110 Göhring, Ludwig: Skizzen aus der modernen Jugendliteratur. II. Im Banne des „Lederstrumpfs“. In: Paedagogium. Monatsschrift für Erziehung und Unterricht XIII (1891), S. 727–733, S. 729–730.

Zwar erkannte Göhring an, dass „das Ungebundensein, der gerade Sinn, die Tapferkeit und Kampfeslust und der ungestüme Drang in die Weite“¹¹¹ es sei, was die Jugend an der Abenteuerliteratur reize. Zugleich erschienen ihm aber die deutschsprachigen Nachahmungen der englischsprachigen Abenteuerklassiker, wie Coopers Lederstrumpf-Romane, und insbesondere die Jugenderzählungen, welche die Indianerabenteuer in das kolonisierte Afrika verlagern, problematisch. Denn sie seien in besonderem Maße von „Schwulst und Aufpeitschung der Phantasie“ gekennzeichnet, sodass nun „Afrika mit seinen Brutalitäten nachgerade als classischer Boden für die jetzigen Buschkleppergeschichten gelten“¹¹² könne. Nicht nur seien sie im Vergleich zu ihren englischsprachigen Vorbildern „unbeholfener“¹¹³ und deshalb gerade *keine* Kunst, sondern in ihrem imitierenden Charakter höchstens Kunsthandwerk. Darüber hinaus kritisierte er den in deutschsprachigen Kolonialabenteuererzählungen dominierenden Kolonialchauvinismus und Hurratriotismus, weswegen er sie als „Piff-paff-puff-Literatur“¹¹⁴ diskreditierte.

Als besonders zweifelhaft galt die Abenteuerliteratur also aufgrund der sich ständig wechselnden, episodenhaften Handlung, der oberflächlichen Darstellungsweise, der in extremen Gegensätzen und ohne innere Reflexion porträtierten Charaktere, die eher schematisch denn psychologisierend entwickelt werden, und der Brutalität des Geschilderten bei gleichzeitig mangelnder eigenständiger Kunstfertigkeit der Autoren. Lion und Bayer lehnten die deutsche Abenteuerliteratur demnach nicht nur aufgrund ihrer Unvereinbarkeit mit den staatsbürgerlichen Tugenden ab, sondern darüber hinaus wegen der mit ihr im zeitgenössischen pädagogischen Diskurs in Verbindung gebrachten Gefahr der moralischen und ästhetischen Degeneration der Jugend. Das Abenteuer, vor allem in seinem kolonialen Gepräge, wurde zunehmend zum Inbegriff der unglaublichen, völlig verstiegenen Aneinanderreihung von Gewalt, deren Übertriebenheit und Unglaubwürdigkeit die jugendlichen Leser und Leserinnen indes noch nicht zu erkennen im Stande erachtet wurden.

Dennoch hielt man im Programm der Pfadfinder an dem zum pädagogischen und erzählerischen Problem gewordenen Abenteuer fest, weil es wie keine andere Erlebnis- und Erzählform die jugendliche Fantasie beflügelte und die Jugendlichen so für die Pfadfinder gewonnen werden konnten. Um diese Instrumentalisierung des Abenteuers zu legitimieren, wurde im

111 Ebd., S. 733.

112 Ebd., S. 732.

113 Ebd., S. 733.

114 Ebd., S. 731.

Pfadfinderbuch ein großer argumentativer Aufwand betrieben, der im Folgenden näher untersucht wird.

6.2.2 *Parzival als kolonialer Pionier und nationaler Held:*

Der Ritterspiegel

Die Kritik am populären Abenteuer greift auch der Gymnasiallehrer Prof. Dr. Ludwig Kemmer in dem von ihm für das *Pfadfinderbuch* beigesteuerten mediendidaktischen Beitrag auf. In dem Kapitel mit dem Titel *Der Ritterspiegel* konstruiert er anhand von *Parzival* ein tugendhaftes Idealbild des deutschen Pfadfinderabenteurers:

Ich weiss, Ihr greift viel lieber nach Büchern, die Euch von der Gegenwart erzählen, als nach solchen, die Euch in die Zeit des Rittertums führen. [...] Vielleicht hat Euch auch ein Zerrbild des Rittertums, wie die Geschichte von Don Quixote, die Freude am Rittertum verleidet. Wie ein Klang aus der Heimat, so vertraut ist Euch dagegen der Name Winnetou. Von dem Träger dieses Namens hört Ihr lieber als von den längstverstorbenen Helden Eurer Rasse und Eures Volkes. Euer Lieblingserzähler nennt Euern Lieblingshelden den roten Gentleman. Er hätte ihn besser den roten Ritter genannt. Aber das arme deutsche Wort ist daran, sein Leben zu verlieren und steinern und kalt zu werden [...]. Darum lautet der Titel eines Eurer Lieblingsbücher Winnetou, der rote Gentleman, nicht Winnetou, der rote Ritter. Der rote Ritter? [...] Habt Ihr nie von einem roten Ritter gehört oder hat der rote Gentleman die Erinnerung daran ganz getilgt? Der rote Ritter war Parzival, Gachmurets und Herzloydens Sohn.¹¹⁵

Indem er den namentlich nicht genannten Karl May als einschlägigen Autor von Unterhaltungsliteratur anführt, schafft Kemmer eine Abgrenzung vom indigenen Spurenleser Winnetou, mittels der er dann die entgegengesetzte, beinahe in Vergessenheit geratene Fährte des Rittertums aufnimmt. Da das moderne Abenteuer als Erlebnis- wie auch als Erzählform abgelehnt wird, bedarf es eines Ersatzes, den Kemmer in einem vormodernen Abenteuerer findet, nämlich dem Ritter Parzival, der den Kindern und Jugendlichen aus dem gleichnamigen Versroman Wolframs von Eschenbach bekannt sein sollte. Damit die Pfadfinder das Lesen dieser fremd gewordenen Abenteurerspur lernen können, bietet Kemmer in seiner schulbuchartigen Zusammenfassung des Romans eine moderne Interpretation an, nämlich Parzivals Entwicklung als adoleszente Bildungsgeschichte von der „kindlichen Torheit“¹¹⁶ zum vollendeten Gralskönig: Noch vollkommen unwissend bezüglich der Aufgaben und notwendigen Fähigkeiten eines Ritters, wird „der törichte Knabe“ zuerst

¹¹⁵ Lion, A.: Das Pfadfinderbuch, S. 222–223.

¹¹⁶ Ebd., S. 223.

äußerlich durch Ithers Rüstung zum Ritter und erst später durch die Erziehung Gurnemanz' und einen mühsamen Zugewinn an Lebenserfahrung „auch innerlich zum Ritter“.¹¹⁷ Aus Parzivals Erziehung zur Ritterlichkeit destilliert Kemmer dann die „Gesetze der Ritter“¹¹⁸ heraus, die im Wesentlichen Freigebigkeit, Selbstlosigkeit, Selbstaufopferung, Güte, Höflichkeit, Ritterlichkeit gegen Frauen, Ehrgefühl, Gehorsam und Mut beinhalten. Da es sich bei diesen ritterlichen Tugenden offensichtlich um das Vorbild der Pfadfindergesetze handelt, wird an anderer Stelle folgerichtig das Pfadfinden als die vom „englischen Gurnemanz“¹¹⁹ Baden-Powell ins Leben gerufene „Kunst des neuen Rittertums“¹²⁰ definiert.

Weil *Parzival* „nur eine Sage“¹²¹ sei, geht Kemmer dann dazu über, das literarische Ideal des Rittertums am Beispiel der mittelalterlichen Ritterorden zu beleuchten und verankert so die sagenhafte Abenteuer Spur in einem historischen Fundament. Der Deutschorden hätte nach dem erfolglosen Kampf gegen die Sarazenen im 13. Jahrhundert einen „neuen Schauplatz zur Erhaltung ihrer Tätigkeit“ gesucht, die sie in der Eroberung von „Masovien und Pommerellen“ als dem „neue[n] deutsche[n] Land, Preussen“¹²² gefunden hätten, weshalb die Farben und das Kreuz des Deutschordens die Reichskriegsflagge des Kaiserreichs schmückten. Unter dieser Flagge segelten ihm zufolge auch die „deutschen Pfadfinder und Pioniere, die im vorigen Jahrhundert die unerforschten Teile Afrikas rekonstruierten und die ersten Pfade durch Wälder, Wiesen, Wüsten und Wasser bahnten“.¹²³ Kemmer schlägt damit einen Bogen von *Parzival* über die Deutschritter zu den kolonialen Eroberern des späten 19. Jahrhunderts, die alle angetrieben gewesen seien von den Tugenden des Rittertums.

Auffällig ist an diesem Argument zum einen, dass ein höfischer Roman und der darin thematisierte ritterliche Verhaltenskodex gleichgesetzt wird mit der historischen Entwicklung einer spezifischen Form des Rittertums, die dann wiederum als Vorbild für die Jahrhunderte später stattfindende Kolonisierung Afrikas dargestellt wird. Abgesehen von diesem eigenwilligen Umgang mit Fakt und Fiktion liegt hier zum anderem eine Lesart des *Parzival* vor, die wiederum

117 Ebd., S. 224.

118 Ebd., S. 229.

119 Ebd., S. 230.

120 Ebd., S. 14.

121 Ebd., S. 225.

122 Ebd., S. 226–227.

123 Ebd., S. 228.

charakteristisch ist für die Parzivalrezeption um 1900.¹²⁴ Der Parzival-Stoff war in der Literatur und Kunst des Kaiserreichs auch deswegen so beliebt, weil die Figur von ganz unterschiedlichen Positionen vereinnahmt werden konnte: etwa als christlicher Erlöser oder als weltlicher Held, als sehnsüchtig Suchender oder als pragmatischer Begründer einer neuen Ordnung.¹²⁵ Insbesondere aber seitens des konservativ-modernekritischen Bildungsbürgertums wurde Parzival als idealistischer, auf traditionellen Werten beharrender Held inszeniert, der diese Innerlichkeit auf seinem Bildungsweg in der rein säkulareren Artuswelt überlegenen Gralswelt gefunden hat.¹²⁶ Zugleich entsprach es aber auch dem wilhelminischen Zeitgeist, Parzival als Sinnbild für den Aufbruch in ein kulturell neu begründetes Reich zu verstehen. Daraus ergibt sich Parzival als ein entschlossen handelnder, außergewöhnlicher „Tat-Mensch“,¹²⁷ der die Welt verändern kann, was wiederum bald nationalistisch bis völkisch instrumentalisiert wurde. Da das Mittelalter vielen ohnehin als Vorbild für die deutsche Gesellschaft galt, wurde Parzivals Ritterlichkeit nun zum Ideal einer urdeutschen Persönlichkeit erklärt, die jedermann in sich erwecken soll.¹²⁸ Zu diesem Zweck wurde Wolframs *Parzival* ab 1900 immer stärker als Teil eines ‚deutschen Kanons‘ im Unterricht etabliert – eine Entwicklung, die auch Ludwig Kemmer als Deutschlehrer miterlebte.¹²⁹

Entsprechend finden sich in seinem Kapitel viele dieser Rezeptionselemente wieder: Die Bedeutung der innerlichen Ritterwerdung betont Kemmer durch die Erörterung der von Parzival zu erlernenden ritterlichen Tugenden sowie die unermüdliche Suche nach der Gralsburg, um den kranken Gralskönig mit seiner Frage zu erlösen. Zugleich verbindet Parzival diese wertorientierte

124 Einen Überblick über die komplexe Parzivalrezeption bieten Schulze, Ursula: Stationen der Parzival-Rezeption. Strukturveränderung und ihre Folgen. In: Mittelalter-Rezeption. Ein Symposium. Hrsg. von Peter Wapnewski. Stuttgart: Metzler 1986, S. 555–580, sowie Wasielewski-Knecht, Claudia: Studien zur deutschen Parzival-Rezeption in Epos und Drama des 18.–20. Jahrhunderts. Frankfurt a. M.: Lang 1993.

125 Vgl. Hermand, Jost: Gralsmotive um die Jahrhundertwende. In: Von Mainz nach Weimar (1793–1919). Studien zur Deutschen Literatur. Hrsg. von Jost Hermand. Stuttgart: Metzler 1969, S. 269–297, S. 275.

126 Vgl. Schulze, U.: Stationen der Parzival-Rezeption, S. 556.

127 Wasielewski-Knecht, C.: Studien zur deutschen Parzival-Rezeption, S. 71.

128 Vgl. Werner, Karen: „Idealer Tatmensch“, „Leitbild guter Manieren“ oder „germanischer Recke“? Zur erzieherischen Bedeutung des Parzival im mittelschulischen Deutschunterricht (1910–1945). In: Mittelalter im Kinder- und Jugendbuch. Akten der Tagung Bamberg 2010. Hrsg. von Ingrid Bennewitz u. Andrea Schindler. Bamberg: University of Bamberg Press 2012, S. 65–78, S. 66.

129 Zur Kanonisierung des *Parzivals* im Deutschunterricht und zur ‚Nationalisierung‘ der Gymnasialerziehung vgl. Brackert, H., H. Christ u. H. Holzschuh: Mittelalterliche Texte, S. 43–50, sowie Werner, K.: Idealer Tatmensch, S. 65–67.

Innerlichkeit mit seiner jugendlichen Tatkraft, mit der er unbekümmert Entscheidungen trifft und seine Ehre zu mehren versucht. Parzival wird somit zum Einzelkämpfer stilisiert, der seine anfängliche Tumbheit durch exzellierende Individualität abgelegt hat. Dies indes zeigt, dass hier lediglich die Figur des Romans rezipiert wird, nicht aber seine spezifische Struktur, die neuere Relektüren anhand des Begriffs der *âventiure* in den Vordergrund gerückt haben: Was nämlich gänzlich fehlt in Kemmers Ausführungen ist zum einen die heilsgeschichtliche Bedeutung der Gralssuche und zum anderen der damit korrelierende Doppelweg der *âventiure*. Das Abenteuer wird darauf reduziert, dass Parzival im Kampf nach ritterlicher Ehre sucht und dafür in einem modernen Verständnis eigenständige Entscheidungen trifft. Ausgeblendet wird dabei, dass „*âventiure* im höfischen Roman nichts weniger [meint] als den mutigen Ausbruch ins Unbekannte, Offene und Weite, den Aufbruch zu neuen Horizonten“.¹³⁰ Auch Mireille Schnyder betont, dass sich im Gegenteil das Geschehen dem Helden entzieht, sobald die *âventiure* „den weiteren Verlauf bestimmt. Sie ist es, die Parzival in undurchschaubarer Konsequenz durch die Wirrnisse der Welt dahin bringt, wohin ihn die *Sælde* (das Heil, das Glück) hingedacht hatte [...]“.¹³¹ Indem diese spezifische Erzählstruktur der *âventiure* ausgeblendet und die providenzielle Fügung der Geschehnisse negiert wird, ist es möglich, Parzival deutlich mehr Individualität und Entscheidungsvermögen¹³² beizumessen, wodurch er erst als moderner Tatmensch rezipiert werden kann.

Parzivals Ritterlichkeit als Vorbild für die Ritterorden und die Pfadfinder liegt also in der einseitigen Fokussierung auf äußerer Tatkraft und zugleich seiner inneren Wertorientierung und Tugendhaftigkeit. Was im *Pfadfinderbuch* nun konkret als ritterlich gilt, verdeutlicht die Erwähnung all jener, die sich ritterlich um ihre Nation verdient gemacht haben: Zu den modernen Rittern werden vor allem „die Trapper von Nordamerika, die Jäger in Zentralafrika, die europäischen Ingenieure, Prospektoren, Forscher und Missionare in allen noch unkultivierten Teilen der Erde“ gezählt. Sie zeichneten sich dadurch aus, dass sie

130 Eming, J.: Sirenenlist, S. 53.

131 Schnyder, M.: *Âventiure? waz ist daz?*, S. 263.

132 Zur Frage nach Subjektivität und Identität im höfischen Roman vgl. z. B. Schnyder, Mireille: Ich-Geschichten. Die (Er)findung des Selbst. In: *Inszenierungen von Subjektivität in der Literatur des Mittelalters*. Hrsg. von Martin Baisch, Jutta Eming u. a. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer 2005, S. 75–90, sowie Münkler, Marina: *Inszenierungen von Normreflexivität und Selbstreflexivität in Wolframs von Eschenbach „Parzival“*. In: *Zeitschrift für Germanistik* 18.3 (2008), S. 497–511.

stark und mutig [sind], bereit, jeder Gefahr entgegenzutreten [...]. Sie sind gewohnt, ihr Leben selbst in ihre Hand zu nehmen und es ohne Besinnen einzusetzen, wenn sie ihrem Vaterlande und ihren Landsleuten damit nützen können. [...] Denn sie tun dies alles nicht zu ihrem eigenen Vorteil, sondern weil es ihre Pflicht ist [...].¹³³

Personen wie Raleigh, Columbus, Livingstone einerseits und Wissmann, Nachtigall und Lüderitz andererseits hätten eines gemeinsam: „Es sind dies alles Kulturpioniere, Pfadfinder, Bahnbrecher ihres Volkes.“¹³⁴ Was hier als auf Parzivals Tugendkodex basierende moderne Ritterlichkeit herausgestellt wird, ist also nichts anderes als die abenteuerliche Erkundung und Eroberung der Welt, die der europäische Kolonialismus mit sich brachte, mit dem Unterschied, dass der schon Parzival attestierte individualistische „Aufbruch ins Unbekannte“ nun als ein ritterlicher Akt der pflichtbewussten Selbstaufopferung für das Vaterland bewertet wird. Indem den Eroberungsfahrten ein altruistisches Motiv attestiert wird, lässt sich das moderne Abenteuer des Findens neuer Pfade als ritterlicher Akt der Nächstenliebe positiv umdeuten. Das Ziel dieser Ritterlichkeit ist nicht mehr wie noch bei Parzival die Erkenntnis Gottes, sondern nur noch die Mehrung nationaler Ehre, die damit gleichsam eine sakrale Legitimierung erfährt.

Der Exkurs zu *Parzival* dient Kemmer also dazu, über den Bezug auf ein Werk des deutschen Bildungskanons den an die Pfadfinder gerichteten Vorwurf der moralischen Fragwürdigkeit zu entkräften. Dass dafür die nationale Identifikationsfigur Parzival herangezogen wird, und nicht wie im britischen Original König Artus, zeigt auch, dass ihre Arbeit als Ausdruck einer spezifisch deutschen Tugendhaftigkeit verstanden werden soll. Dies kann als Reaktion auf die vorgeworfene Nachahmung des britischen Originals, die in der wachsenden Konkurrenz mit Großbritannien als problematisch erachtet wurde, gedeutet werden. Die zunehmende Nationalisierung der Inhalte des Pfadfinderbuchs zeigt sich noch deutlicher in der zweiten und dritten Auflage des Buches: Schon in der Auflage von 1911 wird im Vorwort betont, dass die deutschen Pfadfinder „selbstverständlich in keiner Weise abhängig von der englischen“¹³⁵ Organisation seien, was dadurch bekräftigt wird, dass Turnvater Jahn als deutscher Vordenker der Pfadfinderbewegung inszeniert, dafür aber viele Beispiele aus dem Burenkrieg gestrichen und durch Beiträge des Vereins für Wehrkraft ersetzt werden. In der dritten Auflage aus dem Jahr 1912 werden die

¹³³ Lion, A.: Das Pfadfinderbuch, S. 10.

¹³⁴ Ebd., S. 11.

¹³⁵ Lion, A.: Das Pfadfinderbuch, zweite Auflage, S. VII.

„Pfadfinder des Deutschtums“¹³⁶ als Ahnen der modernen Pfadfinder bereits im vorchristlichen Germanien angesiedelt. Insbesondere in dieser Auflage, die schon unter dem Titel *Jungdeutschlands Pfadfinderbuch* erschien,¹³⁷ ist der sich verschärfende Ton gegenüber allem Nichtdeutschen und das symbolische Säbelrasseln deutlich erkennbar, wenn es heißt: „Von jeher war dem Deutschen die Welt zu klein“, und betont wird, dass „der Deutsche hinter keinem Volke der Erde zurückzustehen braucht, daß er berufen ist, [...] an der Spitze aller Völker zu stehen.“¹³⁸

Darüber hinaus ermöglicht es die Referenz auf *Parzival*, den Widerspruch zwischen der Affirmation des Abenteuers als willkommene Erlebnisform einerseits und der Ablehnung des modernen Abenteuers als egoistischer Vernachlässigung der nationalen Verantwortung sowie der Abenteuerliteratur als minderwertigem Schund andererseits aufzulösen. Mit der Figur Parzivals wird ein Ideal vormoderner Ritterlichkeit gegenüber moralisch wie auch ästhetisch bedenklichen Abenteuern konstruiert. Indem der so stilisierte Parzival dann auf die moderne kolonialistische Expansion übertragen wird, kann dieser ‚ritterliche‘ Kolonialabenteurer vom Verdikt der Rücksichtslosigkeit freigesprochen werden. Die rückwärtsgewandte Spurenlese verankert das moderne (Kolonial-)Abenteuer also im historischen Zeitverlauf, wodurch auch seine räumliche und moralische Transgressivität gerechtfertigt wird. Dieses Manöver erlaubt es, die kolonialen Ursprünge der Pfadfinder zum Inbegriff ritterlicher Selbstaufopferung und das Abenteuer zu einer verantwortungsbewussten Erlebnisform zur positiven Beeinflussung junger Pfadfinder zu machen.

6.3 „Wir sind hier nicht in einem Indianerbuch“: das koloniale Abenteuer im Pfadfinderroman

Der zentrale Konflikt im Programm der Pfadfinder als Erziehung zur Selbsthilfe zeigt sich in der hohen, pädagogisch instrumentalisierbaren Erlebnisqualität des Abenteuers und der gleichzeitigen Problematisierung des Abenteuers als selbstsüchtiger Transgression der Regeln und unverantwortlicher, kontingenter Selbstermächtigung, die nicht mit dem Einstudieren adäquaten Verhaltens

136 Lion, Alexander: *Jungdeutschlands Pfadfinderbuch*. Dritte, neubearbeitete Auflage. München: Verlag der Aertztlichen Rundschau Otto Gmelin Pfadfinderverlag 1912, S. 3.

137 Der Jungdeutschland-Bund wurde im November 1911 als nationale Sammelorganisation für deutsche Jugendbewegungen gegründet, vgl. auch Benninghoff-Lühl, S.: *Deutsche Kolonialromane*, S. 46.

138 Lion, A.: *Jungdeutschlands Pfadfinderbuch*, S. 5; 8.

für den Ernstfall vereinbar war. Um die Kritik seitens der Pädagogen zu entkräften und das Abenteuer besser für das Erziehungsprogramm nutzen zu können, galt es, eigene positive Abenteuer narrative zu generieren, so die Verfasser im *Pfadfinderbuch*: „Mit dem einfachen Verbot: „Lest keine Schundbücher“ ist es jedoch nicht getan. Die verbotene Frucht schmeckt bekanntlich am besten. Man muss an Ersatz denken, wenn man die Erzeugnisse einer skrupellosen und geldgierigen Sensationslust unschädlich machen will.“¹³⁹ Im Folgenden wird daher untersucht, wie die Gründer versuchten, diesen „Ersatz“ in den Publikationen, die um das *Pfadfinderbuch* herum entstanden, umzusetzen. Es wird der Frage nachgegangen, wie das von den Pfadfindergründern favorisierte literarische Abenteuer in Abgrenzung von den von ihnen geschmähten Indianergeschichten, insbesondere denen des „Lieblingserzähler[s]“¹⁴⁰ Karl May, konzipiert war und welche anderen intertextuellen Bezüge darin ersichtlich werden.

6.3.1 *Vom Greenhorn zum Grünhorn: Populäre Abenteuer motive in der Literarisierung des Kolonialkriegs*

Das *Pfadfinderbuch* war zwar das kanonische Grundlagenwerk der Bewegung, wurde aber mehr von den Lehrmeistern als von den jungen Pfadfindern selbst gekauft und von den Kindern eher in Bibliotheken als in Privatbesitz gelesen.¹⁴¹ Dies kann am belehrenden Ton des Buches ebenso wie an seinem eher unhandlichen Umfang von über 300 Seiten gelegen haben. Erfolgreicher war die 1912 gegründete Jugendzeitschrift *Der Pfadfinder*, deren Abonnementzahlen darüber Aufschluss geben, dass beinahe jeder Pfadfinder und jede Pfadfinderin diese Zeitschrift gelesen haben dürfte, da sie leichter und vor allem günstiger verfügbar war als das Buch.¹⁴² In der unter der Leitung von Maximilian Bayer herausgegebenen Zeitschrift wurden die Lehrinhalte der Pfadfinder viel stärker als im *Pfadfinderbuch* mit unterhaltsamen, spannenden Geschichten verknüpft, die den Leserinnen und Lesern zur Veranschaulichung des Gelernten dienen sollten. Um nicht mehr unter Verdacht zu geraten, zu sehr mit den immer mehr als Feinden betrachteten Engländern zu kollaborieren, zeigt sich in der Zeitschrift auch der Versuch, die nun beschriebenen Abenteuer stärker auf die ‚nationale Sache‘, in diesem Fall die deutschen Kolonialabenteuer in Afrika und anderen Überseegebieten, auszurichten.

139 Lion, A.: Das Pfadfinderbuch, S. 319.

140 Ebd., S. 223.

141 Dies konnte Jeff Bowersox zeigen, siehe Bowersox, J.: Raising Germans, S. 197.

142 Vgl. ebd.

Eine dieser in der Zeitschrift in Fortsetzungen publizierten Abenteuer-geschichten ist *Okowi – ein Hererospion?*, ein erstmals 1910 als Buch publizierter Kolonialroman des Autors Jonk Steffen.¹⁴³ Es handelt sich hierbei um das Pseudonym Maximilian Bayers selbst. Bayer war als zweiter Generalstabs-offizier, stationiert in Okahandja, im Krieg gegen die Herero für die Versorgung der Truppen verantwortlich und dadurch an allen wichtigen Gefechten des Kriegs im Jahr 1904 beteiligt, bevor er 1905 an Typhus erkrankte und zur Erholung nach Deutschland zurückkehrte. Dort begab er sich ab 1906 auf eine deutschlandweite Vortragsreise, um über den Kriegsverlauf zu informieren.¹⁴⁴ 1909 veröffentlichte er einen Feldzugsbericht unter dem Titel *Mit dem Hauptquartier in Südwestafrika*,¹⁴⁵ in dem er detaillierte Gefechtsbeschreibungen und Kriegstaktiken mit pseudofaktualen Reisebeschreibungen, angereichert mit wortreichen Dialogen zwischen Kriegskameraden und emotionalisierenden Schilderungen der entbehrungsreichen Lebensumstände der Soldaten, kombinierte. Dass ein am Kolonialkrieg beteiligter Offizier seine Kriegserlebnisse publizierte, war keine Seltenheit; im Gegenteil war der Krieg ein beliebtes Thema im Kolonialdiskurs und es gab zahlreiche ähnliche Veröffentlichungen von militärischen und zivilen Kriegsbeteiligten.¹⁴⁶ Bayers Einreihung in diesen Diskurs zeugt von seinem Bemühen, die mediale Kriegsberichterstattung zu korrigieren und anhand seiner eigenen Erfahrungen für die Leserinnen und Leser attraktiver und leichter nachvollziehbar zu machen, sich dadurch selbst aber auch als Beteiligter an diesem Krieg heroisch zu inszenieren.

143 Steffen, Jonk [d. i. Maximilian Bayer]: *Okowi – ein Hererospion? Eine Geschichte aus dem südwestafrikanischen Kriege*. Berlin: Wilhelm Weicher 1910. Zitate im Fließtext werden im Folgenden mit der Sigle ‚OH‘ nachgewiesen. Nach der Buchpublikation erschien der Roman in Fortsetzungen im ersten Jahrgang der Zeitschrift *Der Pfadfinder* zwischen Januar und Dezember 1912: Steffen, Jonk [d. i. Maximilian Bayer]: *Okowi – ein Hererospion?* In: *Der Pfadfinder*. Jugendzeitung des Deutschen Pfadfinderbundes 1, Hefte 1–12 (1912).

144 Diese Informationen sind dem von Stephan Schrölkamp akribisch zusammengetragenen tabellarischen Lebenslauf Bayers zu entnehmen, vgl. Schrölkamp, Stefan: *Gründerväter der Pfadfinderbewegung. Pfadfinderlebensläufe Band 1: Alexander Lion, Maximilian Bayer, Carl Freiherr von Seckendorff*. Mit einer Einführung von Klaus Röttcher, Arno Klönne und dem Autor. Baunach: Spurbuch 2005, S. 111–136.

145 Bayer, Maximilian: *Mit dem Hauptquartier in Südwestafrika*. Berlin: Wilhelm Weicher 1909.

146 Das zeigt etwa Emil Sembritzkis nach Kolonialgebieten und thematisch sortierte und kritisch kommentierte Zusammenstellung der kolonialen Schriften bis ins Jahr 1912, vgl. Sembritzki, Emil: *Der Kolonialfreund. Kritischer Führer durch die volkstümliche deutsche Kolonial-Literatur*. Berlin: Kolonie und Heimat 1912, S. 89–112. Zur Darstellung des Kriegs in Egodokumenten deutscher Schutztruppensoldaten vgl. Krüger, G.: *Kriegsbewältigung*, S. 82–104, sowie Brehl, M.: *Diskursereignis ‚Herero-Aufstand‘*.

In Anlehnung an das Selbsterlebte verfasste Bayer auch *Okowi – ein Hererospion?* sowie weitere Kolonialromane mit ähnlicher Thematik, darunter *Im Orlog* (1911) und *Die Helden der Naukluft* (1912). In *Okowi* wird die Geschichte einer Gruppe deutscher Schutztruppensoldaten in Deutsch-Südwestafrika während des Krieges geschildert. Eines Tages stößt der indigene Okowi zu ihnen, der sich ihnen nach eigener Aussage im Kampf gegen die Herero anschließen möchte, weil diese seinen eigenen Stamm der Mbandjeru beinahe ausgerottet hätten und er sich dafür an Samuel Maharero, dem Anführer der Hererokrieger, höchstpersönlich rächen möchte. Die deutschen Soldaten glauben ihm zunächst nicht und halten ihn für einen Spion der Herero, nachdem sie aber diverse Kämpfe nur mit seiner Hilfe meistern konnten, wird er zu ihrem Verbündeten.

Dass Bayer diesen Roman unter einem Pseudonym veröffentlichte, mag mit künstlerischer Inszenierung als Dichterpersona ebenso zusammenhängen wie mit der Trennung dieser jugendliterarischen Fiktion von seinen faktual angelegten Feldzugsbeschreibungen. Trotz dieser Abgrenzung von seinen faktualen Schriften wird im Vorwort des Verlags verdeutlicht, dass gerade Bayers profunde Vertrautheit mit dem Krieg aus eigener Anschauung den Roman besonders auszeichnet. Deshalb wird darin zu seiner Person, wenn auch nicht namentlich, gerade hinsichtlich seiner Kenntnis der geschilderten Materie ausführlich Stellung bezogen:

Einer der besten Kenner unseres großen Kolonialkrieges spricht hier zur deutschen Jugend und schenkt ihr im ‚Okowi‘ eine packende, lebenswahre Schilderung von dem schweren Ringen unserer Schutztruppe mit der untergehenden, tapferen Hereronation. Ein Mitkämpfer steckt also hinter dem Pseudonym Jonk Steffen, ein Mann, der an allen den Gefechten teilgenommen hat, die er hier beschreibt, der die weite Dornbuschsteppe auf einsamen Patrouillenritten oft genug durchquert hat, und der die Mühsal des Feldzuges ausgekostet hat – wiewohl er von sich selber in dem Buche nichts erzählt. So entstand ein eigenartiges, spannendes Werk, das sich liest wie eines der beliebten, frei erfundenen ‚Indianerbücher‘, und doch echt ist, mitunter echt bis in die Einzelheiten, die nur von der Phantasie diktiert scheinen. Der stolze, kühne, schweigsame Okowi ist nach lebendem Vorbild gezeichnet und wird sich gewiß die Herzen unserer Jugend erobern. (OH, o. S.)

Der freimütige Umgang damit, dass es sich beim Verfassernamen um ein Pseudonym handelt, soll unterstreichen, dass der Verfasser in Wahrheit ein erfahrener und verdienter Kriegsbeteiligter ist, dessen Erfahrungen außerdem sogleich in das Narrativ des aufopferungsvollen Kriegshelden überführt werden. In der Betonung der Wahrhaftigkeit des Geschilderten scheint außerdem die Abgrenzung von den bereits im *Pfadfinderbuch* kritisierten „Indianerbüchern“

auf. Anders als diese schildert Bayer, so wird beteuert, in seinem Roman keine Abenteuer der Fantasie durch fiktive Begegnungen mit ‚Indianern‘, sondern einen realen Krieg, dessen Verlauf im Einzelnen natürlich fiktionalisiert wird, dennoch aber viele Elemente und Figuren enthält, die historisch verbürgt sind. Die von ihm beschriebenen Abenteuer sind so zwar nicht geschehen, können aber dennoch durch die eigene Anschauung des Verfassers Realitätsnähe und Authentizität beanspruchen. Die „Indianerbücher“ sind hingegen „frei erfunden“ und „nur von der Phantasie diktiert“, und zwar von Autoren, die das Geschilderte gerade *nicht* aus eigener Anschauung kennen. Für zeitgenössische Leserinnen und Leser scheint in dieser Formulierung eine klare Polemik gegen Karl May auf, der etwa auch vom Verfasser des Ritterspiegel-Kapitels, Ludwig Kemmer, bereits als Schundautor kritisiert worden war. Der Vorwurf des Freierfundenen verweist auf den Skandal, der die wilhelminische Öffentlichkeit über ein Jahrzehnt beschäftigte, seit 1899 bekannt worden war, dass Karl May, der sich selbst über Alter-Ego-Figuren wie Old Shatterhand und Kara Ben Nemesi in seinen Reiseromanen verewigte und damit suggerierte, das Geschehen selbst erlebt zu haben, niemals die in den Romanen beschriebenen Gebiete bereist hatte.¹⁴⁷ Für die Jugendschriftenbewegung und den Dürer-Bund, die die sehr erfolgreiche Unterhaltungsliteratur Mays ohnehin längst als große Bedrohung für die moralische Integrität der Jugend ansahen, war die Diskussion über die mangelnde Authentizität der Abenteuerromane ein willkommener Anlass, um ihr Argument der fehlenden ästhetischen Qualität aufgrund der rein auf der Fantasie beruhenden Verstiegenheit der sich immer weiter spinnenden Abenteuer bestätigt zu sehen und mit diesem Argument den Skandal weiter zu befeuern.¹⁴⁸ Wenn hier gerade die ‚Echtheit‘ des Romans hervorgehoben wird, ist das als Versuch zu verstehen, die Kritik der Pädagogen bereits im Vorwort zu entkräften, indem man sich in direkte Opposition zur Abenteuerfiktion Karl Mays begibt. Zugleich steckt im Vorwort ebenso das offene Bekenntnis, dass *Okowi* im Grunde dem so vehement abgelehnten „Indianerbuch“ sehr ähnlich ist. Dahinter steht, wie im Folgenden gezeigt wird, der Versuch, die für die jugendliche Leserschaft so attraktiven Abenteuer-elemente einerseits für die eigene Abenteuerfiktion zu übernehmen, dies aber zugleich zu rechtfertigen, indem die geschilderten Abenteuer andererseits auf den kriegerischen Ernstfall ausgerichtet werden.

147 Zu diesem Skandal vgl. ausführlich Kohlrausch, M.: Zwischen Star-Schriftsteller und Hochstapler.

148 Zur Kritik an May vgl. Wilkending, Gisela: Die Kommerzialisierung der Jugendliteratur und die Jugendschriftenbewegung um 1900. In: Schund und Schönheit. Populäre Kultur um 1900. Hrsg. von Wolfgang Kaschuba u. Kaspar Maase. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2001, S. 218–251, S. 234–235.

Auch ohne eine eingehende Erläuterung der Abenteuerkonzeption im umfangreichen literarischen Werk Mays zeigt bereits ein Blick auf die markantesten Aspekte der May'schen „Indianerbücher“, also die Romane, die Old Shatterhands Abenteuer im ‚Wilden Westen‘ thematisieren, dass sich Maximilian Bayer von vielen dieser erfolgversprechenden Handlungselemente und Motive inspirieren ließ und diese unverhohlen für seine Handlung adaptierte. Das verdeutlicht schon das exotische Setting, das einen Ausbruch aus dem Alltäglichen verspricht und bei May typischerweise in der Prärie oder dem Gebirge Nordamerikas angesiedelt ist, bei Bayer hingegen in der Dornbuschsteppe Deutsch-Südwestafrikas. Dieser Raum ist maßgeblich durch seine Eigengesetzlichkeit charakterisiert, d. h. in ihm gelten die Regeln und Normen der heimatlichen Ordnung nicht. Dies liegt auch daran, dass der Abenteuerraum sich wesentlich durch seine Isolation und große Entfernung der ‚bekannten‘ Welt auszeichnet und dass in ihm nicht nur wilde Tiere, sondern auch ‚wilde‘ Menschen leben, die aus Sicht der Erzählinstanz zivilisatorisch und technologisch rückständig leben. Diese Rückständigkeit zeigt sich ebenso in einer nur basal ausgeprägten Staatlichkeit,¹⁴⁹ sodass hier vor allem das Recht des Stärkeren gilt und keine auf moralischen Grundsätzen basierende Rechtsordnung existiert.¹⁵⁰ Dass sich die Kolonie Deutsch-Südwestafrika räumlich vom Alltäglichen der Heimat unterscheidet, ist durch seine Entlegenheit und andersartige Natur, nämlich die Steppe und die erbarmungslose Wüste und die darin lebenden gefährlichen Tiere, gekennzeichnet. Die Eigengesetzlichkeit ist nicht nur durch den Kriegszustand gegeben, sondern wird auch durch die behauptete Rückständigkeit der Herero markiert. An verschiedenen Stellen im Roman wird betont, dass sie ‚wild‘ und ‚barbarisch‘ seien, weil ihnen ein einzelnes Menschenleben nichts wert sei und ihr Anführer, Samuel Maharero, skrupellos Menschen töte, die ihm widersprechen oder seine Entscheidungen hinterfragen. Ihre Wildheit wird durch weitere, altbekannte rassistische Topoi herausgearbeitet. Dies verweist auch auf die grundlegend dualistische Struktur der Erzählung, wie sie bei Karl May – charakteristisch für populäre Literatur – prominent zu finden ist. So wie bei May das Figurenpersonal in gute und böse, ‚wilde‘ und ‚zivilisierte‘ Charaktere aufgeteilt ist und das Abenteuer maßgeblich auf der Spannung zwischen diesen binären Kategorien basiert, entsteht das Abenteuer auch in *Okowi* dadurch, dass die ganz und gar ‚Anderen‘, ‚Bösen‘

149 Zu diesen Charakteristika des May'schen Abenteuerbaus vgl. Depkat, V: Depkat Gefahrensuche in, S. 130–131.

150 Zum Recht des Stärkeren vgl. Depkat, Volker: Abenteuerräume. Strukturen des Abenteuerlichen im Werk Karl Mays. In: Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft (2018), S. 183–207, S. 193.

und ‚Wilden‘ im Krieg bekämpft werden sollen, um eine gefestigte koloniale Ordnung durchzusetzen.

Innerhalb dieser wilden, eigengesetzlichen Welt ist das Abenteuer seriell auf Dauer gestellt. Old Shatterhand beispielsweise erlebt ein Abenteuer nach dem anderen, die zum Teil durch den Handlungsverlauf nicht einmal sinnvoll miteinander verbunden oder aufeinander bezogen sind. Mays Abenteuerromane sind somit additiv aufgebaut und werden höchstens durch Schlaf oder ein geselliges Zusammensitzen am Lagerfeuer unterbrochen.¹⁵¹ Damit ständig neue Abenteuer passieren können, ist die Handlung durch häufige Ortswechsel gekennzeichnet. Eine solche Permanenz des Abenteuers verdeutlicht auch ein Blick in das Inhaltsverzeichnis von *Okowi*: Die meisten der sechzehn Kapitel mit vielsagenden Titeln wie „Der Überfall“, „Verrat?“, „In Gefahr“ oder „Die Schakalklippe“ versprechen dicht gedrängte Abenteuer, die der Roman dann auch anhand einzelner Gefechte des Krieges, aber auch mittels frei erfundener Situationen einlöst und über die die Leserinnen und Leser durch verschiedene Orte des kolonialen Abenteuerraums geführt werden. So wie in Mays Romanen die Abenteuer allgegenwärtig sind und ständig über die Beteiligten hereinbrechen, geraten in *Okowi* die Protagonisten auf ähnliche Weise ständig in unvorhergesehene, abenteuerliche Situationen, wie etwa der folgenden auf der „Schakalklippe“:

Vorsichtig krochen die Reiter zurück. [...] So erreichten sie wieder den Südrand der Klippe und begannen den Abstieg da, wo sie vorhin hinaufgeklettert waren. Es zeigte sich, daß dieser Abstieg noch viel schwieriger war, weil der Fuß tastend die Vertiefungen und Vorsprünge am Felsen suchen mußte, die ihm Halt boten, [...] Hollen und Deventer hatten sich schon einige Meter in dem Kamin abwärts gearbeitet, als plötzlich ein kurzer Knall, wie von einem Peitschenschlag, erklang und gleichzeitig ein pfeifender Ton die Luft durchschnitt. Die Kletternden hielten inne – was war das? Und abermals ein Knall – und noch einer – und ein klatschendes Geräusch, als würde heftig ein Stein gegen den Felsen geschleudert ... ‚Rasch wieder herauf!‘ tönte das Kommando des Patrouillenführers von oben. ‚Hereros in den Büschen – wir sind abgeschnitten!‘ (OH, 35–36)

Mit diesen Worten wird das „plötzliche“ Eintreten des Abenteuers in das bereits Gefahr und Abenteuer verheißende Setting auf der Klippe beschrieben: Betont wird neben der Gefahr, in der sie sich durch die feindliche Umzingelung befinden, das überraschende Hereinbrechen einer neuen Wendung. Stilistisch wird Spannung mittels rhetorischer Fragen, Auslassungen, Parataxen

¹⁵¹ Zur additiven Reihung der Abenteuer vgl. auch Hügel, Hans-Otto (Hrsg.): *Lob des Mainstreams. Zu Begriff und Geschichte von Unterhaltung und Populärer Kultur*. Köln: Halem 2007, S. 215.

und entsprechender Signalwörter produziert – all dies keineswegs originelle Mittel, sondern den Leserinnen und Lesern beispielsweise aus den Geschichten um Winnetou und Old Shatterhand, die von den Kiowas verfolgt werden, bekannt.¹⁵²

Mit Hans-Otto Hügel lassen sich diese Abenteuer-Kapitel bei May wie bei Bayer als erzählerisch begrenzte, inszenierte Auftritte verstehen, in denen die einzelnen Abenteuer wie ‚Nummern‘ im Zirkus oder Varieté aufgeführt werden, bevor im nächsten Kapitel ein neues Abenteuer aufgeführt wird. Im Kolonialroman *Okowi* ergibt sich diese Abgeschlossenheit der einzelnen Abenteuerepisoden darüber hinaus durch die Orientierung der Handlung am tatsächlichen Kriegsverlauf und dessen einzelnen Gefechten.¹⁵³ Die Kapiteleinteilung erlaubt es auch, nur die Teile des Kriegs aufzugreifen, die abenteuerlich-heroisch ausgestaltbar sind, und die Episoden auszusparen, die weder spannend noch ruhmreich sind.

Die Handlung des Abenteuerromans dreht sich entsprechend um die Konflikte zwischen den als Gegensätzen konzipierten Gruppen, die durch „Flucht und Verfolgung, Anschleichen und Belauschen, Gefangennahme und Befreiung“¹⁵⁴ ausgetragen werden. Notwendig zur Bewältigung solch gefährlicher Situationen und daher allgemein charakteristisch für Abenteuererzählungen, besonders aber für die Karl Mays, sind einzelne Figuren, die extreme Herausforderungen meistern und dadurch ihre heroische Männlichkeit und Eignung für ein Leben in der Wildnis unter Beweis stellen. Für die erfolgreiche Bewährung bedarf es Protagonisten, die über beinahe übernatürliche Fähigkeiten, Mut und physische Stärke verfügen, wie etwa Old Shatterhand, dessen ‚Schmetterhand‘ ihn außergewöhnlich gut für den Nahkampf qualifiziert. Darüber hinaus zeichnen sich Mays Abenteuerhelden durch rationale Durchdringung und Beherrschung der sie umgebenden Welt durch gegenüber den indigenen Waffen überlegene Waffentechnik aus.¹⁵⁵

Hinsichtlich der dargestellten Bewährung des männlichen Abenteuerhelden wird die Bezugnahme Bayers auf Mays ‚Indianerromane‘ am deutlichsten, wie verschiedene direkt aus *Winnetou* übernommene Motive zeigen. Da ist zum Einen der Beinahe-Tod des zentralen Abenteuerhelden: Während in *Winnetou* Old Shatterhand lebensbedrohlich verwundet wird und nach dem fiebrigen Ringen mit dem Tod erstaunlich schnell wieder gesund wird, ist es in

152 Natürlich lässt sich diese abenteuerliche Schreibweise deutlich weiter zurückverfolgen und wurde auch nicht von Karl May neu erfunden – so war May selbst beispielsweise stark beeinflusst von den Abenteuersequenzen aus Coopers Lederstrumpf-Pentalogie.

153 Vgl. Hügel, H.-O.: Karl May, S. 210–216.

154 Lüdemann, S.: Places Where Girls Don't Get, S. 192.

155 Vgl. Depkat, V.: Abenteuer Räume, S. 195–196.

Okowi der deutsche Protagonist Bernhard Krüger, der im ersten Kapitel beinahe tödlich verletzt wird, und, schon totgeglaubt, sich doch zügig von seiner Verwundung erholt und sich schließlich der Schutztruppe im Kampf gegen die Herero anschließt, obwohl er gar kein Soldat, sondern Farmer ist. Schon die erste Beschreibung Krügers erinnert an den fehl- und tadellosen Old Shatterhand: „Ein prächtiger Mensch, der Bernhard, schau nur, wie er sich umdreht und feuert, das macht ihm keiner nach!“ (OH, 8), befindet einer der deutschen Soldaten und legt damit den Ton für den Rest der Handlung fest, in der sich Krüger als der perfekt den Lebensbedingungen der Kolonie angepasste Siedler und Krieger darstellt. Weil Krüger vom Pferd fällt und unter den Beschuss der Herero gerät, gehen die Soldaten davon aus, dass er tot ist, jedoch hat er sich nur vom Pferd fallen lassen, um von einer Bodensenke aus besser schießen zu können. Sein Ringen ums Überleben wird wie folgt geschildert:

Es dauerte lange, bis der Verwundete aus seiner tiefen Betäubung erwachte. Der Blutverlust mußte ihn sehr geschwächt haben, aber es schien Hollen, als arbeite in dem Manne, der da lag, ein gewaltiger Wille und der Wunsch, wieder zum Leben zu erwachen. Offenbar drängte und arbeitete in dem geschwächten Körper eine übermenschliche Energie. (OH, 14)

Ähnlich wie Old Shatterhand, der nur noch „wenige, undeutliche Worte“ sagen kann, bevor ihn die „Ohnmacht [...] übermannt“,¹⁵⁶ versucht Krüger „kaum hörbar“ ein paar Worte zu flüstern, bevor er „wieder in Ohnmacht“ (OH, 15) sinkt. Die „übermenschliche Energie“ ist es schließlich bei beiden, die ihnen das Überleben sichert und sie aus ihrer Ohnmacht wieder aufwachen lässt, nach der sie ihre Bewährung mit umso mehr Tapferkeit vorantreiben.

Dass es sich bei Bernhard Krüger um einen deutschen Siedler handelt, der schon sein ganzes Leben in Südwafrika lebt, ist kein Zufall, denn durch diesen Umstand verkörpert er den im Kolonialjargon als ‚alten Afrikaner‘ bezeichneten deutschen Helden, der durch die jahrelange Erfahrung mit den Lebensbedingungen der Wildnis vertraut ist. Für die gerade erst in die Kolonie gekommenen Schutztruppensoldaten hingegen ist das Land, in dem sie nun Krieg führen, fremd und sie können sich darin kaum zurechtfinden. Dies demonstriert die Entgegensetzung der Soldaten mit der Titelfigur *Okowi*, in der die zweite motivische Anleihe aus *Winnetou* sichtbar wird, nämlich die Begegnung der zivilisierten Europäer mit dem ‚edlen Wilden‘, mit dem sie sich anfreunden. *Okowi* wird beim ersten Kontakt mit den Deutschen entsprechend folgendermaßen beschrieben: „Ein hochgewachsener Herero trat hervor und blieb ruhig stehen. Er trug nur einen Lendenschurz, seine

¹⁵⁶ May, K.: *Winnetou*, S. 277–279.

Haut war von schönem, schimmerndem, schwarzbraunem Ton. Er hielt eine schwere Keule, einen Kirri, in der Hand, doch ließ er ihn lässig herabhängen. Wie eine Statue stand er da, in stolzer, selbstbewußter Haltung.“ (OH, 25) Wie Winnetou, dessen Haut und Haare bei der ersten Begegnung mit Old Shatterhand auf ganz ähnliche Weise beinahe fetischisiert dargestellt werden, ist Okowi zwar unzivilisiert, kann weder lesen noch schreiben, ist Anhänger einer Naturreligion und kennt sich mit moderner europäischer Kriegstechnik und -strategie nicht aus, ist trotz dieser ‚Wildheit‘ aber auch edel im Geist, insofern er tapfer kämpfen kann, moralisch handelt und gerade durch seine ursprüngliche Naturverbundenheit noch unverdorben von den degenerativen Tendenzen der Moderne ist. Weil er die Deutschen mehrmals aus einer scheinbar aussichtslosen Situation wie etwa der auf der Schakalklippe rettet, gewinnt er die Anerkennung der Soldaten: „Mir scheint, der Mbandjeru hat eine schwarze Haut, aber eine weiße Seele. Uns hat er zweimal das Leben gerettet. Und dabei haben wir ihn mit all der Geringschätzung behandelt, die wir den Eingeborenen gegenüber hervorkehren.“ (OH, 63) In offensichtlicher Anlehnung an Winnetou, der im Untertitel der ersten Ausgabe noch als „roter Gentleman“¹⁵⁷ bezeichnet wurde, wird Okowi außerdem als „schwarzgehäuteter Gentleman“ (OH, 29) beschrieben. Damit unterscheidet er sich fundamental von den Herero, die, gemäß der rassistisch-kolonialistischen Ideologie und der Freund-Feind-Logik des Krieges ganz und gar negativ als schwarz, unheimlich, gewalttätig und abgrundtief böse dargestellt werden und gerade nicht über die edle Gesinnung verfügen, die Okowi auszeichnet.

Die positive Darstellung dieser einen indigenen Figur ist vor dem Hintergrund der Pfadfinderidee vom Erlernen naturnaher Fähigkeiten zu sehen. Dass Okowi als Vorbild für ein Überleben und Zurechtfinden in der Wildnis dient, wird über die Kontrastierung europäischer Soldatendisziplin mit der Eigenständigkeit und praktischen Handlungsorientiertheit des ‚Eingeborenen‘ verdeutlicht:

„Was weiß der freie Kapitän [Okowi, Anm. E. H.] von unseren europäischen Ansichten über Disziplin? Wir sind gewohnt, daß immer einer dem anderen vorschreibt, was er machen soll; so muß es in Europa auch sein, wo die Menschen dicht zusammenhocken. Aber hier in der dünn bevölkerten Steppe [...] heißt es: Selber denken und selber handeln!“ (OH, 157)

157 Zu diesem Titelzusatz vgl. Biermann, Joachim: Editorischer Bericht. In: Karl May: Winnetou. Erster Band. Reiseerzählung. Hrsg. von Joachim Biermann u. Ulrich Scheinhammer-Schmid. Bamberg, Radebeul: Karl-May-Verlag 2013 (= Karl Mays Werke. Historisch-Kritische Ausgabe Abteilung IV, Reiseerzählungen, Band 12), S. 513–555, S. 516–521.

Neben der geforderten Freiheit, selbst zu denken und zu handeln, die angesichts der akuten Kriegssituation, in der diese Äußerung ausgesprochen wird, durchaus bemerkenswert ist, sind es auch ganz konkrete Eigenschaften, für die Okowi bewundert wird, allen voran selbstverständlich seine Fähigkeit, Spuren zu lesen:

Vor der Patrouille ging Okowi mit gesenktem Kopf und folgte sorglich der Spur. [...] ‚Er fühlt die Fährte mit den Händen, weil auch er, trotz seiner scharfen Augen, sie nicht mehr sicher erkennen kann.‘ [...] Okowi blieb stehen, legte die Hände wie einen Schalltrichter vor den Mund und ahmte in täuschender Weise den Schrei einer Eule nach. (OH, 150–152)

Spurenlesen, Tierrufe imitieren, die Natur beobachten und sich in ihr orientieren – all dies sind Tätigkeiten, die selbst der Bure Piet Deventer und der bereits erwähnte Siedler Bernhard Krüger als langjährige Bewohner der afrikanischen Steppe nicht so gut beherrschen wie der indigene Okowi. Sie sind es aber, die die noch unerfahrenen Neankömmlinge unter den Soldaten auf ihr mangelndes Wissen hinweisen, womit ein weiteres Abenteuermotiv Karl Mays zitiert wird, und zwar die Entwicklung vom völlig ahnungslosen „Greenhorn“ zum erfahrenen „Westmann“, in diesem Fall zum ‚alten Afrikaner‘. Die Notwendigkeit dazu wird folgendermaßen geschildert:

‚Wenn du mal draußen im Busch auf der Pad bist, so wirst du merken, daß du gar nichts verstehst. [...] Unsereins lernt nicht genug von dem, was man im praktischen Leben draußen braucht, und vor allem fehlt uns die Selbständigkeit. Wer sich nicht selber helfen kann, der taugt nicht für dieses Land. Da heißt es: Augen auf und zupacken! Vor allem können wir nicht beobachten. Stellt euch vor, daß euch ein Wilder im Busch begegnet und euch sieht, ihr ihn aber nicht. Das ist ungleiches Spiel. [...] Ihr werdet weggeknallt und wißt nicht mal von wem. [...] Wenn ihr einen Dornenbaum erklettern sollt, so dauert es eine Stunde; wenn ihr Feuer anmachen, Pferde einfangen, Maultiere bändigen, Rinder ins Joch spannen und Kühe melken sollt, so wißt ihr nicht aus noch ein. [...] und wenn ihr gar Spuren lesen sollt, so ist das einfach zum Heulen. Vorgestern hielt einer von euch den Abdruck eines Krähenfußes für eine Schakalfährte!‘ (OH, 69–70)

Damit wird im Roman noch einmal das reproduziert, was im *Pfadfinderbuch* bemängelt wurde, nämlich die fehlende Fähigkeit, sich selbst zu helfen. Um das dagegen entwickelte Programm der Pfadfinder als Erziehung zur Selbsthilfe prominent zu platzieren, ist der Roman durchzogen von belehrenden Passagen, in denen der ‚Lehrmeister‘, also einer der erfahrenen Soldaten, zu den Neulingen – und somit auch zu den neugierigen Leserinnen und Lesern – spricht und ihnen erklärt, was sie um sich herum sehen. Das reicht

von der Erläuterung, was Mimikry in der Tier- und Pflanzenwelt ist, über die Erklärung, wie sich ein Steppenbrand entwickelt, bis zur Vermittlung der ‚Königsdisziplin‘, dem Spurenlesen, dem ein ganzes Kapitel („Auf der Fährte“) gewidmet ist. Anders als Old Shatterhand, der sich selbst durch das Lesen der entsprechenden Fachliteratur zum Westmann bildet, darüber hinaus aber schlicht ein Naturtalent im Kämpfen, Schießen, Reiten, Schwimmen und vielem mehr ist, bedürfen die jungen Soldaten der Anleitung, die aber eigentlich nun viel zu spät kommt: „[...] besser wär’s, ihr hättet schon in der Jugend gelernt, die Augen aufzumachen.“ (OH, 70) Beabsichtigt ist damit natürlich eine Hinwendung der Leserschaft zur mittlerweile existierenden Pfadfinder-Ausbildung, um diesem Versäumnis vorzubeugen.

Über das Greenhorn-Motiv versucht sich der Verfasser aber auch von seinem offensichtlichen Vorbild Karl May zu lösen. Denn einige der Neulinge unter den Soldaten fallen nicht nur durch mangelnde Pfadfinderfähigkeiten auf, sondern sind darüber hinaus von etwas noch Gefährlicherem bedroht: Abenteuerfantasien aus „Indianerbüchern“. Das Hauptproblem scheint nicht zu sein, dass manch junger Soldat „ein Grünhorn“ (OH, 198) ist, sondern dass sie darauf beharren, über alles Bescheid zu wissen, weil sie Romane über die Wildnis gelesen haben. Als die Frage aufkommt, wie man die Windrichtung bestimmen kann, fühlt sich einer der Rekruten berufen, sein Buchwissen kundzutun:

‚Das will ich dir gleich sagen,‘ warf der Neuling ein, der [...] beweisen wollte, daß er auch etwas verstand. ‚Wenn man die Windrichtung feststellen will, so steckt man den Finger in den Mund, macht ihn naß und streckt ihn in die Höhe; auf der Seite, von der der Wind kommt, wird der Finger kalt und trocken.‘ (OH, 200)

Auf diese etwas naseweis vorgetragene Erklärung folgt die mahnende Entgegnung: „Nimm’s mir nicht übel, aber das ist Faselei,‘ erwiderte Krüger. ‚Wir sind hier nicht in einem Indianerbuch, sondern in der Steppe von Südwest und befinden uns augenblicklich im wirklichen und richtigen Orlog [Krieg, Anm. E. H.]‘“ (OH, 201) Auch an anderen Stellen wird darauf hingewiesen, dass der Krieg keineswegs so von Statten geht, wie man es aus einem Abenteuerroman kennt. Als einige der Soldaten unter heftigem Beschuss stehen und angesichts dieser Unterlegenheit ihren Tod erwarten, heißt es dazu:

‚Und das Ende weiß ich auch schon, da wollen wir uns keine Flausen vormachen. Daß sich drei Mann in einer Erdschanze tagelang gegen ein ganzes Volk halten können, kommt höchstens in den bunten Indianerschmökern vor, die wir als Jungens gelesen haben. In der Wirklichkeit sieht das anders aus.‘ (OH, 190)

Die Indianerbücher sind also nichts als „Faselei“, sie setzten den jugendlichen Leserinnen und Lesern „Flausen“ in den Kopf, die mit der Wirklichkeit, und hier konkret mit dem „wirklichen und richtigen“ Krieg, nichts zu tun haben. Die literarischen Abenteuer taugen demnach nicht als Vorbereitung auf den Ernstfall, sondern wecken nur falsche Vorstellungen. Über den Wirklichkeitsanspruch grenzt sich der Verfasser also von der Abenteuerliteratur ab, aus der er offensichtlich dennoch viele Motive entlehnt hat, um eine für Jugendliche attraktive Geschichte zu erzählen, was im Vorwort bereits freimütig offengelegt wurde. Die gezielt irreführende Behauptung, dass *Okowi* nur wie ein Indianerbuch *erscheine*, eigentlich aber authentische Begebenheiten schildere, ändert indes nichts am erzielten Effekt auf die jugendliche Leserschaft: Durch die an May angelehnten Abenteuer motive und -sequenzen ist ihr Interesse und Eifer geweckt, um dann mit erhobenem Zeigefinger auf die vaterländische Soldatenpflicht gelenkt zu werden. Zugleich ermöglicht es die Schilderung eines ‚echten‘ Krieges mittels aus der Populärliteratur bekannter Abenteuer motive, den Krieg als ein Pfadfinder-Spiel darzustellen und das Geschehen den Leserinnen und Lesern über populäre Bilder verständlich zu machen. Hier wird schließlich immer weniger unterscheidbar, was real und was fiktional, was Ernst und was Spiel ist, denn das reale Nachspielen fiktionaler Abenteuer wird hier nun wieder in die Fiktion zurückgeführt, um einen realen Sachverhalt zu beschreiben. Der Verharmlosung des Krieges durch Erzählelemente, die den Jugendlichen bislang aus den Spielen der Pfadfinder bekannt waren, steht die gleichzeitige Instrumentalisierung dieser Abenteuer motive für die kriegerische Mobilmachung entgegen.

6.3.2 *Wider die Hilflosigkeit: Peter Moors Fahrt nach Südwest als Intertext*

Während die Kriegsschilderungen in ihrem fikionalisierten Gewand offensichtlich weit von Wirklichkeitstreue entfernt sind, verschiebt die konkrete Thematisierung des Krieges durchaus den Schwerpunkt der Erzählung. Karl Mays *Winnetou* enthält zwar auch Kampfschilderungen und Beschreibungen von Mord und Tod, erzählt in weiten Teilen aber die zahlreichen Verwicklungen der Handlung in einem humorvollen Ton. Dass der koloniale Krieg hingegen ernst zu nehmen ist, zeigt sich vor allem in der Brutalität mancher Szenen wie der folgenden:

Nun war der Feind nur noch siebzig Schritt entfernt, jetzt nur noch fünfzig, jetzt dreißig, – schon unterschied man deutlich die verzerrten Gesichter und das Weiß in den wildblickenden Augen, die geschwungenen Keulen und die blitzenden Klingen der geraubten Bajonette und Säbel. Da knatterte links von der Kompanie ein Maschinengewehr los, und ein zweites, – und ein drittes. [...] Tausendfach hallte das nervenzerrüttende Rattern am Berghang wider. Ein

Hagelschauer von Geschossen prallte den stürmenden Hereros entgegen. Das surrte und summte, das zischte und pfiß, das klang und dröhnte. Da half den Eingeborenen keine Tapferkeit. Gegen dieses Meisterstück der Kriegstechnik, das Maschinengewehr, half kein Sturm. Gegen diesen Bleiregen konnte nur die Kugel selber als Abwehr nützen. (OH, 96–97)

Mit triumphierenden Schilderungen der eigenen technischen Überlegenheit wird den Leserinnen und Lesern ein Gefühl von Siegesgewissheit und Verbundenheit mit den für das Vaterland kämpfenden Soldaten vermittelt, denen die Jugendlichen nacheifern sollen, in dem sie sich für den Ernstfall wappnen. Hier sind das Anschleichen, die Verfolgungsjagd und das Spurenlesen endgültig kein Spiel mehr, sondern das Abenteuer findet eine direkte Umsetzung in der dargestellten Realität des Krieges.¹⁵⁸ In dem durch solche Szenen transportierten Stolz auf die eigene, nationale Überlegenheit klingt außerdem noch ein Bezug auf einen weiteren Intertext an, nämlich auf Gustav Frenssens *Peter Moors Fahrt nach Südwest*, der zweifelsohne die prägendste literarische Schilderung des Kolonialkriegs darstellte und viele nachfolgende Autoren in ihrer Beschreibung des Krieges beeinflusste.¹⁵⁹

Auch hier sind die Bezugnahmen sehr auffällig und für zeitgenössische Leserinnen und Leser vermutlich noch evident, zumal *Peter Moor* in der Ausbildung der angehenden Pfadfinder auch als pädagogisch angemessene Anregung eingesetzt wurde. Die obige Gefechtsschilderung beispielsweise erinnert stark an eine zentrale Kampfsituation aus *Peter Moor*, in der es heißt: „Das Rohr eines Maschinengewehrs schob sich neben meinem Gesicht vor. Gleich darauf knatterte es los. Die rasende Kugelsaat pfiß in die Büsche, prasselte und pfiß. Wie schön das klang!“ (PM, 154) Bayer übernimmt zudem beinahe wörtlich die Textstelle aus *Peter Moor*, als die Soldaten über einen Brief erfahren, dass sich in Deutschland scheinbar keiner für das Schicksal der Schutztruppe interessiert, sondern stattdessen alle den Verlauf des Russisch-Japanischen Kriegs verfolgen. In *Okowi* wird das so formuliert:

„Ob die in der Heimat jetzt wohl an uns denken werden?“ meinte er. „Unsere Eltern und Geschwister sicherlich,“ sagte Herold, „[...] – aber die übrigen alle, die wissen ja kaum, wie es um uns steht, und was das für ein Krieg ist, und wie die Wilden kämpfen können. Die denken zu Hause, das sei ein Pappenstiel. Am Biertisch reden sie bloß von Russen und Japanern, die sich da im Osten, auf den Feldern der Mandschurei, in die Haare geraten sind.“ „Am Biertisch,“ wiederholte

158 Auf den impliziten Widerspruch, dass durch den Einsatz moderner Waffentechnik die zuvor so mühsam angeeigneten, scheinbar naturnahen Fähigkeiten zum Überleben in der Wildnis überflüssig werden, sei hier nebenbei hingewiesen.

159 Vgl. ausführlicher Brehl, M.: Diskursereignis ‚Herero-Aufstand‘, S. 187.

Hollen, ‚am Biertisch! Wenn man bedenkt, daß es Menschen gibt, die nur zu winken brauchen, damit man ihnen etwas zu trinken bringt [...]. Ich gäbe jetzt alles, was ich besitze, für einen frischen Trunk.‘ (OH, 42–43)

Indem das Desinteresse der Bier trinkenden Deutschen am Krieg gegen die Herero hier noch mit der Situation der unter extremem Durst leidenden Soldaten in Südwafrika kontrastiert wird, wird das in *Peter Moor* evozierte Gefühl der Verlassenheit und Hilflosigkeit ebenfalls aufgegriffen und als Topos gefestigt. Dies trifft auch auf eine weitere Szene zu, die aus Frenssens Kolonialroman entlehnt ist: Geschildert wird, wie einer der Soldaten das Pferd seines Kameraden, das aus Erschöpfung, Hunger und Durst nicht mehr weiterlaufen kann, erschießt, um es so von seinen Qualen zu erlösen, wozu sich der eigentliche Reiter dieses Pferdes nicht überwinden kann. Mit solchen besonders emotionalisierenden Beschreibungen wird, ähnlich wie bei Frenssen, einerseits beabsichtigt, die Grausamkeit des Kriegs und die daraus ersichtlich werdende Tapferkeit und Kameradschaft der Soldaten in den Fokus zu rücken, und andererseits die Notwendigkeit herausgestellt, sich auf diese Art von Ernstfall.

Anders als bei Frenssen wird aus dem so festgestellten Elend des Krieges jedoch nicht geschlussfolgert, dass die Schutztruppensoldaten ihrer Situation hilflos ausgeliefert sind. Es gibt zwar Verluste durch Kampf und Erkrankungen unter den Deutschen, aber an keiner Stelle des Romans wird die Verzweiflung so in den Vordergrund gerückt, wie es bei *Peter Moor* der Fall ist. *Okowi* kann vielmehr als Antwort auf die aufrüttelnde Botschaft Frenssens gesehen werden: Die Kompetenzen, welche die Kinder und Jugendlichen als Pfadfinder lernen, bereiten sie auf diese Art von Ernstfall vor, indem ihnen die Fähigkeit vermittelt wird, sich selbst zu helfen, egal was passiert, weil man „allzeit bereit“ und gerade nicht, wie in Frenssens Roman, von der Wucht des Krieges übermannt wird. Als ein paar der Soldaten auf besagter Schakalklippe festsetzen und dort, von Feinden umzingelt, kurz vor dem Verdursten sind, äußert einer die Sehnsucht, sich von der Klippe zu stürzen, um seinem Leid ein Ende zu bereiten. Dieser Gedanke an Selbstmord wird von den anderen Soldaten augenblicklich als „Feigheit“ verurteilt und man rät ihm stattdessen zu Geduld und die „Hoffnung nicht sinken“ (OH, 40) zu lassen. Als sie kurz darauf unter Beschuss durch die Herero geraten, dem sie auf dem Felsen ungeschützt ausgeliefert sind, die Situation also wirklich hoffnungslos erscheint, sagt einer der Soldaten: „wenigstens ein anständiger Soldatentod – und ich denke, wir wollen uns vorher noch ordentlich wehren.“ (OH, 41) Angesichts des drohenden Todes entscheiden sie sich für den tapferen Kampf, der ihnen einen ehrenvollen Soldatentod ermöglicht, anstatt passiv ihr Schicksal über sich ergehen zu lassen oder Selbstmord als Ausweg zu wählen. Mit dem Selbsthilfe-Programm der

Pfadfinder wird es demnach neben der konkreten Befähigung, sich in ernstesten Situationen zurechtzufinden, auch möglich, der Aussichts- und Sinnlosigkeit des modernen Krieges zu entkommen, indem die Würde der einzelnen Krieger als aktiv Handelnde und Entscheidende wiederhergestellt wird, anstatt sie wie in *Peter Moor* als hilflose, kranke und demoralisierte Schatten ihrer selbst erscheinen zu lassen. Dies gelingt maßgeblich dadurch, dass nicht von gesichts- und geschichtslosen „Holsteinern“ und „Nürnbergern“ gesprochen wird, sondern dass die Protagonisten der Geschichte auch einzeln unterscheidbare Helden sein dürfen, deren individuelle Tapferkeit in den jeweiligen Abenteuersequenzen dargestellt wird. Mittels einer Handvoll Figuren, die eigene Namen und – wenn auch sehr stereotyp dargestellte – Charaktereigenschaften haben, wird die Vorstellung einzeln brillierender, ritterlicher Helden wiederbelebt, die Frenssen im Kollektiv der Schutztruppe als anonymes Konglomerat wandelnder Hoffnungsloser zu Grabe getragen hatte. Letztendlich wird es nur so möglich, den Krieg, den die Pfadfinder spielerisch längst antizipiert haben, als einen ehrenvollen, erstrebenswerten Ernstfall darzustellen.

Um eine für die Vorstellungen der Pfadfinderbewegung geeignete Abenteuergeschichte zu erzählen, greift Maximilian Bayer demnach nicht nur auf Selbsterlebtes aus dem Kolonialkrieg zurück, sondern schmückt dies mit Referenzen auf zwei sehr unterschiedliche Konzepte aus, einerseits die sich bei jugendlichen Leserinnen und Lesern als erfolgreich erwiesenen Abenteuer motive, wie sie nicht nur, aber maßgeblich und besonders prominent Karl May geprägt hatte, andererseits die prekäre Heldentum und Hoffnungslosigkeit evozierenden Erzählelemente, mit denen Gustav Frenssen seinen fiktionalen Feldzugsbericht ausgestattet hatte. Obwohl man sich im *Pfadfinderbuch* noch vehement gegen den Vorwurf der „Kolportageromantik“ und der „Mystik des Indianerwigwams“ gewehrt hatte, wird in *Okowi* – wie auch allgemein in der Zeitschrift *Der Pfadfinder* – kein innovatives, eigenständiges Abenteuerkonzept entwickelt. Genau genommen ist das nicht einmal das erklärte Ziel, denn im Vorwort wird ja bereits angekündigt, dass der Roman *wie* eines der „Indianerbücher“ sei, nur eben besser, weil wahrheitsgetreuer. Im Gegenteil wird durch die Übernahme von so markanten Elementen wie dem Greenhorn und dem Edlen Wilden gezielt daran angeknüpft, um der Leserschaft die altbekannte Atmosphäre des spannenden Abenteuers, in dem sich die Protagonisten bewähren und von einem Indigenen lernen, zu vermitteln.

Weil zugleich aber immer wieder betont wird, dass man sich *nicht* in einem „Indianerbuch“ befinde, wird eine Korrektur des populären, humorvollen, spielerischen Abenteuers auf den Ernstfall beabsichtigt. Verdeutlicht wird der Ernst der Lage, indem nicht nur das reale Kriegsgeschehen rund um den Waterberg fiktionalisiert wird, sondern auf offenkundige Weise mit *Peter Moor* auf

den berühmtesten literarischen Text über den Krieg gegen die Herero Bezug genommen wird. Das bei Frenssen formulierte Hilflosigkeitsnarrativ wird ebenfalls korrigiert in Richtung der Idee der Selbsthilfe und Selbstermächtigung, für die sich die Gründer der Pfadfinderbewegung stark machten.

Für den Gedanken der Selbsthilfe ist die Imagination von Freiheit und Selbstbestimmtheit zentral, weswegen das Abenteuer, und insbesondere in Form seiner spielerischen Inszenierung, für die Pfadfinder unerlässlich war. Fiktionales Abenteuer und das reale ‚Abenteuer‘ des Kriegs verschwimmen im Konzept der Pfadfinder jedoch bis zur Ununterscheidbarkeit. Zum einen zeigt sich das in den Pfadfinderspielen, die sich oft auf fiktionale Abenteuer beziehen, welche wiederum teilweise einen historischen Kern haben, wie etwa die Kolonisierung Nordamerikas durch europäische Siedler. Zum anderen werden reale Kriege nachgespielt und somit im Spiel nachvollziehbar und durch Regeln kontrollierbar gemacht und domestiziert. Zur Verwischung von realem Ernstfall und literarischem Abenteuer trägt zuletzt auch Bayer mit seinem kolonialen Kriegsroman bei, in dem ein realer Krieg wiederum mit bereits aus der populären Abenteuerliteratur bekannten fiktionalen Abenteuerelementen ausgeschmückt wird, die das Kriegsgeschehen wie ein Spiel im heimischen Pfadfinder-Camp erscheinen lassen. Indem die Grenze zwischen reinem Spiel und akutem Kriegsfall symbolisch verwischt wird, rückt die intendierte Befähigung zur Selbsthilfe immer weiter weg von der Freiheit der in Aussicht gestellten Abenteuer hin zu einer Einordnung in einen soldatischen Verhaltenskodex mit dem Ornament der patriotisch-heroischen Selbstaufopferung.

Abgesang auf das Abenteuer: Koloniale Transgressionen in der Fremdenlegion

Die vorangegangenen Kapitel haben sich damit beschäftigt, wie der Kolonialdienst männlicher Akteure in der populären Kolonialliteratur zwischen Abenteuer und Hilflosigkeit verhandelt wurde. Dem Kolonialdienst kam in den untersuchten Romanen der Status einer ehrenwerten Beschäftigung zu, insofern er wörtlich als Dienst für den deutschen Kolonialismus und somit für das Ansehen des deutschen Kaiserreichs verstanden wurde. Wie anhand von Alfred Funks *Afrikanischer Lorbeer* und Richard Küas *Vom Baum der Erkenntnis* deutlich wurde, ist der inszenierte Gestus des Dienens eng verknüpft mit der zeitgenössischen Rede von der besonderen Eignung, die der Kolonialdienst erfordere, damit gerade nicht diejenigen in die Kolonien gehen, die nicht dafür geeignet sind und der ‚kolonialen Sache‘ demnach schaden. Diese nachdrückliche Rhetorik der Bestenauswahl kann als Antwort auf die immer wieder betonte Sorge, die Kolonien würden aufgrund ihrer noch nicht gefestigten Staatlichkeit zum Auswanderungsziel für Kriminelle und andere zweifelhafte Subjekte, verstanden werden. Im Zuge dessen ist außerdem eine zunehmende, wenn auch langsame Professionalisierung zu konstatieren: Ab 1899 diente die Kolonialschule in Witzenhausen dazu, geeignete Kandidaten für den Kolonialdienst auszubilden und ihnen neben administrativen Fähigkeiten Kenntnisse der indigenen Sprachen und Kulturen zu vermitteln, sodass nicht mehr wie noch in der Frühphase der Kolonisation beinahe jeder Interessierte in den Kolonialdienst eintreten konnte. Während aber der Kolonialdienst in der Literatur zu einem Projekt verklärt wurde, in dem tugendhafte Beamte mit ihrer Hilflosigkeit hadern und sich vom Abenteuer abwenden, existierte auch weiterhin noch die Vorstellung des kolonialen Raums als Möglichkeit zur Entfaltung auch für diejenigen, die nicht hochqualifiziert oder moralisch tadellos waren. Diese Vorstellung wird im Weiteren im Bereich der Literatur über die Fremdenlegion nachvollzogen.

Das erste Unterkapitel beschäftigt sich mit der populären Erzählliteratur über die Fremdenlegion, die die Spannung zwischen der Sehnsucht nach Abenteuer und ihrer moralischen Abwertung noch einmal aus einer anderen Warte, nämlich jener der Vermarktbarkeit von exotistischen Fantasien in einem Klima des sich zuspitzenden Nationalismus vor dem Ersten Weltkrieg thematisiert. Das zweite Unterkapitel greift den in diesen populären Texten

bereits angelegten Verlust abenteuerlichen Erlebens auf, indem es den wehmütigen Abgesang auf das Abenteuer in Ernst Jüngers Legionärerzählung *Afrikanische Spiele* untersucht.

7.1 Die Fremdenlegion als Schatten des Kolonialdiensts: Abenteuersemantiken in der populären Legionärliteratur

Die Fremdenlegion, *la légion étrangère*, wurde 1831 gegründet, weil der französische König Louis-Philippe I. eine Möglichkeit suchte, eine wachsende Zahl an Flüchtlingen, die man als potenzielle Unruhestifter einschätzte, außer Landes zu bringen und er außerdem Soldaten für den Einsatz in überseeischen Gebieten benötigte.¹ Die neu geschaffene Söldnertruppe löste also zwei Probleme gleichzeitig und diente anfangs vor allem zur kolonialen Eroberung und Besetzung Algeriens, später kam sie hingegen auch in europäischen Konflikten, besonders aber in allen kolonialen Expeditionen Frankreichs in Afrika, Indochina und Mexiko zum Einsatz. Im Lauf der Zeit entwickelte sich ein Nationalitätenproporz, dem zufolge etwa ein Drittel der Legionäre aus dem deutschen, ein Drittel aus dem romanischen Sprachraum und ein weiteres Drittel aus den übrigen europäischen Ländern stammen sollte.² Untersuchungen legen indes nahe, dass die Anzahl der Deutschen in der Fremdenlegion zeitweise deutlich mehr als ein Drittel betrug und in manchen Phasen sogar beinahe die Hälfte der Legionäre Deutsche gewesen sein könnten. Insbesondere dem ab 1871 zum Deutschen Kaiserreich gehörenden Grenzgebiet Elsass-Lothringen entstammten aufgrund der Nähe zu Frankreich viele Legionäre, aber auch in anderen Regionen Deutschlands wurde der Dienst in der Fremdenlegion immer beliebter. Eine Besonderheit stellt das sogenannte Anonymat dar, also die Möglichkeit, auch ohne das Vorweisen von Papieren in die Legion eintreten und sich sogar eine neue Identität geben zu können.³ Aus diesem Grund haftete der Fremdenlegion bald das Vorurteil an, sie sei ein Sammelbecken für Kriminelle, Aussteiger und Abenteurer, die über den Legionärsdienst der Strafverfolgung entgehen oder kostenlos in die Fremde reisen wollten. Dem entgegen lässt sich nachweisen, dass die allermeisten Rekruten aus Armut, Arbeits- und

-
- 1 Vgl. Koller, Christian: Die Fremdenlegion. Kolonialismus, Söldnertum, Gewalt 1831–1962. Paderborn: Schöningh 2013, S. 28.
 - 2 Vgl. Michels, Eckard: Deutsche in der Fremdenlegion 1870–1965. Mythen und Realitäten. 5., durchges. Aufl. Paderborn: Schöningh 2006, S. 27–28.
 - 3 Daher liegen keine verlässlichen Informationen über die Herkunft der Legionäre vor, sodass sich schwer eruieren lässt, wie viele davon tatsächlich Deutsche waren. Siehe auch Koller, C.: Die Fremdenlegion, S. 47.

Obdachlosigkeit sowie einem Mangel an Perspektiven in die Legion eintraten.⁴ Die Attraktivität der Fremdenlegion korrelierte also mit einer wachsenden Verarmung und Prekarisierung der Unterschichten, was nicht bedeutet, dass es nicht auch Rekruten gegeben hätte, die aus Neugier oder tatsächlich zur Vertuschung einer kriminellen Vergangenheit in die Legion eintraten.

Dass die Fremdenlegion überhaupt zum politischen, aber auch zum literarischen Thema wurde, hängt primär mit der sich verschärfenden Rivalität zwischen Deutschland und Frankreich zusammen. In den 1880er Jahren erschienen die ersten beiden Erfahrungsberichte ehemaliger deutscher Fremdenlegionäre, die ihre Erlebnisse und die ihnen widerfahrenen Gräueltaten in einem anklagenden Ton schilderten. Sie fallen in die Zeit einer von einer Spionageaffäre ausgelösten diplomatischen Krise, die Bismarck dazu nutzte, antifranzösische Ressentiments zu schüren.⁵ In den Erfahrungsberichten wurde erstmals der Vorwurf laut, Frankreich baue sein Kolonialreich maßgeblich durch die Hilfe deutscher Söldner auf, behandle die deutschen Legionäre dabei aber schlecht. Da das Kaiserreich in den 1880er und 1890er Jahren selbst den eigenen Kolonialbesitz auf- und ausbaute, verdeutlicht dieser Vorwurf bereits eine Rivalität, die über die nationalen Grenzen hinaus auf die ‚Aufteilung‘ Afrikas unter den europäischen Kolonialmächten verweist. Insbesondere Nordafrika war Gegenstand konkurrierender Machtansprüche Frankreichs und des deutschen Kaiserreichs. Bis zur Jahrhundertwende häuften sich die Warnungen vor der Fremdenlegion in ähnlichen, ebenfalls tendenziös bis propagandistischen ‚Erfahrungsberichten‘, aber auch in Zeitungsmeldungen und Flugschriften. Ein erster Höhepunkt in der Publikation dieser antifranzösischen Schriften über die Legion korrespondiert mit dem Ende der ersten Marokkokrise, die den deutschen Ambitionen in Nordafrika einen empfindlichen Rückschlag einbrachte.⁶ In der deutschen Öffentlichkeit kam es nun zu einer regelrechten Antilegionskampagne: Es gab eine Flut an Berichten, die die grausame Behandlung der deutschen Söldner durch französische Vorgesetzte in der Fremdenlegion schilderten. Im Zentrum dieser Anklagen stand immer der Vorwurf, dass Frankreich gezielt Deutsche anwerbe, die dem Kaiserreich somit als Arbeitskräfte und auch für den möglichen Einsatz in den Kolonien fehlten. Weil sich Zeitungsberichte mehrten, in denen vom Verschwinden junger Männer in die Fremdenlegion berichtet wurde, entstand der Eindruck, dass es eine massenhafte Abwanderung in die Legion gäbe, was wiederum eine Vielzahl

4 Vgl. ebd., S. 40.

5 Zu dieser Spionageaffäre vgl. Michels, E.: Deutsche in der Fremdenlegion, S. 41–42.

6 Die Diskussion um die Fremdenlegion spitzte sich vor allem in der sog. Casablanca-Affäre zu, vgl. dazu ausführlich ebd., S. 46–52, sowie Koller, C.: Die Fremdenlegion, S. 54.

von Publikationen, in denen die Fremdenlegion abschreckend dargestellt wurden, zur Folge hatte.

Diese Berichterstattung war zum Teil auch politisch lanciert. Nach der diplomatischen Krise in Marokko drängte das Auswärtige Amt darauf, dass in Schulen die Gefahr der Fremdenlegion thematisiert werde, um Heranwachsende vom Legionärsdienst abzuhalten.⁷ Dies motivierte wiederum viele Schriftsteller dazu, ihre „sadmilitaristischen Stoffe“⁸ über die Schrecken der Fremdenlegion möglichst schnell zu publizieren, um vom Aufschwung des Themas zu profitieren. Ab 1911 gründeten sich auch Vereine gegen die Fremdenlegion, die ihre Warnungen auf großflächige Plakate drucken ließen, Informationsveranstaltungen für Schüler und Studenten organisierten und zahlreiche weitere Schriften in Umlauf brachten. Auch im Reichstag wurde mehrfach über die Fremdenlegion diskutiert, wobei die Verbalattacken gegen die französischen Nachbarn so vehement formuliert wurden, dass sich die Reichsregierung gezwungen sah, in den Verlautbarungen für die Presse den Inhalt der Diskussionen abzuschwächen und die Polemik insgesamt einzudämmen, um eine Eskalation mit Frankreich zu verhindern.⁹

7.1.1 *Antilegionspropaganda in populärer Erzählliteratur*

Dass eine solche Besessenheit mit der Fremdenlegion, beinahe eine „nationale Psychose um die französische Söldnertruppe“,¹⁰ lange vor der Verschärfung der nationalen Feindschaft unmittelbar vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs entstehen konnte, deutet darauf hin, dass sich in der Rede über die Fremdenlegion einige Angstthemen verdichteten. Um dies besser nachvollziehen zu können, lohnt sich ein Blick in die Legionärsliteratur, die ab den 1880er Jahren, verstärkt aber zwischen 1909 und 1914 publiziert wurde. Sie lässt sich grob in (pseudo-)faktuale Erlebnisberichte und in Romane über die Legion einteilen. Die Erlebnisberichte wiederum gliedern sich in wenige Berichte von tatsächlichen ehemaligen Fremdenlegionären, wie beispielsweise Erwin Rosens *In der Fremdenlegion*,¹¹ und in viele erfundene Berichte von Schriftstellern, die im Vorwort vorgaben, ihr Bericht beruhe auf den Tagebüchern eines Legionärs.¹² Zwar ist auch Erwin Rosens Bericht drastisch geschildert, jedoch lie-

7 Vgl. dazu Michels, E.: Deutsche in der Fremdenlegion, S. 54.

8 Christadler, M.: Schreckensbild, S. 64.

9 Vgl. Michels, E.: Deutsche in der Fremdenlegion, S. 62.

10 Ebd., S. 12.

11 Rosen, Erwin (d. i. Erwin Carlé): In der Fremdenlegion. Erinnerungen und Eindrücke. Stuttgart: Robert Lutz 1909.

12 Beispielsweise Burgund, Paul: Im Joche der Fremdenlegion. Erlebnisse eines jungen Oberschlesiers in Afrika und Ostasien. Breslau: Franz Goerlich 1911, oder Hutter, Theodor:

fert er eine deutlich differenziertere Auseinandersetzung mit dem Leben in der Fremdenlegion¹³ als es die erfundenen Berichte tun, die nur bestimmte stereotype Elemente aufgreifen und diese bis ins Grotteske übertreiben. Dies kann auch als das prägende Stilmittel der Romane gesehen werden, die mit den Erlebnisberichten die sprechenden Titel teilen: *Die Sklaven der Marianne* befinden sich in den Romanen im *Abgrund der Fremdenlegion* oder gar in der *Hölle von Sidi Bel-Abbès*.¹⁴ Die Romane unterscheiden sich von den Berichten meist nur durch eine notdürftig arrangierte Handlung, über welche die immer gleich bleibenden moralisierenden Schilderungen des Horrors noch leichter verständlich und emotionalisierbar werden.¹⁵ Eine nähere hermeneutische Analyse dieser Romane bietet sich aus diesem Grund nicht an, weshalb im Folgenden nur die zentralen inhaltlichen Strukturen und einige wenige Aspekte herausgegriffen werden.

Die Romane beginnen fast immer damit, dass ein junger Mann in einer ausweglos erscheinenden Notsituation beschrieben wird. Dabei handelt es sich um Jugendliche, die sich mit ihrem autoritären Vater verstritten haben, Studenten, die ihr Prüfungen nicht bestanden haben und vor Scham nicht wagen, zu ihren Eltern zurückzukehren, oder – verhältnismäßig oft – um Offiziere oder andere Soldaten, die aus dem Militär ausscheiden müssen, weil sie zu viele Spielschulden angehäuft haben, eine illegitime Liebesbeziehung pflegen oder anderweitig in Ungnade gefallen sind. Die Leserinnen und Leser erfahren entweder durch einen Rückblick oder *medias in res*, dass der Protagonist kurz davor ist, Selbstmord zu begehen oder nach einer Möglichkeit sucht, sein Leben neu zu sortieren, dem Hunger zu entgehen oder still und heimlich zu verschwinden, weil der Ehrverlust in der Heimat zu belastend ist.

In der Fremdenlegion. Abenteuer und Erlebnisse eines Fremdenlegionärs in Oran (Nordafrika) und Annam (Hinterindien). Budweis: Moldavia 1911.

- 13 Rosen spricht etwa sehr anerkennend von den militärischen Erfolgen der Legion in Afrika. Vgl. zu Rosens Bericht auch Christadler, M.: Schreckensbild, S. 74.
- 14 Hennes, Gerhard: *Die Sklaven der Marianne. Erlebnisse eines Fremdenlegionärs*. Köln: J. P. Bachem 1911, Ladenburg, Max: *Im Abgrund der Fremdenlegion. Neurode (Eulengebirge)*, Hamm, Speyer: W. W. (Ed.) Klambt 1914, Heymann, Robert: *Die Hölle von Sidi Bel-Abbès. Der Roman eines Fremdenlegionärs*. Dresden: Rudolf Kraut 1911.
- 15 Der *Legionsliteratur* wurde aufgrund dieser losen Handlungskonstruktion über einzelne, kaum aufeinander bezogene Episoden, die sich an immer gleichen Vorurteilen abarbeiten, und aufgrund der oft vorangestellten Beteuerung, man habe Tagebuchaufzeichnungen eines Legionärs fikionalisiert, ein Mangel an Literarizität attestiert, vgl. Haldemann, Mario: *Die Mutter und die Wüste. Friedrich Glausers „Gourrama“ und die Deutschschweizer Fremdenlegionsliteratur*. Bern: Lang 1991, S. 75. Diese Einschätzung greift sicherlich zu kurz, denn aus dem Verzicht auf eine elaborierte ästhetische Formung des Geschilderten kann noch keine fehlende Literarizität geschlossen werden – stattdessen ist eher die beteuerte Authentizität der Handlung zu hinterfragen.

Der beschämte, hoffnungslose Protagonist wird dann von einem sogenannten Werber der Fremdenlegion davon abgehalten und in eine Wirtschaft geführt, wo der junge Mann zunächst betrunken gemacht wird. Im Anschluss überzeugt der Werber ihn, durch viele falsche Versprechungen und durch den Alkohol willfährig gemacht, sich mit der Unterzeichnung eines entsprechenden Dokuments für fünf Jahre der Fremdenlegion zu verpflichten.¹⁶

Das bereits hier deutlich gewordene Narrativ ist, dass die Franzosen regelrecht Jagd auf junge Deutsche machen und deren Notsituation mit unlauteren Mitteln ausnutzen. Die Ausgangssituation schildert junge, durch eigenes Verschulden oder unglückliche Umstände in Not geratene Männer, für die die Fremdenlegion als der letzte Ausweg erscheint. Auffällig ist jedoch, dass es sich nicht um Kriminelle oder Tagelöhner handelt. Es sind auch keine Angehörigen der Arbeiterschichten, die historisch gesehen aus tatsächlicher Armut und Ausweglosigkeit in die Fremdenlegion gehen mussten. Stattdessen sind es in den Romanen meist die Söhne bürgerlicher oder wohlsituerter Familien, die den Ehrverlust fürchten, also eigentlich ehrenwerte Figuren, deren Ansehen zwar beschädigt ist, deren Tugendhaftigkeit aber dennoch außer Frage steht. Dies ist wichtig hervorzuheben, da ansonsten die Empörung über die grausame Behandlung dieser Männer durch die Franzosen nicht glaubhaft vermittelt werden kann. In Felsenstadts *Die Schmach der Fremdenlegion* wird eine solcher Versuch der Anwerbung folgendermaßen beschrieben:

Inzwischen können Sie sich dort mit leichter Mühe eine Existenz gründen. [...] Dort gibt es gute Löhnung und ausgezeichnete Verpflegung, und dienen hätten Sie ja doch in Deutschland auch müssen. [...] Das Avancement aber ist dort draußen viel besser, geht viel schneller, besonders für einen intelligenten, gebildeten Mann wie Sie. [...] Wenn Sie dann eine hohe Staffel als französischer Offizier erklommen haben, dann haben Sie die Scharte glänzend ausgewetzt, und Ihr Herr Papa wird seine helle Freude an dem ruhmgekrönten Krieger haben.¹⁷

Die Werber versuchen die in eine Notsituation geratenen jungen Männer weniger mit einer sichergestellten Versorgung und Unterkunft zu locken, sondern vielmehr mit der Chance auf Bewährung. Die Romane machen so die Hilflosigkeit von Bürgersöhnen, welche die Aussicht auf Bewältigung ihrer Schwächen in die Fremdenlegion lockt, zum Ausgangspunkt und stellen

16 Dass es solche Werber in Deutschland jemals gegeben hat, konnte von der Forschung trotz unzähliger literarischer Beschreibungen dieser Taktik nicht bestätigt werden, vgl. auch Michels, E.: *Deutsche in der Fremdenlegion*, S. 60.

17 Felsenstadt, M. von: *Die Schmach der Fremdenlegion*. Leipzig: Richard Sattler 1911, S. 14.

damit die Anwerbung der Legionäre unter Vorspiegelung falscher Tatsachen als besonders arglistigen moralischen Frevel dar.

Geschildert wird des Weiteren die große Reue des Protagonisten, als er, am nächsten Morgen aus dem Delirium erwacht, die Folgen seiner unbedachten Unterschrift realisiert. Die weitere Handlung beinhaltet die Aufnahme in die Legion in der Kaserne einer Grenzstadt sowie die Fahrt nach Marseille, von wo aus die Legionäre nach Nordafrika verschifft werden. Während der Überfahrt lernt der Protagonist die ganze Bandbreite der Rekruten und ihrer unterschiedlichen Motivationen kennen, wobei sich der hilflose, verzweifelte Bürgersohn meist indigniert von der rauen Sittenlosigkeit der weniger begüterten Legionäre abwendet. Sie sind es, die die niederen Beweggründe für den Dienst in der Fremdenlegion repräsentieren: Neben Armut und Kriminalität wird hier immer wieder der Topos der „Deutsche[n] Wanderlust“¹⁸ der Handwerker und der „Abenteuerlust“¹⁹ aufgegriffen. Die Sehnsucht nach Abenteuer wird zwar als nachvollziehbar, aber zugleich als verhängnisvoll dargestellt, weil sie den jungen Männern den rationalen Blick auf die tatsächlichen Verhältnisse der Fremdenlegion verstellt, die nur oberflächlich vielversprechend für Abenteuer erscheinen.

Angekommen in einem der Legionsstützpunkte, meist in Oran oder Sidi Bel-Abbès, entwickeln die Romane schließlich das ganze Elend des Legionärslebens. Es zeichnet sich entweder durch große Langeweile und ständige Streitigkeiten mit den anderen Söldnern aus, die in Kombination mit übermäßigem Alkoholkonsum zum sogenannten *cafard* führen – einer Art Lagerkoller mit Wahnvorstellungen und Fieber – oder durch besondere Härte der militärischen Manöver, die die Legionäre aushalten müssen. Die mit der Abenteuersehnsucht verknüpfte Hoffnung auf Erkundung der Fremde und Bewährung erfüllt sich in beiden Fällen nicht. Denn auch die militärischen Einsätze und die Zwangsarbeit stehen unter dem Eindruck der extremen Disziplinierung: So müssen die Legionäre beispielsweise stundenlang durch die Wüste marschieren – aus reiner Willkür der Franzosen, die die deutschen Söldner quälen wollen. Hinzu kommen drakonische Strafen und Folter schon bei kleinsten Vergehen. So wird der Eindruck vermittelt, die französischen Vorgesetzten seien despotische Bestien und moderne Sklavenhalter, die Deutsche für sich arbeiten lassen, ohne ihnen die entsprechende Anerkennung – monetär wie symbolisch – zu gewähren:

18 Hutter, T.: In der Fremdenlegion, S. 9.

19 Felsenstadt, M. von: Die Schmach der Fremdenlegion, S. 75.

Den besseren Elementen unter diesen unglücklichen Leuten, die noch nicht völlig verroht, oder durch entsetzliche Schicksale stumpfsinnig geworden waren, kam es jetzt und hier voll zum Bewußtsein, was sie bisher nur dunkel geahnt hatten, welchem schrecklichen Los sie entgegengingen, daß sie fortan der Verachtung und Geringschätzung, der niederträchtigsten Behandlungsweise preisgegeben, zum Abschaum der Menschheit gerechnet werden würden, daß sie sich und ihre Menschenwürde verkauft hatten, und hinfort zu den Ausgestoßenen gehören, nichts weiter mehr sein würden, als rechtlose Verfehlmte [sic], als – weiße Sklaven.²⁰

Der Vorwurf der Sklaverei, der sich gegen einen Kernbestandteil des französischen kolonialen Selbstverständnisses, die *mission civilisatrice*,²¹ richtet, wiegt besonders schwer, weil die deutschen Legionäre damit auf die gleiche Stufe wie die schwarzen Sklaven, also die Kolonisierten, gestellt werden. Im kolonialen Kontext bedeutete dies die größtmögliche Erniedrigung und Schmach, die man einem weißen Europäer zufügen konnte. In der Fremdenlegion, so wird auf diese Weise suggeriert, wird die Würde der deutschen Söldner mit Füßen getreten, indem ihnen das verwehrt wird, wonach sie streben: Anerkennung für ihre Leistungen und individuelle Bewährung.

Auch das Abenteuer findet in dieser Erzählweise keinen Platz, denn für eigenmächtige Handlungen, für selbstständige Erkundungen der sie umgebenden Fremde oder für Selbstverwirklichung gibt es keinen Spielraum. Das einzige, was eigeninitiativ passiert, sind die Fluchtversuche der Legionäre, die in fast jedem Roman in ihrer Aussichts- und Erfolglosigkeit geschildert werden. Sie stellen ein Aufbäumen gegen das enge Regelwerk dar, das indes schnell im Kerker der Garnison endet. Die damit verbundene Botschaft an die Leserinnen und Leser ist eindeutig: Das mit dem Gang in die Fremdenlegion erhoffte Abenteuer existiert nicht, und das, was die jungen Männer in der Legion erwartet, ist das Gegenteil dessen, was der reguläre deutsche Kolonialdienst für sie bereithielt. Der deutsche Kolonialdienst hingegen wird teilweise sogar explizit als Rettung aus den Abgründen der Fremdenlegion inszeniert: Am Ende von Max Ladenburgs *Im Abgrund der Fremdenlegion* schafft es der Protagonist beispielsweise über Umwege und durch gute Fürsprache eines

20 Ebd., S. 35–36.

21 Dem französischen Kolonialismus wurde nachgesagt, besonders auf die Zivilisierung der Kolonisierten Wert zu legen – ein Mythos, der im Kolonialdiskurs Frankreichs begründet lag, aber auch von konkurrierenden Kolonialmächten immer wieder aufgegriffen wurde, um die Gewalt in der französischen Kolonisation hämisch zu kritisieren. Zur französischen *mission civilisatrice* ausführlicher Petersson, Niels P.: Markt, Zivilisierungsmission und Imperialismus. In: Zivilisierungsmissionen. Imperiale Weltverbesserung seit dem 18. Jahrhundert. Hrsg. von Boris Barth u. Jürgen Osterhammel. Konstanz: UVK 2005, S. 33–54, S. 40–43.

Mentors, eine koloniale Station in Ostafrika leiten zu dürfen, wo er dann gerade die Anerkennung erfährt, die ihm in der Fremdenlegion verwehrt blieb, sodass er seine Verlobte endlich heiraten und mit den Kindern dort glücklich leben kann:

Er ging als deutscher Pionier in die Tropen – ein Leben der Arbeit würde die Entgleisung wieder gutmachen, die ihn vor ein paar Jahren aus der Karriere geworfen hatte. Einige Wochen später langten Hans von Toren und seine junge Frau [...] in Ostafrika an. In Dar-es-Salaam bildete Hans von Toren die Expedition, mit der er weit ins Innere in die Nähe des Niassa-Sees zog, wo sein neues Vaterland lag, sein eigenes Land, das fast so groß war wie in Europa ein kleines Königreich. [...] Auf der Arbeit des ehemaligen Fremdenlegionärs und seiner getreuen Gefährtin ruhte der Segen des Erfolges.²²

Die Antwort auf die verhängnisvolle Abenteuerlust, die den Protagonisten in die Fremdenlegion führte, liegt, wie schon bei Funke und Küas, in der Arbeit, die – wenn sie nicht mehr illegitim für die Feinde geleistet, sondern in den Dienst des „Vaterland[s]“ gestellt wird – mit Landbesitz, geordneten Verhältnissen und Anerkennung für das Geleistete belohnt wird. Die Fremdenlegion erscheint somit als die negative Kehrseite des deutschen Kolonialdiensts, der zwar auch nicht abenteuerlich sein soll, dafür aber die Chance auf heroische Bewährung und außerdem die Möglichkeit bietet, seine Anstrengungen zum Nutzen der eigenen Nation im imperialen Wettkampf mit den frevelhaften Franzosen einzusetzen.

Dass die Diskussion über die Fremdenlegion vor dem Ersten Weltkrieg so hitzig und beinahe neurotisch geführt wurde, hatte sicherlich verschiedene Gründe. Ein zentraler war, dass sich in der Vorstellung des Söldnerdiensts für eine fremde Nation die Angst vor Unterwerfung, dem hilflosen Ausgeliefertsein und Erniedrigung, die im kolonialen Imaginären ohnehin vorherrschte, potenzierte und sich diese Angst zugleich ideal instrumentalisieren ließ für die politisch opportune Frankophobie. Zudem wurde die Antilegionspropaganda genutzt, um das eigene koloniale ‚Projekt‘, das von Skandalen erschüttert wurde und von Geldmangel, Kolonialkriegen und einer dysfunktionalen Verwaltung geplagt war, in ein positives Licht zu rücken und von den scheinbar kriminellen Machenschaften der Fremdenlegion abzugrenzen. Der Kolonialdienst erscheint somit als vernünftige Alternative für all jene, die aus Verzweiflung, gekränkter Ehre oder Scham ihr Glück in der Fremde suchen wollen und deren Leben durch die Bewährung der kolonialen Arbeit in geregelte Bahnen statt in Abenteuer gelenkt werden sollen. Die deutschen Kolonien werden

22 Ladenburg, M.: Im Abgrund der Fremdenlegion, S. 369–370.

auf diese Weise zu einer Besserungsanstalt, aber auch zu einem Zufluchtsort, in dem der männliche Ehrverlust, von dem die Geschichten erzählen, sowie die Hilflosigkeit und Scham der in Ungnade gefallenen Männer durch ehrliche und ehrenvolle Arbeit bewältigt werden und Männer wieder zu souveränen Helden werden können.

7.1.2 Zur Persistenz des Legionärsabenteuers im Heftchenroman

Was die verführerische, Unglück verheißende Sehnsucht nach Abenteuer angeht, so wird diese zum Teil wieder explizit an den bereits erläuterten Schmutz- und Schunddiskurs (vgl. Kap. 2.2.2.) angeknüpft. In Paul Burgunds *Im Joche der Fremdenlegion* beispielsweise wird der Protagonist eingangs so beschrieben: „Ein Hang zum Abenteuerlichen trieb ihn in die Fremde, frühzeitig geweckt und genährt durch allerhand Räuber- und Indianergeschichten, die er schon als Schulknabe mit wahren Heißhunger verschlungen hatte.“²³ Die Legionärsliteratur, oder besser Antilegionärsliteratur, schlägt also in dieselbe Kerbe der moralisierenden Abwehr des Abenteuers als Gefährdung für Jugendliche und junge Männer, die über das Abenteuer direkt in die „Hölle von Sidi Bel-Abbès“²⁴ kommen. Wieder ist es die ‚Schundliteratur‘, von der man annimmt, sie würde das Handeln der Leserinnen und Leser direkt beeinflussen und sie mit falschen Abenteuern in die Legion locken.

Während in dieser populären Literatur über die Fremdenlegion tatsächlich wenig oder keine Abenteuer geschildert werden, gab es selbstverständlich auch findige Autoren, die die Aktualität des Themas nutzten, um es in abenteuerliche Plots zu verwandeln. Ein Beispiel dafür ist die Heftreihe *Heinz Brandt der Fremdenlegionär*, die ab 1914 im Dresdener Mignon-Verlag ohne Angabe einer Verfasserin oder eines Verfassers erschien. Jedes Heft besteht aus einer 32-seitigen Geschichte, die für je zehn Pfennig zu erwerben war. Während bereits der Untertitel verrät, was im Zentrum dieser Geschichten steht, nämlich „Abenteuer, Kämpfe, Leiden und Geheimnisse in der Fremdenlegion“, enthält der gleichbleibende Klappentext der Hefte eine drastische Warnung für jugendliche Leserinnen und Leser, die bezüglich der Vermarktungsstrategie sehr aufschlussreich ist:

Die Fremdenlegion mordet einen Teil der Jugend aller Nationen! Die Fremdenlegion erniedrigt ihre Soldaten zu Sklaven und Tieren! Die Fremdenlegion schafft unzählige Wahnsinnige, Sieche, Krüppel und Todesopfer! Die Fremdenlegion kennt noch heute mittelalterliche Foltern und Henkersqualen! [...] Der Grund allein ist: Die Sucht nach Abenteuern! Daran fehlt es dem Fremdenlegionär

23 Burgund, P.: *Im Joche der Fremdenlegion*, S. 2.

24 So der bereits zitierte Titel des Romans von Robert Heymann.

allerdings nicht! Abenteuer, Gefahren, Kämpfe begleiten ihn auf Schritt und Tritt. Die unendliche Wüste tut sich vor ihm auf. In ihrem glühendheißen Sande kämpft er mit Arabern und Kabylen, mit Löwen, Schakalen und Hyänen. Fort geht es übers Meer nach Madagaskar und Tonkin! Dort tobt der Kampf gegen die Hovas oder Sakalaven, Völkerschaften, die an Wildheit und Blutdurst die Indianer Nordamerikas weit übertreffen, oder es geht auf Tod und Leben gegen die Gelbflaggen oder Schwarzflaggen, Seeräuber, die jeden Weißen, der in ihre Hände fällt, ohne Erbarmen abschlachten. [...] Jeder Band eine sensationelle, hochinteressante und belehrende Lektüre, aber auch zugleich eine Warnung für die deutsche Jugend.²⁵

Einerseits wird hier die aktuelle Empörung über die Fremdenlegion aufgegriffen und mit eindrücklichen Bildern noch verstärkt, um unter Beweis zu stellen, dass es sich bei *Heinz Brandt* um verantwortungsbewusste Geschichten handelt. Der moralisierende Gestus dient also in erster Linie als oberflächliches Lippenbekenntnis zur Ablehnung von Abenteuern und der Fremdenlegion, um mittels dieses aktuellen Reizthemas die Hefte möglichst auflagenstark vertreiben zu können. Denn andererseits wird kein Hehl daraus gemacht, dass die Geschichten um Heinz Brandt gerade deshalb lesenswert sind, *weil* der Protagonist spannende Abenteuer in den Fängen der Fremdenlegion erlebt. Die Belehrung wird warnend vorweggeschickt, um sich dann unbehelligt der Sensation und abenteuerlichen Unterhaltung widmen zu können, die sich gut verkaufen ließen.

Entsprechend sind die einzelnen Geschichten auch gespickt mit eben diesen angekündigten Abenteuern: Der Kampf gegen die feindlichen Araber, gegen wilde Tiere in der Wüste, Flucht und Verfolgungsjagden, Geiselnahmen, Überraschungsangriffe und Zweikämpfe. Diese sind sowohl in jeder einzelnen Geschichte seriell aneinandergereiht als auch in den nacheinander publizierten Heften, die sich manchmal mehr, manchmal weniger auf das Geschehen im vorherigen Heft beziehen, auf jeden Fall aber auch ohne die Kenntnis der früheren Geschehnisse verständlich sind. Abgesehen vom spezifischen Rahmen der Fremdenlegion, der den Geschichten aus aktuellem Anlass gegeben wurde, könnte die Handlung ebenso gut in Nord- oder Südamerika angesiedelt sein – Schauplatz und Zeit sind vollkommen austauschbar und der Held Heinz Brandt verkörpert den immer gleich bleibenden Abenteuerer, der ein Abenteuer nach dem anderen besteht, ohne dabei irgendein Anzeichen von Reflexion oder Entwicklung zu zeigen. Heinz Brandt ist damit ein Typus, der in den bislang untersuchten Kolonialromanen gerade nicht mehr denkbar ist, auch weil er keinerlei differenziertes Innenleben aufweist, keine Zweifel hegen,

25 o. V.: Heinz Brandt der Fremdenlegionär. Abenteuer, Kämpfe, Leiden und Geheimnisse in der Fremdenlegion. Bd. 1: In der Hölle auf Erden. Dresden: Mignon 1914, o. S.

Angst haben oder Reue oder Überforderung zeigen kann. Seine einzige narrative Funktion ist es, in prinzipiell endlos denkbaren Episoden Abenteuer zu bewältigen. Es ist genau diese Form des Abenteuers, die in Verruf geraten ist und von denen sich die Kolonialschriftsteller und -schriftstellerinnen so dezidiert abzugrenzen versuchten.

Daraus lässt sich eine erneute Verlagerung des Abenteuers ableiten: Während meist davon ausgegangen wird, dass das Abenteuer im 19. Jahrhundert aus der elaborierteren, anspruchsvolleren Erzählliteratur in das eigens entwickelte populäre Genre des Abenteuerromans verdrängt wurde, muss hier noch einmal spezifiziert werden: Auch die Kolonialliteratur kann als populäre Literatur verstanden werden, innerhalb derer das Abenteuer aber ebenfalls in Verruf gerät, wenn auch nicht in allen kolonialen Erzählformen. Denn neben der in den vorigen Kapiteln in den Blick genommenen Problematisierung des Abenteuers von Schriftstellern, die eine kritische Auseinandersetzung mit Zeitgeschehen und Politik und somit zumindest eine gewisse Reflexivität für sich beanspruchten, persistieren abenteuerliche Formen des Erzählens und Erlebens in noch populäreren, also noch günstiger produzierten, noch reißerischeren und noch leichter verfügbaren Publikationsformen wie dem Hefroman. Damit können populäre Heftreihen, für die *Heinz Brandt* hier beispielhaft steht, als Refugium des von allen Seiten unter Beschuss stehenden Abenteuers gesehen werden, in dem das Muster mehr oder weniger unbehelligt von allen modernen Zweifeln am Abenteuer als valider Erzähl- ebenso wie als Erlebnisform überdauern kann und es bis heute tut.

Dass der Markt für Hefromane über das Legionärsleben wie *Heinz Brandt* so groß werden konnte, liegt neben dem darin persistierenden Abenteuer auch an der hysterisch geführten Aufklärungskampagne gegen die Fremdenlegion sowie an der ständig wiederholten Kritik an der moralisch verwerflichen Schundliteratur generell. Denn entgegen der guten Intentionen führte gerade die extreme Problematisierung des Themas – sowohl der Fremdenlegion als auch der Schundliteratur – dazu, dass viel mehr Menschen überhaupt darauf aufmerksam wurden und darüber nachdachten, wohingegen historisch betrachtet die Abwanderung junger Männer in die Legion zu keinem Zeitpunkt ein bedrohliches Ausmaß annahm.²⁶ Die massenhaft verbreiteten Hefchen gerieten wiederum, wenig überraschend, augenblicklich in das Fadenkreuz der Pädagogen und wurden als Schundliteratur, die der schändlichen

26 Zum Missverhältnis zwischen tatsächlicher Attraktionskraft der Fremdenlegion und der darüber geführten Debatte siehe Michels, E.: *Deutsche in der Fremdenlegion*, S. 69.

Abenteuerlust Vorschub leiste, verurteilt.²⁷ Als einer der prominentesten Leser von *Heinz Brandt* wird immer wieder Ernst Jünger ins Feld geführt,²⁸ der selbst kurzzeitig Fremdenlegionär war und einige Jahre später der Fremdenlegion eine Erzählung widmete. Darin wird das Problem der literarischen Beeinflussung der Leserschaft ebenfalls aufgegriffen, dabei aber mit einem wehmütigen Rückblick auf die jugendliche Abenteuersehnsucht verbunden.

7.2 Von der Unerreichbarkeit des exotischen Abenteuers: Ernst Jüngers *Afrikanische Spiele*

Die bisherigen Kapitel waren der Frage gewidmet, wie mit dem Abenteuer in der populärliterarischen Verhandlung von kolonialer Männlichkeit zwischen Selbstbestimmung, Hilflosigkeit, Bewährung und Dienst umgegangen wird. Eines der herausgearbeiteten Merkmale dieser populären Abenteuerverarbeitungen ist der Rückgriff auf bereits bestehende literarische Vorbilder. Dazu zählen Anleihen aus der höfischen *âventiure*-Struktur und dem Muster kolonialer Reiseberichte ebenso wie Bezugnahmen auf konkrete Einzeltexte wie Coopers Lederstrumpf-Reihe, Defoes *Robinson Crusoe*, Mays *Winnetou* oder den *Parzival*. Zwar ist es sehr charakteristisch für populäre Erzählliteratur, dass an bestehende Muster und Schemata angeknüpft wird, aber dennoch ist der jeweilige Umgang mit diesen Vorbildern durchaus aufschlussreich. Während Alfred Funke in seinem Kolonialroman noch weitestgehend affirmativ das Modell des auf *âventiure* ausziehenden Ritters aufgreift und die Suche nach Ehre und Anerkennung in einen kolonialen Kontext adaptiert, zeichnet sich im *Pfadfinderbuch* und bei Gustav Frenssen schon ein distanzierteres Verhältnis zu diesen Abenteuerklassikern ab. In *Peter Moors Fahrt nach Südwest* wird die Vorstellung, man könne aus der Abenteuerliteratur generierte Fantasien einfach auf die Realität des kolonialen Kriegs übertragen, klar zurückgewiesen. Die Gründer der Pfadfinderbewegung hingegen versuchten, die mit dem Abenteuer verbundene Vorstellung von männlicher Bewährung durch allerlei rhetorische Umkehrungen ideologisch für eine Resouveränisierung zu instrumentalisieren.

Ernst Jünger wiederum, der zwar als eifriger Leser populärer Literatur, keineswegs aber als Verfasser unterhaltsamer Abenteuererzählungen gilt, greift

27 Vgl. ausführlicher Mergenthaler, Volker: *Völkerschau – Kannibalismus – Fremdenlegion. Zur Ästhetik der Transgression (1897–1936)*. Tübingen: Niemeyer 2005, S. 153–156.

28 Vgl. beispielsweise ebd., S. 156 f., sowie Kiesel, Helmuth: *Ernst Jünger. Die Biographie*. 2., durchges. Aufl. München: Siedler 2007, S. 50.

diese Rückbezüge auf Vorbilder aus der Abenteuerliteratur in seiner Erzählung *Afrikanische Spiele* (1936) auffällig pointiert auf. Tatsächlich ist Jüngers Übernahme der für die populäre Abenteuerliteratur als typisch zu bezeichnenden Bezugnahme auf ältere literarische Referenzen so auffällig, dass sich die Frage stellt, warum Jünger diesen stereotypen Rückbezug auf literarische Vorbilder so stark in den Fokus rückt. Die darin aufscheinende spielerische Reflexion über die Wirkmacht populärer Erzähltexte dient als Abschluss der vorangegangenen Untersuchungen.

7.2.1 *Der Traum vom afrikanischen Abenteuer*

Im Jahr 1936 publizierte Ernst Jünger die Erzählung *Afrikanische Spiele*,²⁹ an der er seit Sommer 1933 gearbeitet hatte. In der Forschung wird sie gemeinsam mit dem *Abenteuerlichen Herz* (1929), auf das die Erzählung thematisch teilweise aufbaut, als wichtige Kehrtwende vom politisch-weltanschaulich motivierten Schreiben seiner frühen Schriften hin zu einem stärker unpolitischen, fiktionalen Erzählwerk gesehen.³⁰ In *Afrikanische Spiele* schildert ein fiktives Ich namens Herbert Berger seine bereits einige Jahre zurückliegenden Erfahrungen in der Fremdenlegion. Berger erzählt, wie er als 16-Jähriger aus Überdruß an der Schule und den Einengungen seines bürgerlichen Elternhauses beschließt, als Fremdenlegionär nach Afrika zu fliehen, weil er hofft, so der Langeweile des Alltags zu entkommen und dort Abenteuer erleben zu können. Mit der Fremdenlegion kommt er nach Algerien, wo er alsbald versucht, der Legion zu entkommen, damit jedoch scheitert und seine Rückreise nach Deutschland antritt, weil sein Vater die Entlassung erwirken konnte.

Herbert Berger wurde oft als Jüngers literarisches Alter Ego und die Erzählung als stark autobiografisch geprägt interpretiert, da Ernst Jünger sich selbst im Herbst 1913 18-jährig zur Fremdenlegion meldete und ein paar Wochen in Algerien verbrachte, bevor ihn sein Vater nach Deutschland zurückholte.³¹

29 Jünger, Ernst: *Afrikanische Spiele*. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1936. Zitiert wird hier aus folgender Ausgabe: Jünger, Ernst: *Afrikanische Spiele*. In: ders.: *Sämtliche Werke*. Bd. 15, Abt. 3, *Erzählende Schriften*, 1. Erzählungen. Stuttgart: Klett-Cotta 1978, S. 76–245. Im Folgenden wird die Erzählung mit der Sigle ‚AS‘ im Text nachgewiesen.

30 Vgl. Mergenthaler, Volker: *Afrikanische Spiele* (1936). In: Ernst-Jünger-Handbuch. *Leben – Werk – Wirkung*. Hrsg. von Matthias Schöning. Stuttgart: Metzler 2014, S. 123–129, S. 126.

31 Über die kurze Zeit in der Fremdenlegion ist wenig bekannt, vermutlich, so Helmuth Kiesel, weil Jünger diese Eskapade und ihr wenig heroisches Ende später unangenehm waren und er nicht gerne darüber sprach, vgl. Kiesel, H.: Ernst Jünger, S. 57–58. Armin Mohler zufolge ist dem Livret, also dem Dienstbuch Jüngers, zu entnehmen, dass er sich am 3. November 1913 in Verdun für fünf Jahre zur Fremdenlegion verpflichtete, am 8. November in Algier ankam und am 20. Dezember von Sidi Bel-Abbès nach Verdun zurückkommandiert wurde, „weil seine ‚Dienstverpflichtung durch ministerielle

Auch wenn diese eigene Erfahrung mit dem Legionärsleben offensichtlich in die Erzählung eingeflossen ist und somit einige Aspekte als autobiografisch verstanden werden können, ist es dennoch wichtig, die literarische Formung und Verfremdung zu berücksichtigen.³² Eine solche Formung legt schon die Erzählsituation nahe: Wir lesen eine retrospektive Erinnerung Bergers an Geschehnisse, die längst vergangen sind, wobei sich das Geschilderte anhand einzelner Formulierungen zeitlich kurz vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs und die Niederschrift zum Ende der 1920er bzw. Anfang der 1930er Jahre verorten lässt. Daraus ergibt sich eine für die Erzählung zentrale Diskrepanz zwischen den Wünschen und Sehnsüchten des jungen Bergers und der abgeklärten Bewertung dieser jugendlichen Wünsche durch den reiferen Berger. Die Sehnsucht nach Abenteuer wird demnach von Beginn an retrospektiv vermittelt als etwas, das nur noch in der Erinnerung an eine jugendliche Eskapade existiert.

Diese Eskapade nimmt ihren Anfang in Bergers jugendlichem Aufbegehren gegen die Reglementierungen der Schule und seines bürgerlichen Elternhauses. Es erscheint ihm „unmöglich, etwas ‚werden‘ zu können; schon das Wort war mir zuwider, und von den tausend Anstellungen, die die Zivilisation zu vergeben hat, schien mir nicht eine für mich gemacht.“ (AS, 81) Seine „Abneigung gegen alles Nützliche“ (AS, 81), also gegen die Erwartung, durch einen Beruf eine nützliche Rolle innerhalb der bürgerlichen Ordnung einzunehmen, führt ihn dazu, immer mehr in einen „geheimen Aufstand“ zu fliehen, der sich vor allem in Tagträumen äußert. Seinen Tagträumen geht er beispielsweise nach, indem er unter der Schulbank „afrikanische Reisebeschreibungen“ (AS, 77) liest. Über diese sinniert er in seinen „[l]ange[n], halb trunkene[n] Wachträume[n] während meiner nächtlichen Spaziergänge über den Stadt-wall“ (AS, 78). Es ist offensichtlich, dass in den Träumen eine Utopie eines besseren, weil nicht in die bürgerlichen Verhältnisse eingebetteten und damit herausragenden Lebens entwickelt wird.

Das wichtigste Medium und zugleich der Nährboden für diese kompensatorischen Wunschbilder ist die Literatur. „Lesen und Träumen waren die

Depesche annulliert‘ worden sei.“ Siehe dazu Mohler, Armin: Fremdenlegion. In: Die Schleife. Dokumente zum Weg von Ernst Jünger. Hrsg. von Armin Mohler. Zürich: Verlag der Arche 1955, S. 41–50, S. 41. In dem Telegramm, mit dem Jüngers Vater seinen Sohn über seine Entlassung informierte, forderte er ihn auf, sich vor der Rückkehr noch in seiner Legionärsuniform fotografieren zu lassen. Dieses Foto und einige Käfer, die Jünger auf dem Schießplatz von Sidi Bel-Abbès gefangen hatte, sind neben dem Livret die einzigen Überbleibsel seiner Zeit als Fremdenlegionär. Vgl. dazu Kiesel, H.: Ernst Jünger, S. 49–52.

32 Das betont auch Steffen Martus, vgl. Martus, Steffen: Ernst Jünger. Stuttgart: Metzler 2001, S. 110.

Gegengifte“ gegen das „tödliche[] Gift“ der „Langeweile“ (AS, 81). Um dieser vorzubeugen, liest Berger also Bücher, und zwar in erster Linie abenteuerliche Erzählungen: Neben den „Afrikabücher[n]“ (AS, 89), darunter „Die Geheimnisse des dunklen Erdteils“ (AS, 82), worin eine Anspielung auf Henry Morton Stanleys sehr erfolgreichen Reisebericht *Durch den dunklen Erdtheil oder die Quellen des Nils* (1878)³³ aufscheint, werden beispielsweise die *Märchen aus Tausendundeiner Nacht* erwähnt. Aus diesen gewinnt er Vorstellungen, die ihn dazu verleiten, die „weißen Flecken der Landkarte“ (AS, 78), vor allem in Afrika, als Raum zu verstehen, in dem noch ein frühzeitliches Leben ohne zivilisatorische ‚Verunreinigungen‘ möglich ist. So träumt er von „Gebieten, in denen Taten möglich waren“ und stellt sich „eine verwegene männliche Gesellschaft vor, deren Symbol das Lagerfeuer, das Element der Flamme war.“ Der adoleszente Berger wendet sich also für die Initiation ins erwachsene Mannsein gezielt ab von der „Ehre [...] der vier Fakultäten“ (AS, 81) und hin zu einer archaischen Männerwelt der Tat. Hier findet noch ein intensives Erleben anstelle des stumpfen Lernens und Gehorchens statt. Mit dieser tatkräftigen Männerwelt scheint unverkennbar ein wiederkehrendes Thema in Jüngers Werk auf, nämlich die lebensphilosophisch inspirierte Suche nach einem gesteigerten Erlebnis, das in der 1936 erschienenen Erzählung jedoch, anders als in den früheren Schriften, als jugendliche Fantasie entlarvt wird. Für dieses Erleben werden klassisch exotistische Topoi angeführt:

Das Wort ‚Urwald‘ schloß für mich ein Leben ein, dessen Aussicht man mit sechzehn Jahren nicht widersteht – ein Leben, das der Jagd, dem Raube und seltamen Entdeckungen zu widmen war. Eines Tages stand es für mich fest, daß der verlorene Garten im oberen Stromgeflecht des Niles oder des Kongo verborgen lag. Und da das Heimweh nach solchen Orten zu den unwiderstehlichsten gehört, begann ich eine Reihe von tollen Plänen auszubrüten, wie man sich am besten dem Gebiete der großen Sümpfe, der Schlafkrankheit und der Menschenfresserei nähern könne. (AS, 78)

Es ist eine utopische Gegenwelt zu der Ordnung, in der sich Berger befindet, die ihn im Traum für die Realität und ihre strengen Regeln und für die Einschränkung der Freiheit entschädigen soll.³⁴

33 Vgl. auch Kiesel, H.: Ernst Jünger, S. 49.

34 Die Schilderung der Afrikasehnsucht in der als einengend und langweilig empfundenen Schulzeit, die Lektüre von Abenteuerbüchern unter der Schulbank und die Rügen der Lehrer finden sich beinahe wortwörtlich und ausführlich in *Das Abenteuerliche Herz* (1929), das stellenweise stark autobiografisch geprägt ist, wieder. Dort heißt es beispielsweise: „Afrika war für mich der Inbegriff des Wilden und Ursprünglichen, der einzig mögliche Schauplatz für ein Leben in dem Format, in dem ich das meine zu führen gedachte;

Die berühmten weißen Flecken auf der Landkarte, die schon Conrads Marlow faszinierten, die Menschenfresser, die Sümpfe und der Urwald verweisen als Signalwörter auf den Lektürekontext der exotistischen und abenteuerlichen Literatur.³⁵ Berger bewegt sich hier in einem durch zahlreiche Reiseerzählungen, Abenteuerromane und Zeitungsberichte gewachsenes, motivisch gefestigtes Geflecht aus Narrativen, das für ihn eine unwiderstehliche Wirkmacht entwickelt. Wenn ihm „das Pfeifen der Kugeln [...] wie eine Musik aus höheren Sphären vor[kommt], von der nur in den Büchern zu lesen war“ (AS, 79), so verdeutlicht dies, dass Jünger seinen Berger als den Inbegriff eines eifrigen, geradezu besessenen Lesers entwirft, wie er von den Kritikern der ‚Schundliteratur‘ als Schreckgespenst beschrieben wurde. Denn für Berger entspringt aus der Lektüre abenteuerlicher Stoffe eine direkte Handlungsanweisung; die Fantasie bleibt nicht in seinem Kopf, sondern soll in die Tat umgesetzt werden.³⁶ Um in den afrikanischen Urwald zu kommen, will er sich „als Fremdenlegionär anwerben“ lassen, um dann vom „Rand des Gelobten Landes“ – also Algerien oder Marokko – „auf eigene Faust in sein Inneres vorzudringen“ (AS, 78–79). Das Vordringen ins ‚Innere‘ ist ebenfalls ein Topos, der insbesondere in der englischsprachigen kolonialen Abenteuerliteratur von Henry Rider Haggard bis Henry Morton Stanley geprägt wurde und einen wichtigen Bestandteil des imperialen Eroberungsgestus darstellte. Dabei ist die Reise ins ‚Innere‘ metaphorisch immer auch als Reise ins seelische Innere, also als eine Selbsterkundung im Raum der wilden Regression, im ‚Herz der Finsternis‘ zu verstehen.³⁷

und es stand für mich fest, daß, sowie ich freie Verfügung besaß, ich mich dorthin zu wenden hatte. Inzwischen verschlang ich alles, was an Aufzeichnungen über dieses Land zu erreichen war [...]. Mit grimmiger Freude las ich, daß Schwarzwasserfieber und Schlafkrankheit den Ankommenden schon an der Küste erwarteten und hohe Opfer forderten. [...] Afrika, das war für mich die prächtige Anarchie des Lebens, [...] nach der wohl jeder junge Mensch zu einer bestimmten Zeit Sehnsucht besitzt.“ Siehe Jünger, Ernst: *Das Abenteuerliche Herz*. Erste Fassung: Aufzeichnungen bei Tag und Nacht. 2. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta 2020, S. 22–25.

35 Jünger partizipiert damit offensichtlich am zeitgenössisch weit verbreiteten Exotismus und Orientalismus, was auch Thomas Pekar herausgestellt hat, vgl. Pekar, Thomas: *Ernst Jünger und der Orient. Mythos – Lektüre – Reise*. Würzburg: Ergon 1999, S. 174–178.

36 Vgl. auch Mergenthaler, V.: *Völkerschau*, S. 159.

37 Aus der Fülle an Forschungsliteratur zum imperialen Topos der Erkundung des Inneren und der Reise ins seelische Innere sei an dieser Stelle exemplarisch verwiesen auf Zilcosky, J.: *Freud träumt von Rider Haggard, sowie für die deutschsprachige Literatur Gretz, Daniela: Das ‚innere Afrika‘ des Realismus. Wilhelm Raabes *Abu Telfan* (1867) und der zeitgenössische Afrikadiskurs*. In: *Magie der Geschichten. Weltverkehr, Literatur und Anthropologie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*. Hrsg. von Michael Neumann u. Kerstin Stüssel. Paderborn: Konstanz Univ. Press 2011, S. 197–216.

Dass Berger für diesen Plan ausgerechnet an die Fremdenlegion denkt, liegt nun ironischerweise gerade an der bereits geschilderten Antilegionskampagne:

[O]ft genug las ich in den Zeitungen über sie Berichte von so ausgesuchten Gefahren, Entbehrungen und Grausamkeiten, wie sie ein geschickter Reklamechef nicht besser hätte entwerfen können, um Tunichtgute meines Schlages anzuziehen. Ich hätte viel darum gegeben, wenn einer dieser Werber, die junge Leute betrunken machen und verschleppen und vor denen mit Engelszungen gewarnt wurde, sich an mich herangemacht hätte; [...]. (AS, 79)

Im Roman passiert also genau das, wovor in der pädagogischen Kritik an populärer Abenteuerliteratur um 1900 gewarnt wurde: Der Traum von einem anderen Leben bleibt kein Traum, dem man in der Lektüre abenteuerlicher Werke nachhängt, sondern er wird zu einem konkreten Ausbruchsplan, der jedoch erst durch die stetigen Warnungen in den Zeitungen ein explizites Ziel findet.³⁸

Bereits auf den ersten Seiten der Erzählung ruft Jüngers Erzähler noch einmal all jene Elemente des Aufbruchs in ein Abenteuer auf, die bereits in der Kolonialliteratur als nicht mehr angemessen problematisiert wurden: die Unlust, sich an Regeln zu halten, der Freiheitsdrang des eingeschränkten Individuums, der Traum von fremden Welten, in denen eine ursprüngliche, auf Tatkraft basierende männliche Gesellschaft vorherrscht, und die Rückkehr zu archaischen, männlich konnotierten Tätigkeiten wie Jagen, Fischen und Holzfällen. Berger sucht „das Wunderbare, das Reich der sagenhaften Zufälle und Verwicklungen“ (AS, 79) und „das Außerordentliche jenseits der sozialen und moralischen Sphäre“ (AS, 82). Indem Jünger diese Erzählelemente des abenteuerlichen Aufbruchs in geballter Form aufgreift, reinszeniert er noch einmal die Ausgangssituation vieler klassischer Abenteuerromane, die Jünger selbst, der eigenen Aussagen zufolge als Schüler ebenfalls tagträumerisch den schulischen Reglementierungen entflohen, vermutlich alle gelesen hatte.³⁹ Er

38 Berger erwähnt außerdem, er habe in der Zeitung gelesen, dass „der Bürgermeister einer deutschen Kleinstadt in die Fremdenlegion eingetreten“ (AS, 12) sei, was sich auf den von Mergenthaler ausführlich rekonstruierten ‚Fall Trömel‘ bezieht: Der Bürgermeister von Usedom Paul Trömel hatte sich heimlich der Fremdenlegion angeschlossen, kam einige Zeit später wieder zurück und nahm seine Tätigkeit als Bürgermeister wieder auf, bevor er dann ein zweites Mal plötzlich in die Fremdenlegion verschwand – ein Vorgang, der in den Zeitungen hohe Wellen schlug und offenbar auch Ernst Jünger erreichte, sodass er diesen Vorfall in seiner Erzählung verarbeiten konnte. Vgl. Mergenthaler, V.: Völkerschau, S. 164–175.

39 Zu Jüngers eigenen Abenteuerträumereien vgl. bspw. Jünger, E.: *Das Abenteuerliche Herz*, S. 28–29. Als Jüngers Jugendlektüren nennt Helmuth Kiesel Homer, Flavius Josephus, Ariost, Defoe, Cooper und May, außerdem Gustav Schwabs *Sagen des klassischen Altertums* und die *Märchen aus tausendundeiner Nacht*, vgl. Kiesel, H.: Ernst Jünger, S. 42.

greift damit außerdem noch einmal jene literarisch evozierten Fantasien auf, die – meist männliche – Jugendliche mitunter tatsächlich dazu motivierten, in das koloniale Afrika aufzubrechen. Zum Zeitpunkt der Publikation, 1936, kann diese Fantasie indes längst als ein Klischee verstanden werden, das in der unterhaltsamen Abenteuerliteratur nichtsdestotrotz völlig unbeirrt weiter kolportiert wird. Klischeehaft ist aber nicht nur diese immer wieder inszenierte Sehnsucht nach einem ursprünglichen Leben in Afrika, sondern auch der literarische Rückbezug auf ältere Abenteuertexte, den Jünger hier ebenfalls noch einmal vollzieht.

7.2.2 *Transgressionsversuche im Lektüredickicht*

Anstatt wie für viele Fremdenlegionäre, die die Not in die Legion führte, besteht für den wohl situierten Bürgersohn Berger kein akuter Anlass zum Aufbruch, weswegen er diesen herauszögert. Er beschreibt sich selbst daher als „ein[en] bequeme[n] Geselle[n], der es liebte, die Zeit hinter den Büchern zu verträumen und seine Helden in gefährliche Landschaften sich bewegen zu sehen, anstatt bei Nacht und Nebel aufzubrechen, um es ihnen gleichzutun.“ (AS, 80) Als er sich schließlich doch dazu durchgerungen hat, ausgestattet mit dem besagten Abenteuerbuch Henry Morton Stanleys und einem Revolver, die er mit kindlichem Ernst als unverzichtbare Requisiten für die vor ihm liegenden Abenteuer betrachtet, führt ihn der Zug in Richtung der französischen Grenze. In Verdun braucht er noch einmal ein paar Tage, bis er sich tatsächlich aus seiner bürgerlichen Sicherheit hinauswagt. Berger entledigt sich in der Markthalle seines verbleibenden Geldes, um sich sodann auf die Suche nach dem Rekrutierungsbüro zu machen:

In der Gosse floß ein trübes Rinnsal entlang und trieb die Köpfe welker Schnittblumen mit sich fort. Es mündete in ein Abflußrohr, das durch einen eisernen Rost verschlossen war. Hier blieb ich stehen und zog das Päckchen hervor, [...] das, in einen Zwanzigmarkschein eingewickelt, ein kleines goldenes Zehnfrankenstück nebst einiger Scheidemünzen enthielt. Es war so schmal, daß es sich mühelos zwischen zwei Stäben des Rosts hindurchschieben ließ. Nachdem die Opfergabe im schlammigen Abwasser verschwunden war, richtete ich mich auf, und mein erster Blick fiel auf einen wohlgenährten Polizisten, der als freundlicher Wächter zwischen den bunten Polstern der Astern und Dahlien stand. Er trug eine rote, goldbestickte Mütze und einen kurzen schwarzen Radmantel, der ihm lässig nach hinten über die Schulter fiel. (AS, 110)

Der Polizist bringt Berger schließlich tatsächlich zum Rekrutierungsbüro, nachdem er ihn noch einmal nachdrücklich vor der Fremdenlegion gewarnt hat. In der Schilderung, wie Berger sein Geld im Abfluss versenkt, wurde in der Forschung eine Bezugnahme auf Charon, den mythischen Fährmann auf dem

Totenfluss, der an anderer Stelle auch explizit erwähnt wird, ausgemacht.⁴⁰ Das trübe Rinnsal repräsentiert den ebenso trüben Acheron, dessen Überquerung die Zahlung eines Obolus erfordert. Bergers zwischen den Stäben hindurchgeschobene „Opfergabe“ entspricht dem Obolus, den Charon den Toten zwischen die Zähne steckt. Der freundliche Wächter schließlich ist ikonografisch ebenfalls an Charon angelehnt, der oft mit einem schwarzen Mantel und einer roten Mütze dargestellt wird. Die Transgression in die Gegenwelt des Abenteurers wird hier als Überfahrt in die mythische Anderswelt inszeniert. Jünger greift damit nicht nur mythologische Bezüge auf, sondern auch die aus den Titeln der Legionärliteratur bekannte Darstellung der Fremdenlegion als Hölle.

Der ganze Text ist durchzogen von ähnlichen Motiven der Transgression, beispielsweise wird auch die Überfahrt nach Nordafrika als transgressives Moment dargestellt. Die Fremdenlegion ist für Berger allerdings nicht das Ziel seines Ausbruchs, sondern vielmehr das Vehikel, das ihn in das geheimnisvolle Innere, oder zumindest an den Rand vom ursprünglichen Afrika bringen soll. Um bei dem mythologischen Bild zu bleiben, ist die Fremdenlegion Charons Boot, in dem Berger in die tatsächliche Unterwelt des Abenteurers überführt werden soll.⁴¹ Anders als in der populären Legionärliteratur, in der die Ankunft in der Fremdenlegion den endgültigen Tiefpunkt in der ‚Hölle‘ bedeutet, dient sie hier als transgressives Mittel. Über Marseille bringt sie Berger mit dem Schiff nach Algerien und dort schließlich in die Garnison nach Sidi Bel-Abbès, von wo aus er sich von der Legion lossagen und sich ins ‚Innere‘ durchschlagen will.

Zunächst schildert Berger jedoch seine Begegnung mit diversen anderen Legionärsrekruten, die er als „das Unterfutter der menschlichen Gesellschaft“ (AS, 151) bezeichnet, unter die sich der Bürgersohn Berger nun mischt. Sie sind sehr schablonenhaft beschrieben und dienen eher illustrativen Zwecken denn als elementare Figuren der Handlung, in der sie, ähnlich wie in einem Theaterstück, nur für eine kurze Szene auftreten und sofort wieder verschwinden.⁴² Hier aktualisiert der Erzähler noch einmal die stereotypen Beschreibungen der Legionärliteratur: Ein Keramikergeselle, der das „ziel- und planlose Umhertreiben auf der Landstraße“ perfektioniert hat und für den „ganz Afrika“

40 Vgl. Mergenthaler, Volker: Von Bord der ‚Fremdenlegion‘ gehen. Mythologisch-metaphorische Ichbildung in Ernst Jüngers *Afrikanischen Spielen*. In: Ernst Jünger. Politik – Mythos – Kunst. Hrsg. von Lutz Hagedstedt. Berlin: De Gruyter 2004, S. 271–287, S. 273–274.

41 Zu dieser Überlegung vgl. auch Mergenthaler, V.: *Völkerschau*, S. 174.

42 Vgl. auch Prill, Ulrich: „mir ward Alles Spiel“. Ernst Jünger als homo ludens. Würzburg: Königshausen & Neumann 2002, S. 54.

nicht mehr als „eine Art von Winterherberge“ (AS, 115) darstellt, ein Schlosser mit „starke[m] Wandertrieb“, der sich in „Algier nach Abenteuern“ (AS, 118) umsehen möchte, ein roher Kraftprotz, der „vor einer innerlichen Wildheit fortwährend zu zittern“ scheint (AS, 116), aber auch ein Student, der durch unglückliche Umstände fliehen muss und in die Hände der französischen Werber gerät. Berger kommentiert: „Hier hatte ich also das Beispiel einer Anwerbung, wie sie die Bücher schilderten.“ (AS, 140)

„Die Bücher“ lassen Berger nicht los. So ist es beispielsweise auch eine dieser schablonenhaften Figuren, die ihm „einige zerlesene ‚Rinaldini‘-Hefte“ (AS, 127) zu lesen gibt und ihm „eine lange Geschichte von dem Fremdenlegionär Rolf Brand, einem der Helden seiner bunten Hefte“ (AS, 129) erzählt. Schon der erste Satz von *Afrikanische Spiele* geht darauf ein, welche Rolle die literarisch vermittelte Fantasie für den Erzähler spielt: „Es ist ein wunderlicher Vorgang, wie die Phantasie gleich einem Fieber [...] von unserem Leben Besitz ergreift [...]. Endlich erscheint nur die Einbildung uns noch als das Wirkliche, und das Alltägliche als ein Traum, in dem wir uns mit Unlust bewegen wie ein Schauspieler, den seine Rolle verwirrt.“ (AS, 77) Ein Einbildung zu Wirklichkeit machendes Fieber ist es, das Berger auf seinem Weg nach Afrika begleitet und das dem ganzen Unterfangen von Anfang an den Charakter des Traums verleiht, der maßgeblich durch die Lektüre vermittelt ist. Besonders deutlich wird das in einer Beschreibung von Bergers Lesegewohnheiten:

Übrigens schmeckte mir der Tabak wenig, und ich wagte nicht, mir einzugestehen, daß er mir manchmal sogar ausgesprochene Übelkeit bereitete. Obwohl der Genuß also fast lediglich in der Phantasie bestand, diente das Rauchen doch sehr zur Erhöhung meiner Gemütlichkeit. So hatte ich, bevor ich auf die Afrikabücher verfallen war, an denen ich mich berauschte wie Don Quijote am ‚Amadis von Gallien‘, zu den eifrigen Lesern des ‚Sherlock Holmes‘ gezählt, und es war mir stets unmöglich gewesen, einen Satz zu lesen, in dem der Detektiv wieder einmal bedächtig seine kurze Pfeife anzündete, ohne daß ich sogleich eine Pause eingelegt hätte, um ihn durch ein Brandopfer zu bestätigen. (AS, 89–90)

Berger inszeniert sich hier rückblickend als ein Leser, vor dem die Literaturkritiker seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert ebenso wie die Pädagogen gewarnt haben, als ein Leser, der wie Don Quijote einem literarischen Ideal nahefehrt: Jener will ein mittelalterlicher Ritter auf Abenteuersuche sein, dieser ein Abenteurer aus der kolonialen Literatur. Dabei verschwimmen die Grenzen zwischen fiktionaler Welt und Realität zunehmend, wie das Beispiel der Pfeife zeigt, die nur in der Einbildung schmeckt, ihm aber dennoch den Eindruck des authentischen Nachvollziehens vermittelt. Der ältere Berger als

Erzähler suggeriert, dass der junge Berger Don Quijotes „Lektüreschaden“⁴³ teilt, dass er sich also in einer im Wahn der Lektüre etablierten Welt aus literarischen Narrativen bewegt, aus denen er sich ein Abenteuer verheißendes Setting schafft. Wirklich wahnhaft ist er indes nicht, denn Berger ist, im Gegensatz zu Don Quijote, durchaus noch in der Lage, sich zur Literatur in Beziehung zu setzen, zwischen Fantasie und Wirklichkeit zu unterscheiden und spielt mit der scheinbaren Ununterscheidbarkeit, indem er die Wirklichkeit durch literarische Anleihen ausschmückt. Dieses Setting ist für den jungen Berger, der ja nicht aus Not, sondern allein aus bildungsbürgerlich privilegiertem Ennui in die Fremdenlegion eintritt, der Rahmen für ein groß angelegtes Spiel, um der „Unlust“ (AS, 77) der Realität zu entkommen – das suggerieren sowohl der Titel der Erzählung als auch zahlreiche semantische und motivische Anleihen aus dem Bereich des Ludischen.⁴⁴

Jünger geht durch diese Beschreibung seines Erzählers hier noch einen Schritt weiter, indem er gerade mit dem ebenfalls längst stereotypen Bezug auf einen abenteuerlichen Prätext wie *Don Quijote*, der die Abenteuerliteratur praktisch seit seinem Erscheinen wie ein roter Faden durchzieht, spielt. Eine solche auffällige Bezugnahme auf Klassiker der Abenteuerliteratur finden sich auch in den Werken, die in den vorherigen Kapiteln untersucht wurden, besonders prominent im *Pfadfinderbuch*. Es ist ein Spiel mit dem in der populären Unterhaltungsliteratur zum Klischee gewordenen Rekurs auf literarische Abenteuervorbilder, die Jünger, der dieses Muster durch die intensive Lektüre der populären Abenteuerklassiker durchschaut haben dürfte, seinen Berger hier auf die Spitze treiben lässt.

Denn diese Welt des Spiels ist überbordend gespickt mit literarischen Reminiscenzen. Die Rede ist etwa von den „Zauberschlossern Ariosts“ (AS, 169), in die im *Orlando Furioso* verschiedene Figuren vom Magier Atlante durch Trugbilder ihrer Wünsche gelockt werden und dort als Gefangene ihrer Begierden festgehalten werden – ähnlich wie der junge Berger, der sich lieber seinen literarischen Trugbildern als der Realität widmet. Als er unter Arrest gestellt wird, vergleicht er sich mit Robinson Crusoe und beschreibt einen seiner Kameraden, als dieser ebenfalls in Arrest kommt, als „zweite[n] Michael Kohlhaas“ (AS, 149). An anderer Stelle werden „Victor Hugo, Dumas Père und Eugen Sue“ (AS, 225) erwähnt. Einerseits kann dieses Kaleidoskop aus Referenzen des bildungsbürgerlichen Lektürekansons als spielerischer Versuch gedeutet werden, die Leserinnen und Leser auf die Probe zu stellen, denn nicht immer

43 Ebd., S. 55.

44 Der Poetik des Ludischen im Werk Ernst Jüngers und auch in den *Afrikanischen Spielen* ist Ulrich Prill ausführlicher nachgegangen, siehe ebd., S. 54–62.

wird erklärt, was es mit den ‚Anspielungen‘ auf sich hat. Andererseits dienen sie offensichtlich dazu, Berger als einen besonders belesenen bildungsbürgerlichen Jüngling zu inszenieren.

Davon zeugt auch ein langes Gespräch, das Berger vor seiner Verschiffung mit dem Legionsarzt Dr. Goupil führt, der ihn vor der Legion warnen möchte. Das Gespräch wird immer mehr zu einem Austausch über Literatur, Kultur und Philosophie, über Hölderlin, Hoffmann und Hippokrates, sodass Goupil, nachdem Berger das Château d’If als Schauplatz des *Grafen von Monte Christo* erkannt hat und auch das Fort Ratonneau literarisch zuordnen konnte,⁴⁵ ihn schnell als „ein[en] homme de lettres“ (AS, 143) anstatt eines Abenteurers oder eines Manns der Tat, der Berger gern wäre, enttarnt.

Die Allgegenwart von literarischen Figuren und Motiven unterstreicht, dass Berger, egal wo er hingehet oder hinschaut, nur das erkennt, was ihn seine literarisch inspirierte Fantasie sehen lässt. Er ist so in den sich überlagernden Abenteuerselementen gefangen, dass er die Wirklichkeit nur durch diesen Filter wahrnimmt. Er bewegt sich in einem Dickicht der Projektionen seiner Lektüren, welche er nun nachspielen möchte – und dies weniger im übertragenen als im wörtlichen Sinn. Sein Versuch, der Langeweile der Ordnung zu entkommen und Authentisches zu erleben, führt ihn paradoxerweise in ein literarisches Abenteuerspiel. Das Spiel – dies wurde bereits anhand des spielerischen Charakters der Pfadfinderausbildung (vgl. Kap. 6.1.) dargelegt – teilt mit dem Abenteurer die Eigenschaft des Außergewöhnlichen, das es aus den Zusammenhängen des Alltags herausfallen lässt, das aber zugleich eigenen Regeln gehorcht und dabei ernsthaft, aber dennoch mit Freude durchgeführt wird. Hinzuzufügen wären noch die Verkleidung und die Ästhetisierung in Spiel und Abenteuer, denn beiden ist gemein, dass sie auf eine bestimmte Weise ästhetisch geformt sind, wodurch sie Spannung und emotionale Involviertheit erzeugen. Ein Unterschied liegt indes darin, dass das Spiel uneigentlich ist, insofern es nur eine lustvoll inszenierte „dramatische Vorstellung“ und eine „stellvertretende Verwirklichung“⁴⁶ der Realität ist, wohingegen zumindest Berger meint, seine literarisch vermittelten Abenteuerfantasien in der Realität ernsthaft umsetzen zu können.

Nach Vladimir Jankélévitch macht gerade dieses spezifische Zusammenwirken von Spiel und Ernst das Abenteuer aus. In *L’aventure, l’ennui, le sérieux* (1963) beschreibt der französische Philosoph das Wesen des Abenteurers als

45 Dass es sich dabei um eine Anspielung auf Achim von Arnims Erzählung *Der tolle Invalide auf dem Fort Ratonneau* (1818) handelt, müssen die Leserinnen und Leser selbst wissen, da diese Referenz im Text nicht aufgeklärt wird.

46 Huizinga, J.: *Homo Ludens*, S. 24.

grundsätzlich durch das Oszillieren zwischen Spiel und Ernst geprägt, wobei diese beiden Gegensätze ausgeglichen sein müssen: Wenn es nur ernst und überhaupt nicht spielerisch ist, handelt es sich nicht um ein Abenteuer, sondern um eine Tragödie, weil darin die Todesgefahr dominiert; fehlt hingegen der Ernst, verkommt das Abenteuer zu einem lächerlichen und dadurch langweiligen ‚Kartenspiel‘.⁴⁷ Er benennt daher drei grundsätzliche Abenteuerformen: das tödliche Abenteuer, in dem der Ernst dominiert, das ästhetische Abenteuer, das nur Spiel ist, und das Liebesabenteuer, in dem sich Spiel und Ernst untrennbar miteinander vermischen.⁴⁸ Sie unterscheiden sich vor allem durch den Grad der Involviertheit des Subjekts: Während man im tödlichen Abenteuer durch die Todesgefahr ganz und gar involviert sei, stehe man beim ästhetischen Abenteuer-Spiel eher etwas außerhalb und betrachte das Geschehen wie ein Kunstwerk. Jankélévitch vergleicht diese Beobachterposition mit dem Lesen einer Erzählung oder dem Zuschauen bei einem Theaterstück, während dessen man zwar mit dem Dargestellten mitfiebert, aber dennoch kaum wirklich beteiligt ist.⁴⁹ Wenn Berger nun seine ästhetischen Abenteuervorstellungen in die Tat umsetzen will, geht es also darum, wirklich in ein wahrhaftiges, ernsthaftes und dadurch lustvolles Abenteuer involviert zu sein. Dabei geraten ihm diese Bemühungen jedoch ein ums andere Mal wieder nur zum Spiel, weil er lediglich ästhetische Abenteuer reinszeniert.

Dr. Goupil greift Bergers ‚Lektüreschaden‘ in seiner Warnung folgendermaßen auf:

Mein lieber Herr Berger, Sie sind in dem Alter, in dem man die Wirklichkeit der Bücher überschätzt. Es gibt da eine wunderbare Geographie, aber glauben Sie mir, Ausflüge dieser Art unternimmt man am besten, wenn man bequem auf dem Rücken liegt und türkische Zigaretten raucht. Sie erwarten da allerhand seltsame Abenteuer und Zufälle? Anteile am Zauber, am Überfluß exotischer Fruchtbarkeit? Nun gut, dort unten treffen Sie nichts von alledem, wenn Sie nicht Dinge zu den Abenteuern rechnen, die freilich die allgewöhnlichsten sind: das Fieber, den Überdruß und den Cafard – eine besonders bösartige Form des Deliriums. [...] Sie sind noch zu jung, um zu wissen, daß Sie in einer Welt leben, der man nicht entflieht. Sie wollen da außerordentliche Dinge entdecken,

47 „Supprimez l'un des deux contraires, jeu ou sérieux, παιδιά ou σπουδή, – et l'aventure cesse d'être aventureuse : si vous supprimez l'élément ludique, l'aventure devient une tragédie, et si vous supprimez le sérieux, l'aventure devient une partie des cartes, un passe-temps dérisoire, et une aventure pour faire semblant.“ Jankélévitch, V.: *L'aventure, l'ennui, le sérieux*, S. 17.

48 Vgl. ebd., S. 17–18.

49 Vgl. ebd., S. 17 und S. 29–31.

aber Sie werden nichts finden als eine Langeweile tödlicher Art. Heute gibt es nichts als die Ausbeutung [...]. Die Kolonien sind auch Europa, kleine europäische Provinzen, in denen man die Geschäfte ein wenig offener und unbedenklicher treibt. Auch Ihnen [...] wird es nicht gelingen, die Mauer zu durchbrechen, an der schon Rimbaud scheiterte. Kehren Sie daher zu Ihren Büchern zurück, und kehren Sie schnell, kehren Sie schon morgen zurück! (AS, 145–146)

Goupil erteilt der Sehnsucht nach Abenteuern eine eindeutige Absage mit der Begründung, dass die Realität in der Fremdenlegion nicht der literarischen Beschreibung entspreche und außerdem die afrikanischen Kolonien durch die dort stattfindende Ausbeutung ohnehin genauso reglementiert und langweilig seien wie Europa. Wer Abenteuer erleben möchte, soll sich demnach zur Lektüre auf das heimische Sofa zurückziehen und nicht in die weite Welt hinausziehen, die ohnehin nur aus „europäischen Provinzen“ zu bestehen scheint.

Seine „afrikanischen Träumereien“ (AS, 168), denen Berger noch auf dem Schiff intensiv nachgeht, erfahren eine zuverlässige Korrektur an der afrikanischen Realität, die Berger und die anderen Legionäre in Oran und später in Sidi Bel Abbès erwartet. Die Ankunft erinnert an Peter Moors Ankunft in Südwestafrika (vgl. Kap. 5.2.1.), denn wie in Frenssens Feldzugsbericht fällt auch hier der erste Blick auf Enttäuschendes: Der „verlorene Garten“ (AS, 78), welchen er in Afrika zu finden erhofft hatte, wird zu einem „wüsten Garten“, in dem er „verstaubte Aloen“ sowie „einige[] dürftige[] Schuppen“ findet und in dem „einige Feigenbäume kümmerlich ihr Leben fristeten“ (AS, 170–171) – auch diese Enttäuschung ist fester Bestandteil des kolonialen Reisenarrativs, das Jünger hier pointiert in seiner Klischeehaftigkeit zitiert.

Auch die erste Arbeit, die die Legionäre verrichten müssen, zeugt von fehlender Außergewöhnlichkeit. Sie sollen einen Steinhaufen abtragen und an anderer Stelle wieder aufbauen. Berger betrachtet die Steine und malt sich aus, dass sogleich eine „goldene Schlange“ (AS, 172) aus den Ritzen hervorkommt. Weil aber „nichts dergleichen“ passiert, muss er sich eingestehen: „Der Steinhaufen blieb ein Steinhaufen wie jeder andere; er unterschied sich allem Anschein nach in nichts von denen, die man in der Lüneburger Heide oder an jedem anderen Ort der Welt in Hülle und Fülle bewundern kann. So begann ich mich allmählich zu langweilen [...].“ (AS, 172) Der Alltag im Fort zeichnet sich vor allem durch Gleichförmigkeit und Ordnung aus: Morgenappell, Stube fegen und Gewehr auseinanderbauen sind die sich ständig wiederholenden Beschäftigungen der Legionäre. Berger langweilt sich so sehr, dass er zur Ablenkung ausgerechnet die ‚Schule‘ der Legion besucht, wo ein ehemaliger Lehrer Vorträge hält. Als er dann auch noch von seinem Vater einen Brief erhält mit einer großen Geldsumme und der Aufforderung, nach Hause

zu kommen, ringt er sich mit seinem Freund Charles Benoit zu einem Fluchtversuch durch. Dies kann als Trotzreaktion auf den Brief des Vaters verstanden werden, denn er ist „der Meinung, daß die Partie doch jetzt erst begann.“ (AS, 205–206) Sehr deutlich stellt der gereifte Erzähler Berger sein jüngeres Ich rückblickend als ein verwöhntes, aufsässiges Kind dar, das sich, vom Vater vom Spielen zurück nach Hause gerufen, bewusst den elterlichen Anweisungen entzieht und stattdessen die „Partie“ jetzt erst beginnen lässt, indem er tatsächlich die Flucht wagt.⁵⁰ Ausgerechnet sein Versuch, mit dem Abenteuer endlich ernstzumachen, wird also zu einem Spiel: Während er am Anfang noch den Eindruck hat, sich in der Realität der „schulmeisterlichen Welt“ (AS, 114) zu bewegen wie „ein Schauspieler, den seine Rolle verwirrt“ (AS, 77), ist es nun die scheinbar authentische Realität Afrikas, die immer mehr zu einem Schauplatz eines Spiels gerät, in der er, so stellt es zumindest der gealterte Berger rückblickend dar, aber auch immer mehr wie ein Schauspieler agiert.

Der Fluchtversuch ist so dilettantisch wie kläglich und scheitert, bevor er richtig begonnen hat. Das zeigt der Proviant – unreife Feigen, die großen Durst und Durchfall auslösen – ebenso wie das gewählte Nachtquartier in einem Strohschober. Schon am nächsten Tag werden sie im Stroh entdeckt und vom höhnischen Gelächter der herbeieilenden Dorfbewohner geweckt, die sie sogleich den Feldjägern überstellen. Wie sich herausstellt, sind sie nicht die ersten Legionäre, die diesen Schlafplatz für sicher hielten und von den Bauern sofort gefunden wurden, was für die Menschen ein wiederkehrender Anlass für Belustigung ist. Der gesamte Fluchtversuch wirkt durch dieses belustigte Publikum wie eine unbeholfene Posse oder ein Laienspiel, in dem Benoit und Berger über die Bühne stolpern und selbst als letzte merken, dass sie etwas nachspielen, was Hunderte vor ihnen schon erlebt haben. Beschämt durch diese peinliche Naivität konstatiert Berger: „Für mich jedenfalls war das der Augenblick, in dem ich mein afrikanisches Abenteuer zu verwünschen begann.“ (AS, 222) Die Kränkung setzt sich in der Arrestzelle fort, wo sie feststellen, dass viele andere Legionäre dort bereits ihre Namen an die Wand geschrieben und durch das ewige Auf- und Ablaufen eine Spur im Fußboden hinterlassen haben, in der nun auch Berger und Benoit gehen. Nichts von dem, was sie getan haben, ist damit außergewöhnlich oder abenteuerlich; ganz im Gegenteil erfüllen sie jedes Klischee der Legion, über welche sie sich zuvor noch lustig gemacht haben – obwohl sie die Geschichten der gescheiterten Fluchtversuche von Kameraden vorab erzählt bekamen und diese auch schon in den populären Heftchen, die Berger und seine Kameraden lesen, geschildert fanden.

⁵⁰ Vgl. ähnlich bei Prill, U.: „mir ward Alles Spiel“, S. 58.

Diese Enttäuschung der Abenteuererwartung korrespondiert mit einer zunehmenden Entzauberung der afrikanischen Landschaft. Ein „wildes Gestrüpp“ aus „merkwürdigen Pflanzen“, die „stachlig wie riesige Disteln“, mit Früchten behangen sind, welche ihm noch in der Nacht der Flucht wie „zackige Morgensterne“ erscheinen und wie „das Afrikanischste, was ich bislang erlebt hatte“ (AS, 218), entpuppt sich bei Tageslicht als Bestandteil eines riesigen Artischockenfelds, „dessen stachlige Stauden sich in regelmäßigen Reihen weithin ausdehnten.“ (AS, 222). Ähnlich geht es ihm, als er am Strand zunächst meint, schimmernde Muscheln, „wie man sie nur aus den Träumen kennt“, im Wasser zu sehen, nur um dann bei genauerem Hinsehen zu entdecken, dass der „funkelnde Schatz“ nur ein „Haufen von glühenden Kohlen“ ist, weil „am Rande der Klippen eine kleine Werkstatt lag, die sich der Schlacken ihrer Öfen auf diese Weise entledigte.“ (AS, 239–240) Die scheinbar ungeordnete, ursprüngliche und wilde Natur ist in Wirklichkeit eine nach ökonomischen Kriterien angelegte, koloniale Kulturlandschaft, in der Handwerk und moderne Landwirtschaft längst ihre Spuren hinterlassen haben.

7.2.3 *Spiel und Niederlage*

Das alles beschreibt der ältere Berger rückblickend mit einem spöttischen Ton, der dieses jugendliche Aufbegehren und die Naivität latent ridiculisiert, zugleich aber die unwiderstehliche Wirkmacht literarischer Abenteuerfantasien auf jugendliche Leserinnen und Leser hervorhebt. Wer, wie Berger, ein Abenteuer erleben möchte, malt sich dieses abenteuerliche *Erlebnis* unweigerlich mit Vorstellungen aus, die man aus den *Erzählungen* vom Abenteuer kennt. Ob ein Erlebnis tatsächlich abenteuerlich ist, lässt sich erst in der retrospektiven Ordnung einer Erzählung eruieren, die wiederum auf die etablierten Erzählformen des Abenteuerlichen zurückgreift. Damit wird deutlich, dass in *Afrikanische Spiele* das Abenteuer nur noch als ästhetische Erzählung, nicht mehr jedoch als davon unabhängiges Erlebnis existiert.⁵¹

Abgesehen von den Situationen, die nicht so abenteuerlich sind, wie Berger sie sich vorgestellt hat, gibt es einige Stellen, an denen er tatsächlich etwas erleben könnte, das sich im Nachhinein als abenteuerlich herausstellt, es aber nicht wagt. Davon zeugen zunächst seine zahlreichen Ausbruchsmöglichkeiten, die Berger sich in seiner Fantasie ausgemalt hat. Beispielsweise sieht er bei der Überfahrt nach Afrika eine Insel und hegt den Plan, von Bord zu gehen und zu dieser Insel zu schwimmen. Ehe er sich, gefangen in seinen Fantasien, zur Tat durchringen kann, hat das Schiff aber seinen Kurs geändert und entfernt sich zu schnell von der Insel. Sein Vorhaben, direkt bei der Ankunft in

⁵¹ Vgl. auch Honold, A.: Fahrten und Fronten, S. 24.

Oran zu fliehen, wird durch die strenge Bewachung seitens der Vorgesetzten durchkreuzt. Und schließlich scheitert sein erster Ausbruch aus dem Fort nicht an den Wachen, sondern an fehlender Courage:

Ich erteilte mir den Befehl, nun aufzubrechen, aber ich merkte, daß ich davor zurückschreckte wie vor einem dunklen Hindernis. Zugleich fühlte ich eine unbezwingliche Müdigkeit, die mich an das warme Stroh fesselte. Vergebens suchte ich mich zur Wachsamkeit zu ermuntern; wie von einem Zauberstabe berührt, fielen mir die Augen zu. [...] Ich hatte der Freiheit und der Einsamkeit gegenübergestanden, aber schon ihr erster Anhauch war zu stark gewesen für mich. (AS, 177)

Offenbar gibt es in ihm einen inneren Widerstand gegen das sich auf einmal konkret ergebende Abenteuer, sodass er vom Schlaf übermannt wird und den Traum wieder einmal der wirklichen Freiheit, der er nicht gewachsen zu sein scheint, vorzieht. Er flieht also in die Passivität des Schlafens, woraus sich ableiten lässt, dass der junge Berger lieber im Wunschtraum verharrt und dabei Abenteuern nachgeht, die er aus der Literatur kennt, wohl wissend, dass diese in der Wirklichkeit nicht umsetzbar sind und Gedankenspiel bleiben.

Ein Zurückschrecken vor der tatsächlichen Transgression wird auch deutlich, als Berger mit einem anderen Legionär zwei Prostituierte besucht, was den 16-Jährigen offensichtlich überfordert:

Obwohl ich mir theoretisch über die Lage im klaren war, stellte sie sich mir doch praktisch in einem ganz anderen Lichte dar [...]. In dieser heiklen Lage schien es mir am besten, zu tun, als ob ich mit dem ganzen Handel nichts zu schaffen hätte [...]. Nachdem ich dort eine Weile tiefsinnig vor mich hingestarrt hatte, wagte ich einen Seitenblick und wurde von einem neuen, verdoppelten Schrecken gepackt, denn die gelbe Dame war [...] gerade dabei, ihr Fähnchen über den Kopf zu streifen, unter dem sich weder Hemd noch Wäsche befand. Bei diesem unerwarteten Anblick stürzte ich, als ob mich eine Biene gestochen hätte, zur Tür hinaus, freilich weniger aus Tugend als in einem unwiderstehlichen Anfall von Verlegenheit. (AS, 212–213)

Weil er der anzüglichen Nacktheit der Prostituierten im letzten Moment doch noch entkommen konnte, hat Berger das erleichternde Gefühl, „diesem Abenteuer“, also der Initiation in die erwachsene Männlichkeit, „mit einem blauen Auge entronnen“ (AS, 213) zu sein. Während für Jankélévitch, ebenso wie für Simmel, auf dessen Abenteuer-Überlegungen er sich bezieht, das Liebesabenteuer die ideale Balance aus Spiel und Ernst darstellt, verzichtet Berger hier lieber auf den Ernst der sexuellen Transgression. Dabei ist der ihm unangenehme Anblick der nackten Frau wohl als das „blaue Auge“ zu verstehen, welches ihm einen ersten Eindruck vom Abenteuer des Erwachsenseins

vermittelt, das er um jeden Preis verhindern möchte. Die Scheu vor der sexualisierten Figur der Prostituierten – neben seiner imaginären Freundin Dorothea die einzige weibliche Person in der Erzählung⁵² – verdeutlicht, dass wir es bei Bergers Fantasien von Transgression und archaischer Gefahr tatsächlich mit unschuldig-kindlichen Gedankenspielen zu tun haben, die noch weit vom Ernst des Erwachsenseins entfernt sind – zumindest stellt es der Erzähler retrospektiv so dar.

Dass es dem jungen Berger primär um die Vermeidung von Langeweile durch Abenteuerspiele geht, zeigt auch seine Feststellung in der Arrestzelle: „So war ich nun wirklich in eine jener Lagen geraten, von denen man in den Büchern liest – aber das Merkwürdige daran war [...], daß damit zugleich das Abenteuer seinen ergötzlichen Charakter verlor. Im Augenblick, in dem es ernst wird, verlassen uns die Genüsse der Reflexion.“ (AS, 229) Ein reales Abenteuer ist nicht mehr „ergötzlich“, weil es eben ernsthafte Transgression, Gefahr und eigenständiges Handeln mit sich bringt und man sich im Moment des Erlebens nicht auf die Reflexion zurückziehen kann, sondern unmittelbares Handeln erforderlich ist. Es ist ernst und kein Spiel mehr. Für den jugendlichen Berger, der aus dieser Notwendigkeit des selbstständigen Handelns keine Lust gewinnen kann, bleibt das Abenteuer deshalb nur als Fantasie legitim, da sich die Wirklichkeit partout nicht „meine[n] [Bergers, Anm. E. H.] Spielregeln“ (AS, 207) fügen mag.

Über die Darstellung seines jüngeren Ichs als verwöhnter „homme de lettres“ verdeutlicht der Erzähler außerdem, dass schon die Vorstellung eines bestimmten Handelns, hier der Gang in die Fremdenlegion, als abenteuerliches Erlebnis ein Privileg desjenigen ist, der dies nicht notwendigerweise erleben muss, sondern es als außerordentliche Transgression herbeisehnen kann. Im Gegensatz zu den anderen Legionären, für die Afrika weniger ein geheimnisvoller Abenteurerraum, sondern „eine Art von Winterherberge“ (AS, 115) und der Gang in die Fremdenlegion schlicht eine aus der Not geborene Überlebensstrategie ist, ist Bergers Existenz – das zeigt etwa die finanzielle Unterstützung durch seinen Vater – auch noch in Algerien so sicher und

52 In der Hervorhebung eines rein männlichen Umfelds, das Berger ersehnt hatte, sieht Prill ein Indiz für eine homoerotische Grundierung, wofür sich auch Anhaltspunkte in den *Annäherungen* (1970) finden ließen, vgl. Prill, U.: „mir ward Alles Spiel“, S. 57. In der Tat gibt es in vielen Berichten ehemaliger Legionäre Schilderungen homoerotischer Beziehungen. In *Afrikanische Spiele* selbst jedoch finden sich, abgesehen von der intensiven Freundschaft zu Benoit, keine Betonungen von männlichen Annäherungen, die als homoerotische Sexualisierungen gedeutet werden könnten; die demonstrative Abwesenheit von Sexualität und der unbeholfene Umgang damit wie in obiger Szene sind indes frappierend.

komfortabel, dass er von einem gefährlichen Abenteuer träumen kann, ohne sich dieser Gefahr wirklich aussetzen zu müssen. Das von ihm herbeigesehnte intensiverte Erleben ist für viele seiner Kameraden kein Spiel, sondern unfreiwilliger Ernst ihres Lebens, dem sie nicht den Rücken kehren können, wenn es nicht den eigenen Spielregeln gehorcht. Für sie ist die mit dem Abenteuer implizierte Kontingenz und Gefährdung keine lustvolle Fantasie, sondern alltägliche Wirklichkeit.

Somit ist die beabsichtigte Transgression in eine unzivilisierte Welt, in ein geografisches wie psychisches Inneres, in ein intensives Leben in der afrikanischen Wildnis gescheitert. Die Fremdenlegion hat Berger zwar nach Afrika gebracht, der europäischen Ordnung, die der Kasernenhof der Legion verkörpert, ist er aber nicht entkommen, weil, wie Goupil es vorhergesagt hatte, die Kolonien ebenfalls längst nach europäischen Vorstellungen geordnet sind. Diese Ordnung ist gerade das Ergebnis der antiabenteuerlichen Anstrengungen, die in den bereits untersuchten Kolonialromanen thematisiert wurden, also der administrativen Durchdringung der kolonisierten Gebiete, die Berger in seinen literarischen Fantasien ungeschehen machen möchte. Um auf das Bild der Fremdenlegion als Transportmittel für die Überschreitung der Grenze zurückzukommen, lässt sich festhalten, dass Berger dieses Transportmittel nie verlässt und die Transgression deshalb scheitert.⁵³ In die Hölle oder Unterwelt ist er nicht gekommen, nur in einen äußerst langweiligen Teil der zivilisierten Ordnung.

Einen Gegenentwurf zur Desillusion über die mit Afrika verbundenen Abenteuersehnsüchte, die beispielhaft in dem Ratschlag Dr. Goupils zum Ausdruck gebracht wird, verkörpert lediglich Bergers Freund Charles Benoit.⁵⁴ Der langjährige Fremdenlegionär berichtet von den tollsten Abenteuern während seiner Reisen, die Berger so begeistern, dass er sich gegen den Rat Goupils für die Fremdenlegion entscheidet. Doch auch hier stellt sich heraus, dass Benoits Abenteuer nichts anderes als Produkte der Fantasie sind, denn Benoit hatte in Indochina eine Opiumsucht entwickelt, die ihn zunehmend halluzinieren ließ.

53 Dies betont auch Mergenthaler, V.: Von Bord, S. 278–279.

54 Die Figur des Charles Benoit ist einem tatsächlichen Freund Jüngers aus der Fremdenlegion namens Karl Rickert nachempfunden, dem Jünger später die Schrift *An einen verschollenen Freund* (1930) widmete. Armin Mohler hat einen Brief Rickerts, der in der Legion wohl tatsächlich den *nom de guerre* Charles Benoit hatte, an Ernst Jünger in Auszügen in einer Sammlung von Dokumenten über Ernst Jünger abgedruckt, worin dieser auch den gemeinsamen Fluchtversuch beschreibt. Rickerts eher nüchterne Schilderung verdeutlicht, wie stark Jünger wiederum für *Afrikanische Spiele* das Geschehene einer Romantisierung und literarischen Verfremdung unterzieht. Vgl. dazu Mohler, A.: Fremdenlegion, S. 42–50, sowie Martus, S.: Ernst Jünger, S. 109–110.

Ursprünglich ebenfalls ein von Wanderlust getriebener Handwerker Geselle auf der Suche nach dem Neuen, erkennt er schnell: „Du läufst bis ans Ende der Welt und kommst schließlich dahinter, daß überall schon einer gewesen ist.“ (AS, 154) Diesem Einbruch der Realität und der Langeweile des Legionärsalltags entkommt er nur durch die Droge, durch die er sich in einen „chinesischen Palast“ (AS, 159) oder in ein fremdartiges Schloss fantasiert: „Dann habe ich mir Geschichten erdacht, schönere und wirklichere als in den Büchern stehen. In ganz Marseille gibt es nicht genug Papier für einen, der das aufschreiben will.“ (AS, 161) In der Zwischenzeit doch vom Opium losgekommen, sucht Benoit das Außergewöhnliche auch weiterhin vor allem in seiner Fantasie, die ihm unabhängig von den äußeren Umständen immer zugänglich bleibt und in der er sich seine innere Freiheit erhält: „Ich wußte damals noch nicht, daß man die Mauern mit Gedanken tapezieren kann. Für mich gibt es keine Gefängnisse mehr.“ (AS, 157–158) Seine Abenteuer, die Berger so begeistert haben, sind also gerade keine Erlebnisse auf den weißen Flecken der Landkarte, im undurchdringlichen Urwald oder in einer archaischen Männerwelt, sondern können nur noch als inneres Erlebnis und als Geschichte davon fortbestehen.

Nachdem sein Vater seine Entlassung und Rückkehr nach Europa in die Wege geleitet hat, reist Berger nach Nancy, wo er sich mit dem Geld des Vaters neu einkleiden soll, um bei seiner Rückkehr zumindest äußerlich wieder in die heimische Ordnung zu passen.⁵⁵ Die Überfahrt zurück in die Heimat wird wie schon die Hinfahrt mythologisch gerahmt. Auf der Suche nach einer günstigen Übernachtung landet Berger in einer ärmlichen Herberge, wo die Wirtsleute seine Bezahlung entgegennehmen: „Ein verdrossenes Ehepaar saß dort einsam am Tisch und nahm meine Kupferstücke mit einem Lächeln entgegen, das dem des trübsinnigen Charon glich, mit dem er den Obolus empfängt.“ (AS, 242) Um den Acheron, auf dem er sich mit der Fremdenlegion die ganze Zeit befunden hat, nun wieder verlassen zu können, muss er abermals den Fährmann bezahlen. Ob er nun aber aus der Unterwelt zurückkehrt oder jetzt erst dort hinkommt, die eigentliche Hölle also die Heimat ist, bleibt in diesem Bild offen.⁵⁶

55 Norbert Dietka zitiert einen Bericht einer Lokalzeitung, der Jüngers Eskapade in der Fremdenlegion und die diplomatischen Bemühungen seines Vaters an die Öffentlichkeit bringt. Somit ist Jünger selbst Gegenstand einer Zeitungsmeldung geworden, die in ihm, ebenso wie in der Figur Berger, ursprünglich das Interesse an der Fremdenlegion entfachte. Siehe dazu Dietka, Norbert: Ernst Jünger. Vom Weltkrieg zum Weltfrieden: die Genese eines Sinneswandels. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2021, S. 129.

56 Gegensätzliche Einschätzungen dazu finden sich bei Mergenthaler, V.: Völkerschau, S. 215–216, und Kiesel, H.: Ernst Jünger, S. 62.

Der Erzähler Berger schildert diese letzten Tage seiner Rückkehr nach Europa als eine Phase der ernüchterten Erkenntnis über das Scheitern seiner Fantasien: „Das Experiment war mißglückt, ich hatte nur die Zahl der empfindsamen Reisen um eine letzte vermehrt. Ich mußte zurück, mußte leben wie die anderen auch.“ (AS, 241) In seinem Abenteuerspiel hat Berger eine Niederlage erlitten und kann nun nicht mehr nach seinen eigenen Fantasieregeln leben. Die die ganze Erzählung durchziehende Desillusion wird hier noch einmal gebündelt und als Voraussetzung für den nun bevorstehenden Ernst des Erwachsenseins dargestellt. „[D]ie Zeit der Kindheit war vorbei“, kommentiert Berger das Ende seiner afrikanischen Spiele, und resümiert:

Der Vorstoß in das Gesetzlose ist lehrreich wie der erste Liebeshandel oder wie das erste Gefecht; das Gemeinsame dieser frühen Berührungen liegt in der Niederlage, die neue und stärkere Kräfte weckt. Wir werden ein wenig zu wild geboren und heilen die gärenden Fieber durch Tränke von bitterer Art. [...] ‚Willkürlich leben kann jeder‘, lautet ein bekanntes Wort; richtiger ist, daß willkürlich niemand leben kann. (AS, 244–245)

Er schließt so die Kindheit als Phase des Spielerischen ab und legt den Fokus damit auf den Ernst des vor ihm liegenden Erwachsenseins. Sein Versuch, in Afrika zu einer ursprünglichen, vorzivilisatorischen Welt der Tat und des intensiven Erlebens im Abenteuer vorzustößen, ist gescheitert; und zwar nicht nur, weil niemand sich der Ordnung der Zivilisation entziehen und somit „willkürlich leben“ kann, sondern auch, weil er selbst dem ganz ernsthaft drohenden Abenteuer – sei es die Fluchtmöglichkeit oder der Besuch bei der Prostituierten – den Rücken gekehrt hat. Jünger lässt seinen Erzähler hier noch einmal das paraphrasieren, was sich so ähnlich schon etwa 100 Jahre früher bei Hegel nachlesen ließ: Der Jüngling zieht aus, um sich die Hörner abzustoßen, muss dann jedoch feststellen, dass auch er wie jeder andere seinen Platz in der bürgerlichen Ordnung einnehmen muss (vgl. Kap. 2.2.1.) – seine Fieber der Fantasie werden demnach durch ‚bittere Tränke‘ geheilt. Jünger besiegelt damit das von Hegel verhängte Verdikt der Unmöglichkeit des Abenteuers in einer zunehmend geordneten modernen Welt.

Durch die Vorstellung, dass die „Niederlage [...] neue und stärkere Kräfte weck[e]“ (AS, 244), wird indes auch nahegelegt, dass die Sehnsucht nach Abenteuern und männlicher Vitalisierung in Afrika zwar enttäuscht wurde, er diese aber immer noch in sich trägt und diese sogar noch potenziert wurde. Dies lässt erahnen, dass die neu erweckte jugendliche Kraft und der männliche Tatendrang auf den Ersten Weltkrieg zu beziehen ist. Ernst Jünger selbst implizierte dies, indem er im Nachwort der ersten Auflage von 1936 vorschlug, *Afrikanische Spiele* als seine früheste Publikation zu verstehen: „Die Erzählung

des Herbert Berger gehörte recht lange meinen unveröffentlichten Papieren an. Ich möchte diese kleine Schrift dem Sinne nach als meine erste betrachten, obwohl sie später entstanden ist [...].⁵⁷ Jünger schreibt somit nachträglich eine Art Leseanleitung zum besseren Verständnis seiner frühen Schriften. Er suggeriert, dass die in Bergers Geschichte geschilderten Erlebnisse der kindlichen Desillusionierung eine Vorbedingung dessen sind, was sowohl historisch und in seiner eigenen Biografie als auch in seinem Werk mit den Erfahrungen des Ersten Weltkriegs folgt. In der letzten Nacht vor seiner Rückkehr fährt Berger im Traum „durch ein ausgestorbenes Gefilde, in dem das Feuer mit der Gewalt von Schmiedeflammen aus der Erde schlug.“ (AS, 244) Dieser Traum wirkt wie eine Vorausahnung des kurz darauf ausbrechenden Kriegs und legt nahe, dass die bislang nur im Spiel imaginierte und in der Realität gescheiterte Trans- bzw. Regression ins Vorzivilisatorische nun im Krieg zum Ernstfall werden wird. In dieser von Jünger vorgeschlagenen Lesart findet eine Verlagerung des Abenteuers vom afrikanischen Inneren ins europäische ‚Herz der Finsternis‘ statt, sodass die in Afrika gescheiterte Vitalisierung alsbald im Krieg als ins Äußerste intensiviertes Erleben, das im Zentrum der frühen Jünger’schen Schriften steht, verwirklicht werden kann.⁵⁸ Dass indes auch im Krieg zunächst eine Desillusionierung der kindlichen Phantasien nötig ist, verdeutlicht ein Zitat aus den *Stahlgewittern*, wo es bereits am Anfang heißt: „Nach kurzem Aufenthalt beim Regiment hatten wir gründlich die Illusionen verloren, mit denen wir ausgezogen waren.“⁵⁹ Erst wenn man sich von den kindlichen Sehnsüchten nach Flucht vor der Wirklichkeit verabschiedet hat, so lässt sich daraus schlussfolgern, ist eine ultimative abenteuerliche Grenzüberschreitung möglich. Im Krieg realisiert sich diese in der vollkommenen Abschottung des Kriegers von allen Tendenzen der Verweichlichung und einem Eintauchen in ein stählernes Kriegerkollektiv, in dem jegliche Individualität aufgelöst wird – eine Sichtweise, die in Jüngers Schriften über den Krieg bekanntlich prominent vertreten ist.⁶⁰

57 Jünger, E.: *Afrikanische Spiele* [1936], S. 220. Das Nachwort fehlt in späteren Auflagen der Erzählung.

58 Vgl. auch Esselborn, Hans: Äußeres und inneres Afrika bei Ernst Jünger. In: *Schnittpunkte der Kulturen. Gesammelte Vorträge des internationalen Symposions 17.–22. September 1996, Istanbul/Türkei*. Hrsg. von Nilüfer Kuruyazici. Stuttgart: Heinz 1998, S. 331–338, S. 334.

59 Jünger, Ernst: In *Stahlgewittern*. Erstausgabe 1920, nach der Fassung letzter Hand in den *Sämtlichen Werken* in 22 Bänden. Stuttgart: Klett-Cotta 2013, S. 15.

60 Trotz der ernsthaften Gefahr, die der Krieg zweifelsohne mit sich bringt, hat bereits Huizinga gezeigt, dass selbst der Krieg als Spiel beschrieben werden kann, vgl. Huizinga, J.: *Homo Ludens*, S. 101–118. Diese Darstellungsweise wurde auch Jüngers *Stahlgewittern* (1920) und dem *Kampf als inneres Erlebnis* (1922) sowie seinen weiteren Schriften über

Das Moment der Desillusionierung kennzeichnet indes nicht nur diese Erzählung, sondern kann als ein zentrales Charakteristikum der frühen Schriften Jüngers betrachtet werden, worauf auch die bereits zitierte Stelle aus *In Stahlgewittern* hindeutet. Schon ein paar Jahre vor *Afrikanische Spiele* hatte Jünger in *Der Arbeiter* (1932) den Gedanken formuliert, dass die Illusion von einem Ausbruch aus der Enge der bürgerlichen Regeln notwendigerweise zum Scheitern verurteilt sei.⁶¹ In diesem theoretischen Essay richtete sich seine Kritik unter anderem gegen den Versuch der Avantgarden, über den Primitivismus der Zivilisation zu entfliehen – diesem Protest gegen die etablierte Ordnung attestierte Jünger eine Niederlage.⁶² Mit der Desillusionierung markiert Jünger demnach jeweils einen Umbruch, sei es der Übergang von Adoleszenz zu Erwachsensein im Krieg oder der Epocheneinschnitt hin zu einer neuen Welt, für die ihm der Typus des Arbeiters notwendig erscheint. Die Literatur hat somit einen wichtigen Anteil an der Entzauberung solcher Illusionen und kann zugleich in ihrer Entstehung als maßgeblich durch die Erkenntnis und Aufdeckung der Illusionen bedingt verstanden werden.

Auch wenn Jünger diesen Gedanken bereits im *Arbeiter*-Essay formuliert hatte, ist *Afrikanische Spiele* dennoch mehr als nur die literarische Verarbeitung eines politisch-theoretischen Konzepts. Denn anders als in seinem Essay wird in der Erzählung viel stärker ein Widerstreit zwischen Illusionen und ihrer Desillusionierung inszeniert, ein Nebeneinander von Sehnsüchten und dem Bewusstsein über ihre mangelnde Umsetzbarkeit. Das verdeutlicht sich beispielsweise in der Schilderung von Bergers Gemütszustand nach seiner Rückkehr nach Deutschland: „Dennoch fühlte ich mich lange in meiner Freiheit verletzt und mochte an diesen Ausflug nicht rühren, wie an eine Wunde,

den Krieg oft attestiert. Eine Interpretation der ludischen Poetiken in den *Stahlgewittern* findet sich beispielsweise bei Prill, U.: „mir ward Alles Spiel“, S. 26–47. Hinweise auf eine Schilderung des Kriegs als Abenteuer in den *Stahlgewittern* sieht auch Kiesel, Helmuth: *In Stahlgewittern* (1920) und Kriegstagebücher. In: Ernst-Jünger-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Hrsg. von Matthias Schöning. Stuttgart: Metzler 2014, S. 41–59, S. 49. Dass der von Afrika enttäuschte Jünger seine Abenteuersehnsucht nach seiner Rückkehr auf den Krieg projizierte, legen außerdem Lars Koch und Hans-Harald Müller nahe, vgl. Müller, Hans-Harald: „Im Grunde erlebt jeder seinen eigenen Krieg“. Zur Bedeutung des Kriegserlebnisses im Frühwerk Ernst Jüngers. In: Ernst Jünger im 20. Jahrhundert. Hrsg. von Hans-Harald Müller u. Harro Segeberg. München: Fink 1995, S. 13–37, S. 16–18, sowie Koch, Lars: Der Erste Weltkrieg als Medium der Gegenmoderne. Zu den Werken von Walter Flex und Ernst Jünger. Würzburg: Königshausen & Neumann 2006, S. 207–211.

61 Vgl. beispielsweise Martus, S.: Ernst Jünger, S. 109 und Crescenzi, Luca: *Afrikanische Spiele* im Werk Ernst Jüngers. In: *Magie der Heiterkeit. Ernst Jünger zum Hundertsten*. Hrsg. von Günter Figal. 2. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta 1995, S. 169–182, S. 170–172.

62 Vgl. Crescenzi, L.: *Afrikanische Spiele*, S. 171–172.

die spät vernarbt.“ (AS, 245) Das Bild der nicht vernarben wollende Wunde deutet an, dass trotz der schmerzhaften Erkenntnis über die Niederlage seiner naiven Ausbruchswünsche diese Illusion in ihm weiterlebt. Zu Dr. Goupils Belehrungen über den prekären Status von Abenteuern in einer geordneten Welt, die sich am Ende bewahrheiten, treten immer wieder Gegenpositionen, die die romantische Sehnsucht nach einer anderen Welt repräsentieren und dabei nicht eindeutig widerlegt oder verurteilt werden. Am deutlichsten zeigt sich das an den phantastischen Geschichten, die Bergers Freund Benoit über seine Zeit in Indochina erzählt. Er schafft es, sich der Realität ein ums andere Mal durch den Rückzug in seine Fantasiewelt zu entziehen und daraus so viel zu schöpfen, dass auch die Wirklichkeit erträglich wird. Dass diese reiche Abenteuerwelt in seiner Fantasie zumindest teilweise im Opiumrausch entsteht, tut der Attraktivität dieser Gedankenspiele keinen Abbruch, sondern präsentiert hier eine Methode der Erweiterung des Bewusstseins, die beispielsweise in den deutlich später erschienenen *Annäherungen. Drogen und Rausch* (1970) von Jünger noch einmal eigens thematisiert wurde. Im Gegensatz zu Berger muss Benoit am Ende der Erzählung seine Sehnsucht nach einem anderen Leben nicht aufgeben, sondern kann ihnen auch weiterhin in seiner Fantasie nachgehen. Gerade weil die Desillusionierung in der hier untersuchten Erzählung so dezidiert herausgestellt wird, liegt die Vermutung nahe, dass die Illusion nach wie vor im Verborgenen existiert. Anders als in seinem politischen Schreiben muss diese ungelöste Spannung zwischen Illusion und Desillusion im literarischen Text nicht aufgehoben werden.

Man kann die Erzählung nicht nur als Jüngers autobiografische Verarbeitung des eigenen Lebenswegs sehen, sondern sie auch als Auseinandersetzung mit seinen Schreibprozessen und seiner Entwicklung als Autor verstehen. Vor allem der zwischen Abgeklärtheit und Ridikülisierung schwankende Erzählton des gereiften Erzählers, der auf sein naives jüngerer Ich zurückblickt, dient Jünger zur Hervorhebung einer Neuausrichtung seines eigenen Schreibens, einer Neupositionierung seiner selbst als Autor. Hierfür erscheint die von der Romanfigur Benoit entwickelte Strategie der konsequenten Verlagerung ins Innere, in die Innenwelt der Gedanken und Fantasien, aber auch des Drogenrauschs, instruktiv: Ähnlich wie Benoit, der die Mauern der äußeren Welt ‚mit Gedanken tapeziert‘ (vgl. AS, 157–158), markiert Jünger mit *Afrikanische Spiele* eine erzählerische Abwendung von der in den frühen Werken viel stärker an der äußeren Wirklichkeit und am politischen Tagesgeschehen orientierten Erzählformen wie dem Essay und eine Hinwendung zu stärker fiktionalem Erzählen ohne konkrete politische Bezüge. Diese kann als Grundlage für Jüngers innere Emigration im Dritten Reich verstanden werden.

In *Afrikanische Spiele* findet die Spannung zwischen Illusion und Desillusion(ierung) ihren nachdrücklichsten Ausdruck im „deutlich aufklaffende[n] Hiatt zwischen gut erzähltem, aber nicht mehr erfahrbarem Abenteuerertum“. ⁶³ Dabei ist die starke Betonung der literarischen Überformung jugendlicher Abenteuerfantasien zum einen als augenzwinkernde Spitze gegen die Schemahaftigkeit populärer Literatur zu verstehen, die es nicht vermag, genuin neue Imaginationen des Abenteuers zu entwickeln und stattdessen immer und immer wieder aufs Neue bestehende Narrative – von *Don Quijote* über *Robinson Crusoe* bis zu den Lederstrumpf-Geschichten – kolportiert und aktualisiert. ⁶⁴ Zum anderen wird so die persistente Wirkmacht dieser Erzählungen unterstrichen, deren Wiederholungszwang sich vom literarischen Text auf seine Leserinnen und Leser zu übertragen scheint: Denn auch wenn man um die fehlende Originalität und die stereotype Verfasstheit populärer Abenteuerromane weiß, bleibt dennoch eine kindliche Faszination mit den darin entwickelten Vorstellungen bestehen, die zugleich aber dazu führt, dass immer wieder nur die bestehenden Narrative reinszeniert werden und kein eigentliches Abenteuer erlebt wird. Anders als in den Kolonialromanen, die in den vorherigen Kapiteln analysiert wurden, ist das vitalisierende Abenteuer in der afrikanischen Wildnis bei Jünger von vornherein nichts mehr, was wahrhaftig zu erleben ist, sondern nur noch in der Brechung der Erzählung existent. Ridikülisiert wird somit die Vorstellung, man könnte durch das Lesen von populärer Abenteuerliteratur wie dem erwähnten *Heinz Brandt, der Fremdenlegionär* authentische Abenteuer nachempfinden oder gar, wie Berger es versucht, eine realistische ‚Anleitung‘ zum Abenteuer daraus ableiten. Was bleibt, ist die Lust am Abenteuer, der man auf dem heimischen Sofa, türkische Zigaretten rauchend versunken in die Lektüre, ausgiebig in der Fantasie nachgehen kann. Was indes ebenfalls bleibt, ist die Sehnsucht, diese Abenteuer der Fantasie in die Realität umzusetzen, die wiederum notwendigerweise desillusioniert werden muss.

63 Honold, A.: Fahrten und Fronten, S. 24.

64 Wie in Kapitel 1.3.2. dargelegt wurde, kann dies der Populärliteratur insofern nicht zum Vorwurf gemacht werden, als sie im Gegenteil zur autonomen Kunstliteratur gar nicht versucht, neue Perspektiven zu entwickeln, sondern stattdessen auf die bestehenden Vorstellungen der Leserschaft setzt und für sie Erwartbarkeit hervorbringen will.

Fazit: Abenteuer und Krise in populären Kolonialerzählungen um 1900

Ausgangspunkt dieser Studie war der Protest des deutschen Offiziers der Kaiserlichen Schutztruppe Hans Dominik, welcher sich auf dem Titelblatt der Zeitschrift *Kolonie und Heimat* als skurrile Parodie eines „Kriegsmannes“ oder Abenteurers abbilden ließ. Dahinter stand die Absicht, auf eine empfundene Fehlentwicklung im deutschen Kolonialismus hinzuweisen, die sich auch als eine Verschiebung von individueller Eskapade zu Beherrschung beschreiben lässt: Mit dem verstärkten Ausbau des deutschen Siedlungskolonialismus anstelle der vorherigen Eroberung immer neuer Kolonialgebiete entwickelte sich ein neues Ideal kolonialer Herrschaft, in dem transgressive Abenteuer der Selbstermächtigung zunehmend von regelgeleiteter (Selbst-)Beherrschung und einer rationalen Administration verdrängt wurde. Diese wachsende Obsoleszenz von Kampfeskraft und gewalttätiger Bewährung wurde von Dominik als Demütigung der soldatischen Männlichkeit beklagt. Dabei ist die gewählte bildliche Inszenierung des Protests wiederum rückgebunden an die traditionelle Darstellung des ritterlichen Abenteurers der Vormoderne, die hier in einer ikonografischen Verzerrung aufscheint.

Die historisch zu konstatierende Neuausrichtung innerhalb des deutschen Kolonialismus und die kritische Verhandlung dieser Verschiebung im Kolonialdiskurs lässt sich auch in vielen kolonialen Erzähltexten in Form einer zwiespältigen Positionierung zum Abenteuer als kolonialem Handlungs- und Erzählmodell erkennen. Entgegen der naheliegenden Annahme, dass das Abenteuer in kolonialer Literatur allgegenwärtig ist, weil dort klassischerweise Transgressions- und Gewaltfantasien verhandelt werden, zeigt die genauere Betrachtung, dass die Auseinandersetzung mit dem Abenteuer oft eher kritisch und distanziert ist, zugleich das Abenteuer aber als wichtiger Referenzpunkt bestehen bleibt. Aus dieser Beobachtung wurde geschlussfolgert, dass die Thematisierung des Abenteurers in den hier untersuchten Kolonialromanen nicht mehr allein dem Selbstzweck einer abenteuerlichen Handlung folgt. Sie dient dazu, andere Aspekte zu verhandeln, darunter gesellschaftlich und politisch virulente Themen der Zeit, vor allem aber Aspekte, die mit der Positionierung männlicher (Kolonial-)Akteure in einer sich wandelnden Ordnung zusammenhängen. Dass für diese literarische Verständigung über gesellschaftliche und politische Themen gerade auf abenteuerliche Erzählweisen und

Handlungsabläufe zurückgegriffen wird, ist kein Zufall und ist auch nicht allein aus der Übernahme populärer Motive und Erzählkonventionen zu erklären. Weil Abenteuer und Ordnung untrennbar miteinander verbunden sind, fungiert das Abenteuer vor allem als Selbstbeschreibungsfelme der Moderne, die es ermöglicht, von außen auf das Eigene zu blicken. Die Imagination der kolonialen Fremde sagt demnach wenig über die Fremde und viel über das Eigene aus, das in der Kolonialliteratur aus der kolonialen Peripherie heraus betrachtet wird. Von dieser inhaltlichen Seite abgesehen verweist die in den Romanen aufscheinende Kritik am Abenteuer außerdem auf den Versuch der Verfasser, einen Umgang mit populären Erzählformen, wie es das Abenteuer um 1900 längst ist, zu finden, der es erlaubt, sich einerseits von der moralischen wie ästhetischen Fragwürdigkeit abenteuerlicher Erzählungen zu distanzieren und dennoch an der emotionalen Wirkmacht und Niedrigschwelligkeit des Populären zu partizipieren und davon zu profitieren.

Die Beantwortung der leitenden Fragen, warum auf das Abenteuer in kolonialen Erzählungen trotz der offenkundigen Kritik daran dennoch nicht verzichtet wurde, welche Umformungen des Abenteuers sich in deutschsprachigen Kolonialromanen der Jahrhundertwende durchsetzten und welche Themen über das diskreditierte Abenteuer verhandelt wurden, folgte in der vorliegenden Arbeit deshalb zwei verschiedenen Richtungen: Zum einen wurde dem thematischen Reiz des Abenteuers als Handlungs- und Erzählmodell und seinen Implikationen für die Imagination kolonialer Männlichkeit nachgegangen, zum anderen aber auch dem Reiz des Populären und der wirkungsästhetischen Positionierung von Kolonialschriftstellern innerhalb eines literarischen Felds, die auch zu einer Verbreitung und Popularisierung kolonialer Inhalte über Erzählliteratur beitragen sollte.

Die literaturhistorische Einordnung des Abenteuerbegriffs in Kapitel 2 hat verdeutlicht, dass die Kritik am Abenteuer beinahe so alt ist wie das Abenteuer selbst.¹ Davon zeugt neben frühen parodistischen Umschreibungen abenteuerlicher Narrative vor allem die semantische Abwertung des Abenteuers in das Feld des Trügerischen, Unehrliehen oder Unvorhersehbaren. Der Übergang des Begriffs in die kaufmännische Semantik zeigt darüber hinaus, dass mit dem Abenteuer eine widersprüchliche Doppeldeutigkeit einherging, indem

1 Dies gilt nur, wenn man das Abenteuer als eine genuine Neuentwicklung des europäischen Mittelalters versteht, wie es in der Literaturgeschichte oft getan wird und wie es auch in dieser Studie heuristisch vorausgesetzt wurde, weil die hier verhandelten modernen Thematisierungen des Abenteuers sich häufig auf dezidiert mittelalterliche Abenteuerkonzeptionen rückbeziehen. Dass auch in antiken Erzähltexten bereits abenteuerliche Handlungsfolgen etabliert wurden, ohne diese indes eigens als Abenteuer zu bezeichnen und zu konzeptualisieren, bleibt davon selbstverständlich unbenommen eine ebenso valide Sicht.

es einerseits den Versuch beschrieb, Handelsgeschäfte so abzuschließen, dass ein möglichst geringes Risiko besteht und dieses vorab auch genau kalkuliert werden kann, und andererseits auch das Gegenteil als Abenteuer galt, also das Inkaufnehmen eines unkalkulierbaren Risikos, um neue Märkte zu erschließen. In *Robinson Crusoe* kommt zu dieser Doppelbedeutung noch eine weitere Komponente hinzu, die für moderne Abenteuernarrationen von eminenter Bedeutung ist, und zwar der bewusste Auszug in die Kontingenz des Abenteuers, die der Abenteurer aus der Freude am Ungewissen, Unvorhersehbaren heraus – aus der „meer wandring inclination“,² wie es bei Defoe heißt – sucht und genussvoll erlebt. Gerade diese Lust am Abenteuer um seiner selbst willen und die damit implizierte Zentrierung auf das abenteuernde Subjekt geriet in die Kritik der Aufklärung und in das Visier einer Debatte über die Ästhetik neuer Literaturformen wie dem Roman. Besiegelt wurde die Abwertung alles Abenteuerlichen schließlich durch die unter anderem von Hegel vorgebrachte Vorstellung, die Unvorhersehbarkeit und Regellosigkeit des Abenteuers habe in der „Verkettung“ der bürgerlichen Ordnung keinen Platz mehr. Die durch diese Kritikpunkte beförderte Verdrängung des Abenteuers in den Bereich des Populären konsolidierte sich im 19. Jahrhundert, wobei sich die Kritik um 1900 noch stärker auf die scheinbare Gefahr für jugendliche Leserinnen und Leser konzentrierte.

Gezeigt wurde außerdem, dass die Ablehnung des Abenteuers nicht nur aus moralischen Gründen geschah. Sie muss auch als Bestandteil einer Distinktionshaltung gegenüber populärem Erzählen verstanden werden, das als ästhetisch minderwertig und somit als nicht angemessen für ein anspruchsvolles Publikum erachtet wurde. Die Diskussion über die Schundliteratur war auch geprägt von einer Tendenz der Abgrenzung bürgerlicher Autorinnen und Autoren von weniger gebildeten Schichten, die als wachsende Leserschaft populärer Literatur galten. Zugleich haben die Analysen der einzelnen Kolonialromane gezeigt, dass diese durchaus auf populäre Erzählformen zurückgriffen, wenn auch nicht so vollumfänglich, wie dies in anderen populären Genres wie dem Kolportage- oder Heftchenroman der Fall war. Daraus kann geschlussfolgert werden, dass die Autoren der hier untersuchten Romane offenbar doch ein Interesse daran hatten, vom Erfolg des Populären zu profitieren, und zwar nicht nur aus Verkaufsgründen, sondern auch, weil im Feld der Unterhaltungsliteratur ein großes Potenzial zur Beeinflussung der Leserschaft vermutet wurde.

Das Unbehagen am Unterhaltsamen bei gleichzeitigem Interesse, ein Massenpublikum mit kolonialen Inhalten zu erreichen, kann als ein Grund

2 Defoe, D.: *Robinson Crusoe*, S. 5.

gesehen werden, warum Verfasserinnen und Verfasser kolonialer Erzählliteratur versuchten, Themen zu adressieren, die besonders für ein bürgerliches Publikum relevant waren, dies jedoch in einer durchaus unterhaltsamen Form zu tun. Das wurde im Selbstverständnis des Kolonialautors Richard Küas deutlich, der sich genötigt sah, auf populäre Erzählweisen zurückzugreifen, um durch Marktkonformität Verkaufserfolge zu erzielen. Zugleich versuchte er aber, dem eigenen Verständnis nach möglichst ‚authentisch‘ und ohne unnötig reißerische Schilderungen über die Kolonien zu schreiben, um so koloniale Themen einer möglichst breiten Leserschaft in der Mitte der Gesellschaft näherzubringen.

Was die inhaltliche Gestaltung betrifft, haben sich im Wesentlichen zwei verschiedene Strategien des Umgangs mit dem Abenteuer herauskristallisiert. Zum einen ist die tatsächliche Ablehnung des Abenteuers zu nennen, die indes dennoch das Abenteuer thematisiert, wenn auch nur als Abgrenzungsfolie oder ex negativo. Dies ist in Gustav Frenssens *Peter Moors Fahrt nach Südwest* der Fall, in dem das Abenteuer motivisch und strukturell zuerst aufgegriffen wird, um es dann umso wirkungsvoller zu brechen. Auch die Antilegionsliteratur verabschiedet das Abenteuer, indes nicht ohne es zunächst extensiv zu schildern, sodass hier den Leserinnen und Lesern das Abenteuer zwar auszureden versucht wird, es aber dennoch nicht vorenthalten wird, auch um die Sogwirkung des Abenteuers auf das Publikum zu nutzen. Zum anderen, das war die leitende These, wird das Abenteuer in den Romanen einer narrativen Umformung unterzogen, um es so zu aktualisieren, dass es von seinen problematischen Implikationen befreit wird und wieder wichtige Funktionen für die Erzählung selbst, aber auch für die Verhandlung kolonialer Männlichkeit erfüllen kann.

Das aus verschiedenen Gründen problematisierte und kritisierte Abenteuer wird in den untersuchten Kolonialromanen nicht einfach negiert und durch ein anderes Handlungs- und Erzählmodell ersetzt, sondern stattdessen so domestiziert, dass es einer bürgerlichen Werteordnung entspricht. Dabei liegt die grundsätzliche Domestizierung schon darin begründet, dass es sich um Erzählungen handelt und nicht um tatsächliche Abenteuer – innerhalb der Literatur ist das Abenteuer also genau genommen immer schon ein domestiziertes, insofern es im heimischen Kontext rezipiert und konsumiert und nicht mehr aktiv erlebt wird. Darüber hinaus haben die Analysen aber gezeigt, dass der attestierte Egoismus und die Unmoral des Abenteurers, und dabei vor allem die Transgression aus einer schlichten Wanderlust heraus, die Sehnsucht nach Selbstermächtigung und die damit einhergehende Rücksichtslosigkeit gegenüber den Zuhausegebliebenen, so eingehegt und gezügelt werden, dass der Protagonist als altruistischer Wohltäter erscheint. So erklärt sich der

beinahe omnipräsente strukturelle wie motivische Bezug auf vormoderne Formen des Abenteurers, die modern aktualisiert werden: Die Herausforderungen der kolonialen Akteure um 1900 werden mit dem Kampf eines heroischen Ritters mit Unholden und Monstern zur Wiedererlangung und Bewährung seiner Ehre gleichgesetzt und außerdem über literarische Figuren wie Parzival mit Vaterlandstreue und Pflichtbewusstsein assoziiert. Ehre und Pflicht im Dienst des Vaterlands sind es gerade auch, die im kolonialen Unterfangen im Fokus stehen, nicht aber der verantwortungslose und grenzenlose Egoismus eines umherwandernden Abenteurers. Eine Domestizierung des Abenteurers findet außerdem dadurch statt, dass die Abenteuer im Rahmen staatlicher Aufgaben wie der kolonialen Verwaltung, des Handels oder der militärischen Verteidigung angesiedelt werden. Insofern lässt sich hier auch von einer Verschleierung der Transgressivität und Außergesetzlichkeit des Abenteurers sprechen, das durch die Verlagerung in einen geordneten militärischen oder administrativen Kontext den Anschein der Rechtmäßigkeit und Regelkonformität erhält und somit nicht mehr abenteuerlich erscheint.

Eine wichtige Rolle für den Erhalt einer domestizierten Form des Abenteurers spielen auch die Antagonisten, die gemäß einer für populäre Literatur typischen dualistischen Struktur all jene negativen Eigenschaften verkörpern, die dem Protagonisten fehlen oder die er sich aus Pflichtgefühl versagt, darunter auch die Abenteuerlust. Diese Figuren dienen dazu, das Abenteuer einerseits zu diskreditieren und andererseits über die negative Repräsentation dennoch als Bestandteil des Erzählten erhalten zu können.

Eine Domestizierung zeigt sich außerdem in der Verlagerung des Abenteurers weg von brutalen Kampfschilderungen und Gewaltdarstellungen hin zu sexuellen Transgressionsfantasien. Ehebruch und andere illegitime Liebesbeziehungen sind Topoi der Grenzüberschreitung, die auch in der autonomen Literatur des 19. Jahrhunderts und der Jahrhundertwende fest etabliert sind und für männliche Figuren im Gegensatz zu entfesselter Gewalt eher wie mindere Vergehen wirken. Damit knüpfen die Romane an bereits bestehende literarische Traditionen, sowohl der Populär- als auch der Hochliteratur, an und schreiben sich zugleich in sie ein, um eine Erwartbarkeit der Handlung gewährleisten zu können, das koloniale Geschehen seiner spezifischen Fremdheit zumindest partiell zu entledigen und damit in die Nähe des heimischen Lebens zu bringen. Außerdem erschließen sie sich durch die Verlagerung des Abenteurers in Liebesnarrative zumindest potenziell ein noch größeres Publikum. Davon zeugt in Funkses Kolonialroman beispielsweise das gänzlich unverhohlene Spielen mit Erzähltechniken und Motiven, die aus den ‚Frauenromanen‘ E. Marlitts bekannt waren.

In seiner in verschiedener Weise domestizierten Form dient das Abenteuer auch dazu, die in den Romanen thematisierte koloniale Gewalt so darzustellen, dass sie als genretypischer Bestandteil einer Abenteuererzählung legitim erscheint oder verharmlost wird. Es wird also nicht nur das Abenteuer an sich verschleiert, indem es in einen Ordnungskontext gereiht wird, sondern auch die mit dem Abenteuer einhergehende Gewalt. Das offensichtlichste Beispiel dafür ist Funkes Verlagerung des Kolonialskandals um Carl Peters in ein Setting, das dem doppelten Kursus der höfischen *aventure* nachempfunden ist. Die darin teilweise bis ins blutigste Detail geschilderten Kämpfe gegen die Indigenen und auch der kompromisslose Umgang mit den indigenen Frauen können so als Bestandteil eines ritterlichen Kampfs und als Ausdruck von Pflichtbewusstsein legitimiert, somit aber auch verharmlost und verschattet werden. Eine solche Verharmlosung ist auch in Küas' Schilderung des indigenen ‚Aufstands‘ zu sehen, der einerseits wie ein kindisches, geradezu groteskes Aufbegehren dargestellt und andererseits vom väterlichen Kolonisator mit einer List, die die vorangegangene Gewalt überlagert, souverän beendet wird.

Es sind diese Strategien der Verharmlosung und Verschattung, die zeigen, dass das Abenteuer instrumentalisiert wird, und zwar vor allem, indem es ein Handlungs- und Erzählmuster bereitstellt, das Tatkraft und Stärke impliziert und somit für die Frage, wie eine moderne Männlichkeit in einer sich wandelnden Welt um 1900 aussehen soll, zentral ist. Die demonstrative (Über-) Betonung männlicher Tugendhaftigkeit, Charakterstärke und Ehre anhand der Protagonisten verdeutlicht, dass die untersuchten Kolonialromane ein normatives Bild idealtypischer Männlichkeit im kolonialen Raum zeichnen, das wiederum eng mit den männlichen Rollenvorstellungen in der Metropole zusammenhängt. Das von seinen problematischen Implikationen bereinigte und somit domestizierte Abenteuer dient als performative Maskerade, hinter der Verunsicherung verborgen werden kann und die dabei helfen soll, eine bedroht gesehene Männlichkeit zu demonstrieren.

Die in den Romanen aufgegriffene Unsicherheit der männlichen Akteure basiert, wie eingangs ausgeführt, teilweise auf historisch belegbaren Überforderungstendenzen der Kolonialbeamten und Soldaten, die vor allem daraus resultierten, dass sie schlecht vorbereitet waren und einer überwältigenden Überzahl an kolonisierten Menschen gegenüberstanden, denen sie sich ausgeliefert und unterlegen fühlten. Die dargestellte Hilflosigkeit ist indes zum Teil so dominant, dass schon von einem kolonialliterarischen Topos zu sprechen ist. Daher ist in den hier untersuchten Romanen genauer gesagt eine gezielte und ganz offene Inszenierung von Hilflosigkeit zu konstatieren, die dann durch das Zurückfinden des männlichen Protagonisten zu seiner Identität über das Abenteuer umso effektvoller überwunden werden kann. Einerseits geht es

teilweise also um ein Verbergen von Unvermögen und Unsicherheit hinter der Fassade des souveränen, hier meist ritterlichen Abenteurers, andererseits wird die Hilflosigkeit offensiv als Problem für das koloniale Miteinander in den Fokus gerückt. Daraus entwickelt sich ein Bewältigungsnarrativ, das seinerseits wiederum abenteuerlichen Strukturen folgt.

Hier zeigt sich der zwiespältige Umgang mit dem Abenteurer besonders deutlich: Die Romane partizipieren zum einen an der etablierten Kritik am Abenteurer wegen dessen vermeintlichem Egoismus und seiner Unverantwortlichkeit, die sich jeglicher Rationalität entzieht, zum anderen wird aber auch insinuiert, dass das neu geschaffene Ideal einer kolonialen Männlichkeit, die dezidiert un-abenteuerlich sein soll, die Kolonialakteure in ihrer Rolle verwirrt und sie ihrer ursprünglichen Macht beraubt. Die Romane schreiben damit das Narrativ einer krisenhaften Männlichkeit, das in der Literatur und Kultur der Jahrhundertwende sehr präsent war, fort und verlagern es in den kolonialen Raum. Krisenhaft ist die koloniale Männlichkeit in der Logik der Romane vor allem deshalb, weil nicht mehr klar ist, was einen Mann ausmacht, was zu seinen geschätzten Eigenschaften gehört und was nicht. Die Erzählungen stellen es so dar, dass durch die immer kritischer werdende öffentliche Wahrnehmung des Kolonialdiensts – bedingt u. a. durch die ebenfalls dargelegten Kolonialskandale – die männlichen Kolonisatoren in ein immer engeres Regelkorsett gezwängt werden, das ihren individuellen Handlungsspielraum eingrenzt und sie zu tugendhaftem Verhalten zwingen soll. Dergestalt gegängelt können sie, so der Tenor der Erzählungen, nicht mehr auf jene positiven Fähigkeiten und Eigenschaften zurückgreifen, die ihre Männlichkeit ursprünglich ausgezeichnet hatte: Tatkraft, Selbstbestimmtheit, Eigensinn, Potenz und Führungsstärke. Aus dieser Rollenverwirrung, einer Unklarheit darüber, was Mann in den Kolonien noch darf und was von der scharfzüngigen Kritik aus dem Mutterland bereits sanktioniert ist, resultiert männliche Hilflosigkeit als ein Unvermögen, adäquat auf die Herausforderungen der alltäglichen Kolonisationsarbeit reagieren zu können.

In Alfred Funks Roman wird das, was die Öffentlichkeit als abenteuerliches Verhalten wahrnahm und kritisierte, nämlich die brutalen Ausschweifungen der Kolonisatoren, verschleiert, indem der Protagonist zum ritterlichen Ehrenmann stilisiert wird. Hier dient die höfische *aventure* – oder vielmehr das, was die Rezeption des 19. Jahrhunderts daraus gemacht hatte – als eine Maskerade, hinter der die Gewalt, Egomanie und Rücksichtslosigkeit, um die es in dem offensichtlich aufgegriffenen Fall Peters ursprünglich ging, als Akte des ritterlichen Altruismus erscheinen. So wird es möglich, zu einem positiv konnotierten Abenteuerkonzept zurückzufinden und gleichzeitig die Kolonialakteure als ehrenwerte Männer der Tat zu inszenieren.

In *Vom Baum der Erkenntnis* hingegen will der Protagonist kein Abenteurer mehr sein, sondern ein moderner Kolonialbeamter, der dem neuen Idealbild eines bürokratisch arbeitenden Verwaltungsfachmanns entspricht, dabei aber vor allem paternalistisch über die inferioren Indigenen herrscht. In einer Form der Überkompensation versucht der koloniale Beamte, alle Ansprüche an eine moderne koloniale Männlichkeit zu erfüllen und gerät so in die Rolle des servilen Dienstleisters, dem jegliche Macht entglitten ist. Die resultierende Ohnmacht kann nur durch ein Abenteuer bekämpft werden, um danach wieder die Mitte besetzen zu können. In diesem Fall wird das Abenteuer als Moment der Ordnungsstiftung und zugleich als performativer Akt der Erlösung und Resouveränisierung dargestellt, nach dem ein mittleres Heldentum wieder kultivierbar wird.

In Funks und Küas' Roman wird also männliche Hilfflosigkeit inszeniert, um dann wieder über ein Bewährungsnarrativ, für das das Abenteuer einen reichen Fundus bietet, eine verloren geglaubte oder bedrohte Männlichkeit zu restituieren. Sie verhandeln auf diese Weise außerdem zahlreiche Themen, die zeitgenössisch viel diskutiert wurden, etwa die Frage nach den politischen Einflussmöglichkeiten des Bürgertums, die Küas auch über poetologische Bezüge auf die Erzählweisen des Realismus aufgreift, oder der damit ebenfalls zusammenhängende Bedeutungsverlust des Adels, den Funke als Ausdruck eines beispiellosen Verfalls der politischen Sitten darstellt. Damit wird ein umfassender Eindruck von Krisenhaftigkeit einer Zeit vermittelt, deren ursprüngliche Traditionen von Modernisierungstendenzen und anderen gesellschaftlichen Umbruchsbewegungen bedroht gesehen werden. Über das domestizierte Abenteuer wird es möglich, dem Sehnen nach einer starken, dabei aber dennoch modernisierten Männlichkeit Ausdruck zu verleihen und diese in Form des krisengeschüttelten Protagonisten in Szene zu setzen.

Während in diesen Romanen auf das Abenteuer schlussendlich doch affirmativ zurückgegriffen wird und eine ideale moderne Männlichkeit vor allem durch den Rückbezug auf vormoderne Traditionen und alttestamentarische Motive gestaltet wird, wurde anhand von Frenssens Schilderung des Kolonialkriegs in Südwestafrika eine gänzlich andere Positionierung herausgearbeitet. Das koloniale Abenteuer wird in Anlehnung an seine höfische Form sowohl motivisch als auch strukturell angelegt; mit der Erkenntnis, dass der Krieg nicht den Erzähl- und Erlebnisstrukturen populärer Abenteuerliteratur folgt, wird die romantische Vorstellung eines ritterlichen Abenteurers indes durch die Brutalität moderner Kriegsführung durchkreuzt. Ähnlich wie bereits bei Funke wird auch hier ein ‚Dolchstoß‘-Narrativ entwickelt, demzufolge die koloniale Männlichkeit aus dem Hinterhalt der eigenen Gesellschaft angegriffen wird. In

dieser Logik wird es möglich, die genozidale Gewalt als Bewältigungsstrategie gegen die überhandnehmende Hilflosigkeit der Soldaten zu inszenieren. Der Roman präsentiert sich damit als gezielte politische Intervention gegen die zunehmende Einschränkung männlicher *agency* und Selbstbestimmung sowohl im kolonialen Krieg als auch in einer sich bedenklich modernisierenden deutschen Gesellschaft.

Die Pfadfinderbewegung, die maßgeblich aus den Erfahrungen eben dieses Krieges heraus gegründet wurde, betreibt hingegen eine umfassende Pädagogisierung des Abenteurers. Sowohl bei den britischen *Boy Scouts* als auch bei den deutschen Pfadfindern wird die alarmierende Erfahrung der mangelnden Vorbereitung für den kolonialen Einsatz und der Unterlegenheit gegenüber den bekämpften Indigenen zum Anlass genommen, ein Programm zu entwickeln, das Selbsthilfe und Selbsterneuerung einer krisenhaften Männlichkeit zur Rettung einer bürgerlichen Tugendhaftigkeit verspricht. Den Vorwurf seitens ihrer Kritiker, die Pfadfinder würden einerseits zu amoralischen Abenteuern verführt und andererseits in militaristischem Korpsgeist geschult, versuchen die deutschen Gründerväter der Bewegung zu entkräften, indem sie sich immer wieder auf vormoderne Abenteurer wie Parzival oder die Kreuzritter beziehen und hier vor allem Ehre und Selbstlosigkeit in den Fokus rücken. Trotz der immer wieder beteuerten Abkehr vom populären Abenteuer greifen die Pfadfinder-Autoren in ihrem eigenen literarischen Schaffen durchaus auf konventionalisierte Abenteurerschemata zurück. In Pfadfinder-Romanen wie dem hier exemplarisch untersuchten *Okowi, ein Hererospion?* wird über die zahlreichen Abenteuerepisoden noch einmal das evoziert, was im zentralen Intertext des Romans, Frenssens *Peter Moor*, verabschiedet wurde, nämlich die Hoffnung auf eine heroische Bewältigung der soldatischen Hilflosigkeit durch abenteuerlich erlernte Fähigkeiten.

Die untersuchten Romane instrumentalisieren das Abenteuer zusammenfassend also zur Diskursivierung eines Krisengefühls, das in vielen literarischen, publizistischen und anderen Quellen der Zeit präsent war. Die Beobachtung, dass die ausgewählten Romane das Gefühl von Ohnmacht und Überforderung prominent in den Fokus rücken, ist dabei besonders frappierend, da hilflose Protagonisten zunächst offenkundig dem Ideal eines mutigen Kolonialhelden widersprechen. Erst die Problematisierung und die daraus resultierende Brüchigkeit des Abenteurers als Erzählweise und Form eines spezifischen kolonialen Erlebnisses ermöglichen es, dass männliche Hilflosigkeit überhaupt thematisiert und so handlungsbestimmend verhandelt werden kann. Einerseits wird somit in den Romanen einem Gefühl Raum gegeben, das – so suggerieren historische Untersuchungen – wohl tatsächlich von Beamten und Soldaten im

Kolonialdienst geäußert wurde und auch zeigt, dass die Frage nach dem richtigen und angemessenen Verhalten männlicher Akteure in den Kolonien ähnlich umstritten war wie Rollenerwartungen in der Metropole.

Weil Kolonialliteratur insgesamt aber ein äußerst idealisierendes und dabei kolonialideologisch belastetes Genre ist, wird in den Romanen andererseits die Gelegenheit genutzt, zumindest literarisch eine als gestört wahrgenommene Ordnung wiederherzustellen. Dies gelingt, indem als Ursache für die geschilderte Hilflosigkeit weniger die tatsächliche Unfähigkeit der Akteure und stattdessen die scheinbar fehlende Unterstützung und die Kritik seitens der deutschen Politik und Öffentlichkeit ausgemacht werden. Gerade weil die moralischen Ansprüche an eine moderne Männlichkeit steigen und abenteuerliches Verhalten sanktioniert wird, wird eine Rollenverunsicherung beschrieben, die in Hilflosigkeit resultiert. Zugleich weisen gerade die Romane Alfred Funkes und Richard Küas' eine auffällige Verflechtung von männlicher Unsicherheit und erotischen Unterwerfungsfantasien auf, die auf eine Erotisierung dieser Ohnmachtsgefühle hindeutet. Der drohende Machtverlust des Manns und die Machtübernahme entweder der Indigenen oder der Ehefrau, oder, am gefährlichsten und zugleich am reizvollsten, der indigenen Frau, können lustvoll ausgekostet werden, aber nur, weil zugleich klar ist, dass es sich hier nur um eine temporäre Störung handelt, die innerhalb der Erzählung noch behoben wird. Dies geschieht durch eine erneute Machtergreifung des Manns, die wiederum unter Rückgriff auf abenteuerliche Bewährungsmechanismen gestaltet ist.

Deutlich geworden ist schließlich, dass diese narrative Resouveränisierung als Krisenbewältigung Ausdruck eines männlichen Privilegs ist, da die in den Romanen vorgetragene larmoyante Klage über die scheinbare Krisenhaftigkeit wiederum dazu dient, die ohnehin bestehende Macht weiter zu festigen. Dies gelingt, indem einerseits die Erzählungen von der Rede über die leidenden Männer dominiert sind und andere Figuren nur schematisch geschildert werden und andererseits die attestierte Krisenhaftigkeit Aktionen rechtfertigt, die eine Sicherung der Hegemonie besiegeln. Dass so viel über die kriselnde Männlichkeit geschrieben wird, zeigt, dass sie im Gegenteil äußerst hegemonial den Diskurs beherrscht und die Rechtfertigung der eigenen Hegemonie erneut herausstellt. Die Romane lassen keinen Zweifel daran, dass die Kolonien von einer hegemonialen Männlichkeit profitieren, wie insbesondere das immer wieder aufscheinende Erlösernarrativ verdeutlicht: Als Erlösung wird nicht nur die koloniale Herrschaft an sich dargestellt, sondern auch die individuelle Charakterstärke des einzelnen Kolonialbeamten, der sich persönlich dafür einsetzt, die Indigenen aus der scheinbaren Barbarei zu befreien und die aufbegehrenden Frauen in ihre Schranken zu verweisen. Häufig ist das

Abenteuer wiederum die Erlösung für den Kolonialbeamten von seiner eigenen temporären Schwäche, nach deren Bewältigung er umso kraftvoller strahlen kann.

Im letzten Kapitel wurde anhand der populären Antilegionsliteratur herausgestellt, dass darin ebenfalls eine widersprüchliche Haltung gegenüber dem Abenteuer verhandelt wird. Zum einen wird offensiv postuliert, dass die Fremdenlegion als die größte Bedrohung für die Tugendhaftigkeit, aber auch für das Leben der auf Abwege geratenen jungen Deutschen zu sehen ist, weil deren verhängnisvolle Sehnsucht nach Abenteuern, so der Tenor der Romane, durch die Verlockungen der Fremdenlegion unrechtmäßig verstärkt und bedient würde. Zum anderen ändert all die vehemente Anprangerung der Legion und der falschen Abenteuererwartungen nichts daran, dass auch eine negative Darstellung des Abenteuers von der Attraktionskraft abenteuerlicher Erzählweisen profitiert, insofern somit eine große sensationslustige Leserschaft angesprochen werden kann. Von dieser Positionierungsstrategie auf dem umkämpften Markt der populären Literatur zeugt insbesondere die Heftenreihe *Heinz Brandt, der Fremdenlegionär*.

Ernst Jünger wiederum verarbeitete diese populäre Wahrnehmung der scheinbar schädlichen Abenteuersehnsucht und der Fremdenlegion als verwegene Ausbruchsmöglichkeit, die er selbst zu ergreifen versucht hatte, rückblickend aus der Zeit des frühen Dritten Reichs. Zunächst wird in *Afrikanische Spiele* die enorme Attraktion populärer Erzählungen wie *Heinz Brandt*, aber auch kanonisierter Abenteuernarrative, dargelegt, die tatsächlich das Handeln junger Männer wie dem Protagonisten Berger als Jüngers Alter Ego prägt. Diese literarischen Einflüsse sind es umgekehrt jedoch, die ein echtes Abenteuer verhindern, weil der Ich-Erzähler die tatsächlichen Gelegenheiten zur Transgression ungenutzt verstreichen lässt. Während eine Wehmut darüber zum Ausdruck gebracht wird, dass die immer weiter vordringende imperiale Beherrschung jegliche Freiräume der männlichen Selbstermächtigung tilgt, wird zugleich – charakteristisch für Jüngers Schreiben der Zwischenkriegszeit – der Erste Weltkrieg mindestens indirekt als das eigentliche Abenteuer in Aussicht gestellt. Es scheint, als hätte es der finalen Enttäuschung der Abenteuersehnsucht in Afrika bedurft, um sodann im europäischen ‚Herz der Finsternis‘ eine umso dramatischere Erfüllung hinsichtlich der Entfesselung der Gewalt finden zu können, in der eine größtmögliche Selbstentgrenzung als ultimatives Abenteuer, als radikale Abwehr aller verweichlichenden Tendenzen, die in den Kolonialromanen beklagt wurden, möglich wird. Damit setzt Jünger den Krieg an das Ende einer literarischen Auseinandersetzung mit dem Abenteuer und verdeutlicht so auch, dass die tradierten Abenteuernarrative nicht mehr ausreichen, um die gewaltigen Ausmaße des Kriegs zu

erfassen – dazu bedarf es neuer Schreibweisen, die Jünger selbst in seinem Frühwerk zu entwickeln versuchte. Zugleich kann der zeitliche Abstand, mit dem die Erzählinstanz sowohl auf die Legionsepisode als auch auf den Ersten Weltkrieg blickt, auch als Hinweis darauf gedeutet werden, dass auch Jünger die Abenteuersehnsucht, die ihn ursprünglich in den Krieg ziehen ließ, im Jahr 1936 nicht mehr so energisch vertrat wie noch 1914. Ohne dem Autor eine ideologische Kehrtwende zu unterstellen, gibt die Erzählung Anhaltspunkte für einen Verdruss darüber, dass die Hoffnungen, die in den Krieg als größtmöglichem Abenteuer gesetzt wurden, weder im Krieg noch danach erfüllt werden konnten, sodass die mit der nationalsozialistischen Aufrüstung verbundenen erneuten Abenteuerfantasien demnach als vergebens und naiv betrachtet werden. Der Gestus des gereiften, die jugendliche Naivität belächelnden Erzählers erlaubt es Jünger, sich selbst in einer veränderten politischen und gesellschaftlichen Lage immer stärker in Richtung einer apolitischen Innerlichkeit zu positionieren.

Zu klären war in dieser Studie, wie und warum in den untersuchten Erzähltexten das Abenteuer thematisiert wurde. Dabei ging es nicht darum, zu bestimmen, was ein (koloniales) Abenteuer *ist*; vielmehr wurden die untersuchten Romane darauf befragt, welche Bewertungen und Verhandlungen abenteuerlicher Erzähl- und Handlungsweisen darin erkennbar sind und was jeweils mit der Rede über das Abenteuer oder dem Einsatz abenteuerlicher Erzähl- und Strukturelemente bezweckt wurde. Dabei ist deutlich geworden, dass die unterschiedliche Thematisierung des Abenteuers nur wenig über das Abenteuer an sich aussagt und stattdessen symptomatisch als eine Form des Umgangs mit zeitgenössisch wichtigen Themen zu verstehen ist. In den Analysen wurde vor allem der Aspekt der scheinbar gefährdeten Männlichkeit vertieft. Gemäß der grundlegend kolonialaffirmativen Ausrichtung der Romane unterstreichen die Autoren die Tugendhaftigkeit der männlichen Kolonialakteure, indem sie die lautgewordenen Forderungen nach einer stärkeren Reglementierung kolonialer Herrschaft aufgreifen und den Protagonisten eine diesem neuen Ideal entsprechende Rolle attestieren.

Dabei ist insbesondere der Rückbezug auf Vormodernes auffällig: Einerseits liegt dieser in der Schemahaftigkeit von populärer Kolonialliteratur begründet, die gerade nicht versucht, narrativ etwas genuin Neues zu schaffen, sondern durch die Verarbeitung alter Formen und Narrative an Bekanntes anzuknüpfen versucht, um Erwartbarkeit zu gewährleisten. Andererseits zeugt der ständige Blick auf die ritterlichen Abenteuer der Vormoderne von einem Unbehagen gegenüber der Moderne, die keinen richtigen Platz mehr für das Abenteuer und den Abenteuerer zu bieten scheint. Anhand der Romane wird deutlich, dass der Versuch, das Abenteuer in einen modernen Kolonialkontext zu transferieren, für die Verfasser eine erzählerische Herausforderung bedeutete. Die

Kolonialromane sind von einem entschiedenen Festhalten an Traditionen und vergangenen Werten durchdrungen, mit dem sie die Bewältigung einer Krise darstellen, um zu einem scheinbaren Ursprungspunkt traditioneller Männlichkeit zurückzukehren. Die Romane, die diese Verklärung des Vormodernen wiederum nicht vollziehen, also Frenssens *Peter Moor* und die Verfasser der Antilegionspropaganda, stellen das Abenteuer folgerichtig als etwas dar, das mit modernem Verhalten und insbesondere modernem Imperialismus nicht mehr vereinbar scheint.

Indem die meisten der hier untersuchten Romane sich zu zeitgenössischen Streitthemen äußern, werden konservative Wertvorstellungen der Autoren und eine unverhohlene politische Positionierung zum Ausdruck gebracht. Die Art und Weise, wie beispielsweise Mitleid mit den Protagonisten evoziert und Kritik an der kolonialpolitischen Ausrichtung geübt wird, deutet darüber hinaus auf manipulative Tendenzen dieser Literatur hin: Gerade Funkes, Küas' und Frenssens Romane sind vom Versuch geprägt, die Meinung der Leserinnen und Leser zu ‚korrigieren‘, sodass beispielsweise Carl Peters nicht mehr als rücksichtslos-fanaticher Egomane, sondern als charakterstarker Kolonialpionier in Erinnerung gehalten wird oder der Genozid an den Herero als Ausdruck außerordentlicher Heldenhaftigkeit und nicht als beispiellose Gewalteskalation wahrgenommen wird. Festzuhalten ist daher, dass die deutschsprachige Kolonialliteratur im Großen und Ganzen nicht nur kolonialaffirmativ, sondern kolonialideologisch ausgerichtet ist und die Romane somit durchaus auch propagandistischen Zwecken dienen.

Gezeigt wurde schlussendlich, dass die Beschäftigung mit kolonialer Erzählliteratur wenig Aussagekraft besitzt, wenn lediglich die in der Tat meist hochgradig stereotyp-konventionalisierte, ästhetisch wenig ambitionierte Darstellung der kolonialen Verhältnisse und die rassistische Beschreibung der kolonisierten Menschen hervorgehoben und bemängelt werden. Während es im Grunde wenig überraschend ist, dass gemäß der kolonialen Ideologie in den Romanen rassistisch-stereotype Inhalte transportiert werden, gewinnt die Auseinandersetzung mit Kolonialromanen an Relevanz, wenn das Genre als Reflexionsraum für revisionistische konservative Kulturkritik verstanden wird und somit die engen Wechselbeziehungen zwischen Kolonie und Metropole in den Blick genommen werden.

Was mit Ernst Jüngers retrospektiver Betrachtung der kolonialen Abenteuersehnsüchte bereits angeklungen ist, ließe sich ausgehend von den Ergebnissen dieser Studie noch weiter vertiefen, vor allem die Frage danach, wie nach dem Ende der deutschen Kolonialherrschaft, das 1919 mit dem Versailler Vertrag besiegelt wurde, in der weiterhin publizierten Kolonialliteratur mit Abenteuer-narrativen umgegangen wurde. Denn nach dem Ersten Weltkrieg verschoben

sich in der frühen Weimarer Republik nicht nur die (geo-)politischen Verhältnisse grundlegend, sondern auch die literarischen und kulturellen Perspektiven auf Herrschaft und Männlichkeit, die zudem beeinflusst waren durch fundamentale Kontingenz- und Verlusterfahrungen des Kriegs. Dass diese auch in die Narration kolonialer Erzählungen einfließen, lässt sich beispielsweise an Hans Grimms Roman *Volk ohne Raum* (1926) erkennen: Mit seinem Titel lieferte dieser nicht nur ein wichtiges Schlagwort für die nationalsozialistische Expansionspolitik,³ sondern verlieh auch eben jenem Gefühl der fehlenden Verankerung und der Hilflosigkeit gegenüber den Umbrüchen der Moderne Ausdruck. Hans Grimm, aber auch Gustav Frenssen, beide später in nationalsozialistischer Gunst stehende Autoren, zeigen außerdem die personellen und thematischen Verbindungen und Kontinuitäten zwischen Kolonialismus und Nationalsozialismus, die zwar einerseits offenkundig erscheinen, andererseits bislang aber vor allem literaturwissenschaftlich kaum fundiert untersucht wurden. Da diese Verbindungen aktuell gerade in historiografischen und (kultur-)politischen Debatten häufig ins Feld geführt werden, stellt die breiter angelegte, dabei aber genau differenzierende Analyse von Entwicklungslinien ebenso wie Brüchen in der literarischen Imagination von Männlichkeit im Spannungsfeld von Abenteuer und Ordnung zwischen Kaiserreich und Drittem Reich auch in der Germanistik ein wichtiges Forschungsdesiderat dar. Ob die Auseinandersetzung mit dem Abenteuer den im 19. Jahrhundert gefestigten Linien der Abwertung und Diskreditierung folgt oder mit den Umbruchserfahrungen ganz andere Bewertungen entwickelt werden, wäre in diesem Zusammenhang ebenfalls zu klären.

Des Weiteren erscheint die vergleichende Perspektive auf andere Kolonialmächte als fruchtbarer Anknüpfungspunkt an die vorliegende Untersuchung. Denn wenn hier als Prämisse der Analysen galt, dass koloniale Imaginationen, und gerade die des Abenteurers, immer auf die Heimat rückbezogen bleiben und nur in dieser Wechselwirkung zu verstehen sind, ließe sich folgerichtig fragen, welche politischen und sozialen Themen etwa in französischen, britischen oder niederländischen Kolonialromanen verhandelt wurden und welche Rolle dafür das Abenteuer spielt. Dass das, was hier für die deutschsprachige Kolonialliteratur gezeigt wurde, nicht an nationalphilologischen Grenzen endet und dass die dargelegte Wahrnehmung des Abenteurers möglicherweise auch in anderen europäischen Ländern ähnlich war, hat beispielsweise die Parallele zwischen den britischen und deutschen Kriegserfahrungen,

3 Während es Hans Grimms sehr erfolgreicher Roman war, der die Rede vom „Volk ohne Raum“ popularisierte und auch konzeptionell festigte, geht die Wendung bereits auf Gustav Frenssens Roman *Die drei Getreuen* (1898) zurück, aus dem Grimm das Schlagwort übernahm.

die jeweils zur Gründung der *Boy Scouts* bzw. der Pfadfinderbewegung führten, gezeigt. Zugleich waren sowohl die Voraussetzungen der Kolonisierung als auch die heimischen Probleme in Politik und Gesellschaft nicht in jedem Land identisch, sodass sich hier ein breites Feld für weitere Untersuchungen anbietet.

Literaturverzeichnis

Quellen und Primärliteratur

- „Abentheuer“. In: Johann Heinrich Zedler: Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaftten und Künste. Bd. 1 (A–Am). Halle, Leipzig 1732–1754, S. 104.
- „Abentheuerlich (Dichtkunst)“. In: Johann Georg Sulzer: Allgemeine Theorie der Schönen Künste. Erster Theil. Leipzig: M. G. Weidemanns Erben und Reich 1771, S. 3–4.
- „Abentheuerlich“. In: Deutsche Encyclopädie oder Allgemeines Real-Wörterbuch aller Künste und Wissenschaftten. Bd. 1. Hrsg. von Ludwig Julius Friedrich Höpfner. Frankfurt a. M.: Varrentrapp Sohn und Wenner 1778–1807, S. 31–32.
- „Avanturier“. In: Johann Heinrich Zedler: Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaftten und Künste. Bd. 2 (An–Az). Halle, Leipzig 1732–1754, S. 2100.
- „Avanturier“. In: Johann Heinrich Zedler: Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaftten und Künste. Supplement 2 (Ao–Barb). Halle, Leipzig 1732–1754, S. 679–680.
- „Romanhaft“. In: Johann Georg Sulzer: Allgemeine Theorie der Schönen Künste. Vierter Theil. Leipzig: M. G. Weidemanns Erben und Reich 1771, S. 109.
- Adelung, Johann Christoph: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen. Erster Theil, A–E. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig: Johann Gottlob Immanuel Breitkopf und Compagnie 1793.
- Africanus (d. i. Alexander Lion): Peter Moors Feldzugsbericht. In: Deutsche Kultur 2.21 (1906), S. 647–651.
- Africanus (d. i. Alexander Lion): Afrikanischer Lorbeer. In: Deutsche Kultur 3.26 (1907), S. 133–136.
- Alexis, Willibald: The Romances of Walter Scott. In: Jahrbücher der Literatur 22 (1823), S. 1–75.
- Aram, Kurt: Unsere Lausbuben. In: Berliner Tageblatt 160, 29. März 1909.
- Baden-Powell, Robert: Scouting for Boys. A Handbook for Instruction in Good Citizenship. The Original 1908 Edition. Oxford, New York: Oxford Univ. Press 2004.
- Bayer, Major Maximilian: Der Deutsche Pfadfinderbund. Sonderdruck aus dem Handbuch für Jugendpflege. Langensalza: Hermann Beyer & Söhne 1914.
- Bayer, Maximilian: Mit dem Hauptquartier in Südwestafrika. Berlin: Wilhelm Weicher 1909.
- Berg, Leo: Ein Feldzugsbericht. In: Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde 9.7 (1906), S. 498–500.

- Blanckenburg, Christian Friedrich von: Versuch über den Roman. Faksimiledruck der Originalausgabe von 1774. Mit einem Nachwort von Eberhard Lämmert. Stuttgart: Metzler 1965.
- Bohlen, Alfred Dr.: Pfadfinder-Erziehung an höheren Lehranstalten. Im Auftrage des Deutschen Pfadfinderbundes verfaßt. Leipzig: Pfadfinderverlag Otto Spamer 1914.
- Bongard, Oscar: Wie wandere ich nach Deutschen Kolonien aus? Ratgeber für Auswanderungslustige. Berlin: Wilhelm Süsserott 1907.
- Bülow, Frieda von: Ludwig von Rosen. Eine Erzählung aus zwei Welten. Berlin: F. Fontane & Co. 1892.
- Bülow, Frieda von: Tropenkoller. Episode aus dem deutschen Kolonialleben. Berlin: F. Fontane & Co. 1896.
- Burgund, Paul: Im Joche der Fremdenlegion. Erlebnisse eines jungen Oberschlesiers in Afrika und Ostasien. Breslau: Franz Goerlich 1911.
- Calvert, Albert F.: The German African Empire. London: T. Werner Laurie Ltd. 1916.
- Carlyle, Thomas: On Heroes, Hero-Worship, & the Heroic in History. Six Lectures. London: James Fraser 1841.
- Defoe, Daniel: Robinson Crusoe. Introduction by Guy N. Pocock. London, New York: Dent/Dutton 1966.
- Dernburg, Bernhard: Zielpunkte des deutschen Kolonialwesens. Zwei Vorträge. Berlin: Ernst Siegfried Mittler und Sohn 1907.
- Eckardt, Fritz: Eine neue Richtung. In: Monatsschrift für das Turnwesen 28.9 (1909), S. 321–330.
- Erzberger, Matthias: Kolonial-Berufe. Ratgeber für alle Erwerbssaussichten in den deutschen Schutzgebieten. Berlin: Germania 1912.
- Falkenhorst, Carl (d. i. Stanislaus von Jezewski): Ein afrikanischer Lederstrumpf. Der reiferen Jugend erzählt. 3 Bde. Bd. 1: Weißbart-Weichherz. Stuttgart, Berlin, Leipzig: Union Deutsche Verlagsgesellschaft 1888.
- Felsenstadt, M. von: Die Schmach der Fremdenlegion. Leipzig: Richard Sattler 1911.
- Frenssen, Gustav: Brief an Dr. Robert Schian. 2 Seiten, unpaginiert, 7.04.1906. Nachlass Gustav Frenssen, Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek Kiel, Cb21.56.1110 (03).
- Frenssen, Gustav: Brief an Heinrich Michaelsen senior. 8 Seiten, unpaginiert, 26.10.1906. Nachlass Gustav Frenssen, Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek Kiel, Cb21.56.1046 (12).
- Frenssen, Gustav: Peter Moors Fahrt nach Südwest. Ein Feldzugsbericht. Berlin: G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung 1906.
- Frenssen, Gustav: Lebensbericht. Berlin: G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung 1940.
- Freud, Sigmund: Der Dichter und das Phantasieren. In: ders.: Gesammelte Werke. Chronologisch geordnet. Hrsg. von Anna Freud. Bd. 7. 4. Aufl. Frankfurt a. M.: Fischer 1966, S. 212–223.

- Freud, Sigmund: Das ökonomische Problem des Masochismus. In: ders.: Gesammelte Werke. Chronologisch geordnet. Dreizehnter Band. Hrsg. von Anna Freud. Bd. 13. 5. Aufl. Frankfurt a. M.: Fischer 1967, S. 371–383.
- Freytag, Gustav: Soll und Haben. Roman in sechs Büchern. Leipzig: Hirzel 1855.
- Funke, Alfred: Afrikanischer Lorbeer. Kolonialroman. Berlin: DITA Deutsches Verlagshaus 1907.
- Funke, Alfred: Carl Peters. Der Mann, der Deutschland ein Imperium schaffen wollte. Berlin: Metten & Co. 1937.
- Göhring, Ludwig: Skizzen aus der modernen Jugendliteratur. II. Im Banne des „Lederstrumpfs“. In: Paedagogium. Monatsschrift für Erziehung und Unterricht XIII (1891), S. 727–733.
- Grimm, Jacob: Frau Aventiure klopft an Beneckes thür. In: ders.: Kleinere Schriften. 1. Reden und Abhandlungen. Reprogr. Nachdr. der Ausg. Berlin 1864. Hildesheim: Olms 1965, S. 83–112.
- Großer Generalstab: Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika. Erster Band. Der Feldzug gegen die Hereros. Berlin: Ernst Siegfried Mittler und Sohn 1906.
- Hartmann von Aue: Iwein. Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch. Herausgegeben und übersetzt von Rüdiger Krohn, kommentiert von Mireille Schnyder. Stuttgart: Reclam 2012.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Vorlesungen über die Ästhetik. Bd. I. In: ders.: Werke. Hrsg. von Eva Moldenhauer u. Karl Markus Michel. Bd. 13. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1970.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Vorlesungen über die Ästhetik. Bd. II. In: ders.: Werke. Hrsg. von Eva Moldenhauer u. Karl Markus Michel. Bd. 14. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1970.
- Hennes, Gerhard: Die Sklaven der Marianne. Erlebnisse eines Fremdenlegionärs. Cöln: J. P. Bachem 1911.
- Herder, Johann Gottfried: J. G. Sulzers Allgemeine Theorie der Schönen Künste. In: Allgemeine deutsche Bibliothek 22.1 (1774), S. 5–92.
- Heymann, Robert: Die Hölle von Sidi Bel-Abbès. Der Roman eines Fremdenlegionärs. Dresden: Rudolf Kraut 1911.
- Hutter, Theodor: In der Fremdenlegion. Abenteuer und Erlebnisse eines Fremdenlegionärs in Oran (Nordafrika) und Annam (Hinterindien). Budweis: Moldavia 1911.
- Jünger, Ernst: Afrikanische Spiele. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1936.
- Jünger, Ernst: Afrikanische Spiele. In: ders.: Sämtliche Werke. Bd. 15, Abt. 3, Erzählende Schriften, 1. Erzählungen. Stuttgart: Klett-Cotta 1978, S. 76–245.
- Jünger, Ernst: In Stahlgewittern. Erstausgabe 1920, nach der Fassung letzter Hand in den *Sämtlichen Werken* in 22 Bänden. Stuttgart: Klett-Cotta 2013.
- Jünger, Ernst: Das Abenteuerliche Herz. Erste Fassung: Aufzeichnungen bei Tag und Nacht. 2. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta 2020.

- K. Hbr.-Fr.: Die Räuberromantik. In: Bayerische Lehrerzeitung 43.17 (1909), S. 357–358.
- Kohlstock, Paul: Dr. Paul Kohlstock's Ratgeber für die Tropen. Neubearbeitet von Oberstabsarzt Dr. Mankiewitz. 2. Aufl. Göttingen, Leipzig: Hermann Peters 1905.
- Krafft-Ebing, Richard von: Psychopathia Sexualis. Mit besonderer Berücksichtigung der konträren Sexualempfindung. Eine medizinisch-gerichtliche Studie für Ärzte und Juristen. 13., verm. Aufl. Stuttgart: Ferdinand Enke 1907.
- Küas, Herbert: Vorwort. In: Hart am Wind. Ein Seemannsschicksal. Leipzig: E. A. Seemann, S. 9–11.
- Küas, Richard: Autobiografischer Bericht. Maschinengeschriebenes Manuskript im Besitz der Familie Pietzcker (Hamburg), ohne Datum.
- Küas, Richard: Brief an die Firma Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart. 3.9.1927, unpaginiert. Literaturarchiv Marbach, Cotta Archiv (Stiftung der Stuttgarter Zeitung).
- Küas, Richard: Brief an Herrn Henke im Besitz der Familie Pietzcker (Hamburg). Unpaginiertes Brieffragment, 26.03.1935.
- Küas, Richard: Brief an Herrn J. Cotta, G.m.b.H. Stuttgart. 23.11.1910, unpaginiert. Literaturarchiv Marbach, Cotta Archiv (Stiftung der Stuttgarter Zeitung).
- Küas, Richard: Einseitiger, unpaginierter maschinengeschriebener Bericht im Besitz der Familie Pietzcker (Hamburg), ohne Datum.
- Küas, Richard: Das zweite Gesicht und andere Erzählungen aus unseren Kolonien. Berlin, Leipzig: Hermann Hillger 1912.
- Küas, Richard: Togo-Erinnerungen. Berlin: Vorhut-Verlag Otto Schlegel 1939.
- Ladenburg, Max: Im Abgrund der Fremdenlegion. Neurode (Eulengebirge), Hamm, Speyer: W. W. (Ed.) Klambt 1914.
- Leutnant Klinger: Brief an Gustav Frenssen, 22.10.1906. 4 Seiten, unpaginiert. Nachlass Gustav Frenssen, Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek Kiel, Cb21.56.996 (22).
- Lion, Alexander: Koloniale Jugenderziehung. In: Zeitschrift für Kolonialpolitik, Kolonialrecht und Kolonialwirtschaft 10.8 (1908), S. 691–699.
- Lion, Alexander: Das Pfadfinderbuch. Nach General Baden-Powells Scouting for Boys. Zweite neubearbeitete Auflage. München: Verlag der Aertzlichen Rundschau Otto Gmelin (Pfadfinderverlag) 1911.
- Lion, Alexander: Jungdeutschlands Pfadfinderbuch. Dritte, neubearbeitete Auflage. München: Verlag der Aertzlichen Rundschau Otto Gmelin Pfadfinderverlag 1912.
- Lion, Alexander: Die Pfadfinder- und Wehrkraftbewegung und ihre Ursachen. München: Verlag der Aertzlichen Rundschau Otto Gmelin Pfadfinder-Verlag 1913.
- Lion, Alexander: Das Pfadfinderbuch. Nach General Baden-Powells Scouting for Boys, unter Mitwirkung von Offizieren und Schulmännern. Faksimile der deutschen Erstausgabe von 1909, München: Verlag der Aertzlichen Rundschau Otto Gmelin. Bau- nach: Spurbuch 2014.

- Lion, Alexander: Höhen und Tiefen des Lebens. Autobiographisches und Selbsterzeugnisse des Mitbegründers der deutschen Pfadfinderbewegung. Hrsg. von Stephan Schrölkamp. Baunach: Spurbuch 2014.
- Ludwig, Otto: Romanstudien. Historisch-kritische Edition. Unter Mitarbeit von Tobias Eiserloh. Hrsg. von Matthias Grüne. Köln: Böhlau 2021.
- M.: Die Pfadfinder. Die Erziehung zum ‚Jagdhund‘. In: Berliner Tageblatt 153, 1. Beiblatt, 25. März 1909.
- May, Karl: Mein Leben und Streben. Selbstbiographie. Band I. Freiburg i. Br.: Friedrich Ernst Fehsenfeld 1910.
- May, Karl: Winnetou. Erster Band. Bamberg: Karl-May-Verlag 1951 (= Karl May's Gesammelte Werke Band 7).
- Michaelsen, H. J.: Brief an Gustav Frenssen, 26.09.1906. 3 Seiten. Nachlass Gustav Frenssen, Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek Kiel, Cb21.56.1046 (10).
- Michaelsen, H. J.: Brief an Gustav Frenssen, 7.09.1906. 4 Seiten. Nachlass Gustav Frenssen, Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek Kiel, Cb21.56.1046 (8).
- Michaelsen, H. J.: Brief an Gustav Frenssen, 8.09.1906. 2 Seiten. Nachlass Gustav Frenssen, Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek Kiel, Cb21.56.1046 (9).
- N. N.: Ein Ausflug einer Gruppe des Wehrkraftvereins München. Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, Abteilung IV. Kriegsarchiv, Jugendwehr, ca. September 1910.
- N. N.: Maßgebliches und Unmaßgebliches. In: Die Grenzboten 65.4 (1906), S. 324–328.
- o. V.: Heinz Brandt der Fremdenlegionär. Abenteuer, Kämpfe, Leiden und Geheimnisse in der Fremdenlegion. Bd. 1: In der Hölle auf Erden. Dresden: Mignon 1914.
- Okonsky, Karl: Der Pfadfinder. In: Arbeiter-Jugend 4 (1912), S. 118–119.
- Olden, Balder: Ich bin Ich. Der Roman Carl Peters. Berlin: Universitas 1927.
- Peters, Carl: Die deutsche Emin-Pascha-Expedition. München, Leipzig: R. Oldenbourg 1891.
- Peters, Carl: Die Gründung von Deutsch-Ostafrika. Kolonialpolitische Erinnerungen und Betrachtungen. Berlin: C. U. Schwetschke und Sohn 1906.
- Peters, Carl: Die Usagara-Expedition [1885]. In: ders.: Gesammelte Schriften. Erster Band. Hrsg. von Walter Frank. München, Berlin: C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung 1943, S. 287–318.
- Plaß, L.: Boy Scouts (Die Pfadfindertruppe). In: Zeitschrift für Jugendwohlfahrt 1 (1909), S. 289–300.
- Prutz, Robert Eduard: Ueber die Unterhaltungsliteratur, insbesondere der Deutschen. In: ders.: Kleine Schriften zur Politik und Literatur. Zweiter Band. Merseburg: Louis Garcke 1847, S. 166–212.
- Raabe, Wilhelm: Stopfkuchen. Eine See- und Mordgeschichte. Berlin: Otto Janke 1891.
- Riehl, Wilhelm Heinrich: Die deutsche Arbeit. Stuttgart: J. G. Cotta'scher Verlag 1861.
- Rosen, Erwin (d. i. Erwin Carlé): In der Fremdenlegion. Erinnerungen und Eindrücke. Stuttgart: Robert Lutz 1909.

- Rößner, A.: Das Pfadfindersystem. In: Deutsche Turn-Zeitung für die Angelegenheiten des gesamten Turnwesens. Blätter der Deutschen Turnerschaft 52 (1909), S. 917–921.
- Sacher-Masoch, Leopold von: Venus im Pelz. Mit einer Studie über den Masochismus von Gilles Deleuze. Frankfurt a. M.: Insel 2009.
- Schian, Robert: Brief an Gustav Frenssen, 2.11.1906. 4 Seiten, unpaginiert. Nachlass Gustav Frenssen, Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek Kiel, Cb21.56.1110 (1).
- Schian, Robert: Von Schian vorgeschlagener Gang der Erlebnisse. 8 Seiten, unpaginiert, undatiert, vermutlich April 1906. Nachlass Gustav Frenssen, Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek Kiel, Cb21.56.1110 (7).
- Schian, Robert: Brief an Gustav Frenssen, 15.06.1906. 4 Seiten, unpaginiert. Nachlass Gustav Frenssen in der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek Kiel, Cb21.56.1110 (4) 1906.
- Sembritzki, Emil: Der Kolonialfreund. Kritischer Führer durch die volkstümliche deutsche Kolonial-Literatur. Berlin: Kolonie und Heimat 1912.
- Simmel, Georg: Philosophie des Abenteuers. In: ders.: Gesamtausgabe. Hrsg. von Otthein Rammstedt. Bd. 12: Aufsätze und Abhandlungen 1909–1918, Bd. 1. Hrsg. von Rüdiger Kramme und Angela Rammstedt. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2001, S. 97–110.
- Sombart, Werner: Der Bourgeois. Zur Geistesgeschichte des modernen Wirtschaftsmenschen. Unveränderter Nachdruck der ersten Auflage von 1913. 6. Aufl. Berlin: Duncker & Humblot 2003.
- Steffen, Jonk [d. i. Maximilian Bayer]: Okowi – ein Hererospion? Eine Geschichte aus dem südwestafrikanischen Kriege. Berlin: Wilhelm Weicher 1910.
- Steffen, Jonk [d. i. Maximilian Bayer]: Okowi – ein Hererospion? In: Der Pfadfinder. Jugendzeitung des Deutschen Pfadfinderbundes 1, Hefte 1–12 (1912).
- Stenographische Berichte über die Verhandlungen des Reichstags. IX. Legislaturperiode IV. Session 1895–97, 59. Sitzung am Freitag, 13. März 1896. Berlin 1896.
- Stenographische Berichte über die Verhandlungen des Reichstags. IX. Legislaturperiode IV. Session 1895–97, 61. Sitzung am Montag, 16. März 1896. Berlin 1896.
- Stenographische Berichte über die Verhandlungen des Reichstags. IX. Legislaturperiode, II. Session 1893/94, Bd. 2, Sitzung am 17.2.1894. Berlin 1894.
- Stenographische Berichte über die Verhandlungen des Reichstags. XI. Legislaturperiode, II. Session, 1905/1906, 132. Sitzung am Montag, 3. Dezember 1906. Berlin 1906.
- Timm, Uwe: Morenga. München: Verlag Autoren Edition 1978.
- Treffenfeld, H. J.: Um Deutsch-Südwestafrika! Betrachtungen eines Reichstagswählers. In: Daheim 43.2 (1906), S. 11–12.
- Vischer, Friedrich Theodor: Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen. Zum Gebrauche für Vorlesungen (1846). Bd. 6: Kunstlehre Dichtkunst. Hrsg. von Robert Vischer. 2. Aufl. München: Meyer & Jessen 1923.

- Weber, Leopold: Ästhetische doppelte Buchführung? In: *Der Kunstwart* 20 (1906), S. 318–325.
- Wenden, Henry: *Tropenkoller. Ein Kolonial-Roman*. Leipzig: Rich. Sattlers Verlag 1904.
- Wendt, A.: *Abenteuer, Abenteuerlich*. In: *Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste. Erster Theil (A–Aëtius)*. Hrsg. von J. S. Ersch u. J. G. Gruber. Leipzig: Johann Friedrich Gleditsch 1818, S. 86–87.
- Wolgast, Heinrich: *Das Elend unserer Jugendlitteratur. Ein Beitrag zur künstlerischen Erziehung der Jugend*. Hamburg: Selbstverlag 1896.

Sekundärliteratur

- A. H.: Funke, Alfred. In: *Deutsches Literatur-Lexikon. Das 20. Jahrhundert. Biographisch-bibliographisches Handbuch. 10. Band: Fries–Gellert*. Hrsg. von Konrad Feilchenfeldt, Wilhelm Kosch u. Carl Ludwig Lang. Zürich: Saur 2007, Sp. 314–317.
- Achinger, Christine: *Deutsche Arbeit und die Poetisierung der Moderne. Gustav Freytags *Soll und Haben**. In: „Deutsche Arbeit“. *Kritische Perspektiven auf ein ideologisches Selbstbild*. Hrsg. von Felix Axster u. Nikolas Lelle. Göttingen: Wallstein 2018, S. 252–284.
- Ajouri, Philip: *Literatur um 1900. Naturalismus – Fin de Siècle – Expressionismus*. Berlin: Akademie 2009.
- Albert, Karl: *Lebensphilosophie. Von den Anfängen bei Nietzsche bis zu ihrer Kritik bei Lukács*. Neuausgabe. Freiburg, München: Verlag Karl Alber 2017.
- Alkemeyer, Thomas u. Ulrich Bröckling: *Jenseits des Individuums. Zur Subjektivierung kollektiver Subjekte. Ein Forschungsprogramm*. In: *Jenseits der Person*. Hrsg. von Thomas Alkemeyer, Ulrich Bröckling u. Tobias Peter. Bielefeld: Transcript 2017, S. 17–32.
- Allen, Judith A.: *Men Interminably in Crisis? Historians on Masculinity, Sexual Boundaries, and Manhood*. In: *Radical History Review* 82 (2022), S. 191–207.
- Arendt, Hannah: *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. Antisemitismus, Imperialismus, Totalitarismus*. Zürich: Piper 2003.
- Asch, Ronald G. u. Michael Butter: *Verehrergemeinschaften und Regisseure des Charisma. Heroische Figuren und ihr Publikum. Einleitung*. In: *Bewunderer, Verehrer, Zuschauer. Die Helden und ihr Publikum*. Hrsg. von Ronald G. Asch u. Michael Butter. Würzburg: Ergon 2016, S. 9–21.
- Auerbach, Erich: *Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur*. 7. Aufl. Tübingen: Francke 1982.
- Augustin, Siegfried u. Rudolf Beissel: *Quellen und Vorbilder Mays. Vorstudien zu einer Monographie*. In: *Vom Lederstrumpf zum Winnetou. Autoren und Werke der*

- Volksliteratur. Hrsg. von Siegfried Augustin u. Axel Mittelstädt. München: Ronacher 1981.
- Axster, Felix: Die Angst vor dem *Verkaffern* – Politiken der Reinigung im deutschen Kolonialismus. In: WerkstattGeschichte 39 (2005), S. 39–53.
- Axster, Felix: Arbeit an der ‚Erziehung zur Arbeit‘ oder: die Figur des guten deutschen Kolonisators. In: „Deutsche Arbeit“. Kritische Perspektiven auf ein ideologisches Selbstbild. Hrsg. von Felix Axster u. Nikolas Lelle. Göttingen: Wallstein 2018, S. 226–251.
- Bachmann-Medick, Doris: Einleitung. In: Kultur als Text. Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft. Hrsg. von Doris Bachmann-Medick. Frankfurt a. M.: Fischer 1998, S. 7–64.
- Bachtin, Michail M.: Chronotopos. Mit einem Nachwort von Michael C. Frank und Kirsten Mahlke. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2008.
- Bade, Klaus J.: Das Kaiserreich als Kolonialmacht. Ideologische Projektionen und historische Erfahrungen. In: Die Deutsche Frage im 19. und 20. Jahrhundert. Referate und Diskussionsbeiträge eines Augsburger Symposions, 23. bis 25. September 1981. Hrsg. von Josef Becker u. Andreas Hillgruber. München: Vögel 1983, S. 91–108.
- Baer, Elizabeth R.: The Genocidal Gaze. From German Southwest Africa to the Third Reich. Detroit: Wayne State Univ. Press 2017.
- Barthel, Katja: Abenteurerin, Affekt, Alterität im Roman zwischen Barock und Aufklärung. Am Beispiel von August Bohses *Ariadne von Toledo* (1699). In: Triebökonomien des Abenteurers. Hrsg. von Elisabeth Hutter, Nathalie Schuler u. a. Paderborn: Fink 2021, S. 175–206.
- Baßler, Moritz: Einleitung: New Historicism – Literaturgeschichte als Poetik der Kultur. In: New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur. Mit Beiträgen von Stephen Greenblatt, Louis Montrose u. a. Hrsg. von Moritz Baßler. Frankfurt a. M.: Fischer 1995, S. 7–28.
- Baßler, Moritz: Populärer Realismus. In: Kommunikation im Populären. Interdisziplinäre Perspektiven auf ein ganzheitliches Phänomen. Hrsg. von Roger Lüdeke. Bielefeld: Transcript 2011, S. 91–104.
- Baumgart, Winfried: Die deutsche Kolonialherrschaft in Afrika. Neue Wege der Forschung. In: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 58 (1971), S. 468–481.
- Bay, Hansjörg: Germanistik und (Post-)Kolonialismus. Zur Diskussion um Kleists *Verlobung in St. Domingo*. In: (Post-)Kolonialismus und Deutsche Literatur. Impulse der angloamerikanischen Literatur- und Kulturtheorie. Hrsg. von Axel Dunker. Bielefeld: Aisthesis 2005, S. 69–96.
- Bechhaus-Gerst, Marianne, Mechthild Leutner u. Hauke Neddermann (Hrsg.): Frauen in den deutschen Kolonien. Berlin: Links 2009.

- Becker, Peter: Am Lagerfeuer und auf Fahrt. Fiktive und reale Abenteuer als zwei Medien jugendlicher Autonomiebestrebung. In: *Pfadfinden. Eine globale Erziehungs- und Bildungsidee aus interdisziplinärer Sicht*. Hrsg. von Eckart Conze u. Matthias D. Witte. Wiesbaden: Springer VS 2012, S. 121–143.
- Becker, Sabina: Erziehung zur Bürgerlichkeit. Eine kulturgeschichtliche Lektüre von Gustav Freytags *Soll und Haben* im Kontext des Bürgerlichen Realismus. In: *150 Jahre Soll und Haben. Studien zu Gustav Freytags kontroverser Roman*. Hrsg. von Florian Krobb. Würzburg: Königshausen & Neumann 2005, S. 29–46.
- Benninghoff-Lühl, Sibylle: Deutsche Kolonialromane, 1884–1914, in ihrem Entstehungs- und Wirkungszusammenhang. Bremen: Übersee-Museum Bremen 1983.
- Benthien, Claudia: Das Maskerade-Konzept in der psychoanalytischen und kulturwissenschaftlichen Theoriebildung. In: *Männlichkeit als Maskerade. Kulturelle Inszenierungen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Hrsg. von Claudia Benthien u. Inge Stephan. Köln: Böhlau 2003, S. 36–59.
- Benthien, Claudia u. Hans-Rudolf Velten: Einleitung. In: *Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte*. Hrsg. von Claudia Benthien u. Hans-Rudolf Velten. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2002, S. 7–34.
- Berman, Nina: Orientalism, Imperialism, and Nationalism. Karl May's *Orientzyklus*. In: *The Imperialist Imagination. German Colonialism and its Legacy*. Hrsg. von Sara Friedrichsmeyer, Sara Lennox u. Susanne Zantop. Ann Arbor: Univ. of Michigan Press 1998, S. 51–67.
- Berman, Nina: The Appeal of Karl May in Wilhelmine Empire. Emigration, Modernization, and the Need for Heroes. In: *A Companion to German Realism, 1848–1900*. Hrsg. von Todd Kontje. Columbia, S.C.: Camden House 2002, S. 283–304.
- Besser, Stephan: Tropenkoller. 5. März 1904: Freispruch für Prinz Prosper von Arenberg. In: *Mit Deutschland um die Welt. Eine Kulturgeschichte des Fremden in der Kolonialzeit*. Hrsg. von Alexander Honold u. Klaus R. Scherpe. Stuttgart: Metzler 2004, S. 300–309.
- Besser, Stephan: Pathographie der Tropen. Literatur, Medizin und Kolonialismus um 1900. Würzburg: Königshausen & Neumann 2013.
- Best, Otto F.: Abenteuer. Wonnetraum aus Flucht und Ferne: Geschichte und Deutung. Frankfurt a. M.: Fischer 1980.
- Bhabha, Homi K.: *The Location of Culture*. London: Routledge 2003.
- Biermann, Joachim: Editorischer Bericht. In: *Karl May: Winnetou. Erster Band. Reiseerzählung*. Hrsg. von Joachim Biermann u. Ulrich Scheinhammer-Schmid. Bamberg, Radebeul: Karl-May-Verlag 2013 (= *Karl Mays Werke. Historisch-Kritische Ausgabe Abteilung IV, Reiseerzählungen, Band 12*), S. 513–555.
- Birk, Hanne u. Birgit Neumann: *Go-Between: Postkoloniale Erzähltheorie*. In: *Neue Ansätze in der Erzähltheorie*. Hrsg. von Ansgar Nünning. Trier: WVT 2002, S. 115–152.

- Bischoff, Eva: *Tropenkoller: Male Self-Control and the Loss of Colonial Rule*. In: *Helpless Imperialists. Imperial Failure, Fear and Radicalization*. Hrsg. von Maurus Reinkowski u. Gregor Thum. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2013, S. 117–136.
- Bischoff, Eva: *Kannibale-Werden. Eine postkoloniale Geschichte deutscher Männlichkeit um 1900*. Bielefeld: Transcript 2014.
- Bley, Helmut: *Kolonialherrschaft und Sozialstruktur in Deutsch-Südwestafrika 1894–1914*. Hamburg: Leibniz 1968.
- Bloch, Ernst: *Erbschaft dieser Zeit*. Zürich: Oprecht & Helbling 1935.
- Boa, Elizabeth: *Some Versions of Heimat. Goethe and Hölderlin around 1800, Frenssen and Mann around 1900*. In: *Heimat. At the Intersection of Memory and Space*. Hrsg. von Friederike Eigler u. Jens Kugele. Berlin: De Gruyter 2012, S. 34–52.
- Boehmer, Elleke: Introduction. In: Robert Baden-Powell: *Scouting for Boys. A Handbook for Instruction in Good Citizenship. The Original 1908 Edition*. Oxford, New York: Oxford Univ. Press 2004, S. XI–LVII.
- Bollenbeck, Georg: *Eine Geschichte der Kulturkritik. Von J. J. Rousseau bis G. Anders*. München: Beck 2007.
- Bösch, Frank: *Öffentliche Geheimnisse. Skandale, Politik und Medien in Deutschland und Großbritannien 1880–1914*. München: Oldenbourg 2009.
- Bowersox, Jeff: *Raising Germans in the Age of Empire. Youth and Colonial Culture, 1871–1914*. Oxford: Oxford Univ. Press 2013.
- Brackert, Helmut, Hannelore Christ u. Horst Holzschuh: *Mittelalterliche Texte im Unterricht*. München: C. H. Beck 1973.
- Brantlinger, Patrick: *Rule of Darkness. British Literature and Imperialism, 1830–1914*. Ithaca: Cornell Univ. Press 1988.
- Brehl, Medardus: (Ein)Geborene Feinde. Der Entwurf existentieller Feindschaft im Kolonialdiskurs. In: *Feindschaft*. Hrsg. von Medardus Brehl u. Kristin Platt. München: Fink 2003, S. 157–177.
- Brehl, Medardus: „Das Drama spielte sich auf der dunklen Bühne des Sandfeldes ab“. Die Vernichtung der Herero und Nama in der deutschen (Populär-)Literatur. In: *Völkermord in Deutsch-Südwestafrika. Der Kolonialkrieg (1904–1908) in Namibia und seine Folgen*. Hrsg. von Jürgen Zimmerer u. Joachim Zeller. 2. Aufl. Berlin: Links 2004, S. 86–96.
- Brehl, Medardus: „Diese Schwarzen haben vor Gott und Menschen den Tod verdient“. Der Völkermord an den Herero 1904 und seine zeitgenössische Legitimation. In: *Völkermord und Kriegsverbrechen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*. Hrsg. von Irntrud Wojak u. Susanne Meinl. Frankfurt, New York: Campus 2004, S. 77–97.
- Brehl, Medardus: *Vernichtung der Herero. Diskurse der Gewalt in der deutschen Kolonialliteratur*. München: Fink 2007.
- Brehl, Medardus: Diskursereignis ‚Herero-Aufstand‘. Konstruktion, Strategien der Authentifizierung, Sinnzuschreibung. In: *Deutsche Sprache und Kolonialismus*.

- Aspekte der nationalen Kommunikation 1884–1919. Hrsg. von Ingo H. Warnke. Berlin, New York: De Gruyter 2009.
- Bristow, Joseph: *Empire Boys. Adventures in a Man's World*. London, New York: Routledge 1991.
- Bruzelius, Margaret: *Romancing the Novel. Adventure from Scott to Sebald*. Lewisburg: Bucknell Univ. Press 2007.
- Butzer, Günter: *Theorie literarischer Unterhaltung*. In: *Theorien der Literatur. Grundlagen und Perspektiven*. Band VI. Hrsg. von Günter Butzer u. Hubert Zapf. Tübingen: Francke 2013, S. 159–179.
- Campbell, Joan: *Joy in Work, German Work. The National Debate, 1800–1945*. Princeton, New Jersey: Princeton Univ. Press 1989.
- Campbell, Joseph: *The Hero with a Thousand Faces*. 3. Aufl. Novato: New World Library 2008.
- Campe, Rüdiger: *Spiel der Wahrscheinlichkeit. Literatur und Berechnung zwischen Pascal und Kleist*. Göttingen: Wallstein 2002.
- Canetti, Elias: *Masse und Macht*. Hamburg: Claassen 1984.
- Castro Varela, María do Mar u. Nikita Dhawan: *Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung*. 2., kompl. überarb. Aufl. Bielefeld: Transcript 2015.
- Chemmachery, Jaine: *The Uncanny: Fear and the Supernatural in the Colonial Short Fiction by Rudyard Kipling and Somerset Maugham*. In: *Helpless Imperialists. Imperial Failure, Fear and Radicalization*. Hrsg. von Maurus Reinkowski u. Gregor Thum. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2013, S. 68–91.
- Christadler, Marieluise: *Schreckensbild und Vorbild. Die Fremdenlegion in der deutschen Literatur und Propaganda vor 1914*. In: *Visions allemandes de la France (1871–1914). Frankreich aus deutscher Sicht (1871–1914)*. Hrsg. von Helga Abret u. Michel Grunewald. Bern: Peter Lang 1995, S. 63–77.
- Connell, R. W.: *Masculinities*. 2. Aufl. Cambridge: Polity Press 2010.
- Connell, R. W. u. James W. Messerschmidt: *Hegemonic Masculinity. Rethinking the Concept*. In: *Gender & Society* 19.6 (2005), S. 829–859.
- Conrad, Sebastian: *Globalisierung und Nation im Deutschen Kaiserreich*. München: Beck 2006.
- Conrad, Sebastian: *Deutsche Kolonialgeschichte*. München: Beck 2008.
- Conze, Eckart u. Matthias D. Witte (Hrsg.): *Pfadfinden. Eine globale Erziehungs- und Bildungsidee aus interdisziplinärer Sicht*. Wiesbaden: Springer VS 2012.
- Crescenzi, Luca: *Afrikanische Spiele im Werk Ernst Jüngers*. In: *Magie der Heiterkeit. Ernst Jünger zum Hundertsten*. Hrsg. von Günter Figal. 2. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta 1995, S. 169–182.
- Crystall, Andreas: *Gustav Frenssen. Sein Weg vom Kulturprotestantismus zum Nationalsozialismus*. Gütersloh: Kaiser 2002.

- Dahlke, Birgit: Jünglinge der Moderne. Jugendkult und Männlichkeit in der Literatur um 1900. Köln: Böhlau 2006.
- Dahlke, Birgit: Proletarische und bürgerliche Jünglinge in der Moderne. Jugendkult als Emanzipationsstrategie und Krisenreaktion um 1900. In: Männlichkeiten und Moderne. Geschlecht in den Wissenskulturen um 1900. Hrsg. von Ulrike Brunotte. Bielefeld: Transcript 2008, S. 111–130.
- Dahlke, Birgit: Selbstopfer der Naturburschen. Der Wandervogel zwischen Jugendkult und Männerbund. In: Ästhetik des Opfers. Zeichen/Handlungen in Ritual und Spiel. Hrsg. von Alexander Honold, Anton Bierl u. a. Paderborn: Fink 2012, S. 297–313.
- Dainat, Holger: Abaellino, Rinaldini und Konsorten. Zur Geschichte der Räuberromane in Deutschland. Tübingen: Niemeyer 1996.
- Dainat, Holger: „Meine Göttin Popularität“. Programme printmedialer Inklusion in Deutschland 1750–1850. In: Popularisierung und Popularität. Hrsg. von Gereon Blaseio, Hedwig Pompe u. Jens Ruchatz. Köln: DuMont 2005, S. 43–62.
- Depkat, Volker: Gefahrensuche in einer abenteuerlosen Welt. Zur narrativen Konstruktion von Abenteurräumen im Werk von Karl May. In: Abenteuer. Zur Geschichte eines paradoxen Bedürfnisses. Hrsg. von Nicolai Hannig u. Hiram Kümper. Paderborn: Schöningh 2015, S. 127–164.
- Depkat, Volker: Abenteurräume. Strukturen des Abenteuerlichen im Werk Karl Mays. In: Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft (2018), S. 183–207.
- Detering, Heinrich u. Kai Sina: Poetik und Propaganda. Einführende Anmerkungen zu Gustav Frenssen. In: Kein Nobelpreis für Gustav Frenssen. Eine Fallstudie zu Moderne und Antimoderne. Hrsg. von Heinrich Detering u. Kai Sina. Heide: Boyens 2018, S. 7–17.
- Dietka, Norbert: Ernst Jünger. Vom Weltkrieg zum Weltfrieden: die Genese eines Sinneswandels. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2021.
- Dietrich, Anette: Weiße Weiblichkeiten. Konstruktionen von „Rasse“ und Geschlecht im deutschen Kolonialismus. Bielefeld: Transcript 2007.
- Dinges, Martin: ‚Hegemoniale Männlichkeit‘ – ein Konzept auf dem Prüfstand. In: Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute. Hrsg. von Martin Dinges. Frankfurt a. M.: Campus 2005, S. 7–33.
- Dohnke, Kay: Völkische Literatur und Heimatliteratur 1870–1918. In: Handbuch zur „Völkischen Bewegung“ 1871–1918. Hrsg. von Uwe Puschner, Walter Schmitz u. Justus H. Ulbricht. Berlin: De Gruyter Saur 1996, S. 651–684.
- Dohnke, Kay: ‚... und kündigt die Zeichen der Zeit‘. Anmerkungen zur politisch-ideologischen Publizistik Gustav Frenssens. In: Gustav Frenssen in seiner Zeit. Von der Massenliteratur im Kaiserreich zur Massenideologie im NS-Staat. Hrsg. von Kay Dohnke u. Dietrich Stein. Heide: Boyens & Co. 1997, S. 220–261.
- Dohnke, Kay u. Dietrich Stein (Hrsg.): Gustav Frenssen in seiner Zeit. Von der Massenliteratur im Kaiserreich zur Massenideologie im NS-Staat. Heide: Boyens & Co. 1997.

- Drechsler, Horst: Südwestafrika unter deutscher Kolonialherrschaft. Der Kampf der Herero und Nama gegen den deutschen Imperialismus 1884–1915. Berlin: Akademie 1966.
- Dunker, Axel: Kontrapunktische Lektüren. Koloniale Strukturen in der deutschsprachigen Literatur des 19. Jahrhunderts. München: Fink 2008.
- Dürbeck, Gabriele: Postkoloniale Studien in der Germanistik. Gegenstände, Positionen, Perspektiven. In: Postkoloniale Germanistik. Bestandsaufnahme, theoretische Perspektiven, Lektüren. Hrsg. von Gabriele Dürbeck u. Axel Dunker. Bielefeld: Aisthesis 2014, S. 19–70.
- Eckert, Andreas u. Michael Pesek: Bürokratische Ordnung und koloniale Praxis. Herrschaft und Verwaltung in Preußen und Afrika. In: Das Kaiserreich transnational. Deutschland in der Welt 1871–1914. Hrsg. von Sebastian Conrad u. Jürgen Osterhammel. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2006, S. 87–106.
- Eggebrecht, Harald: Sinnlichkeit und Abenteuer. Die Entstehung des Abenteuerromans im 19. Jahrhundert. Berlin, Marburg: Guttandin und Hoppe 1985.
- Eigler, Friederike: Engendering German Nationalism. Gender and Race in Frieda von Bülow's Colonial Writings. In: The Imperialist Imagination. German Colonialism and its Legacy. Hrsg. von Sara Friedrichsmeyer, Sara Lennox u. Susanne Zantop. Ann Arbor: Univ. of Michigan Press 1998, S. 69–85.
- El-Tayeb, Fatima: Schwarze Deutsche. Der Diskurs um „Rasse“ und nationale Identität 1890–1933. Frankfurt a. M.: Campus 2001.
- Eming, Jutta: Sirenenlist, Brunnenguss, Teufelsflug: Zur Historizität des literarischen Abenteurers. In: Abenteuer. Zur Geschichte eines paradoxen Bedürfnisses. Hrsg. von Nicolai Hannig u. Hiram Kümper. Paderborn: Schöningh 2015, S. 53–82.
- Eming, Jutta u. Ralf Schlechtweg-Jahn: Einleitung: Das Abenteuer als Narrativ. In: Aventure und Eskapade. Narrative des Abenteuerlichen vom Mittelalter zur Moderne. Hrsg. von Jutta Eming u. Ralf Schlechtweg-Jahn. Göttingen: V&R unipress 2017, S. 7–33.
- Erhart, Walter: Familienmänner. Über den literarischen Ursprung moderner Männlichkeit. München: Fink 2001.
- Erhart, Walter: Das zweite Geschlecht: „Männlichkeit“, interdisziplinär. Ein Forschungsbericht. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL) 30.2 (2005), S. 156–232.
- Erhart, Walter u. Britta Herrmann: Der erforschte Mann? In: Wann ist der Mann ein Mann? Zur Geschichte der Männlichkeit. Hrsg. von Walter Erhart u. Britta Herrmann. Stuttgart: Metzler 1997, S. 3–31.
- Erl, Astrid u. Simone Roggendorf: Kulturgeschichtliche Narratologie. Die Historisierung und Kontextualisierung kultureller Narrative. In: Neue Ansätze in der Erzähltheorie. Hrsg. von Ansgar Nünning. Trier: WVT 2002, S. 74–114.

- Esselborn, Hans: Äußeres und inneres Afrika bei Ernst Jünger. In: Schnittpunkte der Kulturen. Gesammelte Vorträge des internationalen Symposions 17.–22. September 1996, Istanbul/Türkei. Hrsg. von Nilüfer Kuruyazici. Stuttgart: Heinz 1998, S. 331–338.
- Ette, Wolfram u. Bernhard Teuber: Einleitung. In: Glücksritter. Risiko und Erzählstruktur. Hrsg. von Wolfram Ette u. Bernhard Teuber. Paderborn: Fink 2021, S. VII–XI.
- Ette, Wolfram u. Bernhard Teuber (Hrsg.): Glücksritter. Risiko und Erzählstruktur. Paderborn: Fink 2021.
- Fanon, Frantz: Schwarze Haut, weiße Masken. Aus dem Französischen von Eva Molendhauer. 2. Aufl. Wien, Berlin: Turia + Kant 2016.
- Fiedler, Matthias: Zwischen Abenteuer, Wissenschaft und Kolonialismus. Der deutsche Afrikadiskurs im 18. und 19. Jahrhundert. Köln: Böhlau 2005.
- Fiske, John: Understanding Popular Culture. Hoboken: Taylor & Francis 2010.
- Fohrmann, Jürgen: Abenteuer und Bürgertum. Zur Geschichte der deutschen Robinsonaden im 18. Jahrhundert. Stuttgart: Metzler 1981.
- Foltin, Hans Friedrich: Die minderwertige Prosaliteratur. In: Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 39 (1965), S. 288–323.
- Freud, Sigmund: Die Frage der Laienanalyse. In: ders.: Gesammelte Werke. Bd. 14. Hrsg. von Anna Freud u. a. London: Imago Publishing 1955, S. 209–296.
- Frevert, Ute: Männergeschichte oder die Suche nach dem ‚ersten‘ Geschlecht. In: Was ist Gesellschaftsgeschichte? Positionen, Themen, Analysen. Hans-Ulrich Wehler zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Manfred Hettling, Claudia Huerkamp u. a. München: Beck 1991, S. 31–43.
- Friedrichsmeyer, Sara, Sara Lennox u. Susanne Zantop (Hrsg.): The Imperialist Imagination. German Colonialism and its Legacy. Ann Arbor: Univ. of Michigan Press 1998.
- Frye, Northrop: Anatomy of Criticism. Four Essays. Princeton: Princeton Univ. Press 1957.
- Full, Bettina: „Aphrodite“. In: Mythenrezeption. Die antike Mythologie in Literatur, Musik und Kunst von den Anfängen bis zur Gegenwart. Der Neue Pauly. Supplemente Band 5. Hrsg. von Maria Moog-Grünwald. Stuttgart: Metzler 2008, S. 97–114.
- Gadamer, Hans-Georg: Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. 2. Aufl., durch einen Nachtrag ergänzt. Tübingen: Mohr-Siebeck 1965.
- Gamper, Michael: Emergenz des Mittelmäßigen: Cousin, Quetelet, Tocqueville und der literarische Realismus. In: Spektakel der Normalisierung. Hrsg. von Christina Bartz u. Marcus Krause. München: Fink 2007, S. 123–142.
- Gamper, Michael: Ausstrahlung und Einbildung. Der ‚große Mann‘ im 19. Jahrhundert. In: Das 19. Jahrhundert und seine Helden. Literarische Figurationen des (Post-)

- Heroischen. Hrsg. von Jesko Reiling u. Carsten Rohde. Bielefeld: Aisthesis 2011, S. 173–194.
- Gamper, Michael: Gute Unterhaltung. Robert Prutz und die ästhetische Mittellage. In: Geselliges Vergnügen. Kulturelle Praktiken von Unterhaltung im langen 19. Jahrhundert. Hrsg. von Anna Ananieva, Dorothea Böck u. Hedwig Pompe. Bielefeld: Aisthesis 2011, S. 301–318.
- Gamper, Michael: Der große Mann. Geschichte eines politischen Phantasmas. Göttingen: Wallstein 2016.
- Geisenhanslüke, Achim: Foucault in der Literaturwissenschaft. In: Foucault in den Kulturwissenschaften. Eine Bestandsaufnahme. Hrsg. von Clemens Kammler u. Rolf Parr. Heidelberg: Synchron 2007, S. 69–81.
- Geulen, Christian: Blutsbrüder. Über einige Affinitäten bei Carl Peters und Karl May. In: Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft 39 (2009), S. 309–339.
- Gisi, Lucas Marco: Das Charisma des ‚Primitiven‘. Die Konstruktion des ‚Kolonialhelden‘ Carl Peters. In: Größe. Zur Medien- und Konzeptgeschichte personaler Macht im langen 19. Jahrhundert. Hrsg. von Michael Gamper u. Ingrid Kleeborg. Zürich: Chronos 2015, S. 239–259.
- Gödde, Susanne: Abenteuer *avant la lettre*. Kontingenz und Providenz in Epos und Roman der griechischen Antike. In: Abenteuer. Erzählmuster, Formprinzip, Genre. Hrsg. von Martin von Koppenfels u. Manuel Mühlbacher. Paderborn: Wilhelm Fink 2019, S. 35–60.
- Gramsci, Antonio: Gefängnishefte. Kritische Gesamtausgabe. Bd. 4: Hefte 6 und 7. Hrsg. von Klaus Bochmann, Wolfgang Fritz Haug u. Valentino Gerratana. Hamburg: Argument 2012.
- Green, Martin: Dreams of Adventure, Deeds of Empire. London: Routledge and Kegan Paul 1980.
- Green, Martin: The Adventurous Male. Chapters in the History of the White Male Mind. University Park: Pennsylvania State Univ. Press 1993.
- Greenblatt, Stephen: Grundzüge einer Poetik der Kultur. In: Schmutzige Riten. Betrachtungen zwischen Weltbildern. Aus dem Amerikanischen von Jeremy Gaines. Hrsg. von Stephen Greenblatt. Frankfurt a. M.: Fischer 1995, S. 107–122.
- Greenblatt, Stephen: Resonanz und Staunen. In: Schmutzige Riten. Betrachtungen zwischen Weltbildern. Aus dem Amerikanischen von Jeremy Gaines. Hrsg. von Stephen Greenblatt. Frankfurt a. M.: Fischer 1995, S. 7–29.
- Gretz, Daniela: Das ‚innere Afrika‘ des Realismus. Wilhelm Raabes *Abu Telfan* (1867) und der zeitgenössische Afrikadiskurs. In: Magie der Geschichten. Weltverkehr, Literatur und Anthropologie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Hrsg. von Michael Neumann u. Kerstin Stüssel. Paderborn: Konstanz Univ. Press 2011, S. 197–216.

- Grill, Oliver: Verunglückte Abenteurer. Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre* und die Ambivalenz des Abenteurers. In: *Abenteuer in der Moderne*. Hrsg. von Oliver Grill u. Brigitte Obermayr. Paderborn: Fink 2020, S. 51–74.
- Grimminger, Rolf: Roman. In: *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Bd. 3. *Deutsche Aufklärung bis zur Französischen Revolution, 1680–1789*. Hrsg. von Rolf Grimminger. München, Wien: Hanser 1980, S. 635–716.
- Gronemann, Claudia: Autofiction. In: *Handbook of Autobiography/Autofiction. Volume I: Theory and Concepts*. Hrsg. von Martina Wagner-Egelhaaf. Berlin, Boston: De Gruyter 2019, S. 241–246.
- Gruber, Sabine: Der Ritter als Träger einer nationalen Identität? Das Mittelalter in Kinder- und Jugendbüchern aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In: *Mittelalter im Kinder- und Jugendbuch. Akten der Tagung Bamberg 2010*. Hrsg. von Ingrid Bennewitz u. Andrea Schindler. Bamberg: University of Bamberg Press 2012, S. 53–64.
- Grüne, Matthias: Realistische Narratologie. Otto Ludwigs „Romanstudien“ im Kontext einer Geschichte der Erzähltheorie. Berlin: De Gruyter 2018.
- Günter, Manuela: Im Vorhof der Kunst. Mediengeschichten der Literatur im 19. Jahrhundert. Bielefeld: Transcript 2008.
- Gutjahr, Ortrud: Koloniale Maskeraden. Frieda von Bülow's Romane *Ludwig von Rosen* und *Tropenkoller*. In: *Maskeraden des (Post-)Kolonialismus. Verschattete Repräsentationen ‚der Anderen‘ in der deutschsprachigen Literatur und im Film*. Hrsg. von Ortrud Gutjahr u. Stefan Hermes. Würzburg: Königshausen & Neumann 2011, S. 39–75.
- Gutjahr, Ortrud u. Stefan Hermes: Maskeraden des (Post-)Kolonialismus. Eine Einleitung. In: *Maskeraden des (Post-)Kolonialismus. Verschattete Repräsentationen ‚der Anderen‘ in der deutschsprachigen Literatur und im Film*. Hrsg. von Ortrud Gutjahr u. Stefan Hermes. Würzburg: Königshausen & Neumann 2011, S. 7–16.
- Gymnich, Marion: ‚Writing Back‘ als Paradigma der postkolonialen Literatur. In: *Kulturelles Wissen und Intertextualität. Theoriekonzeptionen und Fallstudien zur Kontextualisierung von Literatur*. Hrsg. von Marion Gymnich, Birgit Neumann u. Ansgar Nünning. Trier: WVT 2006, S. 71–86.
- Habermas, Rebekka: Der Kolonialskandal Atakpame – eine Mikrogeschichte des Globalen. In: *Historische Anthropologie* 17.2 (2009), S. 295–319.
- Habermas, Rebekka: Peitschen im Reichstag oder über den Zusammenhang von materieller und politischer Kultur. Koloniale Debatten um 1900. In: *Historische Anthropologie* 23.3 (2015), S. 391–412.
- Habermas, Rebekka u. Alexandra Przyrembel (Hrsg.): *Von Käfern, Märkten und Menschen. Kolonialismus und Wissen in der Moderne*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2013.

- Haldemann, Mario: Die Mutter und die Wüste. Friedrich Glausers „Gourrama“ und die Deutschschweizer Fremdenlegionsliteratur. Bern: Lang 1991.
- Hamann, Christof: Forschungsreisende in Familienjournalen. Vogel, Barth, Old Shatterhand, Hagebucher. In: *Ins Fremde schreiben. Gegenwartsliteratur auf den Spuren historischer und fantastischer Entdeckungsreisen*. Hrsg. von Christof Hamann u. Alexander Honold. Göttingen: Wallstein 2009, S. 43–66.
- Hamann, Christof: Der perfekte realidealistische Held. Karl May als Autor des *Deutschen Hausschatzes in Wort und Bild*. In: *Medialer Realismus*. Hrsg. von Daniela Gretz. Freiburg i. Br.: Rombach 2011, S. 145–165.
- Hamann, Christof: Zwischen Normativität und Normalität. Zur diskursiven Position der ‚Mitte‘ in populären Zeitschriften nach 1848. Heidelberg: Synchron 2014.
- Hannig, Nicolai u. Hiram Kümper: Abenteuer. Paradoxien zwischen Sicherheit und Ausbruch. In: *Abenteuer. Zur Geschichte eines paradoxen Bedürfnisses*. Hrsg. von Nicolai Hannig u. Hiram Kümper. Paderborn: Schöningh 2015, S. 11–49.
- Haschemi Yekani, Elahe: ‚Enlightened Imperialism‘ – Der englische Gentleman-Hero als Erlös(er). In: *Erlöser. Figurationen männlicher Hegemonie*. Hrsg. von Sven Glawion, Elahe Haschemi Yekani u. Jana Husmann-Kastein. Bielefeld: Transcript 2007, S. 97–109.
- Haschemi Yekani, Elahe: *The Privilege of Crisis. Narratives of Masculinities in Colonial and Postcolonial Literature, Photography and Film*. Frankfurt a. M.: Campus 2011.
- Haug, Christine: Populäre Lesestoffe. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. 3,1 P–Z. Hrsg. von Georg Braungart, Klaus Weimar u. a. 3. Aufl. Berlin, Boston: De Gruyter 2010, S. 124–127.
- Haug, Walter: Die Symbolstruktur des höfischen Epos und ihre Auflösung bei Wolfram von Eschenbach. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 45.4 (1971), S. 668–705.
- Haug, Walter: *Literaturtheorie im deutschen Mittelalter. Von den Anfängen bis zum Ende des 13. Jahrhunderts*. 2., überarb. und erw. Aufl. Darmstadt: WBG 1992.
- Haug, Wolfgang Fritz: Hegemonie. In: *Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus*. Band 6/1. Hegemonie bis Imperialismus. Hrsg. von Wolfgang Fritz Haug. Hamburg: Argument 2004, Sp. 1–25.
- Häussler, Matthias: Der Genozid an den Herero. Krieg, Emotion und extreme Gewalt in Deutsch-Südwestafrika. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft 2018.
- Häussler, Matthias u. Trutz von Trotha: Brutalisierung ‚von unten‘. Kleiner Krieg, Entgrenzung der Gewalt und Genozid im kolonialen Deutsch-Südwestafrika. In: *Mittelweg* 36 21.3 (2012), S. 57–89.
- Hermand, Jost: Gralsmotive um die Jahrhundertwende. In: *Von Mainz nach Weimar (1793–1919). Studien zur Deutschen Literatur*. Hrsg. von Jost Hermand. Stuttgart: Metzler 1969, S. 269–297.

- Hermes, Stefan: Täter- und Opfermythen in der Kolonialliteratur. Von Gustav Frenssens *Peter Moors Fahrt nach Südwest* zu Hans Grimms *Volk ohne Raum*. In: Täter als Opfer? Deutschsprachige Literatur zu Krieg und Vertreibung im 20. Jahrhundert. Hrsg. von Stefan Hermes u. Amir Muhić. Hamburg: Dr. Kovač 2007, S. 149–163.
- Hermes, Stefan: „Fahrten nach Südwest“. Die Kolonialkriege gegen die Herero und Nama in der deutschen Literatur (1904–2004). Würzburg: Königshausen & Neumann 2009.
- Hermes, Stefan: Kolonialliteratur. In: Handbuch Postkolonialismus und Literatur. Hrsg. von Dirk Göttsche, Axel Dunker u. Gabriele Dürbeck. Stuttgart: Metzler 2017, S. 260–267.
- Herweg, Mathias u. Stefan Keppler-Tasaki: Mittelalterrezeption. Gegenstände und Theorieansätze eines Forschungsgebiets im Schnittpunkt von Mediävistik, Frühneuzeit- und Moderneforschung. In: Rezeptionskulturen. Fünfhundert Jahre literarischer Mittelalterrezeption zwischen Kanon und Populärkultur. Hrsg. von Mathias Herweg u. Stefan Keppler-Tasaki. Berlin: De Gruyter 2012, S. 1–12.
- Hillebrand, Bruno: Theorie des Romans. Überarb. und erw. Aufl. München: dtv 1980.
- Hofmann, Hans: Historische Wandlungen des Erlebnisphänomens „Abenteuer“. In: Weimarer Beiträge 23 (1977), S. 72–88.
- Honold, Alexander: Menschenfresser/Hungerkünstler. Kafkas literarische Schaulstellungen des Fremden. In: Maskeraden des (Post-)Kolonialismus. Verschattete Repräsentationen ‚der Anderen‘ in der deutschsprachigen Literatur und im Film. Hrsg. von Ortrud Gutjahr u. Stefan Hermes. Würzburg: Königshausen & Neumann 2011, S. 123–148.
- Honold, Alexander: Fahrten und Fronten. Umschriften des Abenteuerromans in Kolonialismus und Krieg. In: Abenteuer in der Moderne. Hrsg. von Oliver Grill u. Brigitte Obermayr. Paderborn: Fink 2020, S. 15–50.
- Honold, Alexander u. Klaus R. Scherpe (Hrsg.): Mit Deutschland um die Welt. Eine Kulturgeschichte des Fremden in der Kolonialzeit. Stuttgart: Metzler 2004.
- Honold, Alexander u. Oliver Simons: Einleitung: Kolonialismus als Kultur? In: Kolonialismus als Kultur. Literatur, Medien, Wissenschaft in der deutschen Gründerzeit des Fremden. Hrsg. von Alexander Honold u. Oliver Simons. Tübingen: Francke 2002, S. 7–15.
- Horkheimer, Max u. Theodor W. Adorno: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. 23. Aufl. Frankfurt a. M.: Fischer 2017.
- Huck, Christian: Was ist Populärliteratur? Oder doch eher, wann ist Populärliteratur? In: Kommunikation im Populären. Interdisziplinäre Perspektiven auf ein ganzheitliches Phänomen. Hrsg. von Roger Lüdeke. Bielefeld: Transcript 2011, S. 43–66.
- Huck, Christian u. Carsten Zorn: Das Populäre der Gesellschaft. Zur Einleitung. In: Das Populäre der Gesellschaft. Systemtheorie und Populärkultur. Hrsg. von Christian Huck u. Carsten Zorn. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2007, S. 7–41.

- Hügel, Hans-Otto: Ästhetische Zweideutigkeit der Unterhaltung. Eine Skizze ihrer Theorie. In: *montage/av* 2 (1993), S. 119–141.
- Hügel, Hans-Otto: Das Dilemma des Abenteurers. Zu einer Figur der Unterhaltungsliteratur. In: *Lob des Mainstreams. Zu Begriff und Geschichte von Unterhaltung und Populärer Kultur*. Hrsg. von Hans-Otto Hügel. Köln: Halem 2007, S. 169–183.
- Hügel, Hans-Otto: Karl May. Das inszenierte Abenteuer. In: *Lob des Mainstreams. Zu Begriff und Geschichte von Unterhaltung und Populärer Kultur*. Hrsg. von Hans-Otto Hügel. Köln: Halem 2007, S. 206–224.
- Hügel, Hans-Otto (Hrsg.): *Lob des Mainstreams. Zu Begriff und Geschichte von Unterhaltung und Populärer Kultur*. Köln: Halem 2007.
- Huizinga, Johan: *Homo Ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel*. Mit einem Nachwort von Andreas Flitner. 19. Aufl. Reinbek: Rowohlt 2004.
- Hülk, Walburga: Narrative der Krise. In: *Die Krise als Erzählung. Transdisziplinäre Perspektiven auf ein Narrativ der Moderne*. Hrsg. von Uta Fenske, Walburga Hülk u. Gregor Schuhen. Bielefeld: Transcript 2013, S. 113–131.
- Hull, Isabel V.: *Absolute Destruction. Military Culture and the Practices of War in Imperial Germany*. Ithaca, NY, London: Cornell Univ. Press 2005.
- Hutter, Elisabeth, Nathalie Schuler u. a.: Einleitung. In: *Triebökonomien des Abenteurers*. Hrsg. von Elisabeth Hutter, Nathalie Schuler u. a. Paderborn: Fink 2021, S. VII–XIX.
- Hutter, Elisabeth, Nathalie Schuler u. a. (Hrsg.): *Triebökonomien des Abenteurers*. Paderborn: Fink 2021.
- Izenberg, Gerald N.: *Modernism and Masculinity. Mann, Wedekind, Kandinsky through World War I*. Chicago, London: University of Chicago Press 2000.
- Jaeger, Jens: *Colony as Heimat? The Formation of Colonial Identity in Germany around 1900*. In: *German History* 27.4 (2009), S. 467–489.
- Jankélévitch, Vladimir: *L'aventure, l'ennui, le sérieux*. Paris: Flammarion 2017.
- Jeal, Tim: *Baden-Powell*. London: Pimlico 1991.
- Jeglin, Rainer: Die literarische Tradition. In: *Karl-May-Handbuch*. Hrsg. von Gert Ueding. 2. erw. und bearb. Aufl. Würzburg: Königshausen & Neumann 2001, S. 27–47.
- Kaiser, Gerhard: *Ruhm. Zum Verhältnis von Gustav Freytag und Thomas Mann*. In: *Kein Nobelpreis für Gustav Freytag. Eine Fallstudie zu Moderne und Antimoderne*. Hrsg. von Heinrich Detering u. Kai Sina. Heide: Boyens 2018, S. 111–140.
- Kaltenecker, Siegfried: *Einstweilige Verfügungen. Die Männlichkeit im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit*. In: *Die Philosophin. Forum für feministische Theorie und Philosophie* 2 (2000), S. 37–51.
- Kamissek, Christoph: „Ich kenne genug Stämme in Afrika“. Lothar von Trotha – eine imperiale Biographie im Offizierkorps des deutschen Kaiserreichs. In: *Geschichte und Gesellschaft* 40 (2014), S. 67–93.

- Kenosian, David: *The Colonial Body Politic. Desire and Violence on the Works of Gustav Frenssen and Hans Grimm*. In: Monatshefte 89.2 (1997), S. 182–195.
- Keppeler-Tasaki, Stefan: *Britische Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Gustav Freytags *Die Ahnen* und der Maßstab Walter Scotts*. In: *Rezeptionskulturen. Fünfhundert Jahre literarischer Mittelalterrezeption zwischen Kanon und Populärkultur*. Hrsg. von Mathias Herweg u. Stefan Keppeler-Tasaki. Berlin: De Gruyter 2012, S. 185–209.
- Ketelsen, Uwe: *Literatur und Drittes Reich*. Schernfeld: SH 1992.
- Ketelsen, Uwe-K.: *Frenssens Werk und die deutsche Literatur der ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts. Zuordnungen, Parallelen, Abgrenzungen*. In: *Gustav Frenssen in seiner Zeit. Von der Massenliteratur im Kaiserreich zur Massenideologie im NS-Staat*. Hrsg. von Kay Dohnke u. Dietrich Stein. Heide: Boyens & Co. 1997, S. 152–181.
- Kiening, Christian: *Das wilde Subjekt. Kleine Poetik der Neuen Welt*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2006.
- Kiesel, Helmuth: *Ernst Jünger. Die Biographie*. 2., durchges. Aufl. München: Siedler 2007.
- Kiesel, Helmuth: *In Stahlgewittern (1920) und Kriegstagebücher*. In: *Ernst-Jünger-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Hrsg. von Matthias Schöning. Stuttgart: Metzler 2014, S. 41–59.
- Kiesel, Helmuth: *Moderne und Antimoderne. Gustav Frenssen im Kontext*. In: *Kein Nobelpreis für Gustav Frenssen. Eine Fallstudie zu Moderne und Antimoderne*. Hrsg. von Heinrich Detering u. Kai Sina. Heide: Boyens 2018, S. 21–42.
- Klausnitzer, Ralf: *Observationen und Relationen. Text – Wissen – Kontext in literaturtheoretischer und praxeologischer Perspektive*. In: *Journal of Literary Theory* 8.1 (2014), S. 55–86.
- Klotz, Volker: *Abenteuer-Romane. Sue, Dumas, Ferry, Retcliffe, May, Verne*. München, Wien: Hanser 1979.
- Knights, Ben: *Writing Masculinities. Male Narratives in Twentieth-Century Fiction*. Basingstoke: Macmillan 1999.
- Knötel, Richard, Herbert Knötel u. a.: *Farbiges Handbuch der Uniformkunde*. Überarb. Neuaufl. München: Herbig 2000.
- Koch, Lars: *Der Erste Weltkrieg als Medium der Gegenmoderne. Zu den Werken von Walter Flex und Ernst Jünger*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2006.
- Kohl, Katrin: *E. Marlitt's Bestselling Poetics*. In: *The German Bestseller in the Late Nineteenth Century*. Hrsg. von Charlotte Woodford u. Benedict Schofield. Rochester: Camden House 2012, S. 183–205.
- Kohlrausch, Martin: *Zwischen Star-Schriftsteller und Hochstapler. Der ‚Fall May‘ als wilhelminischer Skandal*. In: *Karl May. Brückenbauer zwischen den Kulturen*. Hrsg. von Wolfram Pyta. Berlin: Lit 2010, S. 197–213.

- Koller, Christian: Die Fremdenlegion. Kolonialismus, Söldnertum, Gewalt 1831–1962. Paderborn: Schöningh 2013.
- Koppenfels, Martin von: Wissenschaftliches Programm der Forschungsgruppe. DFG-Forschungsgruppe „Philologie des Abenteuers“ (FOR 2568), Ludwig-Maximilians-Universität München. München 2018. <https://www.abenteuer.fak13.uni-muenchen.de//forschungsgruppe/wissenschaftliches-programm/wissenschaftliches-programm.pdf> (15.10.2023).
- Koppenfels, Martin von u. Manuel Mühlbacher: Einleitung. In: Abenteuer. Erzählmuster, Formprinzip, Genre. Hrsg. von Martin von Koppenfels u. Manuel Mühlbacher. Paderborn: Wilhelm Fink 2019, S. 1–16.
- Koschorke, Albrecht: Leopold von Sacher-Masoch. Die Inszenierung einer Perversion. München: Piper 1988.
- Koschorke, Albrecht: Die Männer und die Moderne. In: Der Blick vom Wolkenkratzer. Avantgarde, Avantgardekritik, Avantgardeforschung. Hrsg. von Wolfgang Asholt u. Walter Fähnders. Amsterdam: Rodopi 2000, S. 141–162.
- Koschorke, Albrecht: Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts. 2., durchges. Aufl. München: Fink 2003.
- Koschorke, Albrecht: Theologische Maskerade. Figurationen der Heiligen Familie in ‚Star Wars‘. In: Männlichkeit als Maskerade. Kulturelle Inszenierungen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Hrsg. von Claudia Benthien u. Inge Stephan. Köln: Böhlau 2003, S. 316–335.
- Koschorke, Albrecht: Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer allgemeinen Erzähltheorie. 2. Aufl. Frankfurt a. M.: Fischer 2012.
- Koselleck, Reinhart: Krise. In: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Bd. 3. Hrsg. von Otto Brunner, Eckart Conze u. Reinhart Koselleck. Stuttgart: Klett-Cotta 1982, S. 617–650.
- Koselleck, Reinhart: Zur historisch-politischen Semantik asymmetrischer Gegenbegriffe. In: ders.: Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten. 2. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1992, S. 211–259.
- Kozielek, Gerard: Einleitung. In: Mittelalterrezeption. Texte zur Aufnahme altdeutscher Literatur in der Romantik. Hrsg. von Gerard Kozielek. Berlin, Boston: De Gruyter 2017, S. 1–43.
- Krobb, Florian: Vorkoloniale Afrika-Penetrationen. Diskursive Vorstöße ins „Herz des großen Continents“ in der deutschen Reiseliteratur (ca. 1850–1890). Frankfurt a. M.: Peter Lang Edition 2017.
- Krobb, Florian: Wilhelm Raabe und Gustav Frenssen. Zur Konvergenz des Ungleichzeitigen (in der Rezeption). In: Kein Nobelpreis für Gustav Frenssen. Eine Fallstudie zu Moderne und Antimoderne. Hrsg. von Heinrich Detering u. Kai Sina. Heide: Boyens 2018, S. 85–110.

- Krüger, Gesine: *Kriegsbewältigung und Geschichtsbewußtsein. Realität, Deutung und Verarbeitung des deutschen Kolonialkriegs in Namibia 1904 bis 1907*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1999.
- Kuhn, Hugo: *Erec. In: Dichtung und Welt im Mittelalter*. Hrsg. von Hugo Kuhn. 2., unveränd. Aufl. Stuttgart: Metzler 1969, S. 133–150.
- Kundrus, Birthe: *Die Kolonien – „Kinder des Gefühls und der Phantasie“*. In: *Phantasiereiche. Zur Kulturgeschichte des deutschen Kolonialismus*. Hrsg. von Birthe Kundrus. Frankfurt a. M.: Campus 2003, S. 7–18.
- Kundrus, Birthe: *Moderne Imperialisten. Das Kaiserreich im Spiegel seiner Kolonien*. Köln: Böhlau 2003.
- Kundrus, Birthe (Hrsg.): *Phantasiereiche. Zur Kulturgeschichte des deutschen Kolonialismus*. Frankfurt a. M.: Campus 2003.
- Kuß, Susanne: *Kriegsführung ohne hemmende Kulturschranke. Die deutschen Kolonialkriege in Südwestafrika (1904–1907) und Ostafrika (1905–1907)*. In: *Kolonialkriege. Militärische Gewalt im Zeichen des Imperialismus*. Hrsg. von Thoralf Klein u. Frank Schumacher. Hamburg: Hamburger Edition 2006, S. 208–247.
- Kuß, Susanne: *Deutsches Militär auf kolonialen Kriegsschauplätzen. Eskalation von Gewalt zu Beginn des 20. Jahrhunderts*. 3., durchges. Aufl. Berlin: Links 2012.
- Lach, Roman: *Von Walter Scotts „liebenswürdigen Nullen“ zu Friedrich Spielhagens „Held im Roman“*. Die problematische Mitte des Realismus. In: *Das 19. Jahrhundert und seine Helden. Literarische Figurationen des (Post-)Heroischen*. Hrsg. von Jesko Reiling u. Carsten Rohde. Bielefeld: Aisthesis 2011, S. 215–234.
- Lamott, Franziska: *Die vermessene Frau. Hysterien um 1900*. München: Fink 2001.
- Lawrance, Benjamin N., Emily Lynn Osborn u. Richard L. Roberts (Hrsg.): *Intermediaries, Interpreters, and Clerks. African Employees in the Making of Colonial Africa*. Madison: Univ. of Wisconsin Press 2006.
- Lindner, Ulrike: *Koloniale Begegnungen. Deutschland und Großbritannien als Imperialmächte in Afrika 1880–1914*. Frankfurt a. M., New York: Campus 2011.
- Link, Jürgen: *Literaturanalyse als Interdiskursanalyse. Am Beispiel des Ursprungs literarischer Symbolik in der Kollektivsymbolik*. In: *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*. Hrsg. von Jürgen Fohrmann u. Harro Müller. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1988, S. 284–307.
- Link, Jürgen: *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*. 5. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2013.
- Link, Jürgen u. Ursula Link-Heer: *Diskurs/Interdiskurs und Literaturanalyse*. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 20.77 (1990)*, S. 88–99.
- Loomba, Ania: *Colonialism/Postcolonialism*. 2. Aufl. London, New York: Routledge 2005.
- Loosen, Livia: *„Trägerinnen deutscher Bildung, deutscher Zucht und Sitte“*. Alltag und Rollenbild deutscher Frauen in den Südseekolonien des Kaiserreichs. In: *Frauen in*

- den deutschen Kolonien. Hrsg. von Marianne Bechhaus-Gerst, Mechthild Leutner u. Hauke Neddermann. Berlin: Links 2009, S. 40–49.
- Lubrich, Oliver: Welche Rolle spielt der literarische Text im postkolonialen Diskurs? In: *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen* 157.1 (2005), S. 16–39.
- Lüdemann, Susanne: Places Where Girls Don't Get. Abenteuerlandschaften bei Karl May und Ernst Jünger. In: *Abenteuer in der Moderne*. Hrsg. von Oliver Grill u. Brigitte Obermayr. Paderborn: Fink 2020, S. 191–207.
- Lüdemann, Susanne: „Hallräume hinter den Konsonanzen des ober-schichtigen Vokabulars“. Zu Arno Schmidts und Hans Wollschlägers Theorie der (Trivial-)Literatur. In: *Triebökonomien des Abenteuers*. Hrsg. von Elisabeth Hutter, Nathalie Schuler u. a. Paderborn: Fink 2021, S. 267–281.
- Lundtofte, Henrik: „I believe that the nation as such must be annihilated ...“. The Radicalization of the German Suppression of the Herero Rising in 1904. In: *Genocide. Cases, Comparisons and Contemporary Debates*. Hrsg. von Steven L. B. Jensen. Kopenhagen: Danish Center for Holocaust and Genocide Studies 2003, S. 15–53.
- Maase, Kaspar: Einleitung: Schund und Schönheit. Ordnungen des Vergnügens um 1900. In: *Schund und Schönheit. Populäre Kultur um 1900*. Hrsg. von Wolfgang Kaschuba u. Kaspar Maase. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2001, S. 9–28.
- Maase, Kaspar: Krisenbewußtsein und Reformorientierung. Zum Deutungshorizont der Gegner der modernen Populärkünste 1880–1918. In: *Schund und Schönheit. Populäre Kultur um 1900*. Hrsg. von Wolfgang Kaschuba u. Kaspar Maase. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2001, S. 290–342.
- Maase, Kaspar: Jenseits der Massenkultur. Ein Vorschlag, populäre Kultur als repräsentative Kultur zu lesen. In: *Populäre Kultur als repräsentative Kultur. Die Herausforderung der Cultural Studies*. Hrsg. von Udo Göttlich, Clemens Albrecht u. Winfried Gebhardt. Köln: Halem 2002, S. 79–104.
- Maase, Kaspar: *Populärkultur-forschung. Eine Einführung*. Bielefeld: Transcript 2019.
- MacDonald, Robert: *Sons of the Empire. The Frontier and the Boy Scout Movement, 1890–1918*. Toronto: University of Toronto Press 1993.
- Macho, Thomas H.: Jugend und Gewalt. Zur Entzauberung einer modernen Wahrnehmung. In: *Das „zivilisierte“ Tier. Zur historischen Anthropologie der Gewalt*. Hrsg. von Michael Wimmer. Frankfurt a. M.: Fischer 1996, S. 221–244.
- Märting, Ralf-Peter: *Wunschpotentiale. Geschichte und Gesellschaft in Abenteuerromanen von Retcliffe, Armand, May. Königstein/Ts.: Hain 1983*.
- Martschukat, Jürgen u. Olaf Stieglitz: *Geschichte der Männlichkeiten*. Frankfurt, New York: Campus 2008.
- Martus, Steffen: *Ernst Jünger*. Stuttgart: Metzler 2001.
- Maß, Sandra: Welcome to the Jungle: Imperial Men, „Inner Africa“ and Mental Disorder in Colonial Discourse. In: *Helpless Imperialists. Imperial Failure, Fear and*

- Radicalization. Hrsg. von Maurus Reinkowski u. Gregor Thum. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2013, S. 92–116.
- Mayer, Hans: Gustav Freytags bürgerliches Heldenleben. In: Gustav Freytag: Soll und Haben. Roman in sechs Bänden. Mit einem Nachwort von Hans Mayer. München, Wien: Hanser 1977, S. 837–844.
- McClintock, Anne: Imperial Leather. Race, Gender and Sexuality in the Colonial Contest. New York: Routledge 1995.
- Mecklenburg, Norbert: Erzählte Provinz. Regionalismus und Moderne im Roman. Königstein: Athenäum 1982.
- Meier, Albert: Goethezeit. In: Geschichte des deutschsprachigen Romans. Von Heinrich Detering und Kai Sina, Benedikt Jeßing, Volker Meid, Albert Meier, Ralf Schnell. Hrsg. von Volker Meid. Stuttgart: Reclam 2013, S. 163–221.
- Mergenthaler, Volker: Von Bord der ‚Fremdenlegion‘ gehen. Mythologisch-metaphorische Ichbildung in Ernst Jüngers *Afrikanischen Spielen*. In: Ernst Jünger. Politik – Mythos – Kunst. Hrsg. von Lutz Hagedstedt. Berlin: De Gruyter 2004, S. 271–287.
- Mergenthaler, Volker: Völkerschau – Kannibalismus – Fremdenlegion. Zur Ästhetik der Transgression (1897–1936). Tübingen: Niemeyer 2005.
- Mergenthaler, Volker: *Afrikanische Spiele* (1936). In: Ernst-Jünger-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Hrsg. von Matthias Schöning. Stuttgart: Metzler 2014, S. 123–129.
- Meuser, Michael: Hegemoniale Männlichkeit – Überlegungen zur Leitkategorie der Men's Studies. In: FrauenMännerGeschlechterforschung. State of the Art. Hrsg. von Brigitte Aulenbacher. Münster: Westfälisches Dampfboot 2006, S. 160–174.
- Michels, Eckard: Deutsche in der Fremdenlegion 1870–1965. Mythen und Realitäten. 5., durchges. Aufl. Paderborn: Schöningh 2006.
- Mohler, Armin: Fremdenlegion. In: Die Schleife. Dokumente zum Weg von Ernst Jünger. Hrsg. von Armin Mohler. Zürich: Verlag der Arche 1955, S. 41–50.
- Montrose, Louis A.: Professing the Renaissance. The Poetics and Politics of Culture. In: The New Historicism. Hrsg. von Harold Aram Veenser. New York: Routledge 1989, S. 15–36.
- Moretti, Franco: The Bourgeois. Between History and Literature. London, New York: Verso 2013.
- Moyd, Michelle R.: Violent intermediaries. African soldiers, conquest, and everyday colonialism in German East Africa. Athens, Ohio: Ohio Univ. Press 2014.
- Müller, Hans-Harald: „Im Grunde erlebt jeder seinen eigenen Krieg“. Zur Bedeutung des Kriegserlebnisses im Frühwerk Ernst Jüngers. In: Ernst Jünger im 20. Jahrhundert. Hrsg. von Hans-Harald Müller u. Harro Segeberg. München: Fink 1995, S. 13–37.

- Münkler, Herfried: Die Gestalt des Partisanen. Herkunft und Zukunft. In: Der Partisan. Theorie, Strategie, Gestalt. Hrsg. von Herfried Münkler. Opladen: Westdeutscher Verlag 1990, S. 14–39.
- Münkler, Herfried: Heroische und postheroische Gesellschaften. In: Merkur 61 (2007), S. 742–752.
- Münkler, Marina: Inszenierungen von Normreflexivität und Selbstreflexivität in Wolframs von Eschenbach „Parzival“. In: Zeitschrift für Germanistik 18.3 (2008), S. 497–511.
- Musser, Amber Jamilla: Sensational Flesh. Race, Power, and Masochism. New York: New York Univ. Press 2014.
- N. N.: Funke, Alfred. In: Westfälisches Autorenlexikon. Band 3. Hrsg. von Walter Götten u. Iris Nölle-Hornkamp. Paderborn: Schöningh 1997, S. 195–196.
- Nerlich, Michael: Kritik der Abenteuer-Ideologie. Beitrag zur Erforschung der bürgerlichen Bewußtseinsbildung 1100–1750. Teil 1. Berlin: Akademie-Verlag 1977.
- Nerlich, Michael: Abenteuer oder das verlorene Selbstverständnis der Moderne. Von der Unaufhebbarkeit experimentalen Handelns. München: Gerling Akademie-Verlag 1997.
- Nolden, Thomas: On Colonial Spaces and Bodies: Hans Grimm's *Geschichten aus Südwestafrika*. In: The Imperialist Imagination. German Colonialism and its Legacy. Hrsg. von Sara Friedrichsmeyer, Sara Lennox u. Susanne Zantop. Ann Arbor: Univ. of Michigan Press 1998, S. 125–140.
- Noyes, John K.: Imperialist Man, Civilizing Woman and the European Male Masochist. In: Acta Germanica 23 (1995), S. 41–65.
- Noyes, John K.: The Mastery of Submission. Inventions of Masochism. Ithaca, N.Y.: Cornell Univ. Press 1997.
- Noyes, John K.: National Identity, Nomadism, and Narration in Gustav Frenssen's *Peter Moor's Journey to Southwest Africa*. In: The Imperialist Imagination. German Colonialism and its Legacy. Hrsg. von Sara Friedrichsmeyer, Sara Lennox u. Susanne Zantop. Ann Arbor: Univ. of Michigan Press 1998, S. 87–105.
- Nünning, Ansgar: Krise als Erzählung und Metapher. Literaturwissenschaftliche Bausteine für eine Metaphorologie und Narratologie von Krisen. In: Krisengeschichte(n). „Krise“ als Leitbegriff und Erzählmuster in kulturwissenschaftlicher Perspektive. Hrsg. von Carla Meyer, Katja Patzel-Mattern u. Gerrit Jasper Schenk. Stuttgart: Steiner 2013, S. 117–144.
- Nutz, Walter: Der Trivialroman. Seine Formen und seine Hersteller. Ein Beitrag zur Literatursoziologie. Köln: Westdeutscher Verlag 1962.
- Oexle, Otto Gerhard: ‚Das Mittelalter‘ – Bilder gedeuteter Geschichte. In: Gebrauch und Missbrauch des Mittelalters, 19.–21. Jahrhundert. Uses and Abuses of the

- Middle Ages: 19th–21st Century. Usages et Mésusages du Moyen Age du XIX^e au XXI^e siècle. Hrsg. von János M. Bak, Jörg Jarnut u. a. München: Fink 2009, S. 21–43.
- Oloukpona-Yinnon, Adjai Paulin: Kolonialliteratur zwischen Fiktion und Realität. ‚Götzen – Kolonialdrama in vier Akten‘ von Richard Küas. In: Histoire, littérature et société au Togo. Hrsg. von János Riesz u. Simon A. Amegbleame. Frankfurt a. M.: IKO 1997, S. 45–63.
- Opitz-Belakhal, Claudia: ‚Krise der Männlichkeit‘ – ein nützliches Konzept der Geschlechtergeschichte? In: L’Homme. Europäische Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft 19.2 (2008), S. 31–49.
- Ort, Claus-Michael: Was ist Realismus? In: Realismus. Epoche – Autoren – Werke. Hrsg. von Christian Begemann. Darmstadt: WBG 2007, S. 11–26.
- Osterhammel, Jürgen: Kulturelle Grenzen in der Expansion Europas. In: Saeculum. Jahrbuch für Universalgeschichte 46.1 (1995), S. 101–138.
- Osterhammel, Jürgen: ‚The Great Work of Uplifting Mankind‘. Zivilisierungsmission und Moderne. In: Zivilisierungsmissionen. Imperiale Weltverbesserung seit dem 18. Jahrhundert. Hrsg. von Boris Barth u. Jürgen Osterhammel. Konstanz: UVK 2005, S. 363–425.
- Osterhammel, Jürgen: Kolonialismus. Geschichte – Formen – Folgen. 6., durchges. Aufl. München: Beck 2009.
- Ott, Christine u. Jutta Weiser: Autofiktion und Medienrealität. Einleitung. In: Autofiktion und Medienrealität. Kulturelle Formungen des postmodernen Subjekts. Hrsg. von Jutta Weiser u. Christine Ott. Heidelberg: Winter 2013, S. 8–16.
- Parr, Rolf: „Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust“. Strukturen und Funktionen der Mythisierung Bismarcks (1860–1918). München: Fink 1992.
- Parr, Rolf: Real-Idealismus. Zur Diskursposition des deutschen Nationalstereotyps um 1870 am Beispiel von Ernst Wichert und Theodor Fontane. In: Literatur und Nation. Die Gründung des Deutschen Reiches 1981 in der deutschsprachigen Literatur: mit einer Auswahlbibliographie. Hrsg. von Karl Wagner u. Klaus Amann. Wien: Böhlau 1996, S. 107–126.
- Parr, Rolf: Wilhelm Raabe und die Burenkriege. 1899: Deutsche Schriftsteller begeistern sich für die „Burensache“. In: Mit Deutschland um die Welt. Eine Kulturgeschichte des Fremden in der Kolonialzeit. Hrsg. von Alexander Honold u. Klaus R. Scherpe. Stuttgart: Metzler 2004, S. 254–263.
- Parr, Rolf: Die Fremde als Heimat. Heimatkunst, Kolonialismus, Expeditionen. Konstanz: Konstanz Univ. Press 2014.
- Parr, Rolf: Heimat, oder: Warum koloniales Fernweh so prekär ist. In: Fernweh nach der Romantik. Begriff – Diskurs – Phänomen. Hrsg. von Irtraud Hnilica, Malte Kleinwort u. Patrick Ramponi. Freiburg i. Br.: Rombach 2017, S. 101–117.
- Pekar, Thomas: Ernst Jünger und der Orient. Mythos – Lektüre – Reise. Würzburg: Ergon 1999.

- Perras, Arne: Carl Peters and German Imperialism 1856–1918. A Political Biography. Oxford: Clarendon Press 2004.
- Pesek, Michael: Koloniale Herrschaft in Deutsch-Ostafrika. Expeditionen, Militär und Verwaltung seit 1880. Frankfurt a. M.: Campus 2005.
- Petersson, Niels P.: Markt, Zivilisierungsmission und Imperialismus. In: Zivilisierungsmissionen. Imperiale Weltverbesserung seit dem 18. Jahrhundert. Hrsg. von Boris Barth u. Jürgen Osterhammel. Konstanz: UVK 2005, S. 33–54.
- Plett, Bettina: Problematische Naturen? Held und Heroismus im realistischen Erzählen. Paderborn: Schöningh 2002.
- Plumpe, Gerhard: Einleitung. In: Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Bd. 6: Bürgerlicher Realismus und Gründerzeit 1848–1890. Hrsg. von Edward MacInnes u. Gerhard Plumpe. München: Hanser 1996, S. 17–83.
- Polaschegg, Andrea: Der andere Orientalismus. Regeln deutsch-morgenländischer Imagination im 19. Jahrhundert. Berlin: De Gruyter 2011.
- Potthast, Barbara: Die Ganzheit der Geschichte. Historische Romane im 19. Jahrhundert. Göttingen: Wallstein 2007.
- Pratt, Mary Louise: Imperial Eyes. Travel Writing and Transculturation. London: Routledge 1992.
- Prill, Ulrich: „mir ward Alles Spiel“. Ernst Jünger als homo ludens. Würzburg: Königshausen & Neumann 2002.
- Propp, Vladimir Jakovlevič: Morphologie des Märchens. München: Hanser 1972.
- Radkau, Joachim: Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler. München: Hanser 1998.
- Reichlin, Susanne: Substitutionen und Verschiebungen. Ritterliche, sexuelle und ökonomische *aubentür* im Kaufinger-Faszikel (Cgm 270). In: Triebökonomien des Abenteuers. Hrsg. von Elisabeth Hutter, Nathalie Schuler u. a. Paderborn: Fink 2021, S. 67–96.
- Reinkowski, Maurus u. Gregor Thum (Hrsg.): Helpless Imperialists. Imperial Failure, Fear and Radicalization. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2013.
- Reinkowski, Maurus u. Gregor Thum: Helpless Imperialists: Introduction. In: Helpless Imperialists. Imperial Failure, Fear and Radicalization. Hrsg. von Maurus Reinkowski u. Gregor Thum. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2013, S. 7–20.
- Riviere, Joan: Womanliness as a Masquerade. In: The International Journal of Psychoanalysis 10 (1929), S. 303–313.
- Robinson, Sally: Marked Men. White Masculinity in Crisis. New York: Columbia Univ. Press 2000.
- Rosenthal, Michael: The Character Factory. Baden-Powell and the Origins of the Boy Scout Movement. London: Collins 1986.

- Rossbacher, Karlheinz: Heimatkunst in der frühen Moderne. In: Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Naturalismus – Fin de siècle – Expressionismus 1890–1918. Band 7. Hrsg. von York-Gothart Mix. München: Hanser 2000, S. 300–313.
- Said, Edward W.: Orientalism. London: Penguin 1991.
- Said, Edward W.: Culture and Imperialism. London: Vintage 1994.
- Sandl, Marcus: Homo ludens. Überlegungen zur historischen Anthropologie des Spiels. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL) 39.2 (2014), S. 404–412.
- Scherer, Stefan: Dichterinszenierung in der Massenpresse. Autorpraktiken in populären Zeitschriften des Realismus – Storm (C. F. Meyer). In: Schriftstellerische Inszenierungspraktiken – Typologie und Geschichte. Hrsg. von Christoph Jürgensen u. Gerhard Kaiser. Heidelberg: Winter 2011, S. 229–249.
- Schlechtriemen, Tobias: Der Held als Effekt. *Boundary work* in Heroisierungsprozessen. In: Berliner Debatte Initial 29.1 (2018), S. 106–119.
- Schmidt, Arno: Sitara und der Weg dorthin. Eine Studie über Wesen, Werk & Wirkung Karl Mays. 3. Aufl. Frankfurt a. M.: Fischer 1976.
- Schmiedt, Helmut: Handlungsführung und Prosastil. In: Karl-May-Handbuch. Hrsg. von Gert Ueding. 2. erw. und bearb. Aufl. Würzburg: Königshausen & Neumann 2001, S. 131–152.
- Schmitt, Carl: Theorie des Partisanen. Zwischenbemerkung zum Begriff des Partisanen. Berlin: Duncker & Humblot 1963.
- Schmitz-Emans, Monika: „Wagnis“ und „Risiko“. Semantisierungen und Nachbarbegriffe. In: Literatur als Wagnis. Literature as a risk: DFG-Symposium 2011. Hrsg. von Monika Schmitz-Emans. Berlin, Boston: De Gruyter 2013, S. 835–870.
- Schneider, Ute: Funktionen und Leistungen des Lesens: Frühe Neuzeit. In: Lesen. Ein interdisziplinäres Handbuch. Hrsg. von Ursula Rautenberg u. Ute Schneider. Berlin, Boston: De Gruyter 2015, S. 739–764.
- Schnepfen, Heinz: Der Fall Karl Peters. Ein Kolonialbeamter vor Gericht. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 49 (2001), S. 869–885.
- Schnyder, Mireille: *Âventiure? waz ist daz?* Zum Begriff des Abenteuers in der deutschen Literatur des Mittelalters. In: Euphorion 96 (2002), S. 257–272.
- Schnyder, Mireille: Ich-Geschichten. Die (Er)findung des Selbst. In: Inszenierungen von Subjektivität in der Literatur des Mittelalters. Hrsg. von Martin Baisch, Jutta Eming u. a. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer 2005, S. 75–90.
- Schnyder, Mireille: Sieben Thesen zum Begriff der *âventiure*. In: Im Wortfeld des Textes. Worthistorische Beiträge zu den Bezeichnungen von Rede und Schrift im Mittelalter. Hrsg. von Gerd Dicke. Berlin: De Gruyter 2006, S. 369–376.
- Schnyder, Peter: Robinson der Spieler. Erzählen im Zeichen einer ‚Geometrie des Zufalls‘. In: Kein Zufall. Konzeptionen von Kontingenz in der mittelalterlichen

- Literatur. Hrsg. von Cornelia Herberichs u. Susanne Reichlin. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2011, S. 390–408.
- Schönert, Jörg: Zu den sozio-kulturellen Praktiken im Umgang mit Literatur(en) von 1770 bis 1930. In: Schund und Schönheit. Populäre Kultur um 1900. Hrsg. von Wolfgang Kaschuba u. Kaspar Maase. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2001, S. 283–289.
- Schrölkamp, Stefan: Gründerväter der Pfadfinderbewegung. Pfadfinderlebensläufe Band 1: Alexander Lion, Maximilian Bayer, Carl Freiherr von Seckendorff. Mit einer Einführung von Klaus Röttcher, Arno Klönne und dem Autor. Baunach: Spurbuch 2005.
- Schubert-Weller, Christoph: So begann es – Scouting als vormilitärische Erziehung. Der Beginn der Pfadfinderbewegung in Deutschland am Vorabend des Ersten Weltkrieges. Baunach: Deutscher Spurbuchverlag 1988.
- Schubert-Weller, Christoph: Internationale Orientierung und nationale Aufgabe: Pfadfinderpädagogik der Gründungsphase. In: Pfadfinden. Eine globale Erziehungs- und Bildungsidee aus interdisziplinärer Sicht. Hrsg. von Eckart Conze u. Matthias D. Witte. Wiesbaden: Springer VS 2012, S. 25–36.
- Schulz, Armin: Erzähltheorie in mediävistischer Perspektive. Hrsg. von Manuel Braun, Alexandra Dunkel u. Jan-Dirk Müller. Berlin: De Gruyter 2012.
- Schulze, Ursula: Stationen der Parzival-Rezeption. Strukturveränderung und ihre Folgen. In: Mittelalter-Rezeption. Ein Symposium. Hrsg. von Peter Wapnewski. Stuttgart: Metzler 1986, S. 555–580.
- Schwarz, Thomas: Robert Müllers Tropen. Ein Reiseführer in den imperialen Exotismus. Heidelberg: Synchron 2006.
- Simanowski, Roberto: Die Verwaltung des Abenteuers. Massenkultur um 1800 am Beispiel Christian August Vulpius. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1998.
- Sippel, Harald: Die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts und das Reichskolonialamt. In: Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche. Hrsg. von Ulrich van der Heyden u. Joachim Zeller. Berlin: Berlin Edition 2002, S. 29–32.
- Speitkamp, Winfried: The Imagined Elites. German Elites and the Colonial Empires. In: *Au sommet de l'Empire. Les élites européennes dans les colonies (XVI^e–XX^e siècle) / At the Top of the Empire: European Elites in the Colonies (16th–20th century)*. Hrsg. von Claire Laux, François-Joseph Ruggiu u. Pierre Singaravélou. Brüssel, New York: Lang 2009, S. 303–316.
- Speitkamp, Winfried: Deutsche Kolonialgeschichte. 3., bibl. erg. Aufl. Stuttgart: Reclam 2014.
- Stäheli, Urs: Das Populäre als Unterscheidung – eine theoretische Skizze. In: *Popularisierung und Popularität*. Hrsg. von Gereon Blaseio, Hedwig Pompe u. Jens Ruchatz. Köln: DuMont 2005, S. 146–167.
- Stein, Peter: *Schriftkultur. Eine Geschichte des Schreibens und Lesens*. Darmstadt: Primus 2010.

- Steinbrink, Bernd: Abenteuerliteratur des 19. Jahrhunderts in Deutschland. Studien zu einer vernachlässigten Gattung. Tübingen: Niemeyer 1983.
- Steinlein, Rüdiger: Die domestizierte Phantasie. Studien zur Kinderliteratur, Kinderlektüre u. Literaturpädagogik des 18. und frühen 19. Jahrhunderts. Heidelberg: Winter 1987.
- Strohschneider, Peter: *âventiure*-Erzählen und *âventiure*-Handeln. Eine Modellskizze. In: Im Wortfeld des Textes. Worthistorische Beiträge zu den Bezeichnungen von Rede und Schrift im Mittelalter. Hrsg. von Gerd Dicke. Berlin: De Gruyter 2006, S. 377–383.
- Struck, Wolfgang: Die Lesbarkeit eines Kontinents. Afrika in der deutschen Literatur um 1900. In: KODIKAS/Code 221–2 (1999), S. 43–56.
- Struck, Wolfgang: Die Eroberung der Phantasie. Kolonialismus, Literatur und Film zwischen deutschem Kaiserreich und Weimarer Republik. Göttingen: V & R Unipress 2010.
- Struck, Wolfgang: Macht-Abenteuer. Carl Peters in der Bibliothek. In: Abenteuer in der Moderne. Hrsg. von Oliver Grill u. Brigitte Obermayr. Paderborn: Fink 2020, S. 169–190.
- Süess, Martina: Die kleinen Füßchen der großen Katharina. Frauenherrschaft bei Leopold von Sacher-Masoch. In: Größe. Zur Medien- und Konzeptgeschichte personaler Macht im langen 19. Jahrhundert. Hrsg. von Michael Gamper u. Ingrid Kleberg. Zürich: Chronos 2015, S. 173–192.
- Süselbeck, Jan: Die Totalität der Mitte. Gustav Freytags Figur Anton Wohlfart und Wilhelm Raabes Protagonist Hans Unwirsch als ‚Helden‘ des antisemitischen ‚Bildungsromans‘ im 19. Jahrhundert. In: Ästhetischer Heroismus. Konzeptionelle und figurative Paradigmen des Helden. Hrsg. von Nikolas Immer u. Mareen van Marwyck. Bielefeld: Transcript 2013, S. 293–324.
- Teuber, Bernhard: Yvain, der Löwenritter – Die Geburt des Abenteurers in der mittelalterlichen Erzählliteratur. In: Glücksritter. Risiko und Erzählstruktur. Hrsg. von Wolfram Ette u. Bernhard Teuber. Paderborn: Fink 2021, S. 1–26.
- Thanner, Veronika: ‚Tückische Oberflächen‘ und ‚höllische Gestade‘ im Inneren. Topologien der Gefahr im 19. Jahrhundert. Würzburg: Königshausen & Neumann 2016.
- Theweleit, Klaus: Männerphantasien. Überarb., revid. Ausg. Berlin: Matthes & Seitz 2019.
- Tholen, Toni: Männlichkeiten in der Literatur. Überlegungen zu einer männlichkeits-sensiblen Literaturwissenschaft. In: Männlichkeiten in der Literatur. Konzepte und Praktiken zwischen Wandel und Beharrung. Hrsg. von Toni Tholen. Bielefeld: Transcript 2015, S. 11–25.
- Trotha, Trutz von: Koloniale Herrschaft. Zur soziologischen Theorie der Staatsentstehung am Beispiel des „Schutzgebietes Togo“. Tübingen: Mohr 1994.

- Trotha, Trutz von: Über den Erfolg und die Brüchigkeit der Utopie staatlicher Herrschaft. Herrschaftssoziologische Beobachtungen über den kolonialen und nachkolonialen Staat in Westafrika. In: Verstaatlichung der Welt? Europäische Staatsmodelle und außereuropäische Machtprozesse. Hrsg. von Wolfgang Reinhard. München: Oldenbourg 1999, S. 223–251.
- Ueding, Gert: Glanzvolles Elend. Versuch über Kitsch und Kolportage. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1973.
- Uerlings, Herbert: „Ich bin von niedriger Rasse“. (Post-)Kolonialismus und Geschlechterdifferenz in der deutschen Literatur. Köln: Böhlau 2006.
- Unangst, Matthew: Men of Science and Action. The Celebrity of Explorers and German National Identity, 1870–1895. In: Central European History 50 (2017), S. 305–327.
- van der Heyden, Ulrich: Die „Hottentottenwahlen“ von 1907. In: Völkermord in Deutsch-Südwestafrika. Der Kolonialkrieg (1904–1908) in Namibia und seine Folgen. Hrsg. von Jürgen Zimmerer u. Joachim Zeller. 2. Aufl. Berlin: Links 2004, S. 97–104.
- van der Heyden, Ulrich (Hrsg.): Kolonialismus hierzulande. Eine Spurensuche in Deutschland. Erfurt: Sutton 2007.
- van der Heyden, Ulrich u. Joachim Zeller (Hrsg.): Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche. Berlin: Berlin Edition 2002.
- Vecchiato, Daniele: Trivialliteratur als Gegenstand germanistischer Forschung. Traditionelle Perspektiven und neueste Entwicklungen. In: Zeitschrift für Germanistik 28.1 (2018), S. 112–118.
- Vogl, Joseph u. Alexander Kluge: Das Loch in der Wirklichkeit. Gespräch in der Berliner F.A.Z-Redaktion 2009. <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/das-loch-in-der-wirklichkeit-11402379.html> (2.10.2023).
- von den Hoff, Ralf, Ronald G. Asch u. a.: Helden – Heroisierungen – Heroismen. Transformationen und Konjunkturen von der Antike bis zur Moderne. Konzeptionelle Ausgangspunkte des Sonderforschungsbereichs 948. In: helden. heroes. héros. 1.1 (2013), S. 7–14.
- Wagner-Egelhaaf, Martina: Einleitung: Was ist Auto^ofiktion? In: Auto(r)fiktion. Literarische Verfahren der Selbstkonstruktion. Hrsg. von Martina Wagner-Egelhaaf. Bielefeld: Aisthesis 2013, S. 7–21.
- Warmbold, Joachim: „Ein Stückchen neudeutsche Erd‘...“. Deutsche Kolonial-Literatur: Aspekte ihrer Geschichte, Eigenart und Wirkung, dargestellt am Beispiel Afrikas. Frankfurt a. M.: Haag + Herchen 1982.
- Warning, Rainer: Die narrative Lust an der List. Norm und Transgression im *Tristan*. In: Transgressionen. Literatur als Ethnographie. Hrsg. von Gerhard Neumann u. Rainer Warning. Freiburg i. Br.: Rombach 2003, S. 175–212.
- Wasielewski-Knecht, Claudia: Studien zur deutschen Parzival-Rezeption in Epos und Drama des 18.–20. Jahrhunderts. Frankfurt a. M.: Lang 1993.

- Wegera, Klaus-Peter: „*mich en habe diu âventiure betrogen*“. Ein Beitrag zur Wort- und Begriffsgeschichte von *âventiure* im Mittelhochdeutschen. In: Das Wort – Seine strukturelle und kulturelle Dimension. Festschrift für Oskar Reichmann zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Vilmos Ágel, Andreas Gardt u. a. Berlin: De Gruyter 2002, S. 229–244.
- Welzig, Werner: Der Wandel des Abenteuerertums. In: Pikarische Welt. Schriften zum europäischen Schelmenroman. Hrsg. von Helmut Heidenreich. Darmstadt: WBG 1969, S. 438–454.
- Werner, Karen: „Idealer Tatmensch“, „Leitbild guter Manieren“ oder „germanischer Recke“? Zur erzieherischen Bedeutung des Parzival im mittelschulischen Deutschunterricht (1910–1945). In: Mittelalter im Kinder- und Jugendbuch. Akten der Tagung Bamberg 2010. Hrsg. von Ingrid Bennewitz u. Andrea Schindler. Bamberg: University of Bamberg Press 2012, S. 65–78.
- West, Candace u. Don H. Zimmerman: Doing Gender. In: Gender & Society 1.2 (1987), S. 125–151.
- Wildenthal, Lora: German Women for Empire, 1884–1945. Durham, London: Duke Univ. Press 2001.
- Wilke, Sabine: Masochismus und Kolonialismus. Literatur, Film und Pädagogik. Tübingen: Stauffenburg 2007.
- Wilkending, Gisela: Die Kommerzialisierung der Jugendliteratur und die Jugendschriftenbewegung um 1900. In: Schund und Schönheit. Populäre Kultur um 1900. Hrsg. von Wolfgang Kaschuba u. Kaspar Maase. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2001, S. 218–251.
- Winkler, Martina: Vom Nutzen und Nachteil literarischer Quellen für Historiker. In: Digitales Handbuch zur Geschichte und Kultur Russlands und Osteuropas Nr. 21 2009, S. 1–25.
- Wollschläger, Hans: Karl May. Grundriß eines gebrochenen Lebens. Zürich: Diogenes 1983.
- Zantop, Susanne: Colonial Fantasies. Conquest, Family, and Nation in Precolonial Germany, 1770–1870. Durham: Duke Univ. Press 1997.
- Zeigerer, Merle: Kriegsberichterstatte in den deutschen Kolonialkriegen in Asien und Afrika. Augenzeugen, Anstifter, Komplizen? Kiel: Solivagus Præteritum 2016.
- Zilcosky, John: Kafka's Travels. Exoticism, Colonialism, and the Traffic of Writing. New York: Palgrave 2003.
- Zilcosky, John: Uncanny Encounters. Literature, Psychoanalysis, and the End of Alterity. Evanston, Illinois: Northwestern Univ. Press 2016.
- Zilcosky, John: Freud träumt von Rider Haggard: Psychoanalyse und Abenteuer. In: Abenteuer in der Moderne. Hrsg. von Oliver Grill u. Brigitte Obermayr. Paderborn: Fink 2020, S. 91–104.

- Zimmerer, Jürgen: Holocaust und Imperialismus. Beitrag zu einer Archäologie des genozidalen Gedankens. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 51.12 (2003), S. 1098–1119.
- Zimmerer, Jürgen: Krieg, KZ und Völkermord in Südwestafrika. Der erste deutsche Genozid. In: Völkermord in Deutsch-Südwestafrika. Der Kolonialkrieg (1904–1908) in Namibia und seine Folgen. Hrsg. von Jürgen Zimmerer u. Joachim Zeller. 2. Aufl. Berlin: Links 2004, S. 45–63.
- Zimmerer, Jürgen: Von Windhuk nach Auschwitz? Beiträge zum Verhältnis von Kolonialismus und Holocaust. Berlin: Lit 2011.
- Zimmerer, Jürgen (Hrsg.): Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte. Frankfurt a. M.: Campus; bpb 2013.
- Zimmermann, Hans Dieter: Schema-Literatur. Ästhetische Norm und literarisches System. Stuttgart: Kohlhammer 1979.
- Zimmermann, Hans Dieter: Trivilliteratur? Schema-Literatur! Entstehung, Formen, Bewertung. 2. Aufl. Stuttgart: Kohlhammer 1982.
- Zumbusch, Cornelia: Wunsch und Wunder. *Wilhelm Meisters Wanderjahre* und die Geschichte des Abenteurers. In: Abenteuer in der Moderne. Hrsg. von Oliver Grill u. Brigitte Obermayr. Paderborn: Fink 2020, S. 75–90.
- Zweig, Paul: The Adventurer. London: Dent 1974.

Siglenverzeichnis

- AL Funke, Alfred: Afrikanischer Lorbeer. Kolonialroman. Berlin: DITA Deutsches Verlagshaus 1907.
- BE Küas, Richard: Vom Baum der Erkenntnis. Deutscher Kolonialroman. Leipzig: Paul List 1911.
- TE Küas, Richard: Togo-Erinnerungen. Berlin: Vorhut Verlag Otto Schlegel 1939.
- PM Frenssen, Gustav: Peter Moors Fahrt nach Südwest. Ein Feldzugsbericht. Berlin: G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung 1906.
- OH Steffen, Jonk [d. i. Maximilian Bayer]: Okowi – ein Hererospion? Eine Geschichte aus dem südwestafrikanischen Kriege. Berlin: Wilhelm Weicher 1910.
- AS Jünger, Ernst: Afrikanische Spiele. In: ders.: Sämtliche Werke Bd. 15, Abt. 3, Erzählende Schriften, 1. Erzählungen. Stuttgart: Klett-Cotta 1978, S. 76–245.

Dank

Eine Dissertation zu schreiben ist eine einsame Angelegenheit. Während sich diese Worte, die mir zu Beginn der Promotion mit auf den Weg gegeben wurden, in unzähligen Stunden am heimischen Schreibtisch durchaus bewahrheitet haben, wäre die vorliegende Arbeit ohne den wissenschaftlichen Austausch, die Hilfe und Unterstützung durch Menschen in meinem Umfeld nicht möglich gewesen.

Mein Dank gilt an erster Stelle Albrecht Koschorke, der das Projekt von Anfang an begleitet und in allen Phasen unterstützt hat. Seine Betreuung hat mich nicht nur mit großer fachlicher Expertise und konstruktiven Fragen bereichert, sondern auch durch aufmunternde und wertschätzende Worte zur richtigen Zeit, empathische Gelassenheit, Erfahrung und Menschenkenntnis. Danken möchte ich auch Susanne Lüdemann dafür, dass sie sich auf das Abenteuer der Kolonialliteratur eingelassen hat. Die Dissertation hat maßgeblich davon profitiert, dass ich das Projekt als wissenschaftliche Mitarbeiterin in der DFG-Forschungsgruppe *Philologie des Abenteurers* an der LMU München bearbeiten konnte. Großer Dank gebührt daher allen Mitgliedern der Gruppe für die inspirierenden Diskussionen und Vorträge in den Lektüreforen, Workshops und Jahrestagungen, besonders aber Martin von Koppenfels, Manuel Mühlbacher und Carina Breidenbach für die herzliche Aufnahme sowie die fachliche und organisatorische Unterstützung in allen Belangen. Besonders instruktiv waren für mich auch die Diskussionen, Anregungen und Lektürehinweise im Forschungskolloquium in Konstanz und im Oberseminar in München, wofür ich allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern danken möchte.

Das einsame Schreiben wurde erheblich erleichtert durch die Gemeinschaft, die ich in meiner Konstanzer Schreibgruppe sowie der Augsburger Diss-Runde erfahren durfte. Danke für den Jubel, Julia, Lisa, Steffi und Julia, er hat mir sehr viel bedeutet. Kritischen Input, unvergessliche Diskussionen bis in die Morgenstunden und Freundschaft in angespannten Zeiten verdanke ich Lisa, Marius, Clara, Claas, Stephanie, Reini, Markus und Matthias – es war mir ein Fest! Anuschka, dein offenes Ohr für kleine und große Krisen, deine reflektierte Sicht auf die Welt und unsere Verbundenheit sind für mich ein großes Geschenk. Unendlicher Dank, der sich nicht in Worte fassen lässt, gebührt meiner Familie und Jakob. Danke, dass ihr an meiner Seite seid.

Die Studie untersucht, wie in deutschen Kolonialromanen mittels Abenteuer narrativen Krisenerfahrungen der Jahrhundertwende verhandelt werden. Das Abenteuer als um 1900 gleichermaßen tradiertes wie problematisiertes Erzähl- und Handlungsmodell bietet durch verschiedene Formen der Transgression die Gelegenheit, gesellschaftliche Ordnungsentwürfe und die darin vorgesehene Rolle des männlichen Kolonialakteurs kritisch zu reflektieren. Die abenteuerliche Eskapade als fester Bestandteil exotistischer Imaginationen steht in den untersuchten Romanen in Konflikt mit der zugleich erwarteten (Selbst-)Beherrschung. Die erzählerische Evokation von Hilflosigkeit zwischen Abenteuer und Ordnung bleibt indes nicht auf den kolonialen Kontext begrenzt. Indem koloniale Herausforderungen diskursiv aufs Engste mit denen der Heimat verwoben werden, wird deutlich, dass die deutsche Kolonialliteratur als kulturkritischer Kommentar zu Entwicklungen der Moderne zu verstehen ist.



Philologie
des **Abenteuers**

ISBN 978-3-7705-6842-0



9 783770 568420